DAS TAGE-BUCH

Herausgeber: Stefan Großmann

Geleitet von
Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild

Berlin 1922
3. Jahrgang
1. Halbjahr



*STEFAN GROSSMANN*ERSCHEINT JEDEN SONNABEND*ERNST ROWOHLT VERLAG*JAHRGANG III HEFT 1*HERAUSGEBER*

DAS TAGEBUCH

BERLIN * 7. JANUAR 1922

INHALT

Geleitet von Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild

*

Einzelheft 3.60 M. Vierteljährlich 35.— M.



DAS TAGE-BUCH

GELEITET VON

STEFAN GROSSMANN UND LEOPOLD SCHWARZSCHILD

INHALTS-VERZEICHNIS

3. Jahrgang / 1. Halbjahr

1 9 2 2

Politik, Geschichte, Philosophie, Wirtschaft:

Kunst, Literatur und Wissenschaft:

Betrachtungen, Briefe, Erinnerungen:

Dichtüngen, Aphosrismen, Satiren:

Glossen:

TAGEBUCH DER ZEIT

Während in Washington über die Abrüstung oder vielmehr über die Aufrüstung verhandelt wird, ist der Vertreter des „Manchester Guardian" mit amerikanischen Offizieren nach Edgewood gefahren, eine halbe Stunde weit von Baltimore, und hat die Giftgasfabriken besichtigt, die dort während des Kriegs errichtet und noch immer frisch in Arbeit sind. Er schildert herrliche Möglichkeiten, an denen in Edgewood Tag und Nacht gearbeitet wird. Ein famoses Gas, das zur sofortigen Erstickung führt, wird Phosgen genannt, ein anderes ausgezeichnetes Gas — Chloropicrin — bewirkt dauerndes Erbrechen bis zum Tode, die Lachdrymatorygase erzeugen nur Ströme von Tränen, sind also verhältnismäßig harmlos und werden nicht mehr gern erzeugt. Die wirksamsten Gase sind die sogenannten Senfgase, sie dringen durch jeden Stoff und verbrennen das Fleisch. Es ist nun in Edgewood gelungen, ein ideales Mordgas zu schaffen, wirksam wie das Senfgas, langsamer sich ausbreitend als Phosgen, das der Wind zu leicht vor sich hintreibt, aber mit denselben erstickenden Wirkungen wie Phosgen. Dieses wundervolle Gas heißt Lewisit, und die amerikanischen Offiziere versicherten, daß man damit ganze Städte ersticken kann. Es soll mit Spritzen aus Flugzeugen ausgegossen werden Bringt die Kleider zur Entzündung und verbrennt Haut und Fleisch. Es breitet sich sicher und in der Richtung der Spritze aus. Aus einigen Groß Flugzeugen, die Bomben von 4300 Pfund mit führen, sind mit entsprechenden Spritzmaschinen große Städte unschwer zu zerstören. Lewisit, mit Azetylen und Arsen Trichlorid hergestellt, durchdringt jede Maske und verbrennt den Gegner nicht nur äußerlich, sondern es dringt ihm auch in die Lunge und verbrennt ihn von innen . . . Man sieht, der Krieg ist noch steigerungsfähig, er hat eine phantastische Zukunft. Leider wird man deutschen Kriegsfreunden, vor Allem Ludendorff, die Freude am Lewisit durch die verdrießliche Feststellung mindern müssen, daß der Erfinder des Lewisit Herr Professor Leewis (von der North Western Universität) ist. Leewis? Levis? Levi? Es ist zu befürchten, daß die letzte Vervollkommnung des Krieges von Juden in die Hand genommen wurde. Wenn das stimmt, wenn Lewisit von Levi stammt, dann freuen die ganzen Erstickungsgase Herrn Ludendorff nicht mehr.

Die Kohle oder das Leben — das war für das ebenso frierende wie hungernde Österreich die Schicksalsfrage. Wie sollen wir Schnorrer Kohle und Cokes auf Kredit bekommen? Dieser Sorge sind die Österreicher nunmehr für einige Zeit enthoben, das Übereinkommen, das in Lana, bei dem Zusammentreffen der Präsidenten Masaryk und Hainisch, von den Ministern Schober und Benesch geschlossen wurde, garantiert den Österreichern Kohle und Zucker. Sie erhalten Kredite von der Tschechoslowakei und müssen nur die Zinsen (bei freilich hohen Einkaufspreisen) zahlen. Den Kredit gewähren ihnen die Tschechen aus dem Kredit, den sie selbst von der Entente erhalten. Es hat nun in Deutschland Propheten gegeben, die aus diesem Übereinkommen die Auferstehung eines Donaubundes erkennen wollten und Herr Gothein, der wie wenige die Kunst kennt, politische Dummheiten mit Applomb zu sagen, hat der Anschlußbewegung schon ein Grablied gesungen. Leuten mit so kurzer Leitung muß das Abc der Politik erklärt werden: Politik geschieht nämlich nie in der Luftlinie, die Entwicklung geht in Spiralen. Die Österreicher mußten die Kohle der Tschechen nehmen, aber sie haben selbst in dieser einigermaßen schwierigen Situation den Wunsch des Herrn Benesch abgeschlagen, der kleinen Entente beizutreten. Gut geheizte Öfen und Kessel sind eine schöne Sache, aber wenn Herr Schober der Wiener Nationalversammlung zugemutet hätte, ein Bündnis mit Prag und Belgrad — etwa gegen Italien, das mit den Jugoslawen auf gespanntem Fuß steht — einzugehen, so wäre er von Großdeutschen, Sozialdemokraten und Christlichsozialen gemeinsam davongejagt worden. Wenn man bedenkt, daß ein großer Teil der Fabriken in Böhmen Wiener Industriellen gehört, daß der Handel nach dem Balkan über Wien geht, daß Österreich die zweitbeste Kundschaft der böhmischen Industrie ist, so wird man die Notwendigkeit einer Wirtschaftsverständigung Prag-Wien begreifen. Herr Benesch, der eine so leichtfertige (und antitschechische!) Polenpolitik getrieben hat, wird eines Tages einsehen, daß der gute Contakt mit Berlin die andere wirtschaftliche Notwendigkeit der Tschechoslowakei ist, und dann wird die Periode der nationalen Besoffenheit in Prag beendet sein. Dann wird sich in Wien, Graz, Innsbruck, die innere Stimme der einigen Nation, die auch bei bestgeheizten Öfen nicht zu betäuben ist, gerade so leidenschaftlich erheben, wie im vorigen Jahr, bei allen vorgenommenen und verschobenen Volksabstimmungen. Die Gotheins sehen freilich immer nur die Notwendigkeiten der nächsten drei Monate. Weil die Entwicklung nicht in der Luftlinie fortschreitet,

drum übersehen sie das Gesetz der Geschichte. Aber Triest kam zu Italien, Metz wurde französisch, Polen erstand neu, die Tschechen wurden selbständig, weil die Staaten sich als nationale Einheiten konstituieren. Der Gedanke „Alldeutschland“ war eine Anmaßung, der Gedanke „Großdeutschland“ ist unzerstörbar. Laßt die Österreicher nur ihre kalten Öfen heizen — ihre Herzen bleiben dabei warm. Herr Reichsminister Gothein ist auch als Anschlußpolitiker längst a. D. Man sollte ihn überhaupt nur mehr den Herren A. D. nennen.

In den bayrischen Gymnasien ist ein Geschichtsbuch in Verwendung, das ein Gymnasialdirektor namens Stich verfaßt hat. Der Mann ist nicht nur ein Stich, er hat auch einen. Über den Präsidenten Ebert bläut er den armen Schuljungen ein: „Friedrich Ebert, ein 1871 in Heidelberg geborener früherer Sattler, so recht der Vertreter der durch den Umsturz plötzlich in die Höhe gehobenen Volksmänner.“ Wenn der Stich mit dem Stich gewußt hätte, daß selbst Kapp sich bemüht hat, die kluge, stille Kraft Eberts auf dem Präsidentenstuhl zu erhalten, so hätte er den bayrischen Buben vielleicht einen anderen Satz zum Auswendiglernen gegeben. Übrigens: 1871 geboren. Friedrich Ebert hat also in dem eben beendeten Jahre seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert. Wer hat davon gehört? Kein Zeitungsartikel, kein Bankett, keine Jubelversammlung wurde losgelassen. Der plötzlich in die Höhe gehobene Volksmann ist jedenfalls ein stilles Oberhaupt!

Herrn Stinnes gegenüber ist man in eigentümlicher Lage. Wie oft wünscht man nicht, ihm vorurteilslos einmal all die Ehren erweisen zu können, die er auf seinem Spezialfeld sicher verdient! Immer wieder aber zwingt er durch politische Eskapaden zu Opposition und scharfer Tonart. Diesmal ist ein Interview, das die Prager „Bohemia“ undementiert veröffentlichte, als außerordentliche Entgleisung festzunageln. Herr Stinnes erklärt darin über die Reparationsbemühungen in London: „An den seither geführten Verhandlungen habe ich kein weiteres Interesse mehr, da sich ja andere Persönlichkeiten darum bemühen“. Das ist ein bißchen von oben herunter; und ob es gerade dem Auslande gegenüber sehr taktvoll war, der Eifersüchtelei wider — „andere Persönlichkeiten“ so knurrig Ausdruck zu geben, daß man fast glauben muß, sie sei in der Psyche des Sprechers wichtiger als die wichtigste Frage deutschen Schicksals, — ob das sehr taktvoll war, sei dahingestellt. (Auch ob der Verhandlungsverlauf historisch nicht doch etwas anders

war, als Stinnes impliciert!) Aber nicht nur taktlos, sondern direkt schädlich, unwahr und nur von innerpolitischer Leidenschaft suggeriert war der Satz: „Die Bank von England lehnt jede Kreditgewährung ab, solange nicht Deutschland konsolidierte Verhältnisse hat. Diese Konsolidierung kann nur dann erzielt werden, wenn auch in den Staatsbetrieben der kaufmännische Grundsatz der Ausnutzung der Konjunktur Anwendung findet". Nein, Herr Stinnes, — nein und abermals nein! Aktenmäßig steht fest, daß die Bank von England durchaus nichts von den „unkonsolidierten Verhältnissen" und von Ihrem Lieblingskind, den Staatsbetrieben, gesagt hat! Als Grund für ihre Ablehnung des deutschen Anleihegesuches gab sie vielmehr an: „die Herrschaft der Bedingungen, welche zurzeit für die Zahlungsverpflichtungen der deutschen Regierung gegenüber der Reparationskommission während der nächsten Zeit maßgebend seien". Die Bank von England begründete Deutschlands Kreditunwürdigkeit also mit einem Faktor, dessen Verantwortung nicht auf Deutschland, sondern auf den Alliierten lastet. Sie aber drehen den Spieß um und unterlegen der Bank von England eine Argumentation, in der Deutschlands Kreditunwürdigkeit nicht von fremder, sondern von eigener Schuld verursacht scheint. Sie sind also, mittels kleiner Motivenvariation, päpstlicher als der Papst, ententistischer als die City. Damit mögen Sie vielleicht Ihren Interessen dienen! Unglücklicherweise passiert Ihnen immer wieder eine kleine Verwechslung, die durch Ihren unerhörten Aufstieg gewiß zu erklären, aber von uns anderen nicht zu unterschreiben ist. Stinnes-Interessen — das ist doch noch nicht dasselbe wie die Interessen Deutschlands!

RUDOLF KOMMER (London)

DAS VORSPIEL IN WASHINGTON

I.

Als das Riesenorchester der angelsächsischen öffentlichen Meinung für die Konferenz von Washington zusammengestellt wurde, suchte die Direktion drei besonders erlauchte Solisten zu verpflichten: Arnold Bennett, Bernard Shaw und H. G. Wells. Der Erstere sagte aus privaten Gründen ab. Bernard Shaw erklärte in drei Aufsätzen in der „Nation", daß er wohl für eine Abrüstungskonferenz, nicht aber für eine Sparsamkeitskonferenz zu haben wäre. H. G. Wells jedoch fuhr nach Washington und äußerte sich für die „New York World", die Londoner „Daily Mail" und einige hundert oder tausend angegliederter Blätter. Dieses schmerzliche Ergebnis wird sehr bedauert. Arnold Bennett hätte

die Wahrheit aus Bosheit gesagt, Bernard Shaw aus Leidenschaft. H. G. Wells aber ist bekanntlich ein Prophet und als solcher organisch unfähig die Wahrheit zu sehen, da er nur die Zukunft sieht. Außerdem verletzten seine für Frankreich recht unfreundlichen Prophezeiungen die Leser und die Inserenten der Daily Mail und es kam zu einem Konflikte. Es bleibt nun abzuwarten, ob die von Wells erwarteten Ereignisse doch noch eintreten werden, obwohl sie nicht in der Daily Mail prophezeit wurden. (Jedenfalls ist die Zukunft nicht so sehr darauf angewiesen, sich mit Lord Northcliffe zu verhalten wie die Gegenwart.) Da aber alle anderen Berichterstatter halbamtlichen Grammophonplatten vergleichbar sind, die sich nur dadurch unterscheiden, ob sie unter einem guten oder unter einem schlechten Stift, ob sie langsamer oder schneller, ob sie bei offener oder verdeckter Schallöffnung laufen gelassen werden, so befindet sich die wahrheitshungrige Welt in der traurigen Rolle jenes alten blinden Weibes, das in einem dunklen Zimmer eine schwarze Katze suchte, die nicht vorhanden war. Man kann darum über Washington nur halb berichten und halb spintisieren.

* * *

Das wirkliche Problem der Konferenz war nicht die Abrüstung sondern das Verhältnis Englands zu Amerika. Seit Jahren ersehnen Millionen verständiger Herzen zu beiden Seiten des Atlantischen die Freundschaft der beiden Völker. Statt ihrer gab es einen unausgesetzten Krieg der Nadelstiche. Wie nun Angelsachsen einmal sind, suchten die Wohlmeinenden nicht die Gegensätze zu überbrücken, sondern sie zu leugnen. Sie zürnten dem bösen William Randolph Hearst, den hassenden Iren, den infernalischen Deutschen. Sie leugneten den Abgrund, der sie schied. Es war sehr gefährlich.

Drei Dinge schienen eine tatsächliche Annäherung zu verhindern, das englisch-japanische Bündnis, Irland und die englische Suprematie zur See. Einsichtige wußten außerdem, daß jede anglo-amerikanische Verständigung eine gewisse Resignation Englands zur unerläßlichen Voraussetzung hatte. Ein Sichbescheiden auf dem Gebiete der Weltwirtschaft. Ein sachtes Zurücktreten des Pfund Sterling vor dem Dollar. Eine realistische Anerkennung der Statistik der amerikanischen Vitalität. Kurzum, es hing alles davon ab, ob der insulare Engländer sich rechtzeitig mit den neuen Tatsachen der Geographie versöhnen würde, ob an die Stelle einer entfernten ehemaligen amerikanischen Kolonie in seinem Bewußtsein die harte Vorstellung von einem neunmal lebendigen Hundertundzehnmillionenvolk treten würde. In einem Gespräch mit

Walter Lippmann, dem Gründer der „New Republic", fiel im Jahre 1915 die bange Frage: „Wann werden es die Engländer erfahren, daß wir zweiundeinhalbmal so zahlreich sind als sie?"

Amerikas Stellungnahme zu Japan wird durch zwei widerstrebende Tendenzen bedingt. Die amerikanischen Pazifisten wollen Japan sich in Asien ausleben lassen. Sei es auf Kosten Chinas, sei es auf Kosten Rußlands. (Diese Art Pazifismus bescheidet sich mit der Wegschiebung der Konflikte anstelle ihrer Lösung.) Die amerikanischen Imperialisten hingegen wollen jegliche Expansion Japans um jeden Preis verhindern. Sie lehnen sich gegen eine humanitäre Ethik auf, die den Einbrecher liebenswürdig an das Haus des Nachbarn verweist. Außerdem glauben sie an die japanische Gefahr und fürchten sie. Und sie können das pazifistische Paradoxon nicht verstehen: daß die Vergrößerung einer Gefahr sie verringere.

Als man in Washington zusammentrat, schien die englische Regierung, trotz der Ungunst der öffentlichen Meinung, trotz des entschlossenen Protestes des kanadischen Premiers Meighen, mit Zustimmung des Australiers Hughes aber, entschieden zu haben, das pazifische Gleichgewicht durch die Erneuerung des Bündnisses mit Japan aufrecht zu erhalten. Die angelsächsische Einheit, die die Vielheit von Amerika, Kanada, Australien und England umfassen sollte, schien ein sanfter Traum, der vor der Dynamik der Gleichgewichtspolitik in Downing Street verblich.

* * *

Nach der Ankunft Briands in Washington wurde von französischer Seite zweierlei verkündet: erstens, daß Frankreich und Italien beschlossen hätten, auf der Konferenz solidarisch aufzutreten; zweitens, daß Lloyd George persönlich versucht habe, Briand von der Reise nach Washington abzuhalten. Die italienisch-französische Solidarität hat bis jetzt darin bestanden, daß Italien jeden Widerstand, den Frankreich gegen sich hervorrief, verdoppelte. Die italienischen Delegierten erklärten jederzeit daß Italien jedes Maß an Abrüstung annehme, das auch von Frankreich ausgeführt würde, daß aber Italien jedes Maß an Rüstung durchführen werde, das von Frankreich für sich beansprucht werden sollte. Das nennt die romanische Diplomatie Solidarität. Die französische Verlautbarung über Lloyd George wurde von den Amerikanern als eine antienglische Intrigue aufgefaßt, die sich den Anschein einer Indiskretion gab. Die Engländer hielten es nicht einmal für nötig zu dementieren.

Nach diesem nicht gerade glücklichen Entrée kam die verblüffende Groteske eines klirrenden Seerüstungsprogramms, das Briand im Namen Frankreichs der Abrüstungskonferenz vorlegte. Es wirkte auf Amerika wie eine Ohrfeige als Antwort auf eine freundschaftlich ausgestreckte Hand, wie eine Todesnachricht in einer Geburtsanzeige, wie eine Kriegserklärung auf einem Friedensfest. Da nicht anzunehmen ist, daß Briand

die Abrüstungskonferenz von Washington mit einem Kriegsrate der Entente verwechselte, ebenso wenig wie daß er nach Amerika gekommen war, um sich über den Abrüstungsdrang lustig zu machen, so muß man wohl die einzig mögliche Erklärung berücksichtigen, daß die französischen Staatsmänner von der englisch-amerikanischen Spannung Vieles für Frankreich erwartet hatten. Mit flatternden Fahnen war Briand erschienen, um Amerika England-Japan gegenüber zu sekundieren. Aber das Duell fand nicht statt. Im Gegenteil. In wenigen Tagen war der irische Komplex aus dem amerikanischen Bewußtsein und Unterbewußtsein abreagiert, die englische Seesuprematie war ohne jegliche Reibung durch eine englisch-amerikanische Parität ersetzt und das Bündnis mit Japan war fallen gelassen worden. Nie noch ward so männliches, so großherziges, so glückliches Werben gesehen. Briand aber sagte unentwegt seine Rolle her, obwohl ein ganz anderes Stück gespielt wurde, obwohl die von ihm erwarteten Stichworte nicht fielen, obwohl sein Auftreten den noch immer ungeheuren moralischen Kredit Frankreichs in Amerika vernichtete. Balfour hielt ihm eine konzentriert schmeichelhafte Zustimmungsrede, die ein Nachruf war und die vielleicht einmal auf einer schwarzen Seite der Geschichte Frankreichs als dessen subtilste Verhöhnung verzeichnet sein wird. Vorläufig wurde Briand bei seiner Rückkehr als der Vater des Vaterlandes gefeiert. Die Irreführung Frankreichs durch seine eigenen Staatsmänner und durch die weisen Männer von Washington ist vollständig.

Trotz allen verschleiernden Wortgepränges ist das Ergebnis der Konferenz von schicksalhafter Bedeutung. Nach dem bezechten Phrasen-Intermezzo Woodrow Wilsons hat nun der amerikanische Imperialismus seinen Marsch wieder aufgenommen. Seine erste Tat ist eine furchtbare Niederlage Japans. Das pazifische Gleichgewicht ist durch eine unbedingte englisch-amerikanische Vorherrschaft ersetzt. Die Folgen der englisch-amerikanischen Verständigung sind unabsehbar, alles hängt davon ab, ob England mäßigend wird einwirken können. Abgebaut, abgerüstet wurde in Washington nur das englisch-japanische Bündnis. Auch der unbeirrbarste Friedensoptimist wird dies kaum als Abrüstung im Sinne der Friedensbewegung ansehen können. Viele Jahre lang hatten englische und japanische Staatsmänner verkündet, immer wieder verkündet, die Allianz bedeute den Frieden in Ostasien. Man schrickt davor zurück, das dramatisch unerwartete Ende dieses Bündnisses als das Ende jener Friedensperiode anzusehen.

Das neue Weltbild ist darum nicht gerade idyllisch. England und Amerika haben sich gefunden. Japan aber ist isoliert und bedroht Frankreich isoliert und drohend. Rußland ist gelähmt, Deutschland entwaffnet. Noch eine solche Abrüstungskonferenz — und zu neuen Taten schreiten teuere Helden.

REINHARDT HEIMGEKEHRT

Als nach dem zweiten Akt des „Orpheus" die Menschen in der ungeheuren Runde des Großen Schauspielhauses sich erhoben und nach Reinhardt riefen — nicht ein paar Enthusiasten, sondern die anonyme Masse des Cirkus — da spürte ich das Beben des Erlebnisses in dem bleichen, mager gewordenen Menschen, der nun aus den roten Vorhängen hervortrat. Mit einem demütigen Kopfneigen nahm er den rauschenden Segen des Amphitheaters hin, und als er einen Moment aufblickte, die tönende Finsternis des Riesenraums umfassend, da feierte Max Reinhardt hier seinen ersten jubelnden unbedingten Sieg. Unsagbar schwer war der Kampf, in dem hier ein Einzelner, im Raum verschwindender Mensch seit drei Jahren mit seinem Hause gelegen . . . Ich erinnerte mich an den Tag, an dem ich mit Reinhardt durch das Gerümpel des unfertigen Riesenbau stolperte, durch das Gewirr der Eisenbalken der Unterbühne bis hinauf in die Turmhöhe der Kuppel, ich erinnerte mich des qualvollen Abends, da Hamlets Monolog an dem kalten Widerstand der riesigen Tropfsteinhöhle abprallte und aller Stunden des Widerstandes, der aus den Zacken des ungeheuren Raumes immer wieder hervorbrach. Endlich, endlich lag das große Tier gebändigt da! Endlich konnte sein Bezwinger, blaß, mager geworden, aus dem roten Vorhang treten und den Segen des Massenapplauses demütig auf sein Haupt vereinigen. Endlich war der Schöpfer dieses Hauses sein Zentrum geworden.

Der Abend lehrte Einiges. Erstens dies: An dem geometrischen Grundriß des Theaters ist nicht zu rütteln. Reinhardt hatte dem Riesenguckkasten eine breite halbkreisförmige Vorderbühne vorgelagert. Die alte Manege war diesmal mit Logen und Sitzplätzen ausgefüllt. Zwischen Bühne und Zuschauerraum lag der breite Graben des beleuchteten Orchester. Nur die Dimensionen, nicht der Grundriß des erprobten Theaters waren geändert. Nicht Reinhardt hatte den Raum bezwungen, der Raum hat ihn gemeistert! Das ist wahrhaftig kein Vorwurf, geschweige denn eine Beschämung für den Herrn des Hauses, im Gegenteil. Man muß an einen neuen Theaterbau das Ohr anlegen, wie der Arzt die Brust eines Menschen erhorcht, und muß ihm seine akustischen und szenischen Gesetze ablauschen. Im Großen Schauspielhaus gab es eine Zeitlang irritierende Nebengeräusche, nun weiß Reinhardt endlich, wo das Herz seines Riesentheaters schlägt und daß er sich diesem Lebensgesetz fügen muß.

Zweite Erkenntnis: In dies Haus gehört Musik. Schon als ich eintrat — immer noch ist der Moment, wenn man in die halbdunkle,

menschenübersäete Runde eintritt, von bezaubernder Macht — und zwischen Bühne und Kabarettpublikum den breiten Graben des Orchesters mit den vielen kleinen Lichtern und dem Wirrwarr der abgestimmten Instrumente wahrnahm, spürte ich die Wellen beseelender Kraft, die von Geigen, Flöten und Trompeten ausgehen. Dieser Raum lechzt nach Musik.

Der „Orpheus" bedeutete: die Bezwingung des Riesentheaters Dabei weiß ich nicht, ob es die beste Orpheusvorstellung war, die ich sah. Aber es war die richtige Übersetzung in diesem Raum! Vielleicht kann man in diesem Riesentheater nie die wirklichen Stücke geben, sondere immer nur ihre Übersetzungen ins Dekorative. Die Architektur der klassischen Operette wurde unzweifelhaft zerstört, der grandiose zweite Akt, die virtuoseste Regiephantasie, die Reinhardts Laune je ersonnen, bot ein Schauspiel im Schauspiel. Aber eben diese prachtvolle Ausschweifung entschied den Sieg des Regisseurs. Dieser Festzug der Götter Halbgötter, Nymphen und des sonstigen Himmelsgesindels in die Unterwelt war von göttlicher Laune. War die Übersetzung fürs Auge und Ohr vorbildlich gelungen, so konnte man vergessen, daß die Übersetzung in den heutigen Geist weniger geraten war. Offenbachs „Orpheus" bedeutet eine Götzendämmerung. An diesem Abend hätte die wilhelminische Epoche ihren ausgelassenen Epilog hören müssen. Der Prinz von Arkadien hätte einen Potsdamer Helm tragen sollen. Sein melancholisches Couplet hätte der Zeit gelten müssen, da der Prinz von Arkadien noch in Gottes Gnadien stand. Für diese politische Übersetzung, die übrigens dem Geist des Originals entsprochen hätte, gab es nur einen Bearbeiter in Deutschland: Kurt Tucholski. Wenn Reinhardt wieder hier seßhaft sein und seine Siege nicht improvisieren wird, dann werden auch diese geistigen Vorarbeiten nicht übersehen werden.

Ein Sieg des großen Hauses — auch für die Darsteller. Pallenberg als Orpheus überanstrengte sich keinen Augenblick. Er wirkte mit seinem pfiffig-schelmischen Gesicht, mit seinen leisesten à-parts, mit seiner sanften Komik, die sich nie überschreit. Es ist also nicht nötig, stimmkrank zu werden, um diesen Raum zu beherrschen. Man muß nur die innere Kraft und Siegessicherheit haben. Die Euridice hätte dies nur in der Kehle. Es war eine als Euridice verkleidete Germania. Den Chic der großen Dame hatte Gussy Holl als öffentliche Meinung, sie geht mit einem großen Fächer über die Bühne und hat das Haus im Bann. Es gibt ein angeborenes Herrschergeschlecht — auf dem Theater! Den Stix gab Hans Wassmann. In Berlin wimmelt es von

Wassmann-Imitatoren, Wassmann ist der weitaus beste unter ihnen.

Vor Jahr und Tag sprach ich mit Gerhart Hauptmann über das Große Schauspielhaus. Hauptmann, der im kleinen Finger mehr vom Theater weiß als alle Expressionisten zusammen, meinte: Dorthin gehört ein neuer Mimus. Eine besondere Form der Komödie, mit Musik, Gesang, Ballett, eine Art Revue, eine musikalische Zeitkomödie. Der Orpheus weist den Weg zu diesem neuen Mimus. Aber Ihr müßt den Mut und die Kraft und den Charakter haben, schöpferisch zu sein! Mit Kurt Tucholski zur Rechten und Eduard Künnecke zur Linken wird Reinhardt das Große Schauspielhaus seiner frohen Bestimmung zuführen.

CONRAD VON HÖTZENDORF

AUS MEINER DIENSTZEIT

Als Einer der letzten Memoirenschreiber kommt nun Conrad von Hötzendorf, Chef des Generalstabes des österr.-ungarischen Heeres. Dafür ist es aber auch ein tausend Seiten starker, ungemein schwerer Band mit Anhängen und Beilagen, „Aus meiner Dienstzeit", erschienen im Rikolaverlag 1921. Es ist der erste von drei stattlichen Bänden, an denen die Historiker zu kauen haben werden. Conrad von Hötzendorf hat einen entscheidenden Einwand gegen die Weltgeschichte: Der große Krieg hätte schon 1907 oder 1909 geführt werden müssen! Conrad von Hötzendorf war ein Österreicher und sah Weltzusammenhänge so, wie man sie etwa in Graz in der Steiermark wahrnimmt. Conrad von Hötzendorf sah immer nur „seinen" Krieg, das war der gegen Italien. Daß ein Bündnisvertrag bis 1912 lief, hat ihn nicht weiter gestört. Daneben hätte er auch den „notwendigen" Krieg mit Serbien geführt. Daß Serbien Rußland, Rußland Frankreich, Frankreich England, England Amerika auf die Beine brachte, daran hat man in Graz bis zum Juli 1914 nicht im Entferntesten gedacht . . . Der schwere Band enthält mehr Teig als Rosinen. Ich habe aus dem Geständniswerk einige charakteristische Stücke herausgeklaubt, die in die Geisteswelt des seligen Österreich, Franz Josefs und Franz Ferdinands führen.

Es ist nicht zutreffend, zu behaupten, daß die Geschichte die Lehrmeisterin der Menschheit sei; die Menschen im Großen genommen lernen aus ihr nichts, sonst begingen sie nicht seit Jahrtausenden immer wieder dieselben Irrtümer. So wenig Kinder sich die Erfahrungen und Lehren ihrer Eltern zunutze machen, so wenig tun dies neue Generationen gegenüber den alten; nur nach vorwärts blicken sie und folgen dem Geiste, dem Entwicklungsgange der Zeit, in der sie leben, und setzen, lediglich von ihm beherrscht und nur von ihm getrieben, den Bau der Neugestaltung fort.

Es war Frankreich geglückt, über den für Deutschland günstigen Moment (1906) hinwegzukommen, als Deutschland die Algeciras-Akte in einer Zeit unterschrieb, da Rußland durch Krieg und Revolution gelähmt, Italien und Serbien militärisch weit im Rückstand waren, andererseits Bulgarien, Rumänien, Griechenland und die Türkei durch den mazedonischen Aufstand in Athen gehalten wurden.

Bulgarien, das damals noch im untergebenen, tributären Verhältnis zum Sultan stand, neigte auf Seite Deutschlands.

Die Türkei war durch die seit 1900 glimmenden Unruhen und den 1903 ausgebrochenen Aufstand in Mazedonien zerrüttet, der das schon erwähnte Eingreifen der Mächte zur Folge hatte (Reformaktion).

Rumänien in aufmerksamer, stets besorgter Rivalität gegenüber Bulgarien, im Bunde mit Deutschland und Österreich-Ungarn, sein Herrscher Carol I. ein Hohenzollern.

Es bildeten sich die Folgen der stets nur lavierenden Balkanpolitik Österreich-Ungarns und jener Politik Deutschlands heraus, die sich einerseits in Gegnerschaft zu England setzte, andererseits keinen gangbaren Weg zu Rußland fand, sich aber auf die jeden klarbleibenden zweifelhafte Bundestreue Italiens stützte und den günstigen Moment im Jahre 1906 verstreichen ließ.

„Daher schlug ich vor, im Jahre 1907 mit Italien abzurechnen".

Gelegentlich einer Audienz in Ischl sagte mir der Kaiser: „Wie der König Eduard hier war, hat er mich vom Bund mit Deutschland abbringen wollen, — aber ich habe ihm abgewunken."

Gelegentlich der Abmeldung vor meiner Berliner Reise trug mir Erzherzog Franz Ferdinand die herzlichsten Grüße an Kaiser Wilhelm auf und fügte lächelnd bei: „Lassen Sie sich von dem Charme Kaiser Wilhelms nicht zu sehr gefangen nehmen."

Aus einem Brief Conrad von Hötzendorf's an den Adjutanten des Erzherzogs Franz Ferdinands vom 16. 2. 1909:

Jeder Krieg ist eine vage Sache, dies darf aber nie der Grund sein, um auszuweichen, wenn die Umstände ihn gebieten; auch wenn man des Ausganges nicht sicher ist. Es ist klar, daß man sich möglichst gut vorbereitet; ist dies der Fall, dann muß man aber mit ruhiger Resignation und ohne Nervosität die Ereignisse über sich ergehen lassen.

Am 20. März hatte ich eine erregte, nicht einer gewissen Spannung entbehrende Besprechung mit Erzherzog Franz Ferdinand. Zuerst war die Spannung veranlaßt durch den Vorwurf des Erzherzogs, daß ich direkt mit Baron Aehrenthal verkehre, wobei er äußerte, es gehe alles über seinen Kopf hinweg; ich erwiderte ihm, daß es der Dienstgang bedinge, sich hinsichtlich gewisser Fragen vorerst mit allen einschlägigen Funktionären zu verständigen, ehe man zum Referat hierüber erscheine.

Der Erzherzog verriet sichtlich das Bestreben, alles auszuschalten, was nur im geringsten dazu beitragen konnte, nicht einzig und allein seine Person im Vordergrund erscheinen zu lassen, er sagte wörtlich:

„Wenn ich Armee-Oberkommandant werde, dann mache ich was ich will; wehe, wenn jemand etwas anderes tut; die lasse ich alle füsilieren."

Es ist symptomatisch, daß die beliebtesten stets akklamierten Märsche in Österreich-Ungarn der „Radetzky-Marsch" und der „Prinz Eugen-Marsch" waren, der erstere wies gegen Italien, der andere nach dem Balkan — der Volksinstinkt gab sich damit kund.

Ich erachtete im Frühjahr 1909 den Moment für gegeben, dieses Ziel auf kriegerischem Wege zu erreichen; daß es sich auf friedlichem Wege ergeben wird, ist fraglich. Dem gewaltsamen Weg aber wird stets die Niederwerfung Italiens vorangehen müssen.

Vom militärischen Standpunkt erscheinen mir also folgendes die Richtlinien der Politik:

Enges Bündnis mit Deutschland und Rumänien;

freundnachbarliches Verhältnis mit Rußland unter Ausnützung der durch die ostasiatische Frage und die Schäden des mandschurischen Krieges geschaffene Lage, dabei aber ohne sich Rußland gegenüber irgendwie zu binden;

eheste Abrechnung mit Italien, mit dem Ziel, dieses lahmzulegen, um der gleichzeitigen Bedrohung durch Rußland und Italien zuvorzukommen und damit in der Folge die Freiheit am Balkan eventuell auch jene gegen Rußland zu gewinnen.

Können Serbien und Montenegro — was wohl kaum wahrscheinlich ist — nicht ruhig erhalten werden, so wäre auch gegen diese beiden Staaten der Krieg — gleichzeitig mit jenem gegen Italien — aufzunehmen.

Nächstes Ziel am Balkan muß die Einverleibung Serbiens sein, bis dahin muß mindestens getrachtet werden, daß Serbien nie zu einem selbständigen Staatswesen erstarke.

Im Sinne dieser Richtlinien wäre jedoch ehestens alles aufzubieten, um die kriegerische Vorbereitung auf das größtmöglichste Maß zu bringen. Dies umsomehr, als bei dem Tempo, welches Italien einhält, das relative Kräfteverhältnis sich immer mehr zu seinen Gunsten verschieben wird.

Nur in solchem langvorbedachten und konsequent durchgeführten Einklang zwischen Politik und Kriegsvorbereitung vermag ich die Grundlage des Erfolges zu sehen.

Als besonderes Moment kommt dermalen der Termin für Ablauf des Dreibundvertrages (1912) in Betracht.

Gelegentlich des Referates am 24. Mai 1907 vertrat ich bei Seiner Majestät die Bedeutung des Automobiles, dessen Notwendigkeit für Heereszwecke, sowohl für den Personen- als den Lasttransport. Ich bat, insolange die budgetären Mittel noch nicht hinreichen, die Aufstellung des freiwilligen Automobilkorps zu fördern. Der Kaiser — mit Vorliebe zu Pferde erscheinend — hatte gegen das Automobil anfänglich eine gewisse Abneigung; soll es zwar in der Stadt gelegentlich eines fürstlichen Besuches zur Fahrt auf den Bahnhof einmal benützt haben, war aber erst bei den Vészprimer Manövern 1908 dazu zu bewegen, sich desselben auch im Terrain zu bedienen, als es galt, zu einer größeren Kavallerieaktion zurecht zu kommen.

So war z. B. ein vorzüglicher Offizier, Oberst Baron Holzhausen zum Kommandanten der Theresianischen Militärakademie in Wiener-Neustadt designiert, wurde jedoch nicht dazu ernannt, weil er Protestant war. Er war der erste Regiments-Kommandant, der im Weltkriege den Tod auf dem Schlachfelde gefunden hat, und zwar als Kommandant des Inf.-Regts. Hoch- und Deutschmeister Nr. 4.

Auslands- und Sprachenkenntnis. Erstere mangelte dem Generalstabe im hohen Grade. Von der geringen Zahl bemittelter Generalstabsoffiziere abgesehen, die auf eigene Kosten zu reisen pflegten, sowie der wenigen als Attachés oder im Rekognoszierungdienst ins Ausland Gelangten war der Generalstab weltfremd.

Es ist noch keine zwei Jahrzehnte her. Da stritt man noch für und wider Brahms. Man liebte ihn bereits, fing sogar schon an ihn zu kennen und die Hälfte derer, die ihn zu kennen glaubten, sprachen ihn als das dritte große B an. Die andre Hälfte bedauerte, entschuldigend, daß seine Instrumentation . . . . . Es ist noch keine zwei Jahrzehnte her. Da klangen die Holzbläser matt und das Blech nicht saftig. Heute ist das anders geworden. Heute klingen sie schon so gut, daß man es oftmals nicht mehr ertragen zu können meint. Man hat auch für ihn die Technik des Ausdruckes gefunden, man ist ihm nahe gekommen, hat ihn erfaßt, ergründet, vielleicht sogar schon ausgeschöpft. Man ist mit den vermeintlichen Schwächen von einst bereits so intim daß man sie nicht nur liebt, sondern leugnet. Und damit beginnt die Aera der Übertreibungen seitens der Überzeugten, Aufrechten. Das gilt nicht nur für ihn, aber für ihn besonders. Die großen Momente bleiben, sie werden auch die Übertreibungen der Darstellung überdauern, weil die Fundamente der Größe ihr standhalten. Und solche Größe ist vorhanden. Aber es gibt andre Momente, deren Wälle unter dem Schwall der Übertreibung bersten; da ergießt sich der Strom des darstellerischen Expressionismus ins Uferlose. Da wird Wohltat zur Plage, Melodie zur Mendelssonanz, Pathos zur Gebärde, Physiognomie zur Maske, Architektur zur Kulisse, Kontur zum Bauplan, Struktur zum Schema. Wenn man auf die Suche geht und Glück hat, — und bekanntlich findet, wer suchet, — der entdeckt auch heute noch Mittelstimmen, die sich mit Erfolg herausholen und unterstreichen, auf Bedeutsamkeit frisieren lassen. Mit Erfolg soll heißen: Man wird auf diese Art ein neuer Brahms-Interpret. Aber was ist es anderes als eine Entzauberung?

Reden wir in zünftigen Ausdrücken: Un poco sostenuto heißt nicht molto adagio. Crescendo heißt nicht accelerando, sowenig wie decrescendo ritardando bedeutet. Und wenn zwei Themen im Charakter kontrastieren, so ist damit weder ein Überhasten des einen noch ein Verschleppen des anderen gerechtfertigt. Zugegeben, daß all diese übertreibenden Umwertungen aus bester künstlerischer Absicht geschehen. Aber sind sie nicht töricht, dem gesunden Menschenverstand entgegen? Wird nicht die Zahl der möglichen Differenzierungen genau auf die Hälfte reduziert, wenn je zwei als Substitute für einander zur Anwendung gelangen? Die Übertreibung entstammt stets einer Sehnsucht nach mehr. Mehr Farbe, mehr Schwung, mehr Stimmung. In Wirklichkeit bewirkt sie

als Prinzip gehandhabt, eine Verarmung der Ausdrucksfähigkeit. Sie ist Verschwendung, mißverstandene Differenzierung, psychologische Mißwirtschaft. Extase und Monotonie schließen einander keineswegs aus, permanente Spannung bewirkt Abspannung. Zwischen nüchterner Unpersönlichkeit und diszipliniertem Subjektionismus gibt es wohl noch Unterschiede, und die Kundgebung des Persönlichen ist keineswegs an Willkürlichkeiten gebunden. Gewiß ist das Lob der goldenen Mittelstraße nirgends unangebrachter als in Sachen der Kunst. Aber die Extreme der Torheit und der Ungenauigkeit sind unzulässig; denn sie beweisen Mangel an künstlerischer Logik wie an künstlerischem Gewissen, sind also Frage des Verstandes sowohl wie des Charakters.

Es muß einmal gesagt werden, daß eine Persönlichkeit sich nicht nur in Mittelstimmen und espressivo's kundgibt, es muß gesagt werden, daß die Disziplin der großen Linie sehr wohl vereinbar ist mit subtilstem Eingehen auf das Einzelne, Ein- und Untergeordnete. Die Welt hat das anscheinend noch nie Dagewesene stets schon erlebt! Es muß vor allem daran erinnert werden, daß die Dichter authentischer sind als die Schauspieler, die Komponisten maßgebender als die musikalischen Regisseure, kurz, daß die Produktionen gesetzgebender sind als die Reproduktionen und daß der Geist der Auslegung abhängig ist vom Werk aber nicht wertbestimmend für das Werk. Man hat so oft der Menge gepredigt, nicht alles sei Gold was glänzt, daß man wohl auch einmal darauf hinweisen darf, daß nicht alles glänzen muß was Gold ist. Die Forderung lautet: Abkehr vom Repräsentativen, Abkehr vom Formalismus des Übermaßes. Wenn die Masse — leider — auf den repräsentativen Köder stärker reagiert als auf die Unscheinbarkeit des Echtheitswertes, so ist es doch ein Trugschluß zu glauben, daß man sie durch eine repräsentative Fassade dem Echten näher bringt. Man beeindrückt sie mit dem Äußerlichen zwar tiefer, aber man blendet zugleich den Blick der Unverständigen für das Unverstandene, Subtilere, und macht ihn noch unempfindlicher für diskretere Farben und Gehalte. Man bedient sie mit der ihnen gemäßen Qualität anstatt mit der der Kunst gemäßen, und dient so weder ihnen, noch der Kunst, denn man vorenthält ihnen das Wesentlichere. Und endlich ist auch der Erfolg typisch und bezeichnend und sollte zu denken geben: Interpretationswut auf der einen, und Interpretenkult auf der anderen Seite.

Der Knabe Dietrich Oberlin wuchs im Hause seiner Eltern in der strengen Zucht auf, die ein Ergebnis ehrwürdiger Überlieferung war. Die Familie gehörte zu den altpatrizischen der Stadt Basel; ererbter Reichtum und ererbte Ämter zeichneten sie aus; Dietrichs Großvater war Bürgermeister gewesen, sein Vater war Mitglied der Regierung und saß im Rat der Nation.

Er war das einzige Kind, zwei Geschwister waren in frühem Alter gestorben, ihm war die Pflicht zur Haltung und Repräsentation schon mit dem Erwachen des Bewußseins eingeprägt. Der Tag hatte seine festbestimmte Teilung; er begann Sommer und Winter um sechs Uhr und endete um neun. Da war kein Übergreifen möglich, keine Viertelstunde Licht zu abendlicher Lektüre, kein Ausflug über die gesetzte Frist. Bei Tisch hatte man auf die Sekunde zu erscheinen, waren Gäste da, so unterlag die zu übende Zurückhaltung der wachsamsten Aufsicht. Verkehr mit Menschen war an Regel gebunden; das und das hat man zu sagen, das und das hat man zu verschweigen. Jedem war ein ihm zukommendes Maß von Ehre zu erweisen, bis auf Gleichaltrige herab; der Name, den er trug, die Familie, aus der er stammte, der Grad der öffentlichen Schätzung, die er infolgedessen genoß, zeigten die Richtung und ordneten die Beziehung. Man lernte, wie man jemand durch einen Gruß von sich entfernen oder Entgegenkommen ausdrücken konnte; Lächeln, Freundlichkeit, Frage, sie beruhten auf Brauch und Verabredung.

In den Zimmern standen die Dinge unverrückbar; es war etwas Heiliges um das einzelne, ob es kostbar war oder nicht. Die chinesischen Vasen, japanischen Schnitzereien; die florentinische Uhr in der Diele mit ihrem königlich sonoren Schlag; die bemalten Glasfenster im Treppenhaus, die eichenen Schränke im Flur, die Brokatdecken im Salon, die marmornen Figuren in der Bibliothek, die Ahnenbilder im Speisesaal Männer mit eckigen Schädeln, die Frauen mit hochmütig geschürzten Lippen und bäuerinnenhaft stumpfen Augen; das Silbergeschirr auf der Tafel, alles wie gewachsen, wie von Ewigkeit her. Die Hand der Mutter war nur zu denken mit dem alten silbernen Ring, den ein ziseliert gefaßter Smaragd krönte, und wenn der Blick sich zu ihrem Gesicht erhob, streifte er zuerst das Sammetband mit dem goldenen Medaillon an ihrem Hals.

War es doch als trüge sie seit tausend Jahren den Ring mit dem Smaragd und das goldene Medaillon am schwarzen Band. Und sie war eine junge Frau.

Man ging leise, man sprach ohne merklichen Aufwand von Stimme. Man behielt die Türklinke in der Hand, bis die Tür geschlossen war. Mitteilung geschah in gemäßigter Form. Artigkeit war ein Begriff von wesentlicher Bedeutung. Alles Tun hatte zum Mittelpunkt das Interesse des Hauses. Plötzliches war nicht willkommen; in erster Reihe stand das Gefällige, was nicht verletzt und nicht beunruhigt. Wichtig, zwischen Herrschenden und Dienenden genau zu unterscheiden, sich niemals etwas zu vergeben, niemals die weise gezogenen Grenzen zu überschreiten.

Es kann nicht behauptet werden, daß der Knabe unter der Unantastbarkeit der äußeren Ordnungen und des täglichen Ablaufes litt. Die Gebote waren wirksam gewesen, als sein Blut zu pulsen begonnen hatte; geschlechterlang hatten sie regiert, die eckigen Schädel geformt, den ernsthaften Bauernblick, die hochmütig geschürzten Lippen; es konnte dagegen kein Anderswollen aufkommen. Kein Gefühl der Last war da. Innerhalb des zugestandenen Bezirks durfte Dietrich die seiner Jugend gebührenden, dem Rang der Familie entsprechenden Freiheiten genießen. Daß er sie mißbrauche, wurde nicht befürchtet. Mißbrauch wäre bereits Entartung gewesen, und auf die Art mußte man sich verlassen können. Die Familie war eine unzerstörbare Einheit; man hätte sagen können, sie unterhielten sich in ihrer besonderen Sprache, wenn sie unter sich waren. Die Fesseln lockerten sich, die die Welt auferlegte, ein beziehender Blick, Scherzwort, lächelndes Zunicken besiegelten Unverbrüchlichkeit oder offenbarten Empfindungen, die man sonst verschloß.

Dietrich war zum Studium der Rechtswissenschaft bestimmt wie der älteste Sohn seit jeher. Später sollte er in den Staatsdienst treten. Dem Vorhaben der Eltern sich zu fügen war ihm selbstverständlich. Er hatte nie eine abirrende Neigung in sich verspürt. Vor ihm lag geebnete Bahn. Sein eigenes Treiben beschäftigte ihn nur im Hinblick auf das erreichbare Ziel. Er gab sich unfragend dem hin, er war sich ohne Gewicht fast. Er kannte keine Verdunkelung, keine Zweifel. Gehorsam war bequem, da er Hindernisse aus dem Weg räumte.

Zu Ende des Winters, in dem er siebzehn Jahre alt geworden war, erkrankte sein Vater. Schon Monate vorher hatte ihn die Spannkraft verlassen. Er zog sich von den Geschäften zurück, legte Ämter und Ehrenstellen nieder, wollte seine Freunde nicht sehen, hatte den Glauben an sich, an die Zukunft, an die Nation verloren, und wurde die Beute

einer unabwendbar einsickernden Schwermut, die den körperlichen Verfall beschleunigte. Kaum daß er begraben war, fiel auch Dietrich in schwere Krankheit, von der er sich erst mit Anbruch des Frühlings zu erholen begann.

Der Arzt riet, ihn aufs Land zu schicken, und zwar für lange. Damit der Studiengang nicht geschädigt würde, erachtete er es für zweckmäßig, wenn er in einer Waldschule Unterkunft fände. Nach mancherlei Umfragen wollte sich die Ratsherrin für die Schulgemeinde Hochlinden entscheiden, die sich durch ihre landschaftliche Lage in einem Tal des südlichen Schwarzwaldes empfahl; aber gutmeinende Bekannte warnten vor den extrem modernen Ideen, die dort im Schwange seien, und hauptsächlich vor dem Leiter der Anstalt, Dr. von der Leyen, der in pädagogischen Fragen als gefährlicher Fortschrittler galt.

Zufällig war Georg Mathys auf Ferienbesuch bei seinen Eltern. Er war seit einem Jahr Zögling in Hochlinden. Die Mathys, weltberühmte Seidenweber, im Besitz des Privilegs seit 1560, waren als Familie ebenbürtig. Nach ihrer Meinung sich zu richten, ihren Rat zu befolgen, lag nahe und war klug. Die Auskunft beseitigte jedes Bedenken. Georg selbst schilderte ihr das Leben in der Schulgemeinde ruhig und anschaulich. Er urteilte nicht, schwärmte nicht, das sagte ihr zu. Daß er gewillt war, sich Dietrichs anzunehmen, war ein Grund mehr für die Wahl von Hochlinden. Er war um zwei Jahre älter als Dietrich, machte aber den Eindruck eines gereiften Charakters. Er war schlank, groß, hatte etwas Sanftes im Wesen und sehr schöne Augen mit langen Wimpern.

Es war leicht, sich in Hochlinden einzuleben. Unbefangenes Entgegenkommen streifte dem Schüchternsten die Fessel ab. Die Freiheit der Gebärde verwunderte Dietrich mehr als die des Wortes. Er mußte jedesmal eine Hemmung überwinden, bevor er gelockert und gleichgestimmt war.

Dies spiegelte sich in seinem Gesicht. Es war ein Gesicht ohne die schlauen und ängstlichen Verstektheiten wie es viele Siebzehnjährige haben. Es war zu allen Tageszeiten von derselben Frische. Man konnte ihn aus dem Schlaf rütteln, und die Frische leuchtete. Der Kopf war klein, der Körper von zartem Bau. Geradezu auffallend war die Kleinheit und Feinheit seiner Hände. Man hielt ihn anfangs für verweichlicht, aber er war ein vorzüglicher Turner und Schwimmer, und im Ringkampf war ihm nur Kurt Fink überlegen, der Berliner. Damit setzte er sich in Respekt.

Georg Mathys gab ihm freundschaftliche Unterweisung, wie er sich in bestimmten Fällen zu verhalten habe. Er war mit Dietrich in der Kameradschaft Doktor von der Leyens. Es fiel Dietrich äußerst schwer, sich an das Du zu gewöhnen, mit dem er wie alle diesen Mann anreden sollte. Von der Leyen war es darum zu tun, die Fremdheits-Schranke niederzureißen, die aus dem Lehrer einen Popanz, aus dem Schüler ein unbeseeltes Instrument machte. Das Mittel der vertraulichen Anrede war zweischneidig, er verhehlte es sich nicht, aber er wog keine Gefahr, wenn es ihm darum zu tun war, sich zu bewähren. Er wog nicht einmal die Enttäuschung. Nicht auf Disziplin kam es ihm an, die er in den Händen der Pedanten und Moralisten zu einem Erwürgungsapparat hatte werden sehen, sondern auf den freien Entschluß des Einzelnen, sich der Erkenntnis eines Führers zu beugen, der zugleich Liebender war. Er glaubte an die Möglichkeit der Verwandlung in jungen Menschen, und von diesem Glauben erfüllt, nahm er nur an, was ihn befestigte.

Zwang und Vorschrift wirkten nicht als solche. Jeder sollte zu der anspornenden Meinung gebracht werden, als bestimme er selbst das Ausmaß seiner Pflichten. Ein überlegener Geist handelte nach wohldurchdachtem Plan, dem sich die untergeordneten Organe willig fügten.

Das Erstaunen Dietrichs bei den Äußerungen von der Leyens wuchs von Tag zu Tag. Der Gegensatz zu dem, was er bisher für erlaubt und erstrebenswert gehalten, war so grell, daß er sich in eine Region versetzt wähnte, von der gewohnten so verschieden wie Feuer von Wasser. Er schaute um sich, er besann sich; es war noch die Welt, und es war nicht mehr die Welt. Die weit hinaus geebnete Bahn verschwamm im Ungewissen

Wenige können sie verwandeln. Verwandlung erschüttert das Herz.

An einem jener Diskussions-Abende, die zu den Einrichtungen in Hochlinden gehörten, hielt Doktor von der Leyen eine Rede worin er mit der Unwiderstehlichkeit und polemischen Kraft seiner Beweisführung entwickelte, daß der Kultus, den die Gesellschaft den geistigen Heroen weihe, auf fortwuchernder Lüge beruhe. Er wünsche, daß sich die Jugend, seine Jugend, von dieser Lüge lossage; sie sähe wie Trägheit und faules Mittun aus; sie sei wie der katholische Ablaß und absolviere von dem Trieb zur höchsten Leistung. Wem von Kindesbeinen an ins Gehirn gehämmert werde, daß das Große bereits getan sei, dem bleibe im besten Fall nur demütige Nachfolge übrig, im schlimmsten der gedankenlose Trost der sozialen Wanzen. Der Gespensterwahn müsse von der Erde vertilgt werden; jede Zeit habe ihre

eigenen Aufgaben, unabhängig von aller anderen Zeit, jeder in ihr Geborene habe seine eigene Sendung; keinem der da lebe, sei die oberste Staffel verwehrt, kein Lorbeer sei ein für alle Mal vergeben, die Vergottung der Gewesenen mache die blühende Gegenwart zur Katakombe. „Nicht Nachfolger sollt ihr sein, sondern Vorläufer", rief er aus; „verlacht die, die von euch die Andacht vor dem Fetisch fordern. Kniet nicht nieder um zu beten, wo es besser ist, Gerümpel in die Rumpelkammer zu werfen."

Wie sich denken ließ, wurde die Philippika mit Jubel aufgenommen, und ein junger Westpreuße, Peter Ulschitzky, ging noch einen Schritt weiter im ungestümen Verlangen und wollte den Bildersturm gleich in Tat umsetzen, Klassiker verbannen, die Anerkannten mit dem Interdikt belegen. Dann meldete sich Georg Mathys zum Wort; er war kühn genug, einen Ausspruch seines Vaters zu zitieren, der gesagt hatte: Hüte dich vor denen, die Häuser bauen wollen und damit anfangen, die Wälder zu verbrennen und die Steinbrüche zu verschütten. Er fragte, ob auch jeder Vorläufer befähigt sei, einen Weg zu finden und ob nicht eine gräuliche Verwirrung zu befürchten sei, wenn alle vorausrennten und keiner mehr warten wolle, wohin man käme? Und ob mit dem Gerümpel nicht viel Nützliches und Tüchtiges in die Rumpelkammer geriete? Und ob es für die Mehrzahl der Menschen nicht dienlicher sei, Geschaffenes zu verehren als frech und pfuscherhaft sich anzumaßen Neues zu schaffen?

Er stand im Ruf eines Reaktionärs, und Doktor von der Leyen nannte ihn bisweilen den Basler Hemmschuh. Aber er war ihm deshalb nicht gram; es behagte ihm, wenn die Meinungen scharf gegeneinander stießen und bot selbst das schöne Beispiel der Duldsamkeit. Leben sollte er um sich wissen, und Leben hieß Aufruhr, Frage, Widerpart.

Aus Georg Mathys redete, ohne daß er dessen vielleicht inne wurde, die zusammenfassende Kraft eines konservativen Gemeinwesens, die alte Polis mit bewahrender Sitte und beruhigter Form. Da war er verwurzelt und mochten die Zweige noch so weit und wild langen, das Erdreich hielt ihn in unabänderlicher Festigkeit. Was ihn von außen her veranlaßt hatte, sich gegen die wühlerische Flut zu stemmen, war nur ein Blick gewesen, der sich zu Dietrich Oberlin verirrt hatte. Das Bild blieb lange. Oberlin, mitten unter den Knaben sitzend, war verzaubert; seine Augen hingen in schwärmerischer Hingabe an den Lippen des Lehrers, um jeden Hauch, jede Silbe einzufangen. Die jüngerhaft leuchtende Hingabe zu spüren beängstigte Mathys; es war etwas darin von der leidenschaftlichen Fruchtbarkeit des nie bepflügten Humus, der Unkrautsamen mit gleicher Gier empfängt wie edlen.

(Fortsetzung folgt.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Januarwoche

Über den Einfluß der Notenpresse auf den Geldwert wird intra et extra muros viel Törichtes zusammengefaselt. Eine politische Propaganda, die von heimischen und fremden Scharfmachern gleich eifrig und mit erstaunlicher Geistesharmonie betrieben wird, sucht Deutschland und die Welt davon zu überzeugen, daß die Zerrüttung der Mark im wesentlichen von der fortgesetzten Neuausgabe papierner Zahlungsmittel herrühre. Einige Ziffern widerlegen diese Irrlehre. Der Dollar stand Anfangs 1921 ziemlich stabil auf 70, er fluktuiert Ende 1921 um 180; die Mark hat sich in diesem Jahre also um rund 155 Prozent verschlechtert. In derselben Zeit hat sich der Umlauf an Noten und Darlehnskassenscheinen aber nur von rund 71 auf rund 116 Milliarden, also um nicht mehr als um rund 38 Prozent gesteigert. Konsequenz: Nicht die Vermehrung des Notenumlaufes kann Kausalursache des Valutenverfalls gewesen sein. Dasselbe läßt sich auch von der schwebenden Schuld beweisen. Auch sie hat sich im Laufe des Jahres nur um rund 42 Prozent (von 170 auf etwa 240 Milliarden) erhöht, auch sie kann also nicht imstande gewesen sein, den verhältnismäßig fast viermal so großen Markwertrückgang hervorzurufen. Die wirkliche Kausalität ist in beiden Fällen umgekehrt: nicht die Steigerung des Notenumlaufs und der schwebenden Schuld ist Ursache der Markentwertung, sondern die Markentwertung ihrerseits ist Ursache dafür, daß Notenumlauf und schwebende Schuld fortwährend wachsen. Eine Erkenntnis, deren aktuelle ökonomische und politische Bedeutung auf der Hand liegt.

Die deutsche Handelsbilanz ist noch immer passiv, — sowohl den Mengen als dem Werte nach. Indessen zeigt sich bei genauerer Betrachtung, daß die Passivität der Wertbilanz in letzter Zeit ganz auffällig abnahm, während die Passivität der Mengenbilanz umgekehrt ebenso auffällig anwuchs. Zwischen dem Juni etwa — als wahllos herausgegriffenem Beispiel — und dem November — als letztem Monat, über den schon Ziffern publiziert sind — zeigen sich folgende Unterschiede:

	Juni 1921		November 1921	
	Menge Millionen Doppelzentner	Wert Milliarden Mark	Menge Millionen Doppelzentner	Wert Milliarden Mark
Einfuhr	18.2	6.4	25.3	12.3
Ausfuhr	15.—	5.4	19.1	11.9
Passivität	3.2	1.—	6.2	0.4

In der Mengenstatistik hat sich der Saldo also um fast genau 100 Prozent verschlechtert. In der Wertstatistik aber hat er sich um genau 60 Prozent verbessert. Und das ist ein Lichtblick in all der Trübe! Denn da sich die Einfuhrkosten im großen Ganzen parallel zur Valutabewegung entwickelt haben müssen, ist bewiesen, daß die Ausfuhrerlöse ihre Relation zu den Weltmarktpreisen letzthin im großen Ganzen verbessert haben. Das tritt besonders klar zutage, wenn man sich aus obigen Zahlen einmal den Durchschnittswert eines einzelnen Import- und Exportdoppelzentners errechnet und dann die prozentuale Steigerung ihres Papiermarkwertes vergleicht. Da ergibt sich folgendes Bild:

	Durchschnittspreis für einen Doppelzentner Einfuhr	Durchschnittserlös für einen Doppelzentner Ausfuhr
Juni 1921	rund M 351.—	rund M 360.—
November 1921	„ „ 486.—	„ „ 623.—
prozentuale Steigerung	39 %	73 %

Mit anderen Worten: obwohl sich die Handelsbilanz mengenmäßig verschlechtert hat, hat sie sich monetarisch bemerkenswert verbessert. Das ist, im Großen gesehen, doch ein Fortschritt. Ob freilich die amtliche Statistik, die zu so überraschendem Resultate führt, als zuverlässig gelten kann, das ist eine Frage, die manche Skeptiker verneinen!

Die deutsche Bank verwahrt sich in einer Kundgebung gegen die Unterstellung, daß sie, auf weitere Sicht hinaus betrachtet bei ihrer Hilfsaktion für die Pfälzische Bank nicht unbedingt nur ein Opfer gebracht habe. Es wäre in der Tat ungerecht, ihre schnell entschlossene Stützung des Ludwighafener Instituts herabzuophisteln. Aber warum versucht sie ihrerseits, die offensichtlichen Werte zu verkleinern, die ihr aus der Erb- oder Konkursmasse trotz allem zufließen werden, — Werte, die sich bilanzmäßig vielleicht nicht feststellen lassen, die aber, namentlich in heutiger Zeit, doch groß und unabstreitbar sind? Raum, Organisation, geschultes Personal, alte Kundschaft: das alles sind, in einem zahllosen Status, erhebliche Aktiv-Posten. Und die Aktionäre scheinen bei gründlicher Überlegung durchaus im Recht, wenn sie diese

Aktivposten als von dem zahlenmäßigen Verlustsaldo nicht völlig aufgewogen erachten und die Forderung erheben, auch ihrer zu gedenken. Im Grunde genommen ist aber wohl jedermann schon überzeugt, daß etwas geschehen wird. Pfalzbankaktien sind schon wieder auf 75 heraufgeklettert, und noch bezeichnender als dieser Kurs ist das verhältnismäßig geringe Angebot, das auf gute Hoffnung in weiten Kreisen schließen läßt. Niemand bezweifelt mehr, daß die Aktionärs-Entschädigung prinzipiell bereits beschlossen ist. Der Kampf ums Prinzip, der öffentlich noch geführt wird, ist im Wesen bereits ein Kampf um das Maß.

Niemand ist berechtigt, von den Krupps gerade gegenwärtig soziale Großtaten zu erwarten. Die Werke haben 3 Jahre lang dividendenlos gearbeitet, die erste Ausschüttung, die jetzt wieder vorgenommen wird, beläuft sich auf nicht mehr als 6 Prozent, und der Status ist weit weniger liquid als anderwärts. Aber wenn uns die Krupps schon sozial daherkommen, so dürfen sie uns nicht so kommen wie es jetzt geschah! Sie wollen ihren Arbeitern und Angestellten angeblich eine Beteiligung an den Werken dadurch gewähren, daß sie ihnen Vorzugsaktien zum Kauf anbieten. Aber dies Angebot erfolgt unter Bedingungen, die schlechter sind als bei einer Emission am freien Markte. Die Stückeerwerber sollen kein Veräußerungsrecht besitzen, bei Austritt aus dem Werk müssen sie ihre Aktie zum Gestehungspreis wieder an den Verein „Krupp'sche Treuhand" zurückverkaufen, dem die gesamte Verwaltung dieser Serie übertragen wird. Der Arbeiter, der seine Ersparnisse in solchen Aktien investiert, kann also weder sein Kapital wieder flüssig machen, noch auch an Kurssteigerungen etwas verdienen. Es werden ihm minimal 6 Prozent, maximal 10 Prozent garantiert, was das jährliche Zinserträgnis pro Stück, bei einem Ausgabekurs von 110, durchschnittlich wohl um nicht mehr als um 30—40 Mark höher werden lassen wird als auf der Sparkasse. Und dieser ganzen Serie soll, sage und schreibe, eine Stimme im Aufsichtsrat zufallen, die vom Vorstand des Treuhandvereins ausgeübt werden soll; eine einzige Stimme, — obwohl dieser Serie ein großer Bruchteil an der Kapitalverdoppelung von 250 auf 500 Millionen zugedacht ist. Solcher Konstruktion gegenüber fängt sich irgendwelches Geschmuse betreffend soziale Tat und so weiter gar nicht erst an. Das einzige, was man sagen kann, ist dies: Wenn es den Krupps gelingt, mit diesen Bedingungen große Angestellten- und Arbeiterersparnisse an sich heranzuziehen, so haben sie zwar keine „Werkgemeinschaft", aber einen ganz

guten Schnitt gemacht. Sie haben ihr Kapital dann mit nicht sehr teuren, von der Teilnahme an über 10 prozentigen Profiten ausgeschlossenen und in punkto Mitbestimmung auf einen einzigen Aufsichtsratsitz limitierten (in Wirklichkeit also stimmlosen) Geldern vergrößert. Ein guter Schnitt, — wenn er gelingt. Aber wird er gelingen? Sehr unwahrscheinlich.

Was über die Zustände bei dem zusammengebrochenen Allgemeinen Bankverein in Düsseldorf jetzt durchsickert, ist, wenn es sich bewahrheitet, ohne Präzendenz. Dies Institut soll in seinem dreivierteljährigen Bestehen noch nicht zur Einrichtung einer geordneten Buchführung gelangt sein, Eintragungen sollen aus losen Blättern und Notizbüchern jetzt erst zusammengesucht werden müssen, viele Kundenkonten werden als gänzlich unstimmig bezeichnet, über Termingeschäfte soll es überhaupt keine Aufzeichnungen geben, in den ersten Monaten soll nicht einmal ein Kassabuch geführt worden sein! Wie Herr Moesle, der bei Erzberger doch wenigstens Organisationstechnik hätte lernen können, diesen Schluderbetrieb dulden konnte, ist ein psychologisches Rätsel. Darf man aber fragen, wozu es noch sogenannte Aufsichtsräte gibt, wenn sie das Publikum, das auf ihre klingenden Namen vertraut, nicht einmal in dieser primitivsten Hinsicht sicherzustellen vermögen? Sind Aufsichtsräte wirklich nur noch Gallionfiguren, ist ihre Verantwortung wirklich nur noch Papier? Darf man ferner ganz allgemein fragen, wie es in dieser Zeit der Hochkonjunktur mit dem inneren Betrieb auch anderer Institute bestellt ist? Auch bei der Pfalzbank hat sich ja, als man den Status feststellen wollte, die Buchführung als invalid erwiesen; monatelange Rückstände müssen noch aufgearbeitet werden, ehe sich ein Überblick gewinnen läßt. Wie steht es, in dieser Epoche immer ausgesprochener extensiven, immer weniger intensiven Betriebes, bei den anderen Banken, auch bei den führenden? Die Frage sollte Aufsichtsräte interessieren.

Sind wir eigentlich arm oder reich, in Blüte oder Zerfall, gebenedeit oder verflucht? Manchmal ist es schwer, klare Antwort darauf zu erteilen, und zwischen steigendem Luxus und ebenso steigendem Elend scheint kein logisches Bindeglied mehr herzustellen. Eine der verblüffendsten Erscheinungen ist die Zunahme des Automobilbesitzes in Deutschland (des Besitzes, nicht der Produktion!). Lassen wir die Lastkraftwagen als Industriebehelf und Massenverkehrsmittel einmal ganz

außer Acht, — obwohl es immerhin nicht ohne Belang ist, daß auch hier von 1920 bis 1921 ein Zuwachs um 54% erfolgte (von 19700 auf 30400). Viel interessanter — und charakteristischerweise auch viel größer — ist die Zunahme des Personenwagen- und Krafträderbestandes. Es gab in Deutschland:

	Personenwagen	Krafträder
am 1. Februar 1920	32 450	9 369
„ 1. Juli 1921	60 966	26 729
Steigerung absolut	28 516	17 360
„ prozentual	88 %	185 %

In der Stadt Berlin alleingenommen ist der Zuwachs noch tropischer. Dort wurden gezählt:

	Personenwagen	Krafträder
am 1. Februar 1920	3 504	177
„ 1. Juli 1921	7 255	1 307
Steigerung absolut	3 751	1 130
„ prozentual	107 %	638 %

Es scheint in Deutschland doch noch viele Leute zu geben. die es sich leisten können! Und mit besonderer Freude erfährt man, daß auch die öffentlichen Behörden zu ihnen zählen. Die nannten anno 14 (im unverkleinerten Deutschland) insgesamt 1348 Personenautos ihr eigen. Sie haben sich bis heute (im verkleinerten Deutschland) auf 4034, also um 200 %, verbessert. Wollen auch Sie durch Aufblähung der Unkostenkonti Steuern sparen?

Dr. Sch—r.

BÖRSENPARADE

Von Familienherrlichkeit, Dementis und anderem.

> Meine Brüder, zur Nächstenliebe rate ich euch nicht, ich rate euch zur Fernsten-Liebe. *Nietzsche, Zarathustra.*

Um die „Fernsten-Liebe" ist's im modernen Aktienwesen eine eigenartige Sache. Viele Verwaltungen pflegen ihr Herz für die zahlreichen freien Aktionäre erst dann zu entdecken, wenn ihnen Stimmen an der Mehrheit fehlen. Dann erfolgen die bekannten Aufrufe der Banken an die Interessenten, im dringensten Interesse der Aktionäre ihre Aktien der betreffenden Gruppe zur Stimmausgabe zur Verfügung zu stellen. Aber solche Fälle sind immerhin selten; im allgemeinen ist der sogenannte freie Aktionär ein unbequemer Mensch, der in den Generalversammlungen stänkert, die Bilanzen kritisiert und dabei oft nicht einmal eine Ahnung vom inneren Wesen seiner Gesellschaft hat. Mehr

als unbequem ist der Mann allerdings selten, eben, weil ihm die enge Verbindung mit der Verwaltung und infolgedessen die Sachkenntnis fehlt; es bedarf schon ganz besonderer Vorkommnisse, um eine Palastrevolution zu veranlassen. Die erfolgt erst dann, wenn dem Eigennutz einer Verwaltung nicht einmal mehr das notdürftigste Mäntelchen umgehängt wird, wenn ihre „Nächstenliebe" allzu gründlich Triumph feiert. Ein solcher Fall liegt gegenwärtig wieder einmal vor. Es ist zweifellos sinnig, daß die Th. Goldschmidt-Verwaltung gerade das alte Familienfest der Weihnacht dazu ausgesucht hat, ihren starken Familiensinn der ganzen wirtschaftlich interessierten Öffentlichkeit klar vor Augen zu führen. Denn es handelt sich wirklich um ein Weihnachtsgeschenk, wenn dies Unternehmen von Hundert Millionen neuauszugebender Aktien die Kleinigkeit von 75 Millionen nicht etwa „zur Verfügung der Verwaltung zwecks Verwertung im Interesse der Gesellschaft" beläßt (an diese Formel ist man ja schon gewöhnt!), sondern schlichtweg „an nahestehende Kreise zur Verfügung der Verwaltung" begibt. Gut und schön also: weihnachtliche Nächstenliebe! Aber was sagen die Ferneren dazu, die Unglücklichen, die nicht zu den „nahestehenden Kreisen" gehören? Für sie haben solche Beschlüsse eine sehr ernste Seite! Familienunternehmungen sind, wie Krupp, Ludwig Löwe und last not least Th. Goldschmidt selbst beweisen, eine schöne Sache. Solange solche Gesellschaften in ausschließlichem Familienbesitz bleiben, kann mit ihrem Kapital und Erträgnis natürlich auch nach Herzenslust verfahren werden; es geht niemanden etwas an, die Öffentlichkeit ist ausgeschlossen. Ob es sich dabei der Form nach um offene Handelsgesellschaften, G. m. b. H.'s oder auch Aktiengesellschaften handelt, spielt solange keine Rolle als tatsächlich nur die nahestehenden Kreise herangezogen bleiben. Das Bild ändert sich aber mit einem Schlage, wenn eine solche Gesellschaft an die Öffentlichkeit herantritt, wenn sie sich durch den Antrag auf Einführung zur Börsennotiz und durch Begebung von Aktien an Börsenkreise an das Vertrauen der Öffentlichkeit wendet, wenn sie diese Öffentlichkeit um Hergabe von Geldern bittet. Vertrauen erfordert Vertrauen. Wenn man nur Mittel braucht, so gibt es hierfür Obligationen. Will man aber das Risiko auf mehrere Schultern verteilen, so ist es geschäftsmoralische Pflicht, diese auch an den Früchten entsprechend teilnehmen zu lassen. Die „Nächstenliebe" hat eine Grenze, wo auch die Fernsten Ansprüche auf solche Liebe haben, und es ist nicht angängig, daß man auf Kosten dieser Fernen den Nächsten Weihnachtsgeschenke macht.

Goldschmidt ist leider nur ein einzelner Fall aus einer ganzen Kette. Man erinnert sich beispielsweise an das, was des öfteren über die Anglo-Guano-Verwaltung in Hamburg gesagt werden mußte. Hier tritt nämlich noch eine andere Seite der Familienherrschaft von Aktiengesellschaften zu Tage, nämlich die, daß wohl die Generalversammlungen, nicht aber interne Familienbesprechungen zur Veröffentlichung geeignet sind. Die Anglo-Guano-Verwaltung hat (wie übrigens auch manche andere, darunter sehr hervorstechend eben Th. Goldschmidt!) die Eigentümlichkeit, es immer übel zu nehmen, wenn ihre Aktien steigen. Kommt es zu Haussen, wie das letzthin der Fall war, so überwirft sie sich vollständig mit der Börse und ihrem Ärger macht sie dann in fast regelmäßigen Abständen dadurch Luft, daß sie erklärt, das Unternehmen werde sein Kapital nicht erhöhen. Man soll aber in einer Zeit, in der die Papiermark auf 2 Pfennig entwertet ist und in der sie morgen vielleicht nur noch einen Pfennig wert sein wird, nie Nie sagen! Die Voraussagen der Börse sind nämlich in solchen Fällen schon deshalb risikoloser als die Dementis der Verwaltungen, weil die Börse sich nie so festlegt, wie manche Verwaltungen es leider zu tun pflegen, (— ohne sich nachher zu rühren, wenn es anders kommt —). Wenn es nach den Dementis mancher Gesellschaften gegangen wäre, arbeiteten sie heute noch ebenso mit Goldkapital, wie Anglo-Guano; man kann aber sicher sein, daß an dem Tage, an dem die Kapitalserhöhung dann doch herauskommt, von der veröffentlichungsfreudigen Verwaltung nichts mehr gehört wird. Dann sind auch wieder einmal die Aktionäre, die in unerschütterlichen Vertrauen auf solche Dementis ihre Aktien verkauft haben, die Betroffenen. Merkwürdig übrigens, daß sich die Verwaltungen in solchen Fällen durch die eigenen Dementis nur so selten flau für ihre eigenen Aktien machen lassen!)

Überhaupt die Hanseatischen Verwaltungen! Ganz unwillkürlich drängt sich der Gedanke an eine der problematischsten Gesellschaften auf, die wir im deutschen Börsenleben haben, an die Deutsche Südsee Phosphat A.-G. Seit 1914 harren die Aktionäre der großen Dinge, die da kommen sollen, aber trotz Goldkapital, trotz des hohen Standes des japanischen Yen und manchem anderen, das hier für den inneren Wert der Anteile spricht, macht die Börse immer die merkwürdige Erfahrung, daß just in dem Augenblick, in dem — weil man erkennt, daß interessierte Kreise kaufen — der Kurs steigt, daß just in diesem Augenblick stets ein und dasselbe Bankhaus als plötzlicher Abnehmer auftritt und die schönsten Haussehoffnungen der Börse in wenigen Momenten

zu nichte macht. Wäre das aber die einzige Betätigung des Bankhauses am Südseemarkt, so müßte es längst in den Anteilen ausverkauft sein. Woher stammt aber die immer neue Ware, die zum Kursdruck herausgebracht wird? Seit Jahr und Tag schweben die Verhandlungen mit den Japanern, seit Jahr und Tag gehen Mitteilungen durch die Presse, nach denen sich der Wert der Anteile auf's 5 bis 10fache ihres heutigen Börsenkurses steigern müßte. Aber trotz allgemein gehaltener Dementis hat man es in Bremen noch nie für nötig befunden, auf den wirklichen Kern der Sache einzugehen und einmal zu sagen, wie, wie lange und auf welcher Basis diese Verhandlungen geführt sein sollen. Auch diese Gesellschaft hat einmal auf das Vertrauen der Öffentlichkeit gerechnet, als sie ihre Anteile an den Markt brachte. Warum also jetzt diese Geheimnistuerei, wenn man nicht ein Interesse daran hat, jeden Anteilseigner solange zu verärgern, bis er zu jedem Kurse seine Stücke fortgibt? Das kann ja doch schließlich nicht die Absicht sein — oder?

DARF MAN FRAGEN — — — —?

Ein merkwürdiger Fall, diese Nachfrage nach Baroper Walzwerk! Wer ist da eigentlich der Käufer? Heute heißt es: Hoesch, morgen: Orenstein und Koppel. Dieser nennt Schäfer-Blech, jener den bekannten großen Unbekannten der Burgstraße. Es wird weiter und immer weiter gekauft, veröffentlichen die Zeitungen aber irgend eine Version, so wird werkoffiziös stets prompt dementiert. Darf man fragen, woher die Baroper-Verwaltung so genau weiß, wer ihre Aktien — nicht aufkauft?

*

Einige Berliner Maklergruppen haben die interessante Neuerung eingeführt, beim Streichen eines Kurses zu vermerken, ob Nachfrage oder Angebot besteht. Wird ein Papier längere Zeit „gestrichen, Brief" notiert, so sollte man annehmen, daß zu billigerem Kurse Ware angeboten ist. In Wirklichkeit erfährt man aber, daß nicht ein Stück zu haben ist, sondern daß im Gegenteil einige Leer-Verkäufer Tag für Tag darauf warten, infolge dieser Brief-Notiz Ware zu bekommen. Darf man fragen, wie solche Notizen zustande kommen?

*

In den Zeiten ständig steigender Kurse war die Hälfte aller Notizen repartiert, weil man zu große Steigerungen bei voller Zuteilung vermeiden wollte. Sozial gedacht! Mit der Flaute verschwanden diese Repartierungen und man ließ die Kurse um 1000 und mehr Prozent stürzen. Damals wollte man die Käufer schützen. Auf die Verkäufer nahm man dann weniger Rücksicht. Erfolgte aber mal ein besonders starker Kursrückgang, so war die angebotene Ware sofort aufgenommen und der Kurs notierte am nächsten Tage entsprechend höher. Darf man fragen, wer plötzlich so großes Kaufinteresse zu Schleuderkursen bekundete und wer, ohne Börsen-Kommissar und sonstige Weiterungen, so niedrige Notizen festsetzte? Darf man fragen, ob hier Zusammenhänge bestehen?

GLOSSEN

STILKE

Stilke? Hört man den Namen, so meint man, Stilke sei eine Erfindung von Christian Morgenstern. Aber er ist ein leibhaftiges Faktum und feiert am 1. Januar ein Jubiläum. An diesem Tage wird er fünfzig Jahre alt. Das heißt nicht das leibhaftige Faktum Georg Stilke, Rittmeister uud Rittergutsbesitzer, sondern die Firma seines Namens. Das Tage-Buch naht in der unübersehbaren Gratulantenschar, unter den Letzten, wie gewöhnlich etwas zu spät kommend. Es naht in gebückter Haltung, das rechte Knie gebeugt, das linke Bein tief nach hinten gezogen. Ehrfurchtsvoll verharrt es in demütiger Haltung — bis Stilke, die Firma, mit dem kleinen Finger winkt und die Gratulanten sich wieder aufrichten dürfen.

Wer sind die Gratulanten? Die versammelte deutsche Literatur, die geeinigten und ungeeinigten Verleger, die Zeitungsherausgeber, die Zeitschriften, angefangen vom Tage-Buch bis hinunter zur . . . . Eleganten Welt, mit ihren Junggesellen und Reigen. Wir alle nämlich sind abhängig von Sultan Stilkes Stirnrunzeln. Ein freundlicher Wink an seine Lieblingssklaven und sofort werden an allen Eisenbahnstationen und Straßenkiosken Deutschlands 50000 Tage-Bücher mehr verkauft und 100000 „elegante Welten" weniger. Er gebietet über 2 Millionen Lesestunden im Tag. Die werden von den 432000 Reisenden in den Eil-, Schnell- und Personenzügen absolviert, denen er in seinen Kiosken und Eisenbahnbuchhandlungen die geistige Nahrung überreicht. Er könnte, wenn er ein grausamer Tyrann wäre, an einem Tage im Jahr ganz Deutschland zwingen, die gesammelten Werke von Otto Flake zu lesen, er könnte, wenn er den Neigungen der Reisenden willenlos gehorchte, sich auf den ausschließlichen Verkauf der Romane der Furz-Mahler beschränken. Er könnte statt 50000 Exemplare von Arthur Dinters Schundroman 5000000 Blutsünden in die Taschen deutscher Reisender stopfen, und er könnte, wenn ihn Bildungsehrgeiz überfiele, Deutschland zwingen, endlich Moritz Heimann zu lesen. Aber er ist weder Tyrann, noch Demagog. Er ist Kaufmann. 50 Prozent vom Ladenpreis entscheiden. Als Kaufmann ist er tolerant und wer die bunten, pikanten und anregenden Schriften beguckt, die auf seinem Zeitschriftenberg zu oberst liegen, wird den Eindruck haben, daß jede seiner kleinen Zeitungshütten ein toleriertes Häuschen ist. Er toleriert uns alle, Inselverlag und Ullstein, Dame und Grenzboten, Hakenkreuzler und israelitische Wochenschrift.

Stilke ist der Sultan unserer Lektüre! Als die Sowjetleute seinerzeit Deutschland rot machen wollten, hätten sie sich Stilkes versichern müssen. (Er bringt seine Leser ohnehin täglich zum Erröten). Seine 98000 Kioske entscheiden über Deutschlands Geistesverfassung.

Ich habe Stilke einschätzen gelernt als ich in Italien, in Frankreich, in Ungarn, in Dänemark, in Schweden und in



Österreich reiste. Dort gibt es keinen Stilke und deshalb liegen die Bahnhöfe lektürelos da. Die Bahnhöfe sind dort geistig verödet. Wenn ich heimreisend den ersten Stilke-Kiosk erblickte, stürzte ich zu ihm mit der Gier des Ausgehungerten. Gottlob, Stilke ist keine Morgensternfigur!

TISCH MIT BÜCHERN

Wilhelm Schäfer, Die dreizehn Bücher der deutschen Seele. Bei Georg Müller München. — „Das Abendland wollte den Krieg, weil sein Dasein Gewalt war; als es ihn vierzig Jahre lang gezüchtet hatte, konnten die Gitterstäbe des Friedens das Tier nicht mehr halten." Mit diesem Citat aus Schäfers deutschem Buche im Klang und Schritt der Nibelungenstrophe soll nur vermerkt sein, in welchem Sinn ich es meine, wenn ich hier von einem patriotischen Buche spreche. Ich muß dabei gleich bemerken, daß es mir bei „Patriotismus" auf die spezifischen Leistungen eines Volkes ankommt, nicht auf dessen Ambitionen. Schäfer erzählt in seiner deutlichen schönen Sprache das Deutsche auf vom wotanischen Anbeginne bis zum ludendorffischen Heute. Wäre in freisinnigen Ministerien Verstand, diese dreizehn Bücher müßten das liberale Geschichtsbuch unserer Gymnasien sein; in der letzten Klasse könnte man mit diesem Buche deutsche Geschichte befragen.

Der Tulpengarten. Gedichte aus dem deutschen Barock. Verlag der Bücherstube am Museum Wiesbaden. — Der Herausgeber und Einleiter dieses prächtigen kleinen Buches, Alfred Mayer, hat ganz vorzüglich gearbeitet. Von Weckherlin bis Guenther hat den alten Schmökern das Beste der deutschen Barockdichtung entlöst, und mit dessen Vorführung aufs neue damit gezeigt, daß unsere Schulmeister, die sich aufs Pseudoklassische eingeschworen glauben und die Barocke verachten, nur Esel sind, die von der Dichtung keine Ahnung haben.

Hans Schiebelbuth, Wegstern. Verlag E. Lichtenstein in Weimar. — Zweiunddreißig Gedichte, wirkliche Gedichte, nicht so gereimte oder hingestammelte Dinge des egocentrischen jungen Mannes mit Gefühlen und schlechtem Deutsch. Jedes Bild erstmalig, jedes Wort eindeutig, der Vers gebaut, die Strophe geführt. Immer die starke Person deutlich und eindringlich redend. Das sehr seltene Ereignis eines Dichters ist zu verkünden. „Verschenkt Herz" heißen zwei Strophen:

Du bist nicht Gast. Du wohnst in mir.
Hast nichs nur Rast. Hast Bleibe hier

Hier stand deine Wiege. Hier zäunt dein Geheg.
Hier steilt deine Stiege. Hier mündet dein Weg.
Hier hält dich Helle. Hier hüllt dich Nacht.
Im Brunn quickt Quelle. Speicher füllt Fracht.
Geh aus. Geh ein. Sei unverhofft.
Dein Haus dir offen. Komm gern. Komm oft.

Thomas Mann, Rede und Antwort. Gesammelte Abhandlungen und Aufsätze. S. Fischer Verlag Berlin. — Dieser erste Band von Manns gesammelten Werken bringt das Thematische der später fugierten Sätze. Die Themen sind weder groß erdacht noch stark gefunden. Aber sehr sauber, mit einer etwas koketten Nüchternheit hingesetzt. Vieles von den 400 Seiten könnte man um des Verfassers willen entbehren. Es scheint in keiner geistigen Athmosphäre aufgelöst, lebendig wirkend geworden zu sein, weil der Verfasser es neuerlich im Druck vorstellt. Mir gefällt diese Mann'sche goethesierende Art leicht gespreizten wichtigtuerischen Vortrages. Aber ich verstehe, daß sie andern auf die Nerven fällt. Im Ganzen muß ich zugeben, daß die geistige Bilanz des denkenden Thomas Mann nicht bedeutend ist. Aber die Zahlen sind so sauber gemalt. Bis auf die Nullen.

Adalbert Stifter. Witikot Inselverlag Leipzig. — 1867 erschien fas. unbemerkt der dritte Teil dieses großen Buches. — nach 55 Jahren erscheint dessen zweite Auflage! Bis in die mehr liebende als tief würdigende Darstellung A. R. Heins in seinem Stifterbuch hinein grassiert der Unsinn, daß Stifter das „geschichtliche Gebiet ferne lag" und daß er „weder die angestrebte historische Treue zu erzielen, noch auch den poetischen Forderungen gerecht zu werden vermochte. Das sind Urteile aus einer Zeit, der wohl Feliy Dahn als Muster historischer Treue galt und deren poetischen Forderungen der Stimmungsmeier Storm gerecht wurde. Nun, das ist wohl vorbei. Und man wird heute dem Verlag großen Dank dafür sagen müssen, daß er den Witiko neu zu drucken gewagt hat, der weder historischen noch poetischen Forderungen genügt, aber ein Buch des einzigen Stifter ist, unseres größten Prosaisten.

Willi Dünwald, Erlebnisse im Essay. Verlag der Bücherstube am Museum Wiesbaden. — Der neuere deutsche Essay ist etwas ins Blutleere, Schönrednerische über Gott und die Welt entartet und seiner höchstpersönlichen Abstammung untreu geworden. Davon hat der Journalismus in seinen Feuilletonspalten einigen Nutzen gehabt, insofern er hier weniger geschwätzig und sachlicher wurde, aufsatzhafter. Diese 17 Stücke des Buches von Dünwald sind Essays im alten guten Sinne: nicht so Gedankenspiele eines interessierten klügelnden Verstandes, sondern Zeugnisse schicksalsvoller Begegnisse einen lebendigen Menschen mit artverwandten Dingen, mit größter Vorsicht im zu Sagende und im zu Verschweigenden aufgeschrieben von einem Manne, dem Breite des Wissens nicht Tiefe des Schauens verkümmert hat. Es ist mehr als bloßer Genuß, diese Essays zu lesen.

Bela Balazs, Sieben Märchen. Rikola Verlag Wien. — Es scheint außer der Literatur budapester Journalisten, unter der wir zumal auf dem Theater leiden, doch auch ungarische Dichter zu geben, die uns zugänglich zu machen verdienstlich ist. „Gold im Kote" ist das Buch eines solchen Dichters, der ein ungarisches Gepräge hat, kein pesterisches. Und dieser Balazs. Das Märchen dieser tiefen Parabeln ist nicht etwa ein Kunstmittel geschickter Hand, einer Nichtigkeit tiefere Bedeutung aufzuschwätzen, auch kein Auskneifen aus der unbeherrschten Realität der Welt ins unkontrollierbare Himmelblau nicht meßbarer Distanzen, Die inneren Formen dieses ganz auf Bedeutende gerichteten Menschen trugen diese äußern Formen des Märchens von Geburt an in sich. Die sehr gute deutsche Übersetzung scheint keine Nüance dieses ganz ungewöhnlichen Buches verwischt zu haben.

Franz Blei.

FILM

GLORIAFILME

Ein Journalist kann Alles werden. Dort ist die große Wegkreuzung. Als ich vor sieben oder acht Jahren Herrn C. A. Düpont im Ullsteinhause Nachrichten dirigieren sah, neugierig auf alle Ereignisse der Welt, bereit, sie sofort in große oder kleine Lettern umzusetzen, da hätte ich nicht gedacht, daß der flinke Zeitungsmensch Einer der allergeschicktesten Filmregisseure der Welt werden wird. Sein neuer Film „Kinder der Finsternis" ist von der ersten bis zur letzten Minute unterhaltend, geschmackvoll, erfrischend. Düpont hat, vom Journalismus kommend, ein nützliches Respektverhältnis zum Manuskript, und die Herren Max Jungk und Julius Urgiß, haben ihm offenbar ein geschicktes abwechslungsreiches, anregendes Buch ausgearbeitet. Der Film in Italien aufgenommen. Unvergeßlich schöne Bilder aus Venedig, (Das Herz zerplatzte vor Sehnsucht, als man die Tauben auf dem Markusplatz, nach Jahren, wieder aufsteigen sah) darstellerisch vorzügliche Leistungen. Grit Hegesa, endlich eine Dame im Film. Sie hat das Tempo der Bewegung, das für den Film nötig ist. Sie sieht zuweilen sehr schön aus. In manchem Augenblick hat ihr Gesicht etwas Welkes, aber auch diese Müdigkeit ist sehr reizvoll und hat persönlichen Duft. Eine Eroberung für den Film ist der Burgschauspieler Otto Treßler. Seine weite Mähne auf einem jungen Gesicht bezaubert. Wenn er einige Affigkeiten (Mundspitzen etc.) ablegen wollte, könnte aus ihm ein sehr interessanter Film-Charakterspieler werden. Er hat wichtige körperliche Eigenschaften dafür, z. B. einen ungewöhnlichen schönen Gang. Auch in Nebenrollen famose Schauspielerleistungen, besonders auffallend der dicke Genußkerl Hußar und eine famose Barbierszene Lichos. Photographien ersten Ranges. Regisseureinfälle ungezwungener Art.

Die Gloriafilme haben nun zwei große Erfolge. Zuerst das schöne Wagnis der „Hintertreppe" und nun dieser bis ins I-Tüpfelchen geschmackvolle Unterhaltungsfilm.

BÖRSENWITZE

Man sieht an allen Straßenecken neue Depositenkassen der Banken. Am schwarzen Donnerstag wird auf der Börse darüber debattiert, welchen Zwecken diese Lokale früher und jetzt dienten. Einer sagt: „Die Depositenkassen waren erst Animierkneipen, dann Spielklubs und — jetzt sind sie Weinstuben."

*

Im Bankhaus X & Y wird der tüchtigste Beamte zum Chef gerufen. Es wird ihm mitgeteilt, daß die Firma beschlossen habe, ihm Prokura zu erteilen. „Sie gehören jetzt zu den Chefs. Sie werden in alle Transaktionen eingeweiht. Alle wichtigen Angelegenheiten werden mit Ihnen beraten". Beglückt will der Neuernannte das Chef-Zimmer verlassen. An der Tür hält ihn der Chef fest: „Hier hängt der Schlüssel zu unserem Klosett. Sie sollen nicht länger das Personalklosett benutzen".

Es vergehen einige Wochen. Der Prokurist ist jetzt in sämtliche Transaktionen der Firma eingeweiht. Eines Morgens erscheint er beim Chef. Er will etwas sagen, traut sich aber nicht recht mit der Sprache heraus. Endlich stottert er: „Herr . . . . ich danke Ihnen sehr für Ihr Vertrauen. Aber . . . . könnte ich nicht wieder den Schlüssel zum Personalklosett haben?".

JOURNALISTEN

Hans Natonek teilt dem Tage-Buch mit, daß er die Einladung zur Vorlesung des neuen Dramas von Walter Hasenclever nicht in seine Privatwohnung, sondern an seine Redaktionsadresse erhielt und daß er deshalb der Ansicht war, die Einladung zur Vorlesung in dem Hause des Professor Köster sei an den Redakteur und Kritiker gerichtet.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 51):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamerstr. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin W. 35, Potsdamer Straße 123b. Druck R. Abendroth, Riesa.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Januarwoche.

Es müßte einmal ein Buch über die Blamagen der „Sachverständigen" (aller Länder) seit dem Juli 1914 geschrieben werden! Das würde autoritätszerstörender wirken als alles subversive Parteiwesen und alle Revolutionen und Revolutiönchen. Die Experten von vier Großmächten haben im Mai 1921 feierlich erklärt und besiegelt, daß Deutschland durchaus in der Lage sei, 3 1/2 Milliarden Goldmark jährlich zu zahlen. Acht Monate später — acht Monate! — mußte festgestellt werden, daß diese Schätzung um 2/3 über die Wirklichkeit hinausschoß, — auf 1/3 ihrer Maienblüte mußten die Ansprüche entblättert werden. Schneller und gründlicher ist Sachverständigenkonstruktion wohl nie in sich zusammengestürzt. Cannes ist das Eingeständnis, daß man nichts gekonnt hat. Die „Sachverständigen" waren unsachverständig, — wie immer, wenn man Leute mit diesem Namen bezeichnet, die nur Archive, nicht zugleich auch Dichter sind, die nur in kritisch-statischen, nicht auch in produktiv-dynamischen Kategorien zu denken vermögen!

Der französische Etat jedes Kalenderjahres muß verfassungsmäßig mit Ablauf des vorhergehenden genehmigt sein. Der Etat pro 1922 aber war am 31. Dezember 1921 von der Kammer noch nicht durchvotiert. Erst eine Dauersitzung, die sich vom Silvesterabend bis in die 11. Morgenstunde des 1. Januar erstreckte, brachte das große Werk zum Abschluß. Natürlich mußte sich schon während dieser Sitzung das Problem erheben, ob das Gesetz, dessen Vollendung nun doch bereits ins Jahr 1922 fiel, dem Staatsrecht nicht widerspreche und hinfällig sei Da raffte sich der Kammerpräsident zu energischer Tat auf. Wie einst der alte Hebräer Josua gebot: „Sonne, gehe nicht unter im Tale Josaphat!" so gebot er: „Sonne, gehe nicht auf in Palais Louxembourg!" Er beauftragte die Diener, um 11,45 nachts alle Uhren im Kammergebäude still stehen zu lassen. Und so geschah es, daß, während Frankreich sich, schon im Morgenscheine des Jahres 1922 erging, seine Volksvertretung offiziell noch immer im Abenddunkel des Jahres 1921 tagte, und das Protokoll ihrer Sitzung einen staatsrechtlich einwandfreien Schlußtermin verzeichnen konnte. Wer den Fortgang der Zeit doch ebenso wirkungsvoll ignorieren könnte!

Welche Uniform müßte der Hauptmann von Köpenick heute anziehen? Denn darin bestand der Naturwitz des Schustermeister Voigt, der vor einigen Tagen arm und unbeachtet gestorben ist, daß er damals im Jahre 1906 für sich und die zwölf Mann, die er kommandierte, die richtige Tracht wählte. Sie trugen die Uniform des 4. Garderegimentes, er wies eine gefälschte Kabinettsordre des Kaisers vor und lähmte damit Bürgermeister und Stadtkassier. Die zwölf Mann lieferten gehorsam den verhafteten Bürgermeister bei der Berliner Hauptwache ab und Wilhelm Voigt schlüpfte aus der Hauptmannsuniform wieder in seine Schusterkleider. Als Hauptmann des 4. Garderegimentes wäre die Komödie heute nicht mehr durchzuführen! Die deutsche Uniform besteht nicht mehr und sofern noch ein paar Monturen da sind, haben sie ihre Zauberkraft verloren. Ein heutiger Hauptmann von Köpenick müßte sich in eine französische Uniform stecken. Englische Offizierstracht wäre zur Not auch noch verwendbar. Aber zum vollen Gelingen müßte sich Voigt als Capitaine de l'infanterie geben, forsch, anmaßend, im schlechten Deutsch des Monsieur Riccaud, der ja auch in bangen Tagen deutsche Taler zu gewinnen gewußt hat. Mit zwölf poilus im Gefolge — da bliebe heute mancher deutsche Bürgermeister gelähmt stehen, schicksalsergeben, wie damals der gute Herr Langerhans in Köpenick. Allerdings würde sich die Posse heute nicht verlohnen. Was ist denn heute in der Stadtkasse einer kleinen Stadt zu finden? Höchstens ein Haufen schmutziger Papiere, Stadtkassenscheine, die am Ende des Städtchens kein Bettler mehr annimmt.

Die Posse des Hauptmanns von Köpenick regt die Frage an: Wie lange dauert das bischen Ruhm in Berlin? Wilhelm Voigt war, nachdem ihm sein Streich gelungen, wirklich volkstümlich geworden. Aber er konnte erst, nachdem er aus dem Gefängnis entlassen war, seinen Ruhm genießen. Das war 1908. Damals wimmelte es von Postkarten mit seinem Bilde, die Variétés verfolgten ihn mit Gastspielanträgen, Auslandsangebote lockten, und so groß war der Rummel, daß eine Berlinerin, die den Ton angab, der damals die schlechte Musik machte, daß Frau Wertheim verkündete, sie werde, ergriffen vom Schicksal des Sechzigjährigen, ihm bis zum Tode eine Rente ausbezahlen. 1909 aber weigerte sich die Dame bereits, die Rente weiterzuzahlen. Das gibt einen Fingerzeig. Der Ruhm des Hauptmann von Köpenick

hat also nur ein Jahr gedauert, denn wäre Voigt 1909 noch en vogue gewesen, dann hätte Frau Truth Wertheim sich lieber eine Rivierareise vom Munde abgespart, als daß sie auf ihren Patronessenruhm verzichtet hätte. Der große Berliner Ruhm dauert eben nur eine Saison. So lange war Wilhelm Voigt populär, so lange rühmte man den Untergang des Abendlandes, so lange sprach man Rabindranath Tagore richtig aus. Allerdings ist es richtig, daß der Hauptmann von Köpenick seinem Ruhm nicht gewachsen war. Rein organisatorisch. Er verstand sich nicht auf die Technik der Berühmtheit. Ihm fehlte ein rühriger Verleger! Ihm mangelte ein gewandter Pressechef! Er hatte nur seinen brillanten Eulenspiegeleinfall, aber er hat ihn nicht auszuwerten gewußt. Ein intelligenter Organisator hätte schnell eine Voigt-G. m. b. H. gebaut, ein Cabarett wäre erstanden, Hauptmann-von-Köpenick-Zigaretten hätten populär werden müssen, vielleicht auch ein scharfes Voigt-Parfüm, jedenfalls eine Zahnpasta. Der gute Wilhelm Voigt hat später, als es schon zu spät war, ein kleines armseliges Schriftchen über sein Leben verfaßt. Aber, richtig angepackt, hätten seine Memoiren, mit erotisch-politischem Hintergrund, das Buch der Saison werden müssen. Alles das ist zu organisieren unterlassen worden und so starb der magere kleine Voigt irgendwo im Dunkeln, im Luxemburgischen, als ein unbeachteter, ganz gewöhnlicher Schuster.

Die Kommunisten im Lichtenburger Gefängnis sind ordentliche Leute Sie haben jetzt beschlossen, in einen zweiten Hungerstreik einzutreten, aber damit niemand davon überrascht sei, verkündigen sie's schon 3 Wochen vorher; indem sie nämlich durch die Rote Fahne am 3. Januar drucken lassen, daß sie pünktlich am 22. Januar zu hungern anfangen werden und daß man sie vom 1. Februar ab nicht einmal mehr zur Aufnahme von Wasser wird bewegen können! Exakte Leute mit pünktlicher Einteilung. Sie haben's noch vom Militär her in den Knochen! „Am 22. Januar: Antreten zum Heroismus!"

Das leitende Blatt der Alldeutschen veröffentlicht seit einiger Zeit unter drei malerischen „Runen" folgende Einladung:

> „Runenorden Walvater nimmt deutschblütige Männer und Frauen auf, welche an Wiedergeburt des Germanentums mitarbeiten wollen. Bild, Haarprobe und Lebenslauf unter obigen Runen an die „Deutsche Zeitung", welche für Redlichkeit des Ordens bürgt."

*

Kürzlich sind die „Bismarck-Erinnerungen" des verstorbenen Ministers Lucius von Ballhausen erschienen. Er erzählt unter dem 9. März 1888 von einem Schreiben, das der Minister Friedberg vom „Kronprinzen, nun Kaiser" Friedrich III. erhalten hatte und das Friedberg ihm vorlas. Das Schreiben ist vom 6. März 1888:

> „Er (der Kaiser Friedrich) dankte für die Zusendung einer Abhandlung welche Friedberg über die Hofdame Eleonore d'Olbreuse geschrieben hatte. (Sie heiratete einen hannoverschen Kurprinzen und wurde so die Mutter des jetzt regierenden englischen und preußischen Königshauses, ohne auch nur entfernt ebenbürtig zu sein. Sogar ihr niederer französischer Adel ist bestritten. Ihre Tochter war die Gefangene von Ahlden.)"

*

In der Stadtkirche zu Celle befinden sich die Standbilder der Herzöge und der Herzoginnen von Braunschweig. Neben dem Standbild des Herzogs Georg Wilhelm sieht man eine leere Nische. Die Nische ist für Eleonore d'Olbreuse, die Ahnfrau der Hohenzollern. In der Gruft der Kirche erheben sich die in Gold und Silber prunkenden Sarkophage der welfischen Fürsten. Nur zwei einfache Bleisärge sind ohne Zierrat und ohne Inschrift. In ihnen ruhen die Gebeine Eleonore d'Olbreuses und ihrer Tochter. Sie sind die Stammütter aller heute lebenden Mitglieder des Hauses, dessen Oberhaupt Wilhelm II. ist.

I. Wie man von Gottes Gnaden wird.

Georg Wilhelm, Herzog von Hannover, war ein vergnügter Landesvater. Sein Volk hatte nur den Zweck, ihm die Mittel zur Befriedigung seiner Genußsucht zu liefern. Jahrelang trieb er sich auf Reisen herum und belustigte sich mit Spiel und Tanz und Liebelei und kannte kein höheres Ideal[1] als den Karneval von Venedig. Für sein Land hatte er nur den einen Gruß: „Tut Geld in meinen Beutel!" Als ihm eines Tages der Hofmarschall Grapendorff die Vorstellung der Landstände übermittelte, er möchte zurückkehren, erwiderte Serenissimus: „In Venedig kennt man keine Langeweile, mein Herr Marschall, und wenn Sie mit mir dort wären, stehe ich dafür, daß sie nicht so bald Lust

verspürten, nach Deutschland zurückzukehren." Und der Refrain war abermals: „Schickt Geld!" Das ging so an die fünfzehn Jahre, bis die getreuen Stände ein Mittel gefunden glaubten, ihren angestammten Herrn an die Heimat zu fesseln. Heiraten sollte er. Das wollte er zuerst nicht; dann aber erschien es ihm als eine heitere Abwechselung. Und er hielt Umschau und erinnerte sich, daß ihm die Tochter Sophie des „Winterkönigs", Friedrichs V. von der Pfalz, und der Elisabeth aus dem stolzen Hause Stuart, ausnehmend gefallen hatte. Und die Verlobung fand statt. Worauf er wieder nach Venedig ging. Allda machte er sich an die erste Buhlerin, die ihm begegnete, eine Griechin, die ihn — so schreibt seine Braut — „in einen für die Heirat sehr ungeeigneten Zustand versetzte." „Die Ausschweifungen Venedigs hatten unüberwindliche Reize für ihn"; er bereute sein Verlöbnis und — bat seinen jüngsten Bruder Ernst August, ihm die Braut abzunehmen. Dafür wolle er sich verpflichten, nie zu heiraten, in dem seinen Neigungen entsprechenden Coelibat zu leben und seine Lande den Söhnen des Bruders zu hinterlassen. Es war aber noch ein andrer Bruder vorhanden, Johann Friedrich, der Sophie und die Lande begehrte. Sophie entschied sich für Ernst August und am 11/21. April 1658 unterschrieb „Georg Wilhelm Hertzog zu Braunschweig und Lüneburg m. p." feierlich die Urkunde, worin er sich verpflichtete, „die noch obrige Zeit meines Lebens in Coelibatu gentzlich hinzubringen" und seine Fürstentümer des Bruders männlichen Erben zu hinterlassen. Sophie wurde Ernst Augusts Frau, und ihr Schwager Georg Wilhelm war wieder lustig, nur daß er sich zum Zeitvertreib auch in seine frühere Braut verliebte, worüber es dann zu allerlei Eifersuchtsszenen zwischen den fürstlichen Brüdern kam.

Im Winter 1663 zu 1664 kamen Georg Wilhelm und sein unvermählter Bruder Johann Friedrich an den Hof des Landgrafen von Hessen, wo eine Prinzessin von Tarent zu Besuch war. Diese Prinzessin hatte zwei Fräuleins mit, Kammerfrauen, die zu Hofdamen avancieren konnten. Die eine war schön, die andre noch schöner. Beide Herzöge, entzündlichen Herzens, wie sie waren, wurden Nebenbuhler bei der Schöneren, die ihre Huldigungen freundlich entgegennahm. Sie scheint Johann Friedrich, einen wohlbeleibten Herrn, bevorzugt zu haben und schrieb ihm, als er nach Venedig abgereist war, sehr entgegenkommende Briefe, war auch nicht abgeneigt, ihm dahin zu folgen. Aber auf die Dauer verliert der Abwesende das Spiel. Georg Wilhelm blieb anwesend und folgte, als die Prinzessin von Tarent nach Holland ging, der geliebten Kammerfrau nach dem Haag. Den Herzog Johann Friedrich erinnerte

sie in einem Brief vom 20. Dezember 1664 an sein Versprechen, sie, wenn er heirate, „bei Dero Frau Gemahlin anzustellen," die sie für ein „rechtschaffenes Mädchen" halten möge. „Trotz alles Ungünstigen, das man . . . über mich berichtet, werden Euer Durchlaucht, hoffe ich, Ihr Versprechen halten." Das sollte nicht nötig werden. Denn das Schicksal hatte Größeres mit ihr vor. Georg Wilhelm ließ es zwar nicht an kleinen Seitensprüngen fehlen; aber er ließ sich gern immer wieder von hr fesseln, überschüttete sie mit Geschenken, entschloß sich, sie in sein Haus zu nehmen, was der Herzog Ernst August und die Herzogin Sophie durchaus billigten, um so der Störung ihrer eigenen Ehe durch neue Liebenswürdigkeiten des Zölibaters vorzubeugen, und also kam am 11. November 1665, als eben in Folge des Todes eines andern Welfen ein Ländertausch erfolgte und Georg Wilhelm Herzog von Celle wurde, folgender förmliche Kontrakt zustande:

„Da ich aus Zuneigung für meinen Bruder mich entschlossen habe, zu seinen und seiner Kinder Gunsten nicht zu heiraten, und hiervon nicht abgehen werde, und da Fräulein d'Olbreuse sich bereit gefunden hat, mit mir zu leben, so verspreche ich, sie niemals zu verlassen und ihr jährlich zweitausend Taler, nach meinem Tode aber sechstausend Taler jährlich zu gewähren, womit sie hierdurch versprechen wird ebenso wie ich zufrieden zu sein . . ."

Georg Wilhelm.

Gegengezeichnet Eleonore d'Olbreuse, Ernst August, Sophie.

„Abends gingen die beiden Liebenden ohne weitere Feier gemeinsam zur Ruhe", berichtet die Herzogin Sophie. Man hatte dem Herzog Georg Wilhelm davon gesprochen, daß sie geheiratet sein möchte. „Wenn sie das will, dann kann sie nur dahin zurückgehen, woher sie gekommen ist; eine solche Torheit werde ich niemals begehen", hatte er geantwortet. Aber als sie nun „gemeinsam zur Ruhe" gegangen waren, fing sie zu weinen an; wenn sie einen einfachen Edelmann geheiratet hätte, wäre sie wenigstens gnädige Frau. Und ob man sie nicht Frau von Celle nennen könne. Das verbat sich die Herzogin-Witwe von Celle energisch, und so wurde Fräulein d'Olbreuse zu einer Frau von Harburg gemacht. Ihre offizielle Stellung war die einer „Freundin" des Souveräns; ein alter Lüneburger Chronist nennt sie „unseres Herzogs Georg Wilhelm seine Madame". Das heißt, sie war seine anerkannte Maitresse; ihr Verhältnis war, wie die Byzantiner des Hofes sagen mußten, eine „Gewissensehe" wie das Gesetz etwas rücksichtslos sagt, ein Konkubinat. Diesem Konkubinat entsproß am 15. September 1666 eine Tochter, Sophie Dorothee, die der glückliche Vater alsbald reich ausstattete. Aber Madames Wünsche gingen höher hinaus. Als der Herzog dem Kaiser

wertvolle Dienste geleistet hatte, setzte sie durch, daß sie von der Römischen Majestät deutscher Nation für sich und ihre Tochter zu Gräfinnen von Wilhelmsburg „erhoben" wurden. Das war 1674. Gleichzeitig sandte die Kaiserin Eleonore dem Fräulein Eleonore d'Olbreuse genannt Gräfin von Wilhelmsburg den — „Orden der Sklavinnen der Tugend", der bis dahin nur fürstlichen Frauen verliehen worden war. Auch damit war es nicht genug. Was setzt nicht eine „Sklavin der Tugend", wenn sie schlau ist, bei einem alternden Manne durch? Die Urkunde vom 22. August 1675 beginnt: „Im Namen der heiligen Dreieinigkeit! Nachdem Seine Durchlaucht der Herzog Georg Wilhelm zu Braunschweig und Lüneburg nach der göttlichen Vorsehung der Frau Eleonore von Harburg, Gräfin von Wilhemsburg, seine besondere Neigung zugewendet und sich entschlossen hat, das gegenseitig gegebene Eheversprechen zu erfüllen, so ist bezüglich des Heiratskontrakts wie folgt beschlossen etc." Zwar als solche Absicht bekannt wurde, äußerte Liselotte, die Nichte der Herzogin Sophie, die Herzogin von Orleans, die Geschichte sei erfunden; wenn der Herzog von Celle Lust gehabt hätte, eine so große Torheit zu begehen, würde sie ihm vergehen, wenn er wüßte, daß sich sogar Monsieurs, des Herzogs von Orleans Kammerdiener, darüber lustig gemacht, deren einer namens Golin die d'Olbreuse früher habe heiraten sollen. Sophie selber wollte nicht begreifen, wie Georg Wilhelm „ein solches Mensch" heiraten konnte, von der in ihrer derben Art Liselotte schrieb: „Herzog Georg Wilhelm hat viele Jahre lang mit diesem Mensche ohne Heurath gehaußt." Aber am 2. April 1676 hatte das Mensch es doch erreicht: sie war Gattin des Herzogs und Herzogin und Hoheit geworden und vom kaiserlichen Gesandten als solche beglückwünscht.

Sie war jetzt 37 Jahre alt, Georg Wilhelm 52. Eleonore Desmier war am 3. Januar 1639 auf Schloß Olbreuse bei La Rochelle geboren. Sie machte dem Herzog weis, so sagt die Herzogin Sophie in ihren Denkwürdigkeiten, sie stamme aus einem sehr angesehenen und wohlhabenden Hause und sei bei der Prinzessin von Tarent nur als Freundin und nicht als Dienerin gewesen. Aber es versteht sich, daß gefällige Genealogen ihr nachträglich einen erhabenen Stammbaum angedichtet haben, mit Dynasten, ja selbst Königen als Vorfahren. Leibniz, gleich groß als Gelehrter wie als Hofmann, schreibt: „Die Sache erscheint mir durchaus nicht unvernünftig und unwahrscheinlich." Weshalb sollte sie es sein? Als Napoleon in Egypten war, wiesen seine Gelehrten den Moslems nach, daß er ein Nachkomme Mohameds des Propheten sei. In Europa

freilich pflegte er sich später zu rühmen: „Ich trage meinen Stammbaum in mir selbst." Von Ludendorff hat ein beseligter Biograph behauptet, daß er mit Vornamen Erich heiße, weil er von einem Schwedenkönig Erich abstamme. Also kann es nicht wundernehmen, daß ein Herr von Greiffenoranz zu Lebzeiten der „Madame" nachwies, daß ihr Ahnherr in gerader weiblicher Linie kein geringerer als — Karl der Große sei. Jedenfalls hat ein späterer Träger der Krone Karls der Heirat „Madames" zugestimmt und ihr die Ebenbürtigkeit verliehen. Am 23. September 1705 dankt sie dem König von Preußen für ein Beileidsschreiben anläßlich des Todes ihres Gatten und unterzeichnet:

Von Gottes Gnaden Eleonore,
verwittibte Hertzogin zu Braunschweig und Lüneburg.

So war die kleine Kammerfrau, die glücklich gewesen wäre, den Diener Colin zum Manne zu bekommen, von Gottes Gnaden geworden.

II. Die Mutter der Könige.

Eleonore d' Olbreuse ist die Großmutter. Die Mutter ist ihre Tochter Sophie Dorothee. Sie war hübsch, fidel, zärtlich und reich. Denn auf gute Versorgung aus der Steuerkraft des Landes waren die Eltern sorglich bedacht. Sie wurde schon als Kind mit einem Geschlechtsvetter verlobt, der gegen anständige Bezahlung darüber hinwegsah, daß sie noch ein uneheliches kleines Fräulein von Harburg war. Später wuchsen die Ansprüche. Ernst August und die stolze Sophie Stuart hatten einen Sohn Georg Ludwig; weshalb sollte er nicht der Gatte Sophie Dorothees werden? Die Hannover-braunschweigischen Lande konnten dabei am besten unter einen Hut kommen. In Hannover empörte man sich über diesen Plan. „Ich will nicht", erklärte der Prinz, „ich werde für ihren Bankert danken". Für den Bankert der d' Olbreuse. Aber es kam der Tag, wo die Herzogin Sophie schrieb: „Es ist eine bittere Pille; allein wenn man sie mit einem Jahrgeld von 100000 Talern vergoldet, kann man sie schon mit geschlossenen Augen herunterschlucken". Georg Wilhelm sagte seinem Bruder Ernst August, den seine zahlreichen Maitressen viel Geld kosteten, eine jährliche Rente von 50000 Talern, eine in sechs Jahren zu zahlende Heiratssteuer von 150000 Talern und die gesamten Subsidien zu, die ihm Spanien und Holland schuldeten, und am 2. Dezember 1682 fand mit großer Feierlichkeit die Vermählung statt. Leibniz machte Verse auf die „göttliche Schönheit", die „das Herz des Prinzen Georg bezwungen". Sophie schenkte ihrem Gatten zwei

Kinder, am 30. Oktober 1683 einen Sohn Georg und am 16. März 1687 eine Tochter Sophie Dorothea.

Doch die Rosen welken all'. Der Prinz Georg war schweigsam, kalt, unempfänglich für alle Zerstreuungen, es sei denn für die Jagd und den Umgang mit Frauen „unter der Bedingung häufigeren Wechsels". Neben seiner angetrauten Gattin hielt er in aller Öffentlichkeit adelige Maitressen aus, eine v. Meyhe, eine v. d. Schulenburg, eine Gräfin Kielmannsegge, eine Gräfin Platen, worüber es zu mancherlei Zwisten, bis zur Prügelei kam, da Sophie Dorothee nicht so duldsam war wie ihre Schwiegermutter Sophie. Die Prinzessin glaubte an das gleiche Recht für alle und übte Vergeltung. Sie ließ sich verdächtige Aufmerksamkeiten gern gefallen und war schließlich unvorsichtig genug, sich von einem gesiebten Lüstling, dem Grafen Philipp Königsmarck, einem Bruder der Aurora Königsmarck, die als August des Starken Maitresse bekannt geworden ist, umgarnen zu lassen. Natürlich kam der Kurprinz — sein Vater war inzwischen Kurfürst geworden — bald dahinter. „Wozu der Zwang?" erklärte er seiner Frau, als er eine Reise antrat, „ich werde nach meiner Rückkehr Ihrem Herrn Vater schreiben und um unsere Scheidung bitten". Die Prinzessin wollte zu ihren Eltern; aber der Vater duldete ihre Rückkehr nicht. Am 1. Juli 1694 abends stattete Königsmarck der Prinzessin einen Besuch ab. Er hat das Schloß nicht lebend verlassen. In der Nacht wurde er, wie es scheint, im Kampf erschlagen. An einer Wand des Schlosses zu Hannover zeigt man eine Spur, die Königsmarcks Degen hinterlassen haben soll. Er selbst war verschwunden, ohne daß Jemand zu sagen wüßte, wo seine Gebeine ruhen. Saint Simon behauptet, der Kurprinz habe das Liebespaar belauscht und den Grafen ins Gefängnis werfen lassen. Jedenfalls ist Königsmarck seit jener Nacht nicht mehr zum Vorschein gekommen. Der Prinzessin aber wurde der Prozeß gemacht. „Ihr Tun war nicht ohne Bosheit . . . Man würde in Celle nie geglaubt haben daß sie so schuldig ist, wenn ihre Briefe nicht vorgelegt worden wären". So sagt Leibniz. Die Briefe lassen allerdings an Unzweideutigkeit nichts zu wünschen übrig. Am 17. Juli reiste Sophie Dorothee nach dem Schloß Ahlden, daß man ihr zum Aufenthalt angewiesen hatte. Sie war eine Gefangene. Um der Außenwelt willen wurde verabredet, die Scheidung nicht wegen Ehebruchs, sondern wegen böslicher Verlassung auszusprechen, aber unter Verbot der Wiederverheiratung. So ward die Prinzessin als schuldiger Teil verurteilt und ihr Name aus dem Kirchengebet gestrichen. Und sie blieb in Ahlden eingesperrt und abgesperrt

von aller Welt, ohne ihren Vater, ihre Kinder wiederzusehen, zweiunddreißig Jahre lang bis zu ihrem Tode.

Ihr geschiedener Gatte aber bestieg als Georg I. den Thron von Großbritannien und Irland. Er hat nicht geduldet, daß bei ihrem Hinscheiden Trauer angelegt wurde. Ihm folgte als Georg II. der Sohn der armen Herzogin von Ahlden. Und auf sie führt die ganze heute in England herrschende Dynastie zurück. Ihre Tochter Sophie Dorothea aber heiratete am 14. November 1706 den preußischen Kronprinzen, nachmals König Friedrich Wilhelm I. und wurde die Mutter Friedrich des Großen und seiner Geschwister, die Ahnfrau aller heutigen Hohenzollern. Die Herzogin von Ahlden ist somit die Großmutter, Eleonore d' Olbreuse, die französische Kammerfrau, die Urgroßmutter des Philosophen von Sanssouci. Die beiden in den schlichten Bleisärgen sind die Stammütter des Fürstengeschlechts, das bis zum 9. November 1918 in Preußen und Deutschland geherrscht hat.

*

Wie der Minister Friedberg dazu kam, über Eleonore d' Olbreuse eine Abhandlung zu schreiben und sie dem Kaiser Friedrich zu unterbreiten? Vermutlich weil gegen den Fürsten Alexander Battenberg, mit dem die Kronprinzessin, spätere Kaiserin Friedrich eine ihrer Töchter verheiraten wollte, neben anderem eingewendet wurde, daß er nicht aus ebenbürtiger Ehe stamme. Da war der Beweis, daß es allen Hohenzollern nicht anders gehe, von pikantem Reiz. Wilhelm II., der seine Eltern haßte, war eben zur Regierung gekommen, als er auch schon sich Friedbergs ohne Beobachtung der ursprünglichsten Höflichkeitsformeln entledigte. Er hat dann noch ein paar Mal das Steckenpferd der Ebenbürtigkeit geritten. Das eine Mal 1890, als er seinen Schwager Adolf von Schaumburg zum Regenten von Lippe machen wollte, weil die Linie Lippe-Biesterfeld, die die Erbfolge beanspruchte, von einer nicht ebenbürtigen Ahnfrau Modeste von Unruh stamme. Er unterlag im Prozeß. Das zweite Mal 1897 bis 1905, wieder in Lippe, wo die Kinder des Regenten nicht erbberechtigt sein sollten, weil dessen Frau, eine Gräfin Wartensleben, nicht ebenbürtig sei. Er erlitt wiederum vor Gericht eine Niederlage. Und als er dann einen seiner Söhne mit einer Gräfin verheiratete, durfte sie nicht Prinzessin werden, er machte sie zu einer Gräfin Ruppin.

Jn den Runenorden Walvater aber, das steht einmal fest, können Wilhem II. mitsamt allen andern Hohenzollern nicht aufgenommen.

werden, auch wenn Bild und Haarprobe und Lebenslauf den alldeutschen Ansprüchen genügen sollten. Rein „deutschblütig" sind sie in keinem Fall. In ihrer aller Adern rollt das Blut der französischen „Madame" Eleonore d' Olbreuse.

Preußen und das Deutsche Reich sind heute Republiken. Ob es nicht an der Zeit wäre, Friedbergs Abhandlungen endlich der Öffentlichkeit zu übergeben?

SIR ROGER CASEMENT

GEDANKEN IN DER STUNDE DES VERRATS

Sir Roger Casement hat seine Tagebücher vor der Hinrichtung einem Freunde übergeben, der sie jetzt in der New Yorker „Nation" veröffentlicht. Es sei ihnen folgender Abschnitt entnommen, der in doppelter Hinsicht bemerkenswert ist. Erstens weil daraus hervorgeht, wie völlig skeptisch Casement die direkten Erfolgsaussichten seiner Verschwörung beurteilte; und zweitens, weil sie mit erstaunlichem politischen Weitblick selbst den mißlingenden Plan als Anstoß einer Entwicklung sehen, die inzwischen tatsächlich eingetreten ist.

Berlin, 2. November 1914.

Meyer holte mich um 11 Uhr ab und ging mit mir zu Fuß nach Wilhelmstr. 76, zum Auswärtigen Amt. Das Auswärtige Amt ist ein altmodisches, weißes, sehr einfaches Haus aus den Zeiten Friedrichs des Großen oder aus noch früheren. Man muß an einer Holztür vor einem Gartenweg die Schelle ziehen, dann öffnet sich das Tor. Wir gingen die Treppe hinauf und ein Bedienter nahm uns Mantel, Hut und Stock ab. Wie anders hier als im Londoner Foreign Office, wo ich so oft chez moi gewesen war! Das Wartezimmer, in das wir geführt wurden, war ein schöner Salon, groß und fein eingerichtet, mit guten alten Gemälden des Königs Friedrich Wilhelm III. und des alten Kaisers Wilhelm. Meyer sagte mir, ich solle zuerst vom Unterstaatssekretär Zimmermann und dann vom Grafen Georg von Wedel, dem Leiter des englischen Departements, empfangen werden. Er ließ mich dann einige Minuten allein. Einige Offiziere kamen und gingen, Kavallerieleute in Grau. Und sonderbare Gedanken kamen mir, als ich in diesem politischen Zentrum des Deutschen Reiches auf einem großen Sofa saß! Kein Bedauern, keine Furcht. Doch: vielleicht einiges Bedauern; aber keine Angst. Ich dachte an Irland, das Land, das ich fast mit Sicherheit nie mehr wiedersehen würde. Nur ein Wunder von Sieg könnte mich je zu seinen Ufern zurückbringen, ein Sieg, den ich nicht erwartete und auf den ich in Wahrheit nicht hoffen konnte. Aber ob Sieg oder Niederlage: alles geschieht für Irland, ihm

kann nicht zum Nachteil gereichen, was ich tue. Ich werde vielleicht, — ja, ich muß leiden, ich und manche, die mir nahestehen und mir teuer sind; — aber mein Land kann durch meinen Verrat nur gewinnen. Das wird so sein, was immer auch kommen mag.

Wenn ich siege, dann ist das die nationale Auferstehung, — ein freies Irland, ein Weltvolk nach jahrhundertelanger Sklaverei, die Rückfindung und Wiedereinbeziehung eines im Mittelalter verlorenen Volkes in Europa.

Wenn es aber ein Fehlschlag sein, wenn Deutschland besiegt werden wird, so wird der Schlag, der heute für Irland geschlagen wird, die Linie britischer Politik meinem Lande gegenüber dennoch ändern. Niemals wird die Lage mehr so sein, wie sie früher war. Die „Irische Frage" wird aus dem Schmutz und dem armselig falschen Kampf britischer Innenpolitik in internationale Atmosphäre gehoben sein. Das wenigstens werde ich vollbracht haben. England wird niemals mehr mit der „Irischen Frage" spielen können. Es wird gezwungen sein, aus dieser Sache ein für allemal seine Folgerungen zu ziehen. Mit der klaren Frage, wie sie derart von mir erhoben sein wird, wird es sich auseinandersetzen müssen. Endweder muß es sich mit einem unzufriedenen, verschwörerischen Irland abfinden, oder es durch Gewährung weit größerer Freiheiten näher an sich heranziehen. Auf den Zwang kann es nicht mehr zurückkommen. Das Laissez-faire ist für immer vorbei. „Homerule" muß wirklich zu einer heimischen Herrschaft werden — und selbst wenn alle meine Auslandspläne zum Zusammenbruch verurteilt sein sollten, so werde ich doch durch eine stolze Tat offenen Verrates mehr für Irland getan haben als Redmond & Co. nach Jahren des Schwatzes und verkappten Verrates England abrangen. England kümmert sich nicht um den „Verrat" des orthodoxen irischen „Patrioten". Es hat seit langem herausgefunden, wie es darüber hinwegkommen kann. Es anerkennt nur Aktion, es respektiert nur Tat. Diese Leute haben England von Zeit zu Zeit mit dem Mund getötet. Ich bin im Begriffe, es mit geballter Faust zu schlagen. Es ist ein Schlag tiefster Feindschaft, aus völlig unpersönlicher Verachtung der Konsequenzen für mich selbst herrührend, und nur von der einen Sicherheit geleitet, daß es ein Schlag für Irland ist. Ich wäre in der Tat ein Verräter, würde ich nicht so handeln, wie ich im Begriffe bin. Ich habe es immer gesagt und sagte es ohne Verkappung, daß, wenn jemals die Gelegenheit für einen Schlag zugunsten Irlands käme, ich ihn führen würde.

Nun gut, die Gelegenheit ist gekommen! Ich bin nicht verantwortlich dafür, das Verbrechen ist nicht auf meiner Seite . . .

THOMAS WEHRLIN

MÜNCHEN, DEUTSCHLANDS DÜMMSTE STADT

Zweifelt irgend jemand noch an dieser Feststellung? Dann vergleiche er die Sprößlinge derselben geistigen Familie aus irgendeiner Stadt Deutschlands mit den Münchener Exemplaren. Man vergleiche den Münchener Erzbischof mit dem Kardinal in Wien oder mit dem Erzbischof in Breslau, die Münchener Sozialdemokratie mit der deutschen überhaupt, die Münchener Neuesten Nachrichten mit einer großen Zeitung, den Pfarrer Traub mit einem denkenden Konservativen, Franz Stuck mit Liebermann oder Corinth. Es ist ein fast unerklärliches Gesetz: Jede geistige Richtung findet in München ihren dümmeren Exponenten.

Fangen wir mit der Politik an. Die urbayrische Politik besteht nicht in einem positiven, sondern in einem negativen Programm. Es soll was gschehn — nämlich das Gegenteil von dem, was die Preußen wollen. Deshalb ist Bayern in früheren Jahren, als Preußen noch ein militaristischer Staat war, von demokratischen Anwandlungen heimgesucht worden. Seit Preußen keine preußische Politik mehr treibt, treiben die Bayern preußische Politik. Hätte Ludendorffs ver—kappte Politik gesiegt, und regierten die Junker wieder in Preußen, dann bestünde Aussicht darauf, daß die Münchener wieder demokratisch regierten. Ihre Politik hat nur ein Programm: Justamentnet! und dieser armseligen Dickschädel-Politik ordnen sich alle Parteien und alle sogenannten Staatsmänner unter. Deshalb sieht einer von diesen bayrischen Staatsmännern gerade so aus wie der andere. Zwischen der Physiognomie des Herrn Kahr und des Grafen Lerchenfeld ist so wenig Unterschied, wie zwischen einem . . . und dem anderen, aber man müßte bayrisch reden, um diesen Vergleich auszuführen. Beide sind nichts als Justament-Politiker.

Will man sehen, wie jede Geistesströmung in München verdummt so muß man beispielsweise die Demokratische Partei von Hamburg oder Berlin mit den bayrischen Demokraten vergleichen. Die Demokratie hat in Hamburg Herrn Petersen, einen bedächtigen, aber überlegenden Kopf gezeugt. In Berlin war Naumann das Haupt seiner Partei, und schließlich sind Dernburg, Gertrud Bäumer und Rathenau auch nicht die Erstbesten. Im Münchener Landtag ist Herr Müller-Meiningen die große demokratische Nummer, die sogar Minister war und, wie jedermann weiß darauf brennt, es morgen wieder zu werden. Man muß sich ihn vorstellen wie den Grafen Trast aus der „Ehre", immer mit Orgeltönen, mit sonorem Stimmaufwand, geschwellt vom Hochgefühl seiner Banalität.

Von rechtswegen gehört ein schwarzer wallender Vollbart zu ihm, mit dem er in den achtziger Jahren Frauenherzen gekitzelt hat. Als Justizminister hätte kein Zentrumsmann so illiberal gehandelt wie dieser abgeschmackte Pathetiker. In einem Erlaß hat er den bayrischen Richtern mit kaum verbrämten Worten empfohlen, nicht allzu milde zu sein. In einem anderen Erlaß hat er, der Liberale, die Rechte der politischen Gefangenen halb vernichtet, und das alles hat er mit öliger Geschwätzigkeit womöglich noch als liberale Mannestat empfunden und gepriesen. Eine Figur, über die seine nächsten Clubgenossen lächeln, wenn sie sich aus dem Sitzungssaal schleichen. Ein Provinzdiplomat, ein Provinzpathetiker, das ist die große demokratische Nummer im bayrischen Landtag.

Nehmen Sie die Sozialdemokratie. Anderswo sind neue Führer entstanden. In München ist die Autokratie Ehrhard Auers nur durch seine Krankheit unterbrochen worden. Auch Ehrhard Auer leidet am Staatsmännischen. Ich habe in den Monaten, die ich hier lebe, Dutzende von sehr auffällig angekündigten Reden Auers gelesen und gehört. Was ist das für ein sittsamer, zahmer Einerseits-Andererseits-Politiker, humorarm, ohne einen Tropfen revolutionärer Galle, trostlos nüchtern, von einer armseligen Pfiffigkeit. Und neben ihm nur ein paar biedere Magistrats-Politiker, kleine Briefmarkensammler der Politik, bescheidene Ressort-Reformer. Wer diese Filzpantoffel-Politiker kennenlernen will, muß ihren hochachtungsvoll, ganz ergebenst geführten Widerstand gegen die Wittelsbacher beobachten. Als der alte König begraben wurde, schritt der sozialdemokratische Bürgermeister Münchens mit Leichenbittermiene im Trauerzug. Als Leichenbitter im Zylinder führen sie den Kampf gegen die Wittelsbacher, und dabei hat sich Rupprecht in den Revolutionstagen, wie man weiß, viel kläglicher benommen als Wilhelm II., und dabei wäre der Kampf gegen die Wittelsbacher mit erquickendem Material zu führen. Wer hat den Bayern einmal wirklich das Bild ihres geliebten Ludwig II. gezeichnet, der nicht nur ein romantischer Narr, sondern ein sehr gemeingefährlicher Geisteskranker gewesen ist? Für die Münchener freilich, die nur von Legenden leben, ist es charakteristisch, daß ein Irrsinniger der Held ihrer romantischen Legenden ist, ein grausamer Narr, der seine Diener prügelte, ein kostspieliger Monomane, dessen kitschige Talmi-Künste die Bayern viele Millionen gekostet haben. Wann hat Ehrhard Auer auch nur ein Broschürchen gegen die Wittelsbacher durchgelassen? Auer hat immer am Staatsmännischen gelitten, und das hat die Münchner Sozialdemokratie so subaltern gemacht. Immer fühlt sie sich auf der Anklagebank und verteidigt sich, statt frisch

loszugehen. Käme es auf die Ehrhard Auers an, dann wären die Wittelsbacher längst wieder Kinis. Zufällig läßt sich Rupprecht von einem Astrologen beraten, einen Pfiffikus von Maler, Okkultisten, Geschaftlhuber, der ihm von Zeit zu Zeit das Horoskop stellt: Noch warten! Die Ehrhard Auers sind kein ernstes Hindernis, das Horoskop ist es.

Zum Glück sind die Nationalisten noch dümmer. Das Spezifische der Münchener Dummheit besteht darin, daß sie sich ungemein schlau vorkommt. Vor lauter Schläue begehen sie die saudümmsten Sachen. So haben sie mit den Franzosen kokettiert, sich einen französischen Geschäftsträger eräugelt und dachten, auf diesem halb landesverräterischem Wege werden sie sich ihre Orgesch-Truppen erhalten. Zur selben Zeit aber haben sie sich den Ludendorff auf den Hals geladen und das ganze Tänzeln vor den Franzosen war für die Katz, weil hinter der Szene die tapsigen Bärenschritte Erich, des Unbesiegten, auch für die Franzosen wahrnehmbar wurden. Das taktische Genie, das zu dieser Posse paßt, war der eiserne Pfarrer Traub, dieser herzensgute protestantische Landpfarrer, der mit seinen donnernden Predigten die Gemeinde von Itzenhoe gut zusammengehalten hätte. In München wurde er Chefredakteur der gelesensten konservativen Zeitung und Spiritus rector der national-bayrischen Politik! (Freilich mehr Rektor als Spiritus.)

Jede Richtung — in München wurde sie dumm. Das zeigte sich auch in der großen Zeit der Räterepublik. Wer damals die Betriebsräteversammlungen mitgemacht hat — und man konnte von der Straße frei in den großen Saal des Hofbräus schreiten, der konnte hören, daß alle intelligenten Leute — Fremde — vor dem kläglichen Abenteuer abrieten. Vor allem Gustav Landauer, der sich abseits hielt, aber auch Eugen Leviné, der ein bedeutender Kopf war. Doch die Bierredner, die Maulaufreißer, die Urmünchener wollten ihre große Hetz haben, und so geschah es, daß damals ein Geisteskranker Minister des Äußern ein volkswirtschaftlicher Monomane Finanzminister und ein Kriegsschieber, der die Deportierung der belgischen Arbeiter auf dem Gewissen hatte, in einem andern Ressort Gebieter wurde. Der verrückte Dr. Lepp, der gleich nach Regierungsantritt an den Papst telegraphierte, war das Urbild der Münchener Erhebung. Die Revolution — in München wurde sie eine Saudummheit.

Das Beschämende ist: Nicht einmal ihre größeren Dummheiten können die Münchener aus sich selber produzieren. Die bayrischen Erz-Nationalisten müssen die Saupreußen Traub und Ludendorff be-

ziehen, wie die Unabhängigen erst von dem Berliner Kurt Eisner, Eugen Lewiné und Dr. Lewien lebendig gemacht werden mußten. Der Münchener selbst ist von einer ganz sterilen Trägheit. Fatal, daß diese geistige Unbeweglichkeit sich allmählich auch der Fremden bemächtigt, die dort ansässig werden. Nehmen Sie den Fall des Dr. Zeiß, des Intendanten. Der war in Dresden ein brillanter Organisator und Anreger, der das Schauspielhaus zu einer ersten deutschen Bühne gemacht hat. Auch in Frankfurt hat er elektrisierend gewirkt. In München hat er sogleich, mit dem sicheren Spürsinn des Sachsen herausgefühlt, daß er sich nur halten und durchsetzen kann, wenn er nichts unternimmt. Der Mann, der in Dresden und Frankfurt aufs glücklichste experimentierte, hat sich in München dumm gestellt und das hat seine Position unzweifelhaft befestigt. Daß das Nationaltheater dabei einschlief, Steinrück und die Durieux verlor, die Leben in die Bude brachten, war nebensächlich. Jetzt hat das Münchener Nationaltheater das Münchener Tempo, nämlich gar keines.

Nirgendwo werden die Talente so schnell dumm wie in München und zwar so gründlich dumm, daß man die Spuren des ursprünglichen Talentes am Ende garnicht mehr bemerkt. Nehmen Sie nur den Fall Stuck, in dem unzweifelhaft einmal irgendetwas gesteckt hat. Sicher wäre Stuck nicht so hoffnungslos schnell verfallen, wenn er nicht in München seßhaft gewesen wäre. Es braucht ja jeder deutsche Maler wahrscheinlich ein paar Jahre Paris, und 20 Jahre München verträgt keiner ohne Schaden. Der Einzige, der München ohne wesentliche Beschädigung ausgehalten hat, war Frank Wedekind. Aber er ist erst in späteren Jahren nach München gekommen, und er ist in München dauernd in der Opposition geblieben. Er hatte das Glück, von Münchener Staatsanwälten angeklagt und verurteilt zu werden. Entdeckt hat man ihn in Wien und Berlin. Für die Münchener ist Max Halbe heute noch der weitaus größere Dichter, ja, Max Halbe ist sicher der typische Münchener Dichter, nämlich der Mann, dem vor 30 Jahren etwas eingefallen ist. Solche Talente werden in München Ehrenbürger und in den Adelstand erhoben. Kurz ist der Frühling des Geistes in München, schnell brennen die Kerzen dort ab, und wenn man ganz anerkannt werden will, dann muß man jahrzehntelang als das Gespenst seiner Jugend durch die Münchener Welt gehen. Diese Entwicklung von der ersten frischen Jugend zum Dauerphilister, die ist ja auch für die Münchener Weiblichkeit das Gesetz. Heute Waschermadl, morgen Abortfrau, dazwischen liegt nur ein ganz kurzer Fasching.

Ich habe im Englischen Garten darüber nachgedacht, warum München die dümmste Stadt Deutschlands ist. Sind geheimnisvolle klimatische Strömungen schuld daran? Ist der Beisatz von Judentum zu klein? Es fehlt in München nicht an Juden. Aber auch die Juden erliegen der Athmosphäre. Hier ziehen sie nach einigen Monaten Lederhosen an und schuhplatteln geistig. Nun sind ja die Juden mit ostentativem Heimatgefühl überall eine kuriose Erscheinung, aber die bayrischen Gebirgsjuden mit nackten Knieen und partikularistischem Stolz sind doch die drolligste Sorte. Liegt es an der Ernährung? Die Leute essen zu viel Mehlspeisen. Dampfnudeln setzen sich allmählich im Gehirn fest, auch die Würschteln enthalten starken Mehlzusatz. Und das Bier macht schwer, dumpf und unbeweglich. (Die Revolutionsfarce war in Bayern nur möglich in einer Zeit, wo noch kein rechtes Bier gebraut werden konnte. Und die Regierung Kahr hatte, genau besehen, nur eine Mission, das alte Vollbier wiederherzustellen.) Vielleicht liegt es auch daran, daß in München so viel Maler wohnen. Maler sind, man weiß es, die blödesten Mitbürger, allen geistigen Dingen unzugänglich. Aber es ist schwer zu entscheiden: Ist München eine Malerstadt, weil es so dumm ist oder ist es so dumm, weil es eine Malerstadt ist?

Nun wäre Dummheit kein Einwand. Es gibt eine edle Dummheit, die wertvoller sein und wirken kann als entsetzliche unausgesetzte Intellektualität. Irgendwo lebt auch in München diese edle Einfalt, die unbekümmert um die Großstadtwelt still schafft. (Deshalb gibt es wundervolle Winkel in München.) Aber im großen Ganzen ist die Münchener Dummheit von anderer Sorte. Hier herrscht, wenigstens seit 1919, die störrische Dummheit, die anmaßende, die gewalttätige Dummheit. Gegen die produktive, idyllische Dummheit ist nichts zu sagen, unerträglich ist nur der Diktatorenwille der Dummheit, die Polizistendummheit, die Intoleranz der Dummheit!

OBERLIN AUF DER SCHWELLE

(1. Fortsetzung.)

Lucian von der Leyen war ein hagerer Mann über Mittelgröße im Alter von ungefähr fünfzig Jahren. Er gehörte zu den streitbaren Erziehern und wirkte in Wort und Schrift für seine reformatorischen Ideen unablässig. Er hatte viel Anfeindung erfahren; Verleumdung lag stets auf der Lauer. Es beirrte ihn nicht; je heftiger die Gegnerschaften waren, je höher trug er den Kopf.

Seine Züge hatten eine strenge Prägung; in dem blassen, knochigen Gesicht steckten kleine fahle zumeist erloschene Augen, die das Gesicht noch finsterer machten. Im Verkehr mit Erwachsenen und Fertigen, Leuten von Beruf und Amt war er wortkarg, unliebenswürdig, ja abstoßend; wenn er mit seinen Zöglingen sprach, strahlten diese selben Augen eine berückende Güte aus, und die von der bitteren Geschlossenheit des Mundes herrührenden scharfen und bösen Linien wurden weich.

Es war ihm Werk. Jeder Schritt Entdeckung, jeder Schritt Wagnis. Sich der schlimmen Erfahrungen zu erwehren, verlangte einen Charakter von Stahl. Kein Vertrauen ohne äußerste Wachsamkeit; kein Gelingen ohne beständigen Kampf. Kampf mit den Mächten draußen, mit den Mächten drinnen; Kampf wider die Gewöhnung, wider die Verstocktheit. Die Gesellschaft in wartendem Argwohn, bereit, den Stein zu schleudern, den ihr Verrat und Mißgunst in die Hand schob; der Staat in abgefeilschter Duldung; Zweifel von allen Seiten; die Bürde der Verantwortung erdrückend; Furcht vor Untreue dauernde Qual; und immer wieder Verlust des Menschen, dem man Gestalt verliehen und Richtung gewiesen, der einem vielleicht als Geschaffenes teuer war, als Bestätigung unentbehrlich; er löste sich los, verlor sich, verging. Es war wie bei einer Leydener Flasche: ein Überspringen von wunderbar gleißenden Funken, dem Element entlockt, eine bewegliche Kette von Licht; aber zwischen Funken und Funken Ur-Finsternis.

Von seiner Vergangenheit war wenig bekannt. Bis zu seinem vierzigsten Jahr hatte er ein unstetes Wanderleben geführt, feste Anstellung verschmähend oder wenn er sich dazu verstanden, durch Ränke der Fachgenossen und das herausfordernd Neue seiner Methode wieder vertrieben. Seine Schriften waren totgeschwiegen worden, eine, die Erotik in der Schule betitelt, hatte der Staatsanwalt beschlagnahmt. Eine Zeitlang hatte er sich in würgendem Elend befunden; gerettet hatte ihn nur der eiserne Wille und trappistische Bedürfnislosigkeit. Endlich

wurde man auf ihn aufmerksam. Ein Berliner Bankkonsortium hatte das Gut Hochlinden angekauft und das zur Durchführung seines Projekts notwendige Kapital zur Verfügung gestellt. Der Erfolg rechtfertigte den damals noch kühnen Versuch.

Es war ein anmutiges Stück Erde, vom Talgrund in Hügelterrassen aufsteigend, stundenweit von Städten, mit Wiesen, Wald, Fruchtgärten, Wässern, Brunnen, Ställen, Meiereien, Tennisplätzen und zierlich verstreuten Häusern. Kaum ein Jahr verging, ohne daß die Wohn- und Schulgebäude nicht vermehrt und vergrößert werden mußten.

An einem regnerischen Sonntagnachmittag hatte sich eine Anzahl Knaben im Spielsaal versammelt, der das Erdgeschoß eines großen Pavillons einnahm. Zuerst wurden die Schachtische besetzt; um die Spieler gruppierten sich Zuschauer, die alsbald lebhafte Kritik an den Zügen übten. Der allgemeine Lärm verschlang ihre Stimmen. Belustigendes Einzelne löste sich aus dem Getöse, ein horazischer Vers; eine chemische Formel; Streit über den Tonnengehalt eines neuen Ozeandampfers; Gelächter über einen Witz; Nachfrage um ein verlorenes Messer. Ein Rotkopf wettete, daß er auf den Händen gehen könne; als er das Kunststück zum Besten gab, erntete er Applaus. Der Ruhm stachelte einen andern; er behauptete Bauchredner zu sein, aber da er es nur zu quickenden Mißtönen brachte, wurde er verhöhnt. Zu hören waren Stimmen in der Fistel und im prahlerischen Baß wie Durcheinander von Vogelgezwitscher und Bärengebrumm. Ein Präfekt rief vom offenen Fenster einen Namen herein; dann verirrte sich eine Schwalbe in den Raum und erzwang durch ihren ängstlichen Kreuzflug Sekunden neugieriger Stille.

Als es dämmerte, kam Doktor von der Leyen mit mehreren seiner Kameradschaft; sie hatten trotz des schlechten Wetters einen Gang durch den Wald gemacht, Mathys, Ulschitzky und Kurt Fink. Oberlin hatte nicht daran teilgenommen; er hatte einen Brief an seine Mutter, die Ratsherrin, geschrieben und war erst vor kurzem in den Saal gekommen. Er saß am Klavier und spielte, unbekümmert um den Tumult, mit suchenden Fingern eine Melodie aus Carmen. Da trat Kurt Fink neben ihn, übermütig, händelsüchtig, und schnarrte in seinem Berliner Dialekt: „Pfui Deibel, das is ja als ob deine Großmutter aus dem Grabe winselt". Oberlin stutzte, spielte aber weiter als hätte er nichts gehört. Kurt Fink erboste sich, fuhr mit der Linken über die ganze Tastatur, was ein kreischendes, dann dröhnendes Seitengeklirr hervor-

brachte, schob dabei Dietrichs Hände weg und rief: „Schluß mit dem Schmachtfetzen".

Oberlin erhob sich, und sie standen Aug in Auge. Da war etwas von der Feindschaft der Stämme drin: Norden gegen Süden. Die Knaben stellten sich im Kreis um Beide. Solche Auftritte waren selten. Fink spürte, daß er Mißbilligung erweckte und zu weit gegangen war: er brach in Lachen aus, das aber nichts gutmachte, sondern beleidigend klang. Oberlin verfärbte sich. Ein verwirrter und zorniger Blick musterte die Gesichter: er hätte sich am liebsten auf Fink gestürzt, aber die Anwesenheit Lucians lähmte ihn. Er senkte den Kopf, und als er die Augen wieder emporrichtete, begegneten sie denen von der Leyens, die ihn fragend oder forschend anschauten. Er mißverstand den Ausdruck und glaubte, daß er Rechenschaft geben solle; seine Verwirrung wuchs, und sich an Lucian wendend, stieß er trotzig hervor: „Er soll aufhören zu lachen". Das war kindlich, und auf einigen Gesichtern zeigte sich Grinsen.

„Genug des Unsinns, Kurt", mischte sich von der Leyen ein und legte die schwere Hand auf Oberlins Haupt. Die Knaben traten auseinander. Kurt Fink hatte seine Absicht erreicht, er nahm am Flügel Platz und begann einen Gassenhauer zu trommeln, den er mit parotistischem Krähen begleitete.

„Und wir beide? wollen wir nicht ein bischen miteinander plaudern?" fragte von der Leyen den noch immer befangenen Dietrich.

„Gern, wenn Du Lust hast", antwortete er überrascht.

Eine Weile gingen sie im Saal auf und ab, der sich langsam leerte. Von der Leyen, den Knaben um die Höhe der Stirn überragend, hatte den Arm um seine Schulter geschlungen. Nachher setzten sie sich in eine Ecke, und das Gespräch wurde intensiver. Wenn Oberlin redete, hing sein offener, voller, beglückter Blick an dem Gesicht des Mannes; wenn dieser das Wort ergriff, bog er mit über den Knien verfalteten Händen den schmalen Körper nach vorn, und je wichtiger ihm das zu Sagende erschien, je gedämpfter klang seine Stimme. Erst als die Glocke zum Abendessen läutete, erhoben sie sich.

(Fortsetzung folgt.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Januarwoche.

Bei Debatten über die Sanierung der deutschen Eisenbahnen sollte stets eine Statistik darüber aufgemacht werden, wieviel Beamte und Arbeiter hierzulande auf jeden Kilometer Streckenlänge entfallen, wieviele anderwärts, und wie sich diese Relation seit 1913 verändert hat. Mir stehen nur Angaben bis Ende 1920 zur Verfügung. Damals betrug die Zahl der Beamten und Arbeiter pro Kilometer:

	Ende 1920	gegen Ende 1913	also prozentuales Plus
bei den Schweizer Bundesbahnen	13.67	13.52	1.11 %
„ „ Deutschen Reichsbahnen	17.90	12.79	32.13 %
„ „ Französischen Staatsbahnen	11.03	8.23	34.10 %
„ „ Österreichischen Staatsbahnen	21.02	11.82	43.70 %

Daß die 32prozentige Vermehrung der deutschen Eisenbahnarbeiter- und -beamtenschaft mit der 20prozentigen Kürzung des Arbeitstages nicht genügend erklärt ist, steht außer Frage, — ganz abgesehen davon, daß der Zeitfortfall des Achtstundentages durch höhere Arbeitsintensität ja wieder eingebracht werden sollte. Es muß tatsächlich auch am Personalbestand erheblich gespart werden können, und wenig kann trösten, daß die Verwahrlosung anderwärts noch größer ist. Die Franzosen freilich, die sich dem deutschen Reichseisenbahnbetrieb gegenüber so besonders gerne aufs hohe Roß setzen, wird man künftighin dialektischer als bisher auf die Ziffern ihrer eigenen Staatsbetriebe hinweisen können.

Seit Monaten tritt das Tagebuch für eine Wiederbelebung und Neukonstruktion der Ausfuhrabgaben ein. Wiederbelebung: weil der Gedanke, die oft riesigen, stets aber zufälligen und keiner persönlichen Tüchtigkeit zu verdankenden Ausfuhr-Valutagewinne aus der privaten in die öffentliche Tasche überzuleiten, statt ausgebaut zu werden sichtlich immer mehr verfiel. Neukonstruktion: weil sich statt der bisherigen schematischen Regelung grundsätzlich ein flexibles, von der Ausfuhrkontrolle absolut losgelöstes, den Schwankungen des Devisenmarktes und der jeweiligen Marktlage sozusagen automatisch sich anpassendes Schema als notwendig erwiesen hat. Jetzt glücklich, nachdem wieder einmal

eine Periode höchster Konjunktur unabgeschöpft verstrichen ist, landet ein ministerieller Gesetzentwurf dieser Art beim Reichswirtschaftsrat, und der wirtschaftspolitische Ausschuß dieser Körperschaft erteilt ihm einstimmig seine Zustimmung. Aber es ist ein weiter Weg vom wirtschaftspolitischen Ausschuß des Reichswirtschaftsrates über sein Plenum, das Reichstagsplenum, die Reichstagskommission, wiederum das Reichstagsplenum, den Reichsrat, den Reichsratsausschuß und wiederum das Reichsratsplenum hinweg bis zur Gesetzwerdung. Und es ist ferner ein weiter Weg von einem Rahmenentwurf, der als solcher ja unanwendbar ist, bis zur Füllung dieses Rahmens durch den eigentlichen Abgabetarif, für dessen Unterbreitung sich das Wirtschaftsministerium aber bis zum 1. Juni Zeit lassen will. Sehr schön im allgemeinen: geruhsames Arbeiten. Aber das Reichswirtschaftsministerium, — hör es, Hirsch im Barte! — scheint etwas zu weit darin zu gehen. Es hat Jahre lang Zeit gehabt, sich die Sache zu überlegen. Soll jetzt, dem bisherigen Schneckentempo treu, bis zur endgültigen Verabschiedung ein weiteres Jahr verstreichen? Wieviel neue Konjunkturperioden, jedem neuen Marksturz auf dem Fuße folgend, werden derweilen noch zerstörend über die Reichskasse wegbrausen?

Das Nominalkapital der deutschen Aktiengesellschaften hat sich seit dem letzten Friedensjahr wie folgt erhöht:

	1913	1914	1915	1916	1917	1918	1919	1920	1921
Gesamtkapital in Milliarden Mark	17.4	17.8	18.0	18.3	18.9	19.7	20.3	29.0	50.7
Zuwachs „ „ „		0.4	0.2	0.3	0.6	0.8	0.6	8.7	21.7

Von 1919 ab sind diese Zahlen freilich nur mehr für das neue Reichsgebiet berechnet. Trotzdem wird ersichtlich, daß die Gesamtsumme des Nominalkapitals sich auch nicht in annähernder Parallelität mit den Devisenkursen entwickelt hat, was aber rechtmäßigerweise auch nicht als notwendig bezeichnet werden kann, da ja der größte Teil der Kapitalien von 1913 in valutatesten Sachwerten investiert war! Parallel mit der Valuta dagegen entwickelte sich der Zuwachs. Angesichts der territorialen Veränderung innerhalb des Vergleichszeitraumes kann sogar gesagt werden, daß die Zuwachse höher anstiegen als die Golddevisen. Die Aktiengesellschaften haben nach dieser Statistik, wenn man das Kapital von 1913 einmal als Goldsachwert in die Rechnung einstellt,

in dem letzten Jahr also mehr Kapital an sich herangezogen als der Geldentwertung allein entspricht. Ein Blick auf all die Neugründungen, Umgründungen, Fusionen und Erhöhungen ringsum scheint diese Deutung der Ziffern zu bestätigen.

Das österreichische Bundesamt für Statistik gibt Indexziffern über die Kosten der Lebenshaltung in Österreich heraus, deren letzte eine fast dreifache Preissteigerung seit Oktober 1921, eine fast zehnfache seit Januar 1921, und eine fast sechshundertfache seit Juli 1914 ausweist. Der Durchschnittsaufwand einer 4köpfigen Familie wird wie folgt berechnet:

	absolute Kosten (in Kronen)				Indexziffern (Juli 1914=1)		
	Juli 1914	1921			1921		
		Januar	Oktbr.	Dezbr.	Januar	Oktober	Dezember
Ernährung	77	4 795	16 173	46 314	62	207	603
Bekleidung . . .	36	4 843	13 890	40 316	134	384	1113
Wohnung	20	40	125	125	2	6	6
Heizung u. Beleucht.	17	680	1 860	5 910	39	107	340
Sonstiges	13	584	1 807	4 710	44	135	252
Insgesamt	163	10 942	33 855	97 375	67	205	594

Eine Familie, die in einem Friedensmonat rund 165 Kronen verbrauchte, muß zu gleicher Lebenshaltung jetzt also rund 100 000 verausgaben. Die größte Preissteigerung im Einzelnen — um's rund 1100fache, — hat, wie auch bei uns, die Kateg rie Bekleidung erfahren. Nächstdem — um's rund 600fache — die Kategorie Ernährung. Erquickend, damit verglichen, wirkt die Kategorie Wohnung! Sie ist, dank weiser Reglementierung, heroisch auf dem 6fachen stehen geblieben. Werden in Österreich die Häuser noch repariert?

Ich will hier eine Geschichte erzählen, eine kleine Geschichte mit viel Moral. Sie spielt in Amerika, unter der landläufigen Devise „Back to normalcy!" Das ist gewiß eine Formel, mit der zuweilen unsagbare soziale Grausamkeiten caschiert wurden. Aber offenbar steckt doch nicht nur hochkapitalistische Rücksichtslosigkeit hinter ihr. Sie birgt anscheinend auch sehr gesunde Gedanken, regt sehr gesunde Methoden an und führt zu sehr gesunden Resultaten. Eben davon soll diese kleine Geschichte berichten.

Sie beginnt im Juli dieses Jahres, und ihre erste Etappe ist ein Entschluß des Präsidenten Harding, mit der theoretisch oft geforderten, praktisch aber nie durchsetzbar gewesenen Ersparungspolitik in der Verwaltung endlich Ernst zu machen.

Herr Harding, der sich sagte, daß man mit neuen Deklamationen und neuen Verfügungen auch weiterhin genau ebensowenig erreichen werde, wie mit allen früheren, Herr Harding, der sich ferner sagte, daß auch Parlamente für großenteils das Detail der Verwaltungsorganisation betreffende Fragen notwendigerweise inkompetent sein müssen, Herr Harding tat in diesem Juli das einzige, was in solchen Fällen wirksam getan werden kann: er begab sich auf die Suche nach einem Mann.

Der Mann, den er fand, war ein General. Nicht einer von der Art, wie wir Deutsche sie kennen, — grauhaarig, in dreißig Jahren Kasernendienst verstaubt, von uralten Traditionen nach allen Seiten begrenzt. Sondern einer der Typen, die der Weltkrieg in Amerika sozusagen vom Büro weg die höchsten militärischen Stellen erklimmen ließ, — jung, elastisch, kommentlos, erfinderisch.

Der General Charles G. Dawes wurde mit dem Amt eines Ersparungskommissars betraut, seine Kompetenzen und Funktionen wurden festgelegt.

Es waren äußerst dürftige Kompetenzen. Kein Befehlsrecht den Ämtern und Behörden gegenüber, kein Vetorecht, kein Abstrichrecht. Im Grunde überhaupt nur eine einzige Kompetenz: von jeder Amtsstelle jede gewünschte Auskunft einzuholen, in jeden Amtsbetrieb nach Belieben Einsicht zu nehmen. Das erschien ausreichend zur Bewältigung der Aufgabe, die dem Ersparungskommissar gestellt war: planmäßig nach budgetären Abstrichmöglichkeiten herumzustöbern, entdeckte Möglichkeiten (in Verbindung mit den betroffenen Ämtern) sachlich durchzuarbeiten und dem Präsidenten dann, zu dessen eigenem Entscheid, fortlaufend Vorschläge zu unterbreiten.

Der Ersparungskommissar erhielt also keine andere Funktion als die eines Investigators und Initiators. Die Ordre selbst blieb dem Präsidenten vorbehalten. Aber trotz, oder besser vielleicht gerade wegen dieser seiner undiktatorischen Stellung erwuchs ihm in den Ämtern, die er unter die Lupe zu nehmen hatte, wenig aktiver und passiver Widerstand. Man öffnete ihm ohne Quertreiberei Statistiken und Betriebsordnungen, man gab ihm im allgemeinen ohne Rückhalt Auskunft, und das Amtszimmer des Generals Dawes wurde bald zu einem Taubenhaus, in dem ohne Unterlaß Minister, Gouverneure, Amtspräsidenten und Betriebsdirektoren ein- und ausflogen.

So begannen im Weißen Hause ab Mitte Juli präzisierte Vorschläge anzulangen; sie bewegten sich auf den drei naturgegebenen Linien: Ersparnisse durch Personalreduktion, durch Methodenvereinfachung und durch Einschränkung des Umkreises öffentlicher Aufwendungen. Ihre Mehrzahl ward vom Präsidenten gebilligt, und schon nach 30 Tagen war das Budget um 110 Millionen Dollars erleichtert. Nach drei Monaten war man bei rund 500 Millionen angelangt. Und zum Jahresende hat Präsident Harding die eminente Tatsache angekündigt, daß die Ausgaben des Budgets pro 1922 infolge der Tätigkeit des Ersparungskommissars mehr als anderthalb Milliarden Dollars (genau 1.570.118.323) niedriger sein werden als diejenigen des Budgets 1921, — was ungefähr der doppelten jährlichen Reparationspflicht Deutschlands entspricht, oder — ich kann mir die Umrechnung nicht verkneifen! — einem Markbetrag von rund 290 Milliarden, also fast dem Gesamtjahresbedarf des deutschen Haushalts!

Das ist — die Geschichte ist schon zu Ende! — der Erfolg der Methode Charles G. Dawes, über die als charakteristisch nur noch nachgetragen werden soll, daß sie mit demonstrativer Konsequenz auch im eigenen Hause des Ersparungskommissars durchgeführt wurde. Der Kongreß nämlich hatte für die Sach- und Personalkosten dieser Institution eine Summe von jährlich 225 000 Dollars bewilligt; einer der ersten Akte des Herrn Dawes aber war es, auch von diesem Posten 25 Prozent streichen zu lassen; und er erklärt, mit den verbleibenden 168 000 Dollars vollständig auszukommen, gezwungen nur zu dem einen Behelf: sich einen qualitativ so hochwertigen Mitarbeiterstab zu bilden, daß er quantitativ umso enger begrenzt bleiben kann.

Die außeramerikanische Moral der Geschichte? Sie liegt, wie mir scheint, so klar auf der Hand, daß es überflüssig ist, davon zu reden.

Aufkäufe

Auch Aktienpakete haben ihre Schicksale. Als zu einem gewissen Zeitpunkte, an dem der große Krieg auch unter den Börsenspekulanten und besonders unter denen ganz großen Stiles Opfer forderte, einer der ungekrönten Könige der Burgstraße auf ein gewaltiges Aktienpaket der Argo-Dampfschiffahrts-Gesellschaft exekutiert werden sollte, ahnte noch kein Mensch, daß dieser Mann schon heute wieder eines der machtvollsten Finanzhäupter des republikanischen Deutschland sein würde, und daß auch dies Paket, das einst eine schwere Bürde und seinem Besitzer ein gefährliches Sorgenkind gewesen war, in wenigen Jahren zu einem der vielumstrittendsten Werte der ganzen deutschen Wirtschaft werden würde. Tempora mutantur. In der Burgstraße waltet heute ein anderer Geist, und die letzten noch im freien Markte befindlichen Aktien der Argo sind eine Kostbarkeit geworden. Kein geringerer als Hugo Stinnes hatte sich vor Jahresfrist um die Mehrheit bei der Argo beworben; und der andere, nicht weniger genannte Hugo hat dann in einer Zeit, als kein Mensch etwas von Schiffahrtswerten wissen wollte, mit Vorsicht und Zähigkeit, unbeobachtet von den Augen der Börse, (die damals keine anderen Neigungen hatte, als sich an immer neuen Kurssensationen zahlreicher, jetzt fast völlig der Vergessenheit anheimgefallener Kolonialpapiere zu berauschen,) das Päckchen zusammengekauft. Aber auch der schönste Besitz ist eine Last, und man pflegt an der Börse zu sagen, daß es bei solchen Mehrheiten für den Erwerber zwei schöne Tage gibt, den einen, an dem er sie zusammengebracht hat, und den anderen, an dem er sie wieder los wird. Die Verhandlungen mit einer englischen Gruppe sind vor einigen Monaten gescheitert, und erst jetzt, voraussichtlich in den nächsten Wochen, wird sich die Zukunft eines der hochwertigsten deutschen Schiffahrtsunternehmen entscheiden. Solche Entscheidungen pflegen zwar nicht an der Börse selbst zu erfolgen; was sich abgespielt hat, merkt die Börse gewöhnlich erst dann, wenn alles vorbei ist. Jedenfalls aber dürfte die Mehrheit der Argo-Gesellschaft bei der bevorstehenden Transaktion im bremischen Schiffahrtsgewerbe eine besondere Rolle spielen. Argo hat zwar eines der kleinsten Kapitalien unter ihnen. Aber es ist heute bekanntlich ein geringeres Kunststück, Aktienkapitalien zu vergrößern, als für die vergrößerten entsprechende Gegenwerte zu schaffen. Dieses Problemes nun wird die Argo für ihren Teil mit Leichtigkeit Herr werden; denn bei der

angeblich bevorstehenden Erhöhung ihres Aktienkapitales von 22 au 100 Millionen wird der Aktionär wissen, daß auch dem erhöhten Aktienbetrage nicht, wie beim Lloyd, der Hapag und den anderen großen Schiffahrtsgesellschaften, große Papiermarkforderungen an Schadenersatzansprüchen an das Reich, sondern Schiffe, d. h. Goldwerte gegenüber stehen. Die Großen hängt man, die Kleinen läßt man laufen; es war für die Argo kein Unglück, daß nach Abschluß des Versailler Vertrages unsere großen Ozeanriesen an die Entente ausgeliefert werden mußten; denn ihr Schiffspark bestand fast durchweg nur aus kleintonnagigen, also nicht abgabepflichtigen Schiffen. Mit solchen Schiffen wird heute allerlei verdient, besonders wenn man sogenannte „Valutalinien" fährt. Und so dürfte auch der Abschluß neben einem erklecklichen Bezugsrecht voraussichtlich eine recht starke Dividendenerhöhung bringen und der Börse, die dann bei den höchsten Kursen vielleicht einmal wieder auf Argo-Aktien aufmerksam werden wird, zeigen, daß tüchtige Leute, wie es die beiden Hugo's nun einmal sind, schon gewußt haben, was sie sich in kritischen Zeiten zusammenkauften.

In diesem Falle Argo halten die Aufkäufer die Aktienmehrheit schon fest in Händen. Es gibt aber auch Aufkaufstransaktionen, die schon in einem früheren Stadium von der Börse bemerkt wurden; dann gibt es kleine Sensationen, denn nun handelt es sich darum, den Aufkäufern die letzten Stücke, die ihnen an der Mehrheit vielleicht noch fehlen, vor der Nase wegzuschnappen; während es den Aufkäufern ihrerseits nicht mehr darauf ankommt, ob sie für die letzten 50 oder 100 Aktien, durch die sie in den Besitz des ganzen Unternehmens gelangen, 300 oder 500 Prozent mehr bezahlen. An Anregungen dieser Art wird es der Börse in den nächsten Wochen nicht fehlen. So scheint in der Zementindustrie allerhand im Gange zu sein und die Leute, die heute Tag für Tag Schwanebeck Portland-Zement-Aktien und Bayerische Hartenstein zusammenkaufen, werden das kaum aus rein spekulativen Motiven tun, sondern dürften für dies Aktienpaket irgend eine dezidierte Verwertung wissen. In beiden Fällen scheint es sich um das gleiche führende Unternehmen zu handeln, das auf diese Weise eine beträchtliche Verbreiterung seiner Fabrikationsbasis durch den Erwerb erstklassiger kleinerer Unternehmungen sucht; denn es ist längst offenes Geheimnis, daß Unternehmungen, wie die Basalt A.-G. in Linz, Alsen-Zement, Germania und Saxonia bei weitem nicht mehr in der Lage sind, ihre Auftragsbestände aufzuarbeiten.

Schließlich wird auch der schärfste Interessenkampf, der zur Zeit an der Berliner Börse ausgefochten wird, nämlich der um R. Wolf-Aktien, seine Erledigung finden, sodaß sich das Schicksal dieses Unternehmens endlich entscheidet. Die Börse war in diesem Falle bisher der lachende Dritte, und sie wird über den Wegfall der Wolf-Sensation, wenn die Verhältnisse sich hier demnächst geklärt haben werden, voraussichtlich garnicht so sehr erfreut sein. Jedenfalls vertritt man weiter den Standpunkt, daß solche Interessenkämpfe in der Hauptsache dazu da sind, daß die Börse die letzten Stücke möglichst teuer an den Mann bringt.

DARF MAN FRAGEN — — — —?

Einer der ersprießlichsten Geschäftszweige, besonders jüngerer Bankunternehmungen, ist die Gründung von Aktiengesellschaften und ihre Einführung am Markte der unnotierten Werte. Bei solchen „Einführungen", mögen sie nun mit oder sehr oft ohne die Erlaubnis der hierfür vom Börsenvorstand seit einiger Zeit vernünftigerweise eingesetzten Prüfungskommission erfolgen, gelingt es diesen Banken oftmals, durch gut organisierte Pressereklame beträchtliche Posten zu einem lediglich von ihnen selbst festgesetzten Preise an der Börse abzustoßen. Bereits nach zwei oder drei Tagen hört man kein Blättlein mehr rauschen. Der Name des Papieres wird am Markte überhaupt nicht mehr genannt. Kommt aber einer der glücklichen Erwerber solcher „Wert"papiere auf den erfinderischen Gedanken, sich bei dem einführenden Bankhause nach dem Tageskurse, bezw. danach zu erkundigen, ob es die Aktien selbst zu einem bedeutend billigeren Kurse wieder zurückkaufen würde, so erhält er zumeist die Antwort, daß die Bank selbst lediglich als Abgeber interessiert sei. Darf man fragen, ob solches Vorgehen nicht schlicht als Schwindel bezeichnet werden muß? Darf man fragen, ob der Börsenvorstand, der bei weniger wichtigen Anlässen sonst recht rigoros zu werden versteht, wirklich keine Mittel mehr finden kann, solchem Treiben ein Ende zu machen?

*

Alle Welt spricht von Rußland. Franzosen und Engländer kaufen die letzten in Deutschland befindlichen russischen Renten auf. Auf den Handel mit Zarenrubel steht in Deutschland nach wie vor Gefängnis- oder Zuchthausstrafe. Die Folge ist, daß auch diese Werte zu Schleuderpreisen ins Ausland gehen. Darf man fragen, ob die deutsche Wirtschaft genügend Blutfülle hat, um solche ständigen, bürokratischen Aderlasse zu ertragen?

GLOSSEN

TOD UND ZEUGUNG IM ZEITALTER DER WOHNUNGSNOT

Geschichte lernt man aus Anekdoten. Die Historiker wissen das nicht, auch alle Gymnasialprofessoren verstehen es nicht, trotzdem ist es so. Die französische Revolution kennt man aus Carlyle oder Michelet, oder man kennt sie nicht. Wenn man unseren Enkeln in der Schule erzählen wird, daß 1921 in Breslau 32 000 Wohnungssucher vorgemerkt waren, so werden sie sich daraus kein Bild machen können. Darum seien hier zu Nutz und Frommen künftiger Geschlechter (und auch des gegenwärtigen, soweit es unter sicherem Dache wohnt) zwei Zeitungsnotizen wiedergegeben, die die Wohnungszustände unseres Zeitalters ins Licht setzen.

I. Der Tod

Wien, 27. Dezember 1921.

Der galizische Kaufmann Markus Spindler bewohnte seit 1913 mit seiner lungenkranken Frau eine Wohnung in der Müllnergasse 6. Um der Frau Erholung und Milchnahrung zu verschaffen, begab sich das unbemittelte Ehepaar nach Sambor in Galizien zu den Eltern des Mannes. Als die nach dem Anforderungsgesetz zulässige dreimonatige Abwesenheit überschritten war, pflegte der Arbeiterrat des IX. Bezirkes Erhebungen. Spindler, der hiervon erfuhr, kehrte mit seiner Frau am 3. November zurück, am 7. November erließ der Wohnungskommissär das Anforderungsdekret. Der dagegen erhobene Einspruch wurde vom Mietsenat mit der Begründung abgewiesen, daß Frau Spindler auch noch in der Verhandlung vor dem Wohnungsamt heiser war, so daß Sambor offenbar für sie nicht der geeignete, übrigens auch nicht ärztlich angeordnete Aufenthalt und daher die Urlaubsüberschreitung zwecklos war. Die Delogierung wurde durchgeführt, da der städtische Amtsarzt die Frau für gesund und transportfähig erklärte. Jedoch ist Frau Spindler auf dem Transport nach der Delogierung gestorben. Auf die gegen die Anforderung eingebrachte Beschwerde, der eine aufschiebende Wirkung nicht zukam, hob ein Jahr später der Verwaltungsgerichtshof die Anforderung auf, weil sie nur während des Leerstehens der Wohnung, nicht aber nach der Wiederbeziehung zulässig sei.

II. Die Zeugung

Prag, 17. Dezember 1921.

Vor dem Bezirksgericht waren ein junger Mann und seine Braut wegen Verletzung der öffentlichen Sittlichkeit angeklagt. Das Paar war in der Telephonzelle eines Hotels von dem Portier in einer verfänglichen Situation angetroffen worden. Der junge Mann war geständig, berief sich aber auf unwiderstehlichen Zwang, denn es sei ihm trotz aller Bemühungen unmöglich gewesen, in Prag ein Hotelzimmer aufzutreiben. Der Richter erkannte auf Freispruch.

*

Oh, höchst gerechter Richter! Das Recht zu leben des zukünftigen Sprößlings dieses ungenannten Paares ward gerechter Weise anerkannt, dafür aber höchst

ungerechtermaßen die Pflicht zu sterben der Frau Markus Spindler" konstituiert. Hätte sie sich zur Erholung nicht nach Sambor in Galizien, sondern nach Davos in der Schweiz begeben, so hätte ihr der „Mietsenat" die Wohnung gelassen, weil dieser Ort bei Lungenkrankheiten ärztlich indiziert ist, jener aber nicht. Auch fällt der Gegensatz auf, daß man ihr die Wohnung wegnahm, weil sie trotz Sambor noch krank sei, während dieser prachtvolle „Amtsarzt" sie für transportfähig erklärte, weil sie gesund war. Zu bedauern bleibt noch, daß der Beschwerde gegen die Anforderung keine aufschiebende Wirkung zukommt, obwohl der Spruch des Verfassungsgerichtshofes keine wiederbelebende Wirkung hat. Sonst werden in unserer humanen Periode Todesurteile nicht executiert, solange sie nicht rechtskräftig sind. „Vorläufige Vollstreckbarkeit" spricht ihnen die Strafprozeßordnung nicht zu.

Das aber sind Nebensachen. Frau Markus Spindler hatte ohnehin verspielt, da sie lungenkrank und unbemittelt war, zwei Eigenschaften, deren Zusammentreffen stets tötlich endigt. Wichtiger ist der künftige Erdenbürger, der sein Dasein der Verletzung des Sittlichkeitsgefühls jenes schamhaften und durch kein Valutatrinkgeld beruhigten Prager Hotelportiers verdanken wird. Denn — ohne Humanitätsduselei den Fall betrachtet — mögen auch die ausgehungerten und schwindsüchtigen

Galizianerinnen sterben, so bleibt zu fragen, wieviele junge Paare den Zwang der Liebe so unwiderstehlich empfinden, wie dieses Prager Brautpaar? Wie vieler Ungeborner Drang nach dieser schäbig gewordenen Welt ist stark genug, daß er ihre Eltern in eine unverschließbare Telephonzelle zusammentreibt, um ihm nachzukommen?

Wenn unsere Enkel erstaunt nach den Gründen des europäischen Bevölkerungsrückganges in unserer Zeit fragen werden, so sage man ihnen nicht akademisch: Wohnungsnot, sie würden es nicht verstehen. Man gebe ihnen diese zwei Anekdoten zu lesen, und sie werden wissen. Oder wird man auch dann zu prüde sein, zu zeigen, was Krieg und Kriegsfolgen sind?

(Gymnasiumsarchiven sei jedenfalls diese Nummer des Tage-Buches zur Aufbewahrung empfohlen!)

Rudolf Olden.

NACHBEMERKUNGEN ZUR SEXUALISTISCHEN LITERATUR

„In den Städten ist schlecht zu leben: Da gibt es zu viele der Brünstigen."

Also sprach Zaratustra.

Wohlgemerkt! Aufgepaßt! Nicht Zoroaster, Nur Zaratustra.

Der war nämlich so elend-knieschlotternd-prüde, wie je die Kreatur eines boschigen Antibosch, Talmihellenisten und Universitätsprofessors.

Von ihm (vom Impotenzler) lernten wir die Leidenschaft. Wir waren so gefügige Schüler, daß er das Pathos bald zu jenem pfäffisch-salbungsvollen Spruch über die Ehe fand . .

„Ehe, so heiße ich den Willen zu zweien . . ."

Obwohl wahrscheinlich nicht einmal die Privaterotik der Courths-Mahler so platt ist, daß sie an das Kind denkt, wenn sie im Bett liegt . . immerhin ging der Satz in sämtliche Bücher sämtlicher deutschen Essayistinnen (und der Key) über, jener unglücklichen geborenen Matronen, deren nachklimakterische Ideologie für die sexualistische Literatur so verhängnisvoll wurde.

„Ich kann nicht mehr" war einmal eine Tugend.

Jetzt ist es eine Schönheit. — —

Engere Folge meines ersten Zitats: Die Stereotypisierung der Gasse in der modernen Belletristik.

Die Gasse gehört nämlich heute genau so zum bürgerlichem Heim, wie die Hure zur Schmalzbürgerin, der Bohemien zum Spießer, der Revoluzzer zum Millionär. Der erste ist immer der Antipol des zweiten oder, wenn Sie wollen, sein Ausgekotz. Die Gasse hat den schwarzen Strich unter ihr Auge bekommen, der nun einmal zur bürgerlichen Romantik gehört. Sogar die Fabrik hat ihn abgekriegt. Sie plündert nämlich die Lebenskraft ihrer Opfer. Auch das gehört zur bürgerlichen Romantik (zu ihrer raffiniertesten Form, der bereits ein gewisser Suizidwille innewohnt . . .) so wie der ganze ästhetische Sozialismus. Sie werden das bald erfahren.

Die Gasse. In den Haustoren lauert feige Männergier.

(Siebenhundert Autoren bezichtigen mich jetzt des Plagiats!) Vergeblich.

Ich sitze ja nur so da und warte auf den Autor, der **nicht** sagen wird, daß in den Haustoren feige Männergier lauert... Der nicht so prüde ist und vielleicht von der Straße sagen wird, daß sie von der Zivilisation von gestern in die Kultur von morgen führt...

Aber er wird sehr viele Scham verletzen. — — — — —

Es folgte die Ära der großen Konfessionen. Das Buch „So bin ich gebaut" oder „Anders als die andern", mießer, noch mießer als die andern, versteht sich, was wäre da sonst zu berichten?. Überkraft genießt und schweigt —, der Weg nach Damaskus und seine belletristischen, teils wissenschaftlichen Folgeerscheinungen...

Ist Ihnen nie aufgefallen, wieviel in der Freud-Bleulerschen Casuistik vom Impotenzkomplex gehandelt wird? — Der Potenzkomplex scheint ihr nicht problematisch geworden zu sein.

Es ist, dafür sorgt die Clique-Claque, selbstverständlich shoking, Strindberg anzutasten. Immerhin, ich sage: Wütender Landpfarrer!

Wer sagt es nach??!

Requisit: Inzest (wirkt heute absolut nicht mehr, abgebraucht), Flagelantismus, Gesetz der Serie (anläßlich Gläubigerbriefen), Mystik (im Hinblick auf Closettfenster); Milieu: Richtstätte, Luesspital, Irrenhaus...

Haben Sie noch nicht bemerkt, daß der ganze Humbug von Oskar Wilde bis Csokor oder Corinth (Curt) herunter nur **inverse Marlitt** ist?! Fertigware perverser Süßlichkeit?! Fertigware!! Bemerken Sie es!

(Ich habe festzustellen, daß ich aus Auslandsgefühl nur Autoren nannte, die ich als Menschen hoch ehre. Kritik richtet sich nie gegen den Autor, immer gegen seine Leserschaft. Solange er für sie verantwortlich ist, muß er mit ihr — und für sie — büßen.

Schlechte Bücher schreiben, **kann** sogar ein privater Vorzug sein. Ich sah, daß jeder, je aufrichtiger er war, desto unaufrichtigere Bücher schrieb.)

— — — — — — — — — — —

Die Prüderie gefällt sich in grotesken Exhibitionismen: Sie hofft vielleicht, auf diesem Weg Sexualität absurd, sich selbst angenehm zu machen. Sie entsagte (aus Scham) der Scham... oder: Eine neue Scham erstand.

Die Scham des Kultivierten.

Er schämt sich nämlich der Zivilisation.

Seine geistige Prüderie, einstmals gegen den Liebesgenuß gerichtet, wehrt sich jetzt gegen die Technik.

Obwohl eine Kultur, die vor der Tatsache des Automobils stillsteht, die mit dem Automobil nicht fertig wird, morgen keinen idealistischen Hund mehr hinter dem Ofen der Lebensroutine hervorlocken wird.

(Während das Automobil von der unpraktischen, häßlichen Droschkenform zur modernen genial-edlen Form gefunden hat — ganz ohne Beihilfe irgendwelcher Fachleute irgendwelcher Schönheit!)

Ich bestehe im Ernst darauf: Die Prüderie ist jetzt auf die Zivilisation losgelassen. Eine neue Impotenz, von nicht minder tolstoyischer Klassizität, wird



gentlemantike. Der Literat, der gestern noch die heilige Hure entdeckte — gänzlich im Hinblick auf die Speckgenicke, fern den Abenteuern des Hundertmarkscheines, den Psychologien des Zwanzigmarkscheins —, derselbe Literat hat heute Kultur gegen Zivilisation zu schützen.

Schon einmal erwartete ein zitterndes Volk einen Königssohn und empfing den Sproß des Zimmermanns. In den Musterkoffern der Commis voyageurs ist vielleicht schon heute die nächste Moral verschlossen und, gesetzt, die Feigen proklamierten den Streik gegen die Zukunft, wieviel Streikbrecher nähmen schon heute das Morgen mit in ihren Koffern, von Platz zu Platz?

Sie sehen, mich bindet keinerlei Scham — —. *E. Th. Kauer*

NEW-YORKER GEDANKEN

Vor Jahren sagte ich voraus: haben einmal die Frauenrechtlerinnen ihr Wahlrecht, so werden sie Idiotinnen. Sie sind jetzt heftig an der Arbeit, das zu beweisen. Sie propagieren Reformen, über die sogar die Politiker und Zeitungsherausgeber lachen. Oder sie verfallen gänzlich dem Stumpfsinn der ältesten Manns-Politiker von anno Tobak, werden lächerliche Doubletten lächerlicher Mannsbilder. Ich sah mir letzthin im Kongreß die Demokratinnen wie die Republikanerinnen genau an. Ich bin kein wählerischer Mensch, aber auf mein Wort, es waren unter diesen Frauen nicht drei, die mich anders hätten auf Abwege bringen können als mit Hilfe von Chloral. Einige der Hauptrednerinnen waren so abstoßend häßlich, daß mir, sooft ich sie ansah, eine Ohnmacht nah kam. Der Wahrheit die Ehre: keine macht den geringsten Versuch, nett zu mir zu sein. Neun von zehn Anträgen betrifft die behauptete Schweinischkeit der Männer: Alkohol, Untersuchung und ärztliches Attest für den Bräutigam, Kontrolle der Geburten, unsittliche Literatur, dito Theater, Bestrafung illegitimer Liebe usw. Die Frau, die nicht verfolgt wird, macht aus der Verfolgung ein Verbrechen. Kein richtiges hübsches Frauenzimmer hat solches Bedürfnis. Sie liebt männliche Bewunderung, so heftig sie sich auch ausdrücke, und ist schon selber imstande, acht auf sich zu geben. Ja, sie liebt die Bewunderung durch einen Mann, der früher anderswo bewundert hat; es schmeichelt ihrer Selbsteinschätzung. Wenn die Parlamentlerin einen Mann kriegt, wenn sie überhaupt einen kriegt, so einen ohne jede sentimentalische Erfahrung; hat er auch nur die geringste, so müssen ihn ihre prüden Manöver zum lachen bringen und der Mangel jeden weiblichen Charmes muß ihn abstoßen. Alle Parlamentlerinnen — mit Ausnahme einiger wie durch ein

Wunder hübscher — heiraten, wenn sie heiraten, Männer, die es nur zu zehn Prozent sind. Im ganzen kann der Rummel nicht viel Harm tun. Männer werden den Frauen nachgehn, und wenn die Hölle über ihnen brennt, und Frauen werden sie nachziehen. Insbesondere das letztere. Denn hörte das auf, — nur wenige Männer würden spontan auf die Frau achten. Die andere Behauptung, daß die Männer nur immer an Frauen denken, ist sinnlos. Neun von zehn Männern wären sehr glücklich, wenn es keine Frauen in der Welt gäbe. Praktisch sind alle Männer am glücklichsten, wenn sie in ihren Aktivitäten beschäftigt sind, z. B. trinken, spielen, jagen, Geschäft, Abenteuer. Es sind die Frauen, welche die Männer von solchem cölibatärem Tun abziehen. Es wäre ein unendlicher Gewinn, wenn es ihnen gelänge, den Mann auch vom Politisieren abzuziehen. Das gelingt vielleicht den Parlamentarinnen.

H. L. Mencken.

BRIEFE ANS TAGEBUCH

MÜNCHENER BEGEBENHEIT

Von der Isar wird dem Tage-Buch geschrieben:

Im Münchener „Deutschen Theater" wird ein Sensations-Stück gegeben. Sehr alte, effektvolle Sache. Wie das schon so in diesen Dramen geschieht, wird die Tochter eines amerikanischen Eisenbahnkönigs von ihrem Gatten-Schurken auf die Schienen gelegt und festgebunden. Was hat der Chicago-Expreß zu tun? Er hat heranzubrausen und zu zermalmen. Die Münchener wurden böse, als Frau Josa Morgan, die angebundene Gattin, zermalmt werden sollte und sie pfiffen noch schriller als die heranbrausende Lokomotive. Polizei mußte einschreiten, die geübteren Zuschauer applaudierten zur Zermalmung, die ungeübteren protestierten wild. Darüber wäre nichts weiter zu sagen. Aber im Wege der Verhandlung mit den Pfeifern stellte sich heraus, daß das Schienenschicksal der angebundenen Frau und die heranbrausende Lokomotive die Zischer gar nicht so geärgert hätte, Empörung machten viel mehr die Namen der handelnden Personen: „Mac Carthy" — „Gladys" — „Smith" —. Lauter gottgestrafte Engländer. Und der Regisseur des Theaters wurde aufs königliche bayerische Polizeipräsidium der bayerischen Republik beschieden und ihm eröffnet, daß der Expreßzug nicht auf den Schienen der „Pacific", sondern der kaukasischen Eisenbahn dahinbrausen, und daß nicht von New-York, sondern von Petersburg gesprochen werden müsse. Und Gladys mußte sich bis zur nächsten Vorstellung in eine Mascha umwandeln. Kein englischer Namen durfte laut werden! Seither rollt die Lokomotive allabendlich über die angeschiente russische Milliardärstochter und kein Urmünchener pfeift und die Polizei weiß wozu sie da ist. Und die Münchener ham's den Sau-Amerikanern damisch gezeigt.

L. R.

AN BRUNO FRANK

Sie haben Recht darin, daß ich in der Sache Martens Unrecht habe wie jeder, der ein Schimpfwort gebraucht, was ich tat. Ich muß durch Martens' Literaturbuch, das wirklich nicht gut ist, schon recht geärgert gewesen sein, um zu vergessen, daß ich selber es war, der jene Novelle „Caritas Mimi" seiner Zeit im Hyperion druckte, und dafür mich jener wenig verliebten Art zu erinnern, mit der Martens die Gunst eines jungen Mädchens gewann. Auch wenn die Schimpfworte weniger grob gewesen wären als sie es waren: ich würde sie bedauern. Dr. Martens, der im stärksten Affekt so besonnen bleibt, zu zweien ein Buch zu

lesen — und wären es die Memoiren einer Sängerin — möge einer üblen Minute verzeihen, die mich so unbesonnen sein ließ, ein Schimpfwort zu gebrauchen. Ich dachte, die Commis würden mich verklagen, weil ich im Tage-Buch vom 17. Dezember Herrn Dr. Kurt Martens eine Commisseele nannte. Es hat mich aber Herr Dr. Martens verklagt. Ich zahlte im Vergleichwege hundert Mark in die Armenkasse und erkläre: Herr Dr. Kurt Martens möge die Ausdrücke, welche ihn beleidigten, entschuldigen. Ich meinerseits nehme sie als beleidigend zurück.

Dr. Franz Blei.

DEZENTE FRAUEN GEHÖREN NICHT ZUM TÄGLICHEN BEDARF

Ein Berliner Freund des T.-B. schreibt:

Da haben Sie einen Zeitungsausschnitt, der den Berliner Westen elektrisch beleuchtet. Ein Hotelier war angeklagt, eine Tasse Thee für 10 Mark verkauft zu haben. Einwand des Angeklagten, das sei kein Wucher. Die Spesen, die Aufmachung, der Luxus des Lokals . . . Sie kennen die Redensarten. Und dann erhob sich der Verteidiger Rechtsanwalt Dr. Abrahamsohn und er sprach laut „Deutscher Allgemeiner Zeitung" die unvergeßlichen Worte: Der Besucher einer Luxusbar will die ganze Aufmachung, Musik, Teppiche, Spiegel, künstlerische Beleuchtung genießen, dezente Frauen sehen usw. Dinge, die mit dem Worte, täglicher Bedarf bestimmt nicht zu identifizieren sind". Das Gericht wagte nicht zu entscheiden und vertagte sich. Ein Sachverständiger wird entscheiden, ob dezente Frauen in Berlin W. zu den Dingen des täglichen Bedarfes gehören!

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 1):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamerstr. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin W. 35, Potsdamer Straße 123b. Druck R. Abendroth' Riesa.



Russisch - Deutsches Theater

»Der blaue Vogel«

Goltzstraße 9.

Pantomime / Melodrama
Vaudeville / Ballet
Komödie / Sketch

Direktor: J. Jushnij
Oberregisseur: J. Duvan-Torzoff
Künstlerischer Beirat: Fr. Járosy
Musikalischer Leiter: W. Bützow

Beginn der Vorstellungen: ½9 Uhr

Billet-Vorverkauf in der Buchhandlung »Slowo«, Wittenbergplatz 3a und an den Theaterkassen.


EMIL HEINICKE A·G
BERLIN SW · KÖNIGGRÄTZERSTR. 72
FERNSPR: LÜTZOW 6297 · 6298 · KURF. 4626 · 8158 · 6829
FABRIK: MARIENDORF
LADENBAU
INNENBAU
EH
THEATER
KINOS ETC.
Verlangen Sie unser Album!

Das Tage-Buch / Heft 3 Jahrg. 3 / Berlin, 21. Januar 1922

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Januarwoche

Daß Herrn Briand, der zuweilen eine Ahnung europäischer Notwendigkeiten in sich verspürte, noch während der Canner Verhandlungen von einer bodenlos dummen Kammer der Dolch in den Rücken gestoßen wurde, kann nicht daran hindern, auch den deutschen Dolchstößlern jener Tage, den Reparationsdolchstößlern, einen Vers ins Stammbuch zu schreiben. Sie haben wacker alles getan, was die Stellung der deutschen Regierung und ihrer Unterhändler nach innen und außen diskreditieren konnte. Jede ungünstige Phase war in ihrer Propaganda von Wirth und Rathenau verschuldet, jede günstige nicht im mindesten auf sie zurückzuführen. Jeden Tag war die Berliner Politik „kläglich zusammengebrochen"; jede Unterredung, noch vor ihrem Abschluß, war „völlig ergebnislos verlaufen". Vor den Ohren des Auslandes wurde über „Orientierungen" gezetert, nicht nur Zeitungen, sondern sogar Männer von der Position des Geheimrats Bücher machten Lloyd George ergebenst darauf aufmerksam, daß Rathenau durch seine früheren Bändeleien mit Frankreich Englands Vertrauen eigentlich verloren haben müsse, während Briand gewissermaßen nahegelegt wurde, den gleichen Schluß aus Rathenaus jetzigen Bändeleien mit England zu ziehen. Und der Helfferich, der ja zeitlebens ein ganz besonders erfolgreicher Staatsmann gewesen ist, bekam plötzlich sogar so fürchterliche Angst um den Erfolg von Cannes, daß er noch während der Konferenz sofortige Auskunft über Rathenaus Vollmachten verlangen mußte und in Krämpfe demokratischer Entrüstung verfiel, als das Kabinett sich nicht willens zeigte, den Herren von der Gegenseite auf diesem Umwege alle schwachen Trümpfe des deutschen Unterhändlers aufzudecken. Mit einem Wort: man merkte, daß manchen Leuten nichts fürchterlicher wäre, als wenn diese Wirth-Regierung irgendwelche Erfolge für Deutschland erzielte. Sie schützten sachliche Meinungsverschiedenheiten vor, aber man sieht doch deutlich, daß rein persönliche dahinter stecken. So operiert der brave Oberst Buttler wider Wallenstein. Nicht daß Wallenstein den Kaiser verraten hat, sondern daß er ihn persönlich in seiner Karrière zurückdrängte, das ist es, was Buttlers Leber zerfrißt. Er schleicht um ihn

herum, sucht nach wunden Stellen, und wenn er Verhandlungen führen sieht, die für Wallenstein anscheinend günstig verlaufen, so tritt er hinzu und orgelt mit Biedermannston einige Stänkereien dazwischen. („Das ist nicht wohlgetan, mein Fürst!") die die Verhandlung prompt zum Scheitern bringen. Es gibt viele Buttlers in diesem heutigen Deutschland. Und wenn sie vielleicht auch nicht durchweg bereit wären, dem Verhaßten in stiller Nacht den wirklichen, blanken Mordstahl in den Rücken zu stoßen, so tragen sie den politischen doch dauernd im Gewande. „Buttler, Buttler, Ihr seyd mein böser Dämon!"

Lernt wirklich keine Generation von der anderen, keine Partei von der früheren, kein Politiker vom Vorgänger? Lähmt die Macht bestimmte Gehirnpartien? Der Sozialdemokrat Dr. Karl Renner war Staatskanzler der deutschösterreichischen Republik. Er hat als solcher geglaubt, sich westlich orientieren zu müssen (Stoßseufzer: Warum sagen und schreiben wir den Wortunsinn: Westliche Orientierung? Wir östlichen Occidentalen!) Jetzt, bei der Beratung des Staatsvertrages von Lana, der eine kuriose und absurde Mischung eines Wirtschaftsübereinkommens mit einem politischen Vertrag darstellt, wird von den Verteidigern des zwischen Schober und Benesch abgemachten Paktes enthüllt, dieser Vertrag von Lana sei ja nur der Nachfolger eines Geheimvertrages, den früher schon Renner mit Benesch vereinbart habe. Tatsächlich hat Staatskanzler Renner mit dem tschechischen Minister für auswärtige Angelegenheiten eine Vereinbarung getroffen, die weder der Wiener Nationalversammlung, noch dem Prager Parlament vorgelegt worden ist. Die beiden Herren einigten sich persönlich über das Verhältnis der Tschechoslowakei zu Österreich in ganz bestimmten Punkten, wobei zugegeben sei, daß Renners Abmachungen klüger, vorsichtiger und begrenzter waren als die seines Nachfolgers Schober, der, nachdem Ödenburg schon verloren war, verspätete Bestimmungen zum Schutze der im Vertrage von St. Germain festgelegten Grenzen teuer bezahlte. Zugegeben auch, daß die habsburgnärrischen Madjaren das Bündnis Renner-Benesch hervorgerufen haben. Aber was soll, nach dem fürchterlichen Zusammenbruch der europäischen Geheimdiplomatie, dieses vor beiden Parlamenten und dem Völkerbund sorgfältig verschwiegene „Protokoll", das nichts anderes ist als der erste diplomatische Geheimvertrag nach 1914. Vermutlich hat Renner sich wenigstens eine Rückversicherung geschaffen, indem er die Wiener Parteileitung der Sozial-

demokratie in sein Geheimnis eingeweiht hat. Nun, das würde ein noch schlimmeres Novum darstellen: Den durch die Parteileitung bekräftigten Geheimvertrag ... In Österreich ist der Sinn für Prinzipien nur in bestimmten Intervallen ausgebildet, und im Besonderen Dr. Renner hat noch zu jeder Situation eine blitzblanke Theorie flink erfunden — er wird schnell eine neue Metternich-Theorie konzipieren. Dennoch wär's für das Ansehen der Sozialdemokratie gut, wenn Hermann Müller und Rudolf Breitscheid sich einmal in Wien erkundigten, wie es dazu kam, daß den ersten Geheimvertrag nach dem Kriege gerade ein sozialistischer Minister abschließen mußte?!

Aus Sir Roger Casement's Memoiren hat das Tage-Buch schon einmal einen Abschnitt veröffentlicht. Da die deutsche Presse von dieser Publikation der New-Yorker „Nation" auch weiterhin keine Notiz nimmt, sei hier noch eine Stelle angefügt, die sich nicht mehr auf Irland, sondern auf die deutsche Diplomatie bezieht. Casement, der glühende Englandfeind, war im November 1914 mit fast begeisterter Zuversicht nach Berlin gekommen. Aber schon Mitte Dezember war sein Vertrauen in die deutsche Diplomatie erloschen. Alle Persönlichkeiten, mit denen er verhandelt, flößen ihm nach und nach größte Abneigung ein. Ein Fürst Blücher, der ihm als Begleiter beigegeben wird, entpuppt sich als Advokat rein persönlichster Interessen; durch Vermittlung Casements will er die englischen Güter seines internierten Vaters auf irgendeine Weise in die eigene Hand bekommen. Als dies von Casement nicht mit nötigem Ernst behandelt wird, wird der Fürst bei einem Diner eklig und warnt den Iren sänftiglich, doch um Gotteswillen nicht zu glauben, die deutsche Regierung nehme ihn ernst und beabsichtige, sich mit ihm lächerlich zu machen. Das geschieht zur selben Zeit, in der Casement mit dem Unterstaatssekretär Zimmermann und Herrn von Jagow über das irische Manifest verhandelt, das auch veröffentlicht wird! Am 12. Dezember trägt Casement folgende Bemerkung in sein Tagebuch ein „In der Tiefe meiner Seele bin ich sehr, sehr traurig, daß ich hierher kam. Ich glaube nicht, daß die deutsche Regierung das Herz zu großen Unternehmungen hat. Es fehlt ihr die göttliche Weite der Phantasie, die sogar das britische Seeräubertum noch adelt. Diese Leute könnten die Meere vielleicht befreien, — aber ich zweifle, daß sie es tun werden. Sie wollen die Rollen nur tauschen und beabsichtigen nicht, eine wirkliche Veränderung herbeizuführen ... England ist zur Herrschaft über

die Meere mit allem Notwendigen versehen, sowohl mit Schiffen als auch mit Verstand; Deutschland aber glaubt es ohne Verstand, allein mit Schiffen machen zu können!" Von allen Staatsmännern, die er traf, scheint ihm nur der eine Dr. Solf vertrauenswürdig. Der aber bekennt ihm offen, daß die „deutschen Gehirne auf dem Felde der Diplomatie den englischen unterlegen sind und nicht dazu erzogen, es mit englischen Staatsmännern aufzunehmen." „Diese englischen Staatsmänner bezeichnete ich als höchst entzückende Leute, Piraten von uralter Tradition und Vererbung. Er, Beifall lachend, antwortete darauf: Jawohl, ganz richtig, Piraten, aber im Smoking!" Die deutsche Diplomatie hat niemals einen Smoking angehabt. Und sie brachte es fertig, sogar Leute, die mit geschwellten Segeln zu ihr gekommen waren, im Verlauf von drei Wochen wieder abzustoßen. Sir Roger Casement kommt schließlich zu dem resignierten Schluß, für Deutschland gebe es nur eine Rettung: sich einen irischen Reichskanzler zu bestellen. Der werde genügend antienglisch sein, daneben aber auch Verstand besitzen. Es ist kein irischer Reichskanzler gekommen, sondern der Preuße Michaelis und der Bayer Hertling. Antienglisch waren sie sicherlich; Staatsmänner waren sie leider nicht.

Einige unserer katholischen Mitbürger sind vom heiligen Stuhle kürzlich mit Titeln und Orden bedacht worden. Worauf sich in Kreisen, die sonst nicht gerade auf die Weimarer Verfassung schwören, ein verfassungstreuer Sturm erhob. Es steht nämlich in Artikel 109 der deutschen Reichsverfassung, daß kein deutscher Bürger Orden und Ehrenzeichen einer fremden Regierung entgegennehmen darf. Und auf diesen echt republikanischen Schein versteifte sich die gelegenheitsrepublikanische Kritik; versteifte sie sich selbst der zentrumsoffiziösen Auslegung gegenüber, es handle sich hier gar nicht um eine politische, sondern um eine religiöse Angelegenheit. Das Tagebuch fühlt nicht den Beruf in sich, in dieser unendlich schwierigen Spezialfrage eine eigene Meinung zu äußern. Aber dem allgemeinen Problem Orden und Ehrenzeichen gegenüber, möchte es eine eigene Meinung doch nicht unterdrücken. Es findet, daß die deutsche Republik mit ihrem Anathema gegen jede Art von Auszeichnungen vielleicht sehr grundsatztreu, aber sehr wenig seelenkundig, namentlich deutschseelenkundig verfuhr. Der Orden hätte der Republik nicht nur das bleiben können, was er auch der Monarchie gewesen ist —: ein billiger Anreiz zu erwünschten Leistungen. Er hätte ihr noch

mehr werden können — : ein wirksames Mittel zu ihrer eigenen Festigung, namentlich in der Übergangsperiode. Denn wie die deutsche Seele nun einmal beschaffen ist, wäre es ganz sicher, daß jeder Beamte, Richter, Hoch- und Volksschullehrer, Offizier und Kaufmann, der feierlich die Auszeichnung eines republikanischen Hausordens oder Verdienstkreuzes empfinge, plötzlich sehr intensiv an dem Fortbestande der Republik interessiert würde, deren Verschwinden auch sein köstliches Geschmeide entwerten müßte. Zur Demokratisierung der Verwaltung zum Beispiel — von innen heraus, nicht von außen her — gibt es sicher kein probateres Mittel als den „Pour le mérite démocratique"! Es ist heute freilich schon etwas spät dafür; man sollte es aber immerhin noch versuchen.

Hugo Stinnes teilt uns mit, daß das Interview mit der „Bohemia", an das wir im Heft 1 des „Tage-Buch" einige Bemerkungen knüpften, nicht stattgefunden hat. Der Vertreter der „Bohemia" hat zwar um ein Interview gebeten, Herr Stinnes hat dieses Interview jedoch abgelehnt. Mit diesem Tatbestand entfallen natürlich auch alle unsere Folgerungen. Nun wäre es nur noch interessant zu hören, wie die Prager „Bohemia" die Erfindung eines solchen Interviews zu erklären vermag.

RUDOLF KOMMER (London)

DAS NEU-IMPERIALISTISCHE AMERIKA

Die Schullesebücher der Geschichte eines Volkes sind viel maßgebender für seine Zukunft als für seine Vergangenheit. Man kann daraus leichter erfahren was kommen wird, als was geschehen war. Die verlogenen Legenden sind ein aufrichtiges Programm. (Eigentlich sollte sich darum der Völkerbund — will er sich nützlich um den Frieden bemühen — in eine Redaktion für die Herausgabe unheroischer Lesebücher der Geschichte verwandeln.)

Schon im Anfange des Krieges erklärten amerikanische Pädagogen ihre vaterländische Geschichte müsse vollständig zugunsten Englands umgeschrieben werden. Einundeinhalb Jahrhunderte lang hatte sich das republikanische Ressentiment des königlosen Amerika hauptsächlich auf Kosten Englands ausgelebt. Das amerikanische Nationalbewußtsein gedieh

üppig in der Verhöhnung des Mutterlandes. (Die Freudianer werden sobald sie auch die Weltgeschichte Traum deuten, den interessanten Kolonial-Komplex entdecken.) Es war nur zu natürlich, daß das wenige historische Geschehen auf amerikanischem Boden aus der englischen Entfernung von dreitausend Meilen weit wahrer dargestellt wurde, als in Amerika selbst. Man kann wohl sagen, daß selbst die gelbste Presse mit solcher Geschichtswissenschaft in der imaginären Berichterstattung kaum wetteifern könnte. Immerhin: die amerikanischen Knaben von 1920 lernten den Krieg von 1812 ganz anders als die Knaben von 1910. Andere Zeiten, andere Vergangenheiten. Den Bürgerkrieg haben vereinzelte Historiker schon etwas früher umzuwerten begonnen. In den Schulen ist er immer noch ein Kampf von Heiligen gegen Helden, in dem die Heiligen des Nordens sich wie Helden schlugen und die Helden des Südens wie Heilige untergingen.

*

Man hat den spanisch-amerikanischen Krieg die Geburt des amerikanischen Imperialismus und Theodore Roosevelt dessen Vater genannt. Das ist ebenso unsinnig, wie es die Verleihung des Friedenspreises an den Rauhen Reiter war. Der amerikanische Imperialismus ist genau so alt wie das amerikanische Volk. Er verdankt seinen Ursprung nicht dem sprühenden Einfall eines stürmischen Temperamentes, sondern dem unwiderstehlichen Expansionswillen eines Volkes von außerordentlicher Vitalität. (Die romantische Geschichtsbetrachtung verwechselt in solchen Fällen den zufälligen Exponenten mit dem schicksalhaften Führer.) Europa mokiert sich so gerne über die Ahnungslosigkeit des Amerikaners im tumultuarischen Durcheinander, das man europäische Geschichte nennt. Die Amerikaner hätten vielleicht mehr Ursache, in gleicher Münze zu zahlen — denn ihre Geschichte ist einfach und fast so groß wie unsere allgemeine Unwissenheit darin. Unter den vielen Dingen, die der Amerikaner nicht weiß, ist aber glücklicherweise auch die europäische Unkenntnis amerikanischen Geschehens. Die Bildung des heutigen Blocks der Vereinigten Staaten war nichts weniger als ein empfindsamer Spaziergang durch den nordamerikanischen Kontinent. Mexikos Chroniken sind voll davon. Europas Vergangenheit ist lang und blutig, Amerikas Vergangenheit ist kurz und blutig. In der Färbung ist jedenfalls kein Unterschied.

Der Pazifismus neigt zur demagogischen Ausbeutung nur zu natürlicher Ruhepunkte, Atempausen, Verdauungsintervalle. Ein schlafendes Raubtier als harmlos zu bezeichnen ist jedenfalls keine Realpolitik

Nach jedem Kriege trat in England wie in Amerika ein Zustand wirtschaftlicher Erschöpfung und kolonisatorischer Sättigung ein, der jedesmal wieder völlig mißverstanden wurde. In England lebten sich die Wortführer der imperialen Müdigkeit in „kleinenglischen" Träumen aus, in Amerika fordern sie die bedingungslose Freigabe der Philipinnen, Hawaïs und Haitïs. Aber der mit Steinen beworfene „Kleinengländer" der ersten Jahre dieses Jahrhunderts unterzeichnete kaum zwanzig Jahre später den Frieden von Versailles. Und der Führer des amerikanischen Pazifismus, Woodrow Wilson, der sich noch 1915 hartnäckig pathetisch weigerte, Flottenrüstungen zuzustimmen, inaugurierte schon 1916 das größte Flottenprogramm aller Zeiten. Ein Flottenprogramm, das in keiner Weise gegen Deutschland zur Geltung kommen konnte, sondern für die Zeit nach dem Kriege bestimmt war. An der Aufrichtigkeit beider ist nicht zu zweifeln. Im Grunde ihres Wesens sind sie humanitär gestimmt. Die erstaunliche Umbiegung ermöglichte ihnen ihre Auffassung der Demokratie. Sie fühlten sich nicht als die erwählten Führer ihrer Völker, sondern als die erwählten Instrumente.

*

Die Konferenz von Washington hat den Zwischenfall Woodrow Wilson lautlos liquidiert. Seiner Person ist nun auch seine Außenpolitik restlos in die Versenkung gefolgt. Vor einem halben Jahre noch hätte man diese Tatsache befriedigt betont. Heute aber ist er so gänzlich gleichgültig geworden, daß in der amerikanischen Öffentlichkeit die antithetische Beziehung zwischen dem neuen und dem alten Kurse nicht einmal erwähnt wird. Gerade die Amerikaner sind in der Politik nie noch als wankelmütig oder gar undankbar bezeichnet worden. Die Gründe für eine in der amerikanischen Geschichte so völlig beispiellose Abkehr von der Person, der Politik und der Ideenwelt eines Staatsoberhauptes — oder vielmehr von der Welt seiner Worte — sind darum von großer Bedeutsamkeit.

Eine bittere Zeichnung des englischen Karikaturisten und Schriftstellers Max Beerbohm erregte vor einigen Monaten ungewöhnliche Aufmerksamkeit. Im Vordergrunde sitzt Woodrow Wilson in einem hochgeschossenen Krankenstuhl. Seine Gestalt ist gebrochen, seine Umrisse, die schon immer eckig waren, geradezu schmerzhaft steif und hölzern. Aus seinem Gesichte schlägt die dumpfe Stumpfheit, der blind irrende Grimm des Hilflosen, des Gelähmten, des Unterlegenen. Rechts im Hintergrunde stehen die bürgerlich aufgeblähten, kriegsgewinnerhaft

saturierten Gestalten von Lloyd George und Clemenceau und blicken auf ihr Opfer. Böse lächelnd sagt Lloyd George: „Mit uns wollte er es aufnehmen!"

Der Gedanke dieser Zeichnung ist das Gefühl der amerikanischen Masse. Der von ihnen Erwählte, der Mann, hinter den sich einhundertundzehn Millionen Amerikaner gestellt hatten, der Führer, dem blindes Vertrauen unbegrenzte Machtvollkommenheit überantwortet hatte — er ist am grünen Tische in Versailles beschämend „hereingelegt" worden. Das konnte und kann ihm nie verziehen werden.

Die außenpolitisch bewußt Denkenden andererseits mußten in den letzten zwei Jahren das noch immer Unfaßbare erfahren, daß Amerika an die Seite der Westmächte getreten war, ohne politisch eine Vereinbarung oder Verständigung über die politischen Ziele des Krieges gesucht zu haben. Millionen Männer und Milliarden Goldes und der stoßkräftige Idealismus eines ganzen Volkes wurden mobilisiert, ohne daß Wilson oder Oberst House über die vierzehn Punkte hinaus zu sehen versucht hätten. Während machiavellistisch analysierende Europäer imaginäre Tiefen der amerikanischen Politik zu ergründen suchten, begnügte sich Woodrow Wilson mit einer Schreckensherrschaft der Phrasen. Ein kindlicher Tyrann, der dann in Versailles schmerzlich verblüfft war, allüberall gegen eine Mauer von Geheimverträgen zu stoßen. Um die Krönung seiner ohnmächtigen Politik der humanitären Banalitäten zu retten, gab er schließlich die Lebensinteressen Amerikas in Ostasien preis. Er bekam seinen Völkerbund, Japan bekam Chinas Shantung.

An diesem Punkte setzte die Abkehr vom Götzen der vielen Punkte ein. Das Zauberland Phrasien verblich und ein peinlicher Katzenjammer kam über ganz Amerika. Auch Amerika hat seine Legende vom Dolchstoß. Die Erlösung der Welt durch Wilson soll aus innerpolitischen Erwägungen in den Vereinigten Staaten sabotiert worden sein. Eine naiv krampfhafte Konstruktion. Wilson ging an seiner Außenpolitik zugrunde und nicht an dem Machtbedürfnis der Opposition. Solange seine Phrasen europäisches Gestade umspülten, begeisterten sich die Amerikaner für diese Mischung von achtzehntem Jahrhundert und noch älterem Pazifismus. Als er aber amerikanische Interessen verletzte, da schwand der puritanische Enthusiasmus, man suchte wieder Rohmaterialien zu exportieren anstelle präsidialer Botschaften und man blickte in eine entgötterte Welt, aus der die gelbe Gefahr zu grinsen schien. Entschlossen erfolgte die Rückkehr zur außenpolitischen Tradition. Der Idealismus war diskreditiert, der Imperialismus trat behutsam zwischen die Trümmer.

WORTE ZUM GEDÄCHTNIS MOLIERES

I.

Prolog, gesprochen vor dem „Eingebildeten Kranken" von der Schauspielerin im Kostüm der Dienstmagd Toinette.

Verwundern Sie sich nicht, daß ich heraustrete anstatt eines Herren im Festkleid, ich, die Dienstmagd Toinette des Herrn Argan, es geschieht ganz im Sinn des Mannes, den wir heute ehren wollen. Zu nennen brauche ich ihn ja nicht. Er hat des öfteren keinem feineren und gebildeteren Geschöpf als ich es bin seine allerbesten Sachen in den Mund gelegt, und es nicht verschmäht, unser eine zum Sprachrohr für seinen Kopf und sein Herz zu machen, wo er doch aller Menschen Platz sehr gut gekannt hat und Manns genug war, auch den König an den seinen zu stellen, ich meine in seinen Gedanken, denn er war ein furchtloser Kopf und ein großer Herr wie einer, seinem Gemüt nach, wenngleich er nach dem Hofalmanach ein Lakai war und unter den Hoftapezierergehilfen geführt wurde. Soll ich ihn aber vor Ihnen loben zu seinem dreihundertsten Geburts- und Gedächtnistag, so muß ich den Mund nur wenig aufmachen, denn er war der geschworene Feind und Spötter aller Schönredner; er hielt sie insgesamt für Flachköpfe, Narren oder abgefeimte Heuchler — obwohl er, wenn er wollte, eine Rede hinsetzen konnte, biegsam und feurig genug, die Erde und den Himmel umzuwenden; denn das war sein Handwerk, Figuren zu ersinnen und ihnen Reden in den Mund zu legen, die so natürlich aus ihrem Mund herauskamen wie das Miauen einer Katze und dabei das Zwerchfell kitzelten und zugleich das Herz schneller oder langsamer pochen machten und oben bei den Stirnen anklopften und den Menschenverstand aufweckten. Darin war er ein Meister und ist dafür erkannt worden über die ganze Welt hin, seit dreihundert Jahren, und das will etwas heißen, den Appetit von neun aufeinanderfolgenden Menschengeschlechtern gestillt zu haben, denn jedes bringt einen andern mit, die Nahrung aber, die er anbot, hat Stich gehalten, wie das ehrliche tägliche Brot, das auch nicht aus der Mode kommt, und seine Kinder, ich meine die ihm bei der Stirn hervorgesprungen sind, haben ihm mehr Enkel und Urenkel in die Welt gesetzt, als ich ihm an den zehn Fingern von beiden Händen aufzählen könnte und nähme ich noch ihrer aller Hände dazu, und ich habe sagen hören, daß der Tasso des großen Goethe auch noch seinen Misanthropen für einen seinigen Ahnherrn ansieht, aber das geht über

meinen Horizont — fürs Übrige aber bürge ich Ihnen und daß es nicht die schlechtesten Kreaturen sind, die von ihm abstammen — .

Das macht, er hat uns, die wir seine erstgeborenen Geschöpfe sind, aus seinem Innersten etwas mitgegeben; sein Innerstes aber war: Verstehen der Menschen, nicht so wie einer bloß mit dem Kopf versteht, sondern schon mit dem ganzen Ich und allen Eingeweiden, daß er im Verstehen sich mit meinte und sich selber mit verspottete: denn er hielt es, was das Verhalten im Leben anlangt, für das Richtige, daß jeder mit Anstand seinem Geschäft nachgehe und das seinige war nun einmal, die Leute lachen zu machen. In welchem Sinn er das aber verstand, das wird Ihnen aufgehen, wenn Sie an den Narren Orgon denken, wie er unter den Tisch kriecht und seine Frau mit dem Tartüff allein läßt, oder an Harpagon, den Geizigen, wie er seine Kassette umarmt, oder an Arnolphe, den armen verliebten Narren, oder an meinen armen Herrn Argan, da in seinem Lehnstuhl, der Ihnen gleich vor Augen kommen wird. Es ist schon keine ganz gewöhnliche Sorte von Lachen, auf die er es abgesehen hat: es mischt sich zuweilen ein Weh hinein oder ein kleines Gruseln. Das ist seine Stärke. —

Was kann ich Ihnen jetzt noch viel von ihm sagen? Wenn dann der Lehnstuhl des Herrn Argan hineingeschoben wird — in dem ist er, sozusagen, gestorben. Ja, er schonte sich nicht, er gab sich preis, aber schon wie einer, er war ein Held, ein großer Held in seiner Weise, und da er es unternommen hatte, ein Komödiendirektor zu sein und ein Komödienspieler — und dabei doch des Menschen Würde zu wahren — und er hat sie gewahrt, meiner Seel, und wenn der König mit ihm sprach, so war ihm, er habe mit seinesgleichen gesprochen — so achtete er einen kleinen trockenen Husten für nichts, und machte sich auch nichts aus einem Krampf, der ihn hie und da anfaßte und aus heißen, fiebrigen Händen, sondern spielte fort und eines Abends, als man besonders hatte über ihn lachen können, da faßte ihn der Krampf ein bischen heftig anund man mußte ihn, in den Schlafrock des Herrn Argan gewickelt, hinaustragen, nicht anders als man einen zu Tod geschossenen Seehelden, in die Flagge des Admiralschiffes gewickelt, hinunter in die Kajüte trägt, indes alle an denen sie ihn vorbeitragen, still stehen und salutieren — er aber will nicht anders salutiert sein, als damit daß sie lachen über unsere Geberden und die Reden die er uns in den Mund gelegt hat — denn lachen machen, das war sein Handwerk, und das was ich jetzt gesagt habe, ist alles was er mir, aufs Höchste, zu sagen erlaubt hätte.

(Sie macht die Reverenz und tritt hinter den Vorhang.)

II.

So ungefähr könnte Toinette sprechen, aber es bliebe dabei noch etwas ungesagt, das auch gebildetere Personen als Toinette, und selbst solche, die dicke Bücher über Molière geschrieben haben, noch haben ungesagt sein lassen. Da war dieser Mensch Poquelin, genannt Moliere, Hofbediensteter, Tapezierer, Schauspieler. Er war ein Kind des Volkes. Er liebte den gesunden natürlichen Verstand und liebte nicht die Besonderheiten. Er konnte, was er wollte, und wollte nichts anderes als was er konnte. Er hat sein Handwerk verstanden wie kein zweiter. Was das Wesen Molieres, den Menschen anlangt, so hat er auf diesen nicht sehr aufgepaßt; er hat sich nicht überschätzt. Er war Schauspieldirektor, Gatte, Betrogener, Lustigmacher; dabei war er unsäglich einsam, aber natürlich fortwährend unter Menschen, umgeben von dem Haß unfähiger Literaten, schlechter Schauspieler, frecher Höflinge, frommtuender Intriganten. Aber er war ein tiefer Kopf, einer der tiefsten und stärksten Köpfe seines Jahrhunderts, nein, aller Jahrhunderte. Es war in ihm etwas, das einen Rousseau aufreizte, aber einen Goethe mit nie erlöschender ehrfürchtiger Liebe erfüllte. Was war dies? Ist es eigentlich in seinem dichterischen Werk enthalten? „War es genug" hat man gefragt, „der Juvenal der Preziösen zu sein, der Verspotter schlechter Komödianten vom Hotel de Bourgogne, der Satyriker der Ärzte, der Provinzialen, der affektierten Sprachreiniger, der Koketten und Hypochonder"?

Musset hat es ausgedrückt, die Verse sind bekannt genug:

> Ne trouvait il rien mieux pour émouvoir sa bile
> Qu' une méchante femme et qu' un méchant sonnet?
> Il avait autre chose pour mettre au cabinet.

Ein Franzose, ein conservativer berühmter Kritiker hat die Analyse seiner „allgemeinen Ideen" gemacht und schließt das Kapitel mit den Worten: „Ich würde nicht so weit gehen" — als ein Anderer, der sehr weit in seiner Kritik geht — „aber ich würde sagen, daß eine Nation, die Moliere zu ihrem Führer „im" Sittlichen genommen hätte und die seinen Vorschriften genau folgen" würde, nicht sehr schlimm wäre — sie hätte immerhin, was man gesunde Vernunft nennt, und einen guten Geschmack — aber sie wäre die platteste Nation von der Welt." Welch ein Urteil! Aber diese Nation nennt ihn den größten Dichter und er ist es; wir fühlen, daß er ist. Es gibt also etwas in einem Dichter, das geistiger ist als seine Ideen, gewichtiger als

seine Werke, dauerhafter als sein in Worte formulierter Ruhm. Hier rühren wir an das Geheimnis der Kunst und der Künstler.

Den Werken haftet etwas Bürgerliches an. Zwar der „Misanthrop" ist ein unvergängliches ernstes Lustspiel und die „Schule der Frauen" steht vielleicht noch darüber, man hat sie seinen Hamlet genannt. Aber immerhin: hier ist nichts, das sich, was den geistigen Gehalt anlangt, neben den großen Werken Goethes hielte, geschweige denn neben Calderon, neben Shakespeare, neben Dante. Die Franzosen selbst zögern, ihn „Dichter" zu nennen; sie sind zurückhaltend und verstehen abzuwägen. Aber aus diesem ganzen dichterischen Werk zieht uns ein schmerzlich vergeistigtes, unendlich edles und überlegenes Gesicht an, die Lebensmaske eines vollkommen großen Menschen. Wir erkennen kaum mehr darin die Merkmale einer Nation, und erkennen sie dennoch, aber zugleich etwas höchst Allgemeines, Europäisches, ja Menschliches. Alle Qual, alle Duldung, alles Verstehen, ist darin reine geistige Kraft und Heiterkeit geworden. Wir stehen mit Ehrfurcht vor einer Figur, die mit keinen Maßen, die außer ihr lägen, zu messen ist — vor dem giltigen Repräsentanten einer der großen Nationen Europas.

MARIE VON BUNSEN

DIE ABENTEUERIN BARONIN FEUCHERES

Sie war die Geliebte, Beherrscherin und Mörderin des letzten Condé.

Sophie Dawes kam 1792 als uneheliches Kind eines wegen seiner kühnen Schmugglertaten bekannten Fischers der Insel Wight zur Welt, sie trieb sich als Zimmermädchen und Apfelsinenverkäuferin in London umher, brachte es dann zum „Verhältnis" des als Emigranten dort lebenden Herzogs von Bourbon, Prinzen von Condé, des Vaters des unglücklichen Herzogs von Enghien. Soweit eine übliche Laufbahn: ihr hoher Freund ließ nun der Neunzehnjährigen eine sorgfältige Erziehung geben, und da zeigte sich die stählerne Willenskraft dieses intelligenten witzigen Freudenmädchens. Sie lernte nicht nur französisch und Musik, sie lernte auch Griechisch und Latein, übersetzte gewissenhaft Xenophon und Plutarch, konnte nach 3 Jahren als „gebildet" gelten. Eine große, ungewöhnlich kräftige Gestalt, eine blühende, sinnliche junge Frau mit schmalen Lippen, die sich bei Heftigkeitsanfällen verzerrten.

Der Herzog war Ende der Fünfziger, eine schmächtige sympathische Erscheinung. In der royalistischen Armee hatte er sich tapfer geschlagen, seine einzige Leidenschaft war die Jagd. Daß seine Formen und seine Geschmacksrichtung manches zu wünschen übrig ließen, wurde von Verwandten seiner schlechten Erziehung zugeschrieben, aber er war wohlwollend und gütig, so daß er immerhin ein besseres Ende verdient hätte.

Nach vierjährigen Beziehungen zu Sophie Dawes wurde 1814 aus dem Londoner Emigranten den Herr des Chantilly-Schlosses, des Pariser Palais Bourbon und eines unermeßlich großen Vermögens. Er hielt den Augenblick gekommen, die Geliebte abzuschütteln; sie ließ alle Wasser springen, es gelang ihm nicht. Um der Sache einen besseren Anstrich zu geben, gab sie sich als uneheliche Tochter des Herzogs aus und es wurde eine Heirat mit einem Gardeoffizier, dem Baron Feuchères zu Wege gebracht. Feuchères war Adjutant am Chantilly-Hof und machte sich aufrichtig, guten Glaubens, keine argen Gedanken über die Zärtlichkeiten seines hohen Herrn. Die Baronin war Gebieterin von Chantilly und sie ging an den Versailler Hof. Hier zeigte sich Sophiens typisch englische Eigenart — diese gesellschaftliche Auszeichnung ging ihr über alles, war Mittelpunkt ihrer Interessen, war ihr Ehrgeizziel. Nach einigen Jahren erkannte Feuchères den Betrug, er verzichtet entrüstet auf die Mitgift, leitet die Scheidung ein; infolge des Skandals wurde die Baronin von der Hofliste gestrichen.

Es beginnt ein zehnjähriges Ränkespiel, sie wollte durchaus wieder von den Majestäten empfangen werden, und außerdem mußte sie sich eine Zukunft und zwar eine glänzende sichern. Mit bewunderungswürdigem Geschick hat sie ihre Karten ausgespielt. Andere hätten versucht, sich als Erbin einsetzen zu lassen, richtig erkannte sie, daß ihr, der ausländischen Abenteuerin, das Erbe sofort bestritten werden würde, so wollte sie, durch ihre Protektion, den Mächtigsten im Lande Chantilly mit dem Hauptteil des Vermögens zuschanzen, dann würden die ihr zu so großem Dank Verpflichteten dafür Sorge tragen, daß das ihr verschriebene Schloß St. Leu mit dazugehörigen Millionen auch wirklich ausgehändigt würde. Selbstverständlich ständen die königlichen Pforten dann wiederum bereitwilligst offen. Erst gab sie dem Königshaus zu verstehen, sie werde Sorge tragen, daß der Herzog zu Gunsten der Enkelin Ludwig XVIII. ein Testament verfasse. Als die Bourbonen hochmütig dies Ansinnen ablehnten, wandte sie sich an die Orleans. Dieses Mal mit Erfolg, und die während langer Jahre gewechselten

Briefe und Unterhandlungen zwischen Sophie Dawes, Louis Philippe und Marie Amélie von Orleans sind recht eigenartige Dokumente.

Erstaunlich, die Gewandtheit dieser Fischertochter, dieser Londoner Dirne, sie schreibt geschmackvoll, drückt sich in den ehrerbietigsten Formen aus. Als Anbahnung soll der eben geborene Herzog von Aumale Pate ihres Herzogs werden. Schon um dieses durchzusetzen, benötigte es der allergeschicktesten Diplomatie, dem letzten Condé waren die Orleans samt und sonders verhaßt, er wollte ihren Namen nicht hören. Das nutzte ihm wenig, er war in der Hand einer robusteren Kraft. Die Taufe ging vor sich, im Palais Royal wurde die Feuchères empfangen, sie wurde von der tugendstolzen vornehmen Marie Amélie geküßt, sie wurde „ange gardien" genannt, man hielt ihr das prinzliche Kind entgegen: Geruhen Sie, Madame, Ihren Schützling zu umarmen!

Diskrete Winke finden sich zwischen den Zeilen. Auf die Härte des Hofinterdiktes wurde gemütvoll gewiesen, die Orleans verschanzten sich jedoch hinter den unumstößlichen Regeln, welche zu ihrem lebhaften Bedauern allen Geschiedenen den Eintritt zu den Majestäten versagten. Dagegen könnten sie in ihrer Hilflosigkeit bedauerlicherweise nichts tun. Unterdessen verstärkte, behutsam vorbauend, die Baronin ihre Stellung. Ein Neffe und eine Nichte wurden aus England verschrieben (einem Gerücht zufolge waren es ihre Kinder), sie erhielten Titel und Gnadenbezeugungen, die Nichte heiratete den Neffen des vorurteilslosen Talleyrand, dem die Mitgift und die Beziehungen günstig erschienen. Auch das Dienerpersonal, auch der Hofstaat bestand mehr und mehr aus ihren Kreaturen. Sie vernachlässigte aber nicht wegen Zukunftsplänen Gegenwartsfreuden. Unter den Hofherren und Hausfreunden wurden gleichzeitig drei ihrer Liebhaber gezählt. Wir besitzen einige Bilder von ihr, noch maßgebender sind die Beschreibungen ihrer Zeitgenossen, auch wenn diese sich widersprechen. Nicht nur in ihrer Jugend wurde sie als „hübsche Person" geschildert, die Vierzigjährige wirkte auf Einige als hochgewachsen, schön und gut erhalten, wogegen Andere sie eine „dralle frische Köchin" nannten. Ähnliche abweichende Urteile vernimmt man beständig über üppige, begehrliche Frauen; die allermeisten Männer sind für dergleichen Reize durchaus empfänglich.

Sie war nicht beliebt, verdiente auch nicht es zu sein; hochmütig und heftig gegen Alle, war sie gelegentlich ihren Leuten gegenüber mißtrauisch und geizig. Auf ihr Äußeres gab sie viel, widmete sich oft so andauernd ihrer Toilette, daß die hungernden Gäste weit über eine Stunde auf das Essen warten mußten, ehe die Türen sich öffneten und

ie am Arm des Herzogs erschien. Dem beklagenswerten Herzog war Unpünktlichkeit besonders zuwider, aber er mußte dieses und noch Schlimmeres erdulden. Bereits 6 Jahre vor seinem Ende gestand er seufzend seinem Vertrauten, daß sie ihn schlüge, (auch physisch war sie die Stärkere). Hier haben wir ein Schulbeispiel der „Hörigkeit". Sophie vergaß nicht die Peitsche und der Herzog konnte diese Frau nicht entbehren. Die Jahre verstrichen, mit 71 war der Herzog ein gebrechlicher Greis, aber noch immer, trotz aalglatter Bemühungen der Orleans, trotz Drohungen, Mißhandlungen und Hätscheleien der Baronin hatte er das Testament nicht unterzeichnet. Sophie wurde desperat; oft hatte sie ihn gekratzt, gestoßen, geschlagen, welche letzten Mittel sie anwandte, weiß man nicht. Aber im Sommer 1829 wurde das Dokument ausgefertigt, und im Winter kam der Siegestag, sie wurde zu Hof befohlen. Sie hatte es sich anders vorgestellt, die Pariser Gesellschaft war entrüstet, auf das Offenkundigste wurde sie von den Herrschaften wie von den Mitgästen schlecht behandelt. Mit dem Herzog ging eine Veränderung vor; nicht nur hatte ihn die 1830er Revolution verängstigt, er befürchtete Lebensbedrohungen seitens seiner Sophie er trug sich mit Fluchtgedanken. Noch nie war die Lage der Feuchères so günstig gewesen, sie hatte die mächtigsten Gönner des Landes, denn Louis Philippe, der ihr zu Dank Verpflichtete, war nunmehr König von Frankreich. Kaltblütig hatte sie seit einiger Zeit Maßnahmen getroffen: im Schloß St. Leu schlief sie unter dem Schlafzimmer des Herzogs, eine kleine Wendeltreppe führte hinauf. Die unteren und umliegenden Räume wurden seinen treuen Dienern fortgenommen, wurden ihren Kreaturen gegeben. Der Unselige lebte in einer Rattenfalle. Am 30. August 1830 erfuhr sie von Fluchtvorbereitungen des Herzogs, er hatte Geschäftskundige zu Verhandlungen herbestellt; das Testament konnte umgestoßen werden, der Lohn jahrelanger Bemühungen konnte ihr entgehen.

Als der Kammerdiener am nächsten Morgen seinen Herrn wecken wollte, war die Tür verschlossen, als man sie erbrach, hing der leblose Körper des Herzogs von Bourbon an dem Fenstergriff. Lose, aber mit überaus kunstvoll verschlungenen Seemanns- oder Weberknoten umgaben zwei Taschentücher seinen Hals, die Knie waren gebogen, die Füße berührten den Boden. Kaum vermochte man die Knoten zu lösen, dabei war der Herzog seit seiner Kriegsverwundung und einem Jagdsturz beim Gebrauch des linken Armes so behindert, daß er selbst zu leichten Verrichtungen Hilfe brauchte. Trotzdem war aber auch das große, schwere Bett anderthalb Fuß vorgerückt worden. Die

Baronin und ihr Anhang verbreiteten sofort die Parole: „Selbstmord“. Diese Erklärung, der Erhängungstod, erschien und erscheint durch die äußeren Umstände, durch Körperlage, auch durch das Ergebnis der Section unverfechtbar, alle inneren Gründe sprachen ebenfalls dagegen. Er hatte eingehende Bestimmungen für die nächsten Tage getroffen, hatte in verhältnismäßig heiterer Stimmung mit der Baronin und den Hofherren Karten gespielt, überaus wichtige Papiere, die er beim freiwilligen Scheiden aus dem Leben vernichtet oder in Sicherheit gebracht hätte, lagen in einer Kassette im Schlafzimmer. Er war ein frommer Katholik und hatte oft mit wahrem Abscheu von dem Verbrechen des Selbstmordes gesprochen. Die Tür nach der schmalen, zu den Zimmern der Baronin und ihrer Getreuen führenden Treppe war von innen verschlossen, konnte jedoch mit Leichtigkeit von außen geöffnet und wieder zugemacht werden. In dem unter dem herzoglichen Schlafzimmer befindlichen Zimmer konnte man jedes leiseste, beim Herzog vorkommende Geräusch, selbst das Ticken der Uhr hören, den getreuen Kammerdiener hatte die Baronin entfernt, das jetzt dort wohnende, ihr ergebene zweideutige Paar versicherte eidlich, in der Schreckensnacht keinen Laut gehört zu haben.

Wer das Zimmer in jener Nacht betrat, wird man schwerlich jemals erfahren. Daß der arme alte Herr auf Anlaß seiner Geliebten ermordet wurde, steht wohl fest. In diesem Fall hat die öffentliche Meinung, welche unzweideutig die Feuchères beschuldigte, das Rechte getroffen. Die Gründe, weswegen die königlichen Leibärzte entgegen dem Befinden der herzoglichen Ärzte auf Selbstmord, den Erstickungstod, erkannten, die Gründe, weswegen der von den Prinzen von Rohan gegen die Baronin angestrengte Prozeß seitens der ersten Pariser Juristen zu ihren Gunsten entschieden wurde, sind unschwer begreiflich. Erstaunlich bleibt es jedoch, daß noch lange nach dem Sturz der Orleans französische Geschichtsschreiber den Tod des letzten Condé als „geheimnisvoll“, „unaufgeklärt“ hinstellen. Die Feuchères-Akten bilden ein dunkles Blatt der Orleans'schen Hauschronik. Allerdings hatten Louis Philippe und die edle Marie Amélie nicht für sich, nur für ihr geliebtes Kind diesen herrlichen historischen Besitz angestrebt und errungen. Immerhin werden sie schwerlich den Namen späterhin unnötig ausgesprochen haben; nicht sogleich, aber recht bald, ließ der Hof diese unliebsame Baronin fallen.

Sie stand vereinsamt da, verkaufte ihr Schloß St. Leu (vorher wurde das Schlafzimmerquartier, in dem die Schreckenstat geschah,

umgebaut), zog mit ihren Millionen nach England, kaufte sich dort einen Landbesitz und ein Londoner Haus. Sie hatte ihr Ziel erreicht; ob sie Befriedigung empfand, weiß man nicht. Sie, die sonst mit all ihren Fehlern wenigstens niemals Religion geheuchelt hatte, wurde, als sie um 1839 schwer erkrankte, fromm. 1840 starb sie mutig und gefaßt, bewundernd sagte der Arzt, als sie den letzten Atem tat: „Game to the last" — „Schneid bis zuletzt".

STEFAN GROSSMANN

KÄTHE DORSCH

Als ich sie vor Jahren einmal in einer Operette sah, lief ich am nächsten Vormittag ins Ullsteinhaus und sagte dem beweglichsten und lebendigsten Redakteur, den diese Zeitungsfabrik beherbergt: „Die will ich entdecken! Verschaffen Sie uns ein schönes Bild von ihr, ich will dazu einen Trompetenstoß schreiben." Sie hatte in der Operette ein kleines Schneidermädel zu spielen, mit einem blonden Schopf im Nacken, einen fröhlichen Racker, vor dem das komplizierte Leben einfach, klar und frisch wird. Es ging ein Strahlen von ihr aus, das fühlte ich, eine frohe unbewußte Kraft. Die Welt um sie herum wurde licht.

Einige Monate später hatten die Rotter sie entdeckt, die beiden Brüder, die, was auch die Literaten sagen mögen, Blick für lebendiges Theaterblut haben. Nach den Rotter entdeckte sie Barnovsky; der ja immer geschäftig wird, wenn Andere den Einfall hatten. In dieser Spielzeit hat Maximilian Sladek der Dorsch die Rolle zugewiesen, die ihr bisher stärkster Sieg wurde. Er grub die „Mütter" von Hirschfeld aus und ließ sie die junge Arbeiterin spielen, die von einem neurasthenischen Bürgersöhnchen geliebt und im Stiche gelassen ward. Stünde Hirschfeld zu seinem Jugendwerk, so hätte er als Fünfundvierzigjähriger vollenden müssen, was er als Fünfundzwanzigjähriger nur begonnen hatte. Sein Drama ist weichlich, allzu sensitiv und noch dazu von einem thörichten Stolz auf seine Sensitivitäten.

Aber es hat eine Figur: Diese junge Arbeiterin, die ihren Proletarierwillen hatte als es noch keine „rote Fahne" gab, und die mit dumpfem, sicheren Instinkt ahnte, daß die Welt der feinen Leute sie genießen und verbrauchen werde. Vermählungen zweier Welten, das gibt es nicht. Jedem Stern ist seine Bahn vorgeschrieben!

Dieses arme Mädel spielt die Dorsch. Sie tut nicht naturalistisch. Unterm Rock trägt sie dünne Strümpfe. Sie verschminkt auch nicht ihr

rundes, liebes, weltfreudiges Gesicht. Es kommt ihr auf das Äußerlich-Proletarische nicht an. Aber sie ist von innen her proletarisch. Im ihrem Verhältnis zu dem zarten Nervenmenschen ist sie von Anfang an die Dienende. Sie, die Fabriksarbeiterin, hat sich diesen feinen Jungen zugelegt, sie selbst ist für sich verantwortlich, sie hat ihn — nicht er sie Da mögen nun die Andern zanken und prophezeien, und sie sogar bemitleiden. Sie hat ihr strahlendes Auge auf den blassen Jüngling geworfen. Sie hat sich selbst, das Proletariermädel, ihr Schicksal gemacht. Diese Souveränität der Zweiundzwanzigjährigen spielt die Dorsch, weil sie sie hat, weil eine strahlende Liebeskraft in ihr ist. Eine proletarische frohe Madonna. Josef, der arme Neurastheniker, ist Nebensache.

Maria wird Mutter. Der Neurastheniker kehrt zu Mama zurück. Die Dorsch läßt ihn ziehen. Kein Glucksen in der Stimme. Nur zuweilen ein jähes Verstummen. Aber das Alles ist nur Schicksal von außen. Ihr Stern lebt in ihr, lebt, zappelt, regt sich, und das entrückt sie aller kleinen Bürgerlichkeit. Sie wird nicht schwach, sie beißt die Zähne zusammen und schweigt und kann sogar gütig sein, denn in ihr ist die strahlende Kraft. Der Zuschauer fühlt: S' kann Dir nix g'schehen. Maria mit dem Kinde unterwirft sich die Welt. Die goldschimmernden Augen der Dorsch glänzen, ihr Haar leuchtet, ihre frischen Zähne blitzen vor Kraft. Heilig ist die junge Mutter.

Sitzt man im Kleinen Schauspielhaus und läßt sich willig die Tränen über die Wangen laufen, so weiß man noch nicht, welcher wunderbaren Kraft man unterlegen ist. Nachdenkend sagt man sich: Nach all den abgemagerten Genußweibern endlich ein gesegnetes Geschöpf, von strömendem Leben erfüllt, kein Vernunftweibchen, sondern ein unbewußtes heiles und heilendes Herz.

JAKOB WASSERMANN

OBERLIN AUF DER SCHWELLE

(2. Fortsetzung.)

Von da ab verging kein Tag ohne ein solches Zusammensein von Lehrer und Schüler. Da der Unterricht, sofern es das Wetter irgend zuließ, im Freien abgehalten wurde, beim Lagern auf Wiesen oder im Wald und auf Wanderungen boten sich die Gelegenheiten ungesucht. In dieser Zeit war Oberlin gegen die Kameraden schweigsam, auch gegen Mathys und Justus Richter, einen Heidelberger Professorssohn, an den er sich angeschlossen und dessen aufrichtige Art ihm Sympathie eingeflößt. Nur in seinen Mienen verriet sich eine nicht aussetzende Erregung.

Schwer war die Scheu vor dem Mann in ergrauenden Haaren zu überwinden gewesen, vor seiner Würde, seinem Wissen. Doch wenn er sprach, in seiner leisen, horchenden, sinnenden Art, verschwand Würde und Wissen, das ergraute Haar, das faltige Gesicht.

Was den Knaben am mächtigsten anrührte, daß er bis in die Knie gebannt war, gebannt emporsah, war der unergründlich tiefe geistige Ernst. Das schnitt durch und durch wie Eisluft von einem Gletscher. Das Lächeln, das heitere Wort, die herzliche Gebärde beleuchteten den Ernst nur, sie verdeckten ihn nicht.

Sich ihm zu nähern war als ob man sich erfrechte. Und doch war er selbst herangetreten und hatte einem den Arm um die Schultern geschlungen. Es ehrte unermeßlich. Jeder einzelne Blutstropfen unterwarf sich. Die freiwillige, enthusiastische Unterwerfung war seliger Rausch.

Er stand ganz oben in Dietrichs Augen; befehlender Mensch, bestimmender Geist. Sein Wort glich einer Mauer, an die man sich lehnt und die Sicherheit gewährt. Die heimlichen und feurigen Gedanken von fünfundachtzig Knaben folgten ihm in seine wolkenhafte Höhe, und wer weiß, wie vieler noch von draußen. Und er war herangetreten, um den Arm um seine Schultern zu schlingen. Schauderndes Gefühl.

Dietrich hatte nie einen gegenwärtigen Zustand an einem vergangenen oder einem möglichen gemessen. Es hatte ihm immer geschienen, daß alles so war, wie es sein mußte; es anders zu wünschen, war ihm nicht in den Sinn gekommen. Jetzt sah er sich um, wie einer der aus Träumen erwacht, in denen er gedemütigt worden ist, ohne es zu merken; er erwacht verwundert und beschämt. Von der Leyens bloße Nähe bewirkte, daß er ungern zurückdachte; Heimat und Vaterhaus waren öde, weil dort keiner war, zu dem man bewundernd emporsehen konnte.

Das Du, das ihm erlaubt war, vermehrte die Ehrfurcht und Dankbarkeit nur. Es war wie ein überkostbares Geschenk, daß man selten zu gebrauchen wagt. Er war plötzlich voller Zweifel in bezug auf sich selbst. Früher wäre es ihm fern gewesen, sich zu fragen, ob das was er gesagt, getan, wie er sich hielt, sich gab, richtig und gut war. Jetzt prüfte er sich innen und außen; ein übereiltes Wort quälte ihn; ein begangener Fehler machte ihn in der Erinnerung erbleichen; er spürte bedrückend das Langsame seiner Auffassung, das träge Beharren in seiner Natur; er war voll Unruhe, voll brennenden geheimen Eifers,

voll Angst, nicht erfüllen zu können, was von ihm erwartet wurde; was Er erwartete. Gab er ihm denn *so* viel Vorsprung, daß er so freundlich war? Sammelte er Forderungen in der Stille, um ihm dann seine Unzulänglichkeit desto bündiger zu beweisen? Warum war er freundlich? Warum redete er wie zu einem Gefährten? Vielleicht überschätzte er ihn; Oberlin zitterte vor dem Tag, der ihn, Dietrich, in seiner wahren Gestalt zeigen mußte, seiner groben, trüben, mißgebildeten Beschaffenheit.

Er war sich unwert. Er gefiel sich nicht. Dennoch wollte er Ihm gefallen, um jeden Preis. Kein Opfer war zu hart; nur Ihn nicht enttäuschen, nur nicht zurückgestoßen werden, da man doch, aus unerklärlichen Gründen freilich, einmal vorgezogen war; nur nicht wieder ein Unbeachteter sein, verdeckt, versteckt unter den Andern, nur nicht wieder hinab in die gefühllose Leere, wo kein Glanz war, kein Gerufenwerden, kein Arm-in-Arm-Wandeln, kein Gehörtwerden. Er hätte beten mögen darum.

Bisweilen warf er einen musternden Blick in den Spiegel und haßte sein Gesicht, weil es nicht edler und bedeutender war; nahm ein schwer verständliches Buch zur Hand und haßte sein Gehirn, weil es nicht leichter begriff. Er schrieb seinen Namen auf die Löschblätter und fand ihn häßlich, nichtssagend, plump. Alles war Ungenügen, Verzagen, Kriechen im Schatten; alles Hunger und Begierde nach Seinem Wort, Seinem Einverständnis, Seiner Billigung.

War er in Lucians Gesellschaft, so blühte das Leben. Er hatte Pläne, er wollte etwas werden und etwas können. Nach und nach faßte er Mut zu Fragen, die ohne Wortkleid in ihm geschlummert hatten, über Menschen und alltägliche Vorfälle. In der Freude am Sichüberliefern las er ihm Briefe seiner Mutter vor. Erzählte vom Vater, von abendlichen Gängen ins Gebirge, von der Ermatinger Villa am Bodensee, wo die Familie den Sommer zu verbringen pflegte, von Regatten, Wettschwimmen, Fischpartien. Es gab harmlose Erlebnisse, die er mit lebhafter Eindringlichkeit vortrug. Sie sollten bezeugen und bezeugten auch einen Schatz von bereits gesammelten Erfahrungen. Lucian von der Leyen nahm es in diesem seriösen Sinn auf. Unter anderem berichtete er von einer Katze, und einem Hund, die er seit ihrer Geburt besessen; wie die Tiere sich zur Verwunderung aller miteinander angefreundet und schließlich unzertrennlich gewesen seien; stets um ihn und mit ihm, sogar die Katze folgte treulich bis zur Bootshütte; eines nachts weckt ihn ein Schrei, wie er nie einen vernommen; er lauscht, wirft sich in Kleider, eilt ins Freie; wieder ein Schrei, als ob ein Mensch erstochen würde; sogleich denkt er an die Katze, er läuft durch den Garten ans See-Ufer, da kommt ihm der Hund ent-

gegen, verbrecherhaft geduckt, er stellt ihn zur Rede; man könne das Hunde antworteten; und der Hund habe gestanden, aus bösem Gewissen heraus; er führt ihn zum Zaun, dort liegt, in schwachem Mondlicht sichtbar, die schöne Katze mit dem getigerten Fell ausgestreckt in ihrem Blute.

Von der Leyen sagt: „Zwischen denen mag etwas Schlimmes passiert sein, bevor ihre Freundschaft ein so jähes Ende genommen. Wer das wüßte, der wüßte viel von verborgenen Dingen. War dir nicht nachher in der Fantasie der Moment der schrecklichste, wo du die Katze wehrlos unter den Zähnen des Hundes gedacht hast? So weit reicht bei den meisten die Vorstellungskraft nicht und deshalb steht es mit ihnen so übel".

Im Ton niemals eine Mahnung an die Kluft der Jahre. Brüder redeten. Einer der den Kreis der Welt durchlaufen und atemholend zurückschaut: einer am Beginn. Fülle des Schicksals hier, Unbekanntschaft mit ihm dort; das machte die Brücke fester, das hinübergehen lockender, die Tiefe unten, den fließenden Strom. Auch von der Leyen erzählte; selten Begebenheiten in einer Folge, noch seltener Erlittenes; im Vorüberstreifen, seinem verschlossenen Wesen abgestohlen, riß er eine Stunde aus der Erinnerung, in der Entscheidung gefallen war; ein Antlitz tauchte auf; ein Freund, ein Gehilfe; ein Feind, ein Verderber; der Tod, Trennung; Irrfahrten; Bittwege; Canossawege; wieder das Juwel eines gefundenen Herzens: ein Freund.

Oberlin lauschte entzückt. Lucian hielt ihn also nicht für zu gering, um sich mitzuteilen; darauf war Verlaß. Eid war nicht bindender als einbezogen sein in das Vertrauen. Allmählich schmolz ihm Zug um Zug in dem Bild des Mannes zusammen, das er verklärte über jeden Begriff. Er erriet die Einsamkeit dieses Lebens; er wollte ihr ein Ende bereiten; er spürte die Entbehrungen; er wollte sie vergessen machen. Es dünkte ihm ein Ziel, er sah eine Aufgabe.

Lucian von der Leyen kannte nur Ein Verknüpfendes zwischen Menschen, das war Freundschaft. Der Freund war ihm die reife Frucht des Schaffens und des Seins. Er hatte kein Gefühl für Familienbeziehungen, Neigung zwischen Eltern und Kindern, zärtliche Rücksicht auf Blutsverwandte und Pflichten der Pietät; nicht einmal Verständnis, nur Spott und abschätziges Bedauern. Es waren ihm animalische Instinkte oder klug benutzte, unter dem Mantel der Heuchelei gepflegte Mittel zur Aufrechterhaltung der Leibeigenschaft. Vor vielen Jahren hatte er in einer Schrift, die sogar die Entrüstung der Umsturzlüsternen erregt hatte, die Gründung staatlicher Institute vorgeschlagen, Findelhäuser großen Stils, in denen alle Neugeborenen männlichen Geschlechts als Namenlose und des Namens Entkleidete bis zum zwanzigsten Jahr erzogen werden sollten. Er hatte verheißen, eine derart umgeformte

Menschheit würde nach einem halben Jahrhundert Siechtum und Verfall überwunden haben.

So erblickte er auch in der Liebe zwischen Mann und Weib nichts anderes als eine Form der Leibeigenschaft. Seine Äußerungen darüber geschahen unter merklichen Widerwillen. Eine Frau war ihm ein Geschöpf aus einer fremden, untergeordneten Region. Daß alle Dichtung auf Erotik gestellt war, begründete er mit dem Hang des Menschen zu Traum und Symbol, die in den hohen Beispielen der Deutung bedürftig waren, in den niederen ihrer umnebelnden und lügenhaften Wirkungen halber zur Abwehr und Verachtung zwangen

Er war ohne Anhänglichkeit an Dinge, ohne Streben nach Besitz ohne sinnliche Verkettung. Genüsse reizten ihn nicht. Begierden beunruhigten ihn nicht, Ansprüche an Wohlbehagen stellte er nicht. Zu empfinden vermochte er nur für den Freund. War es eine ihm innewohnende verfeinerte oder vergeistete Sehnsucht? Aber an den Gleiches Wollenden, Gleichgearteten schloß er sich nicht an. Es war auch keiner da, man erfuhr von keinem. Er stand so sichtbar allein, daß man ihn verbündet und mit Gefährten kaum denken konnte. Doch wenn von den Zöglingen einer nur ihm an der Seite ging, es brauchte nicht ein Erwählter zu sein, war er plötzlich nicht mehr der Abgekehrte, der Unverbundene; dann war in seinem Aug zu lesen: du und ich. Dies du und ich war keuscheste Hoffnung, furchtsamster Wunsch; Wollust von einem, der Seelen an sich preßt und ihr epheuhaftes Ranken mit der eigenen nährt.

Er sagte zu seinen Schülern, seit die Freundschaft aufgehört habe ein Element des sozialen Lebens zu sein, sei die abendländische Welt, mit unaufhaltsamer Gesetzmäßigkeit gesunken, und der brüderliche Geist des Humanismus wandle sich in verfolgungssüchtige Barbarei. Er erzählte ihnen von berühmten Freundschaften, und die karge Reinheit seiner Darstellungen gab den Nüchternsten Bild und Begriff; wie nur Freundschaft das Einzelschicksal aus dem tragischen Grauen zu heben vermöge, das der Kreatur als solcher angeboren. Die Griechen hätten es gewußt, und den Altar der Freundschaft zum heiligsten gemacht; daher die Größe des Volks und die fast unbegreifliche Zahl schöpferischer Menschen. „Heute aber“, sagt er, „ist die Entzückung nicht mehr da von Mann zu Mann, der Glaube nicht, die Macht von Gemüt zu Gemüt nicht. Der Freund ist zum Gespielen geworden, zum Mitwisser, zum Zeitverderber, und später ist er Herr oder Sklave oder Feind. Laßt doch lieber die Erde absterben und die Nationen vergehen, als daß ihr so weiter lebt, so arm, so halb.“

Bei solchen Worten liebten ihn die jungen Herzen noch mehr als sonst.

(Fortsetzung folgt.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Januarwoche.

Die Denkschrift, die Lloyd George in Cannes seinem Kollegen Briand überreichte, enthält auch den Satz, der englische Handel sei ebenso schrecklich ruiniert, wie der französische Boden. Was ist die Ursache dieses Ruins? Zum guten Teil die deutsche Reparationspflicht. Sie ist ja Hauptquelle der deutschen Valutaentwertung, und diese ihrerseits schränkt erstens die deutschen Importe aus England anormal ein, und erleichtert zweitens, durch Preisverbilligung, anormalen deutschen Export sowohl nach England selbst als auch nach der übrigen Welt. Der Markt der englischen Industrie verengert sich somit nach allen Richtungen und die Folge sind Handelsstockungen, Industriekrisen und Arbeitslosigkeit. Dieser Zusammenhang ist heute wohl unbestritten, es verlohnt sich aber, auch einmal seine finanzielle Bilanz zu ziehen. Der Gewinn Englands aus seinem Anteil an Deutschlands Reparationen beziffert sich, wenn man die Forderungen des Mai-Ultimatums einmal als eintreibbar unterstellt, auf rund 720 Millionen Goldmark jährlich. An Verlusten Englands aber sind in Rechnung zu stellen: erstens die staatliche Unterstützung der 2 Millionen Arbeitsloser, die nach Angabe eben jener Denkschrift 2 Millionen Pfund wöchentlich erfordert, das sind rund 100 Millionen Pfund = 2 Milliarden Goldmark jährlich; zweitens der Ausfall an wertschaffender Arbeit jener 2 Millionen Erwerbsloser, der sich, den Nutzeffekt jeder Arbeitsstunde bescheidentlich nur mit 3/4 Goldmark veranschlagt, arbeitstäglich auf rund 12 Millionen Goldmark, arbeitsjährlich also auf wenigstens 3,6 Milliarden Goldmark beläuft. Die englische Volkswirtschaft tauscht demnach einen Jahresgewinn von 0,7 Milliarden Goldmark gegen einen Jahresverlust von mindestens 5,6 Milliarden. Oder, anders ausgedrückt, sie erleidet vorwiegend infolge der Reparation einen Minimal-Verlust, der in einem einzigen Jahre notorisch ebensoviel ausmacht, wie ihr Maximalgewinn an Reparationen in vollen acht Jahren! Wie wird der alt-neue Besen Raymond Poincaré diese einleuchtende Mathematik widerlegen, wie wird er das Kunststück fertigbringen, eine Nation von Kaufleuten auf die Dauer daran zu hindern, praktische Konsequenzen aus ihr zu ziehen?

An dieser Stelle ist vor kurzem der Beweis geführt worden, daß für die Valutaentwertung nicht die Notenausgabe vorwiegend verantwortlich sein könne, sondern daß umgekehrt die Valutaentwertung

es sei, die zu fortgesetzter Noten- und Schuldvermehrung führe. Denn der Notenumlauf ist im Laufe des Jahres 1921 nur um 38%, die schwebende Schuld nur um 42% angewachsen, die Mark dagegen hat sich um 155% verschlechtert. In Deutschland ist diese Feststellung ohne Echo geblieben. Aber in Cannes ist sie von den englischen Delegierten am 9. Januar fast wörtlich als Argument gegen allzu scharfe Eingriffe in das Statut der deutschen Reichsbank vorgebracht worden. Der englische Delegierte war gerechter als unsere Patentpatrioten. Die fahren lustig fort, für die Entwertung des deutschen Geldes die Notenpresse allein schuldig zu erklären.

Das Verhältnis zwischen Reichsbank und Reichsfinanzministerium wird jetzt endlich neu gestaltet werden müssen. Noch immer ist es ein Verhältnis finanzieller Hörigkeit, noch immer ist die Reichsbank durch das Gesetz vom 4. August 1914 gezwungen, vom Finanzministerium Reichsschatzwechsel in unbegrenzter Höhe entgegenzunehmen und sie mit neuem Papiergeld zu bezahlen. Dieser Zustand verführt das Reich zur Verschwendung und ist eine dauernde zusätzliche Ursache der Währungsschwankungen. Es bedarf aber keiner ausländischen Kontrolle und keiner Änderung im Statut der Reichsbank, um wieder zu gesünderen Verhältnissen zu gelangen. Es bedarf nur der Aufhebung jenes Augustgesetzes und der Wiederherstellung des alten Rechtszustandes, der es dem Zentralnoteninstitut verbot, Reichsschatzwechsel als Notendeckung zu betrachten. Ob freilich solch absolutes Verbot früherer Art gegenwärtig durchführbar wäre, ist zweifelhaft. Denn die plötzliche Abbremsung jeglicher neuen Papiergeldausgabe würde wahrscheinlich zu unerträglichen wirtschaftlichen Folgen führen. Durchführbar aber wäre sicher eine Kontingentierung der Notenausgabe auf Grund von Reichsschatzwechseln; und zwar in der Weise, daß gestattet würde, noch etwa zwei bis drei Jahre hindurch alljährlich eine fest fixierte neue Notensumme in den Verkehr zu bringen, nicht länger aber und ohne jegliche Überschreitung des Kontingentes. Die Höhe des Kontingentes zu errechnen und einen formulierten Vorschlag über eine derart angelegte Sanierungsaktion aus eigenem Antriebe den Alliierten zu unterbreiten, wäre eine wichtige Aufgabe der deutschen Regierung in der Konferenzzeit gewesen. Das Versäumte kann und muß jetzt noch nachgeholt werden.

Entsprechend der Weltwirtschaftslage im allgemeinen und der Lage auf dem Weltfrachtenmarkt im besonderen ist im Weltschiffsbau des Jahres 1921 ein starker Rückgang gegenüber 1920 zu verzeichnen. Es ist aber noch immer sehr viel mehr gebaut worden als 1913, obwohl jenes Jahr den Friedensrekord aufstellte. Auch in Deutschland ist der Schiffsbau 1921 größer gewesen als 1913, er war hier sogar, zum Unterschied von allen anderen Ländern, größer (und zwar weitaus größer) als im Vorjahre. Die Bauziffern der vier wichtigsten Staaten zeigen folgendes Bild:

	Neubauten in Brutto-Reg.-Tons		
	1913	1920	1921
Deutschland . .	465 226	204 041	622 762
England . . .	1 932 153	2 140 928	1 696 277
Vereinigte Staaten	276 448	2 743 067	1 303 735
Japan	64 664	597 048	424 284

Ein Vergleich der Ziffern des Jahres 1921 mit den entsprechenden der Jahre 1913 und 1920 zeigt folgende Veränderungen:

	Veränderung 1921 gegenüb. 1913		Veränderung 1921 gegenüb. 1920	
	in Brutto-Reg.-Tons	in Prozent.	in Brutto-Reg.-Tons	in Prozent.
Deutschland . .	+ 157 536	+ 34 %	+ 418 721	+ 205 %
England . . .	— 235 876	— 12 %	— 444 651	— 20 %
Vereinigte Staaten	+ 1 027 287	+ 371 %	— 1 439 332	— 52 %
Japan	+ 359 620	+ 556 %	— 172 764	— 29 %

Im Vergleich zu 1913 springt vor allem natürlich das enorme absolute Plus der Vereinigten Staaten und das noch enormere prozentuale Japans in die Augen. Aber auch Deutschland hat sich tapfer gehalten, und gar im Vergleich zu 1920 ist es überhaupt das einzige Land, das, statt abzufallen, noch mächtig vorwärtskam. Deutschland, dessen Schiffsbau vor dem Kriege an zweiter, 1920 aber nur noch an vierter Stelle stand, hat sich wieder zur dritten emporgearbeitet. Welche Führer- und Arbeiterleistung da bedeutet, wird einem erst ganz klar, wenn man der unsagbaren Schwierigkeiten gedenkt, die fortgesetzt zu überwinden waren. Es ist ein hoffnungsvoller Aspekt! Und wenn auch ein Teil der neuen Tonnage vorerst noch immer à Konto Wiedergutmachung, an die Alliierten abzuliefern ist, so bleibt doch ein Apparat auf der Höhe und wird eine Technik verfeinert, die zur Hälfte schon

jetzt, im Gänze aber nach Ablauf der gesetzten Frist dem neuen Blutbildungsprozeß der deutschen Wirtschaft zugutekommen werden! Hut ab vor Hamburg, Bremen und ihrer Arbeit!

Ist es ein ökonomisches Gesetz, daß die Effektenkurse parallel den Devisenkursen steigen oder fallen müssen? Die deutsche Börse, die auf den Begriff Sachwerte schwört und längst verlernt hat, Dividendenberechnungen anzustellen, ist felsenfest davon durchdrungen. Daß sie aber in schwerem Irrtum befangen ist, zeigt ein Blick auf die Verhältnisse in Tschechoslowakien. Die „Böhmische Escompte-Bank und Credit-Anstalt" in Prag hat über diesen Punkt kürzlich eine interessante indexmäßige Untersuchung angestellt. Sie hat einerseits die Kurve des Schweizer Franken in der Weise festgestellt, daß sie seinen Stand vom 1. Januar 1919 gleich 100 setzte. Sie hat andrerseits auch den Durchschnittskurs der 20 bedeutendsten tschechoslowakischen Industriepapiere mit gleichem Datum auf 100 indiziert und die Weiterentwicklung dieses Index' ebenfalls verfolgt. Da zeigte sich allerdings, daß die Kurve des Effektenindex' der Kurve des Valutenindex' bis Mitte 1920 in allem Auf und Ab ziemlich getreu folgte; aber Mitte 1920 hört die Parallelität plötzlich auf, es tritt sogar eine ausgesprochen Gegenbewegung ein. Mitte 1920 stehen noch beide Indices ungefähr auf 85. Ende 1920 ist der Valutenindex schon auf 125 gestiegen, der Effektenindex aber steht noch immer auf 85. Mitte 1921 hat sich der Valutenindex weiter auf 133 erhöht, der Effektenindex aber ist auf 64 zurückgegangen. Und gegen Ende 1921 endlich ist der Valutenindex gar bei 165 angelangt der Effektenindex dagegen bis auf 59 zusammengeschrumpft. Die Entwicklung ist also genau umgekehrt wie bei uns, — hauptsächlich wohl deshalb, weil die Tschechoslowakei die Noteninflation abgebremst hat, weil das Disagio der tschechischen Krone also nicht auch aus monetarischen sondern nur aus rein realwirtschaftlichen Ursachen stammt, — Ursachen, unter denen natürlich auch die Industrie leidet, deren Effektenkurse sich also entsprechend senken. In dem Augenblicke, in dem auch in Deutschland der zusätzliche Geldentwertungsgrund „Notenausgabe" fortfällt, — (was ja im Zusammenhang mit der Reparationsneuordnung ganz oder teilweise sehr leicht erfolgen mag) — in diesem Augenblick wird wohl auch in Deutschland, wie sehr sich aus realwirtschaftlichen Gründen die Devisenpreise auch noch erhöhen mögen, im Gegensatz zu ihnen die gleiche rückläufige Börsenkursbewegung eintreten wie in Tschechoslowakien.

Dann werden viele dastehen und die Welt nicht mehr verstehen. Und haben sie doch bisher, da sie sie zu verstehen glaubten, trotz aller Warnungen eigentlich noch viel weniger verstanden!

Welchen Umfang die Wirtschaftsstockung in den valutakräftigen Ländern während des Jahres 1921 angenommen hat, darüber geben die Ein- und Ausfuhrziffern der Vereinigten Staaten pro Januar—November, verglichen mit den entsprechenden Ziffern der ersten 11 Vorjahrsmonate, einigermaßen Aufschluß. Im- und Export sind mächtig zusammengeschrumpft. Es betrug, in Millionen Dollars berechnet,

	i. d. erst. 11 Monaten		also Rückgang	
	1920	1921	absolut	in Prozenten
die Einfuhr	5 012	2 272	2 740	rund 55 %
die Ausfuhr	7 372	4 088	3 284	rund 45 %
die Aktivität	2 360	1 816	544	rund 24 %

Allerdings drückt sich in dieser Wertstatistik auf der Ausfuhrseite auch die Deflation der amerikanischen Warenpreise, auf der Einfuhrseite auch die Verbilligung mancher Bezüge infolge fortgeschrittener Valutenzerrüttung in Mittel- und Osteuropa aus.

DR. GERHARD SCHACHER

BÖRSENPARADE

Ostvaluten

Außer auf dem Markte der sogenannten Edelvaluten, der Dollars, Pfunde und Gulden, bestätigt sich die deutsche Devisenspekulation seit einiger Zeit auch wieder lebhafter auf dem Markte der unterwertigen Ostvaluten. Für Nonvaleurs hat die Spekulation ja immer Interesse. Nur ist es in Deutschland im Laufe der letzten Jahre leider so weit gekommen, daß sich die Liste der Nonvaleurs auf dem Devisen- und dem Aktienmarkte immer mehr verringerte; und zwar einfach deshalb weil die Mark mit der diese „Werte" in Deutschland nun einmal bezahlt werden müssen, in der Welt immer mehr von ihrer Kaufkraft einbüßte, sodaß sich auch hier die Preise automatisch erhöhten. Ebenso wie es auf dem Aktienmarkte, bis auf wenige Terrain- oder Liquidationswerte, kaum noch Papiere geben dürfte, die unter Pari notierten, so hat sich auch das Spiel mit der tschechischen Krone, der finnischen Mark usw. erheblich verteuert. Und doch sollte man annehmen, daß

gerade die Valuten mancher der östlichen Wirtschaftsorganismen, die im Einklang mit der bevorstehenden Lösung der russischen Frage mehr und mehr zum Lichte drängen, einen gewissen Anreiz auf die Spekulation ausüben müßten. Neben der österreichischen Krone und der polnischen Mark, die in Berlin nach wie vor einen bedeutenden Markt haben, wenngleich sie ihren Besitzern im letzten Jahre mehr Schmerz als Freude bereiteten, sollte man sich auch wieder mehr für die Valuten jener Völker interessieren, — seien sie nun unter oder über Parität. Denn es sind tatsächlich gesundende Völker, Völker mit guter wirtschaftlicher Zukunft.

Erst in letzter Zeit aber frischt die Meinung hier etwas auf. Mit in erster Reihe muß man da vor allem an die finnische Mark denken, die auch im Auslande, insbesondere an der Stockholmer und Kopenhagener Börse, einen recht bedeutenden Markt innehat und dort, freilich als Nonvaleur, von Publikum und berufsmäßiger Spekulation in Millionenbeträgen hin- und hergehandelt wird. Die finnische Valuta ist infolge eigentümlicher geographischer und wirtschaftlicher Verhältnisse im Tausenseenland besonders starken, fast periodischen Schwankungen unterworfen. Nämlich: der Hauptexport der beiden wichtigsten finnischen Ausfuhrgütern, Holz und Papier, findet wegen der winterlichen Vereisung der Häfen im Sommer und Herbst statt, sodaß während der Herbst- und ersten Wintermonate Finnland vom Auslande verhältnismäßig unabhängig ist. In diesen Zeiten werden dann in Kopenhagen und Stockholm (übrigens auch in New-York, wo die Devise Helsingfors ebenfalls amtlich notiert wird) größere finnische Guthaben zur Bezahlung der Exportlieferungen angeschafft, während die zu Einfuhrzwecken noch notwendige Beschaffung fremder Valuten durch die finnischen Banken zu stocken pflegen. Demgemäß erreicht die finnische Mark um Weihnachten herum fast automatisch ihren Höchstkurs im Ausland, um später, je mehr das Stocken des Exportes die Beschaffung von Einfuhrdevisen notwendig macht, im Kurse wieder zurückzugehen.

Von den Devisen der russischen Randstaaten besteht in Deutschland neuerdings wieder Interesse, für Reval. Allerdings ist es zur Einführung einer Berliner amtlichen Notiz bisher nicht gekommen, sodaß der Handel hauptsächlich auf den Hamburger Platz beschränkt bleibt. Man hört in Kreisen des Berliner Devisenhandels aber vielfach die berechtigte Meinung vertreten, die Einführung dieser Devise zur amtlichen Notiz wäre notwendiger gewesen, als beispielsweise die kürzlich erfolgte Notizaufnahme von Sofia, — einer Devise, in der wirklich nur kaum nennenswerte Umsätze getätigt werden.

In immer steigendem Maße beschäftigt sich der Devisenhandel auch mit dem russischen Problem. Seit vielen Monaten steht die russische Frage und mit ihr auch die der russischen Währung im Mittelpunkt internationaler Erörterungen. In Sowjetrubeln findet seit kurzer Zeit, ausgehend von der Vermittlungstätigkeit der Deutschen Bank, ein nicht ganz unwesentlicher Handel (Umrechnungskurs: 700—800 Sowjetrubel = 1 Mark) statt. Die deutsche Regierung hat bisher jedoch noch immer nicht die notwendige Konsequenz gezogen, jene obsolete, unter heutigen Verhältnissen völlig sinnlos gewordene Verordnung zu beseitigen, die den Handel mit russischem Vorkriegsgeld, also mit dem Zarenrubel, bei Freiheitsstrafe verbietet. Der Zarenrubel wird immer mehr zu einem internationalen Spekulationsobjekt erster Ordnung, und der Handel darin, der an fast allen Plätzen Europas, besonders aber in Paris, Kopenhagen, Stockholm, London und schließlich auch in New-York seinen Sitz hat, erhält ständig neue Anregung durch die im Flusse befindliche Diskussion über das Problem des Wiederaufbaues der russischen Wirtschaft und Währung. Während der Kurs des Zarenrubels in New-York aber zwischen 0,25 und 0,30, d. h. also auf etwa halber Höhe des Markkurses notiert, wird er in Deutschland unter Einwirkung der genannten Verordnung auf ein Drittel dieses Preises und zeitweise noch weit darunter herabgedrückt. Wirtschaftliche Verhältnisse lassen sich, wie die deutsche Finanzgesetzgebung schon des öfteren gezeigt hat, auf dem Verordnungswege nun einmal nicht regeln. Daß die überlebte Zarenrubel-Verordnung bürokratisch aufrechterhalten wird, hat nichts anderes zur Folge, als daß sich die internationale Arbitrage in immer steigendem Maße des in Deutschland befindlichen Zarenrubelbesitzes annimmt und diese Werte, die einen nicht zu verachtenden Teil des deutschen Volksvermögens ausmachen, zu ausgesprochenen Schleuderkursen in das Ausland bringt. Daß die Reichsbank ein Interesse daran hat, Zarenrubel möglichst billig für sich zu erwerben und damit Goldaufkäufe in Rußland für Reparationszwecke zu tätigen, kann als Gegenmotiv hier doch nicht ausschlaggebend sein, denn was der deutschen Volkswirtschaft insgesamt entzogen wird, beläuft sich ja auf ein Vielfaches der von der Reichsbank erworbenen Beträge Macht man auf diesem durchaus verfehlten Wege nicht endlich Halt und verzichtet man nicht darauf, einmal begangene Fehler durch immer neue Fortsetzung verfehlter Taktiken zu verschlimmern, so wird sich diese Politik bei der endgültigen Klärung der Frage der russischen Vorkriegsschulden ferner vielleicht auch dadurch rächen, daß das Ausland die aus Deutschland stammenden Rubelbeträge bei einer etwaigen Ein-

lösungsaktion der Sowjet-Republik nicht mehr anerkennt. Es erscheint im dringendsten Interesse der deutschen Volkswirtschaft also geboten, daß die Öffentlichkeit sich dieser Frage einmal gründlich annimmt und die Reichsbank dazu nötigt, sich wegen ihres befremdlichen Vorgehens pflichtgemäß zu verantworten. Es geht nicht mehr an, daß man aus bürokratischen und Bequemlichkeitsgründen auch weiterhin stillschweigend der Frage aus dem Wege geht, wie die in Deutschland befindlichen Zarenrubel endgültig zu behandeln seien; denn dies valutenpolitische laisser aller hat sich in anderen Fragen schon zu bitter gerächt, als daß die deutsche Öffentlichkeit sich ihm weiter vertrauensvoll fügen könnte.

DARF MAN FRAGEN – – – –?

Die Bestrebungen, Konfession mit Geschäft zu vermengen, nehmen auch auf dem hierfür gewiß am wenigsten geeigneten Gebiet, auf dem Gebiete der Börse, ihren Fortgang. Die bisherigen Erfahrungen mit gewissen Bankhäusern, die mit der christlich-germanischen Abstammung ihrer Leiter Propaganda zu machen suchten, waren aber weiß Gott nicht sehr ermutigend; und den Allgemeinen Bankverein in Düsseldorf haben auch seine klerikalen Gesinnungsgenossen nicht vor dem Untergang bewahren können. In letzter Zeit nun haben sich wiederum einige im Devisen- und Effektengeschäft bisher gleichermaßen erfolglose Firmen in ähnlicher Tendenz zusammengeschlossen. Darf man fragen, ob ihr Ziel in einer politischen Erziehung der Berliner Börse oder in der Abwicklung gewinnbringender Geschäfte gesucht werden soll? Stünde dem ersteren nicht die Natur der Börse, dem letzteren nicht die Natur dieser Bankenleiter entgegen?

*

Ein hochwohlweiser Börsenvorstand hat jeden Effektenhandel an börsenfreien Tagen verboten. Natürlich kann er nicht sämtliche Berliner Telefonleitungen kontrollieren lassen, sodaß der sogenannte Handel von Büro zu Büro ruhig fortbesteht, wie dies ja auch unumgänglich ist. In den Börsenräumen selbst aber, in denen sich an solchen Tagen zahlreiche Börsenbesucher zusammenfinden, sei es aus Interesse für die Devisennotierungen oder zu „zwanglosen Aussprachen", verteilt man Spione, die jeden Effektenhandel unerbittlich zur Anzeige bringen, auf daß das Verfahren gegen ertappte Sünder eingeleitet werden könne! Daß Berlin durch die fixe Idee des Börsenvorstandes, der Verkehr könne bei starkem Geschäft willkürlich tagelang unterbrochen werden, auf bestem Wege ist, aus der Reihe der großen internationalen Effektenmärkte auszuscheiden, ist eine betrübliche Tatsache. Wozu er aber seine Hilflosigkeit den Verhältnissen gegenüber auch noch mit einem Vernichtungskrieg gegen seine eigenen Standesangehörigen bemäntelt, ist nicht ersichtlich. Darf man fragen, wer geschädigt wird, wenn wirklich einmal an börsenfreien Tagen ein paar Aktien den Besitzer wechseln? Darf man fragen, ob die Herren, die sich freiwillig oder unfreiwillig zu diesem „Ordnungsdienst" hergeben, sich in der dazu aufgewandten Zeit nicht nutzbringender überlegen sollten, wie man der noch immer unglaublichen Mißwirtschaft am Markt der unnotierten Werte Herr werden kann?

GLOSSEN

GENIE ODER PRIVATGENIE

Zur Neujahrszeit, in der sich dem anständigen Teil des Publikums die großen Fragen aufdrängen brachte der Lokalanzeiger Auslassungen einiger führender Personen über seine jüngste Sorge: Warum es Deutschland an führenden Intelligenzen fehlt? . . . Einige Literaten mittleren Scherlranges melden sich zum Worte, Helden oder Toren, die den Witz der Fragestellung nicht kapierten. Hätte Frankreich 1871 Bazaine oder Mac Mahon gefragt, warum es keine guten Generäle mehr gäbe? Vermutlich nein.

The Texas-World hätte sich wahrscheinlich an die Filmleute gewendet. Ein Erlebnis wäre dabei auch nicht zustande gekommen, vielleicht eine Sensation. Wir haben es auf das Erlebnis abgesehen und verpassen die Sensation. O rührender Lokalanzeiger.

Immerhin: Man freue sich dieser Frage. Die Leute werden bald nicht mehr organisiert sein, an jenen offiziösen Ereignissen Spaß zu haben, mit welchen die Zeit sich die Zeit vertreibt. Gott kann sich auf die Dauer nicht auf seine Funktion als Wettertrottel beschränken. Der Ersatz, den wir an der Börse fanden, hat sich auch nicht bewährt: Warum also fehlt es Deutschland an führenden Intelligenzen?!

Es fehlt gar nicht: Es fehlt nie.

Das Genie ist da, wenn es gebraucht wird. Es ist in gewissem Sinn nur der Ausdruck des nationalen Geniebedarfs. Seine Tragik, meistenteils um ein paar Wochen zu früh dazusein. Nie zu spät. Wenn es in Deutschland keine Genies gäbe, dann erwiese das nur seinen Mangel an Geniebedarf.

Deutschlands Unglück aber war und ist nicht Mangel an Genialität, vielmehr seine Genialität. Seine hoffnungslose Genialität.

Ich passe nicht in die Welt: folglich hat sie sich zu ändern. Sagte Wedekind und gab die straffste Formel des Genies als Privaterscheinung. Deutschlands Lebensmaxime: Die Deutschen sind allesammt Privatgenies. Und die Welt ändert sich nicht.

*

Militaristische und antimilitaristische Gesinnungstreiberei sind einander wert. Der Sprecher im Lokalanzeiger, der die deutsche Feldwebelpädagogik als genieertötend deklariert, ist schwächlich. Die Pädagogik ist noch nie mit der Geistigkeit fertig geworden. Wir bekommen seit zweihundert Jahren Religionsunterricht und die Religion hat dadurch keinen Schaden genommen. Credo quia absurdum.

Im Gegenteil: Feldwebelpädagogik und Feldwebeltum ist tief tragisch und letztlich genial. Der Feldwebel stellt den Punkt dar, in dem das Privaterlebnis der Verzweiflung, genialer Weltverzweiflung, zum öffentlichen Ereignis wird.

Karl Brunner ist unendlich genialer, tiefer in seinem Gegen-die-Welt-Verschworensein, als seine liberalen Gegner, die prachtvoll in ihr eigenes Weltbild passen.

Nicht in die Welt passen ist tragisch, ist genial, ist lächerlich.

Die deutschen Genies aber haben nicht den Humor ihrer Genialität. Sie sind für die andern lächerlich. Sie sind private Genies.

Dostojewsky hat die Deutschen eine protestierende Nation genannt. Welchen Satz an der Tatsache zu demonstrieren erlaubt sei, daß wir Deutschen (Preußen) contrerevolutionär waren, bevor wir Revolutionäre hatten. Unsere Schupo ist älter als unsere Revolution: Sie schuf sich ihre Revolution, wie die Eifersucht eines Mannes die Frau in den Ehebruch hetzt. Wir rechneten mit der Revolution, bevor wir eine bekamen. Und wir bekamen keine Revolution, nur ein Betätigungsfeld für unsere Contrerevolutionäre.

Wir sind beständig in Verteidi ungsstellung. Wir werden immer unsere Nachbarn belästigen, um Gelegenheit zur Selbstverteidigung zu finden. Unser deutsches Leben ist ein Präventivkrieg. Wir schließen Ehen gegen den Dritten.

*

An Welterleiden ist hier kein Mangel. Wir haben sogar eine Revolution erlitten. Zu einem Erlebnis ist sie nicht geworden aber wir haben wenigstens die Sensation verpaßt. An Genies ist kein Mangel.

Es sind eben Privatgenies.

E. Th. Kauer.

EMILE BOUTROUX

Fast achtzigjährig ist Boutroux gestorben und er hat nur Bergson, aber nicht die große Metaphysik erlebt, um derentwillen wir allein des Geistes sind. Als Boutroux in den 60 er Jahren auftrat, fand er einen extensiven Wissenschaftsbetrieb vor: Darwin, Spencer, Renan, Taine. Gelehrte, aber keinen Philosophen. Es gab und gibt seitdem lauter Fachphilosophien gewissermaßen, — bis auf eine Philosophie der Geographie und der Geologie, eine stolzer auf sich als die andere. Man glaubte, durch die Addition sämtlicher Wissenschaften — die Philosophie zu bekommen. Natürlich blieb die Synthese aus. Man sage nicht, was geht den heutigen Menschen die Metaphysik an. Weil sie ihm abgeht, darum wird er auch mit dem Krieg nicht fertig. Die zwei großen aus der menschlichen Natur geschaffenen Formen einer einheitlichen Weltdeutung, die Religion und die Philosophie, sind heute außerordentlich in der Baisse. Das ist gleichzeitig Ursache und Folge ungewöhnlichen Nachlassens der menschlichen Kräfte der Seele und des Geistes. Der Glaube an den Einheitsbezug ist durch den wissenschaftlichen Einzelbetrieb zerstört. Nicht um ein neues System in einem Buch

handelte es sich in Boutroux's Klage, sondern um die Möglichkeit einer philosophischen Vision und Visierung überhaupt. Kein Bedürfnis habe die Welt danach? Und die Erfolge des armseligen Steiner? Und der Zulauf zu dem faden Fifeoclock-Thee, den der geschäftstüchtige Keyserling in Darmstadt serviert? Und der letzte Grund der sozialistischen Bewegung? Vor dem Verstorbenen hat Marcelin Berthelot prophezeit: „Es wird materiell unmöglich sein, von allen den Entdeckungen seiner Zeit Kenntnis zu nehmen. Das menschliche Hirn kann nicht mehr die ungeheure Menge der wissenschaftlichen Fakten aufnehmen, kann nicht mehr generalisieren, das heißt: sich ausdehnen und entwickeln. Man kann also nicht mehr übersehen, und ich sehe eine Zukunft, wo der geistige Fortgang stationär bleiben wird.". Diese Zukunft: wir haben sie erreicht. Und gleichzeitig damit das Stillstehen im materiellen Fortschritt, über den die Erzeugung von Brot aus Mist nicht täuscht.

F. B.

„SOLLEN FILME DOPPELT BESETZT WERDEN?"

Joe May schreibt zu der oben gestellten Frage (Heft 51 des T.-B.):

Im Tagebuch wird die Doppelbesetzung großer Rollen im Film angeregt. Ein Ziel, auf's innigste zu wünschen. Theoretisch

erreichbar, leider praktisch schwer durchführbar. Das Tage-Buch gibt sich selbst die Antwort, indem es die Filmleute klagen läßt, man könne nicht zu viel experimentieren, weil die Kosten solcher Versuche zu teuer sind, es meint, es werde für unwichtigere Dinge zuweilen sehr viel Geld hinausgeworfen. — Das mag sein, obwohl die Entscheidung der Frage, was wichtig und unwichtig ist, nicht immer ganz leicht sein wird und daher ruhig den maßgebenden Faktoren, Regisseuren und Filmherstellern, überlassen bleiben mag. Tatsache ist, daß die Herstellung des Films durch die Doppelbesetzung von 2—3 Hauptrollen um einen hohen Prozentsatz verteuert würde. Diese Verteuerung wird verursacht durch die Gagen für die Doppelbesetzung, durch die längere Dauer der Herstellung, durch die der Gesamtgagenetat bedeutend erhöht wird, sowie schließlich durch den Mehrverbrauch an Negativfilm, der heute bereits eine unerschwingliche Höhe erreicht hat. — Aber auch andere Schwierigkeiten stellen sich dem Projekt entgegen, deren Überwindung sich der Verfasser des Artikels leichter vorstellt als sie sind. Es ist schon furchtbar schwer, die richtigen Darsteller für die Hauptrollen zu finden, die für den Film ja weit mehr nach Individualität gewählt werden müssen als für die Bühne. Um ein Beispiel zu geben: Kann sich der Anreger vorstellen, daß man König Heinrich VIII. in „Anna Boleyn" durch einen anderen Darsteller als Jannings spielen lassen kann? Jannings um nur diesen einen hervorzuheben, ist so einzig in seiner Art, daß man kaum einen Darsteller finden wird, der die Rolle auch nur annähernd so verkörpern kann. Und was für Jannings gilt, gilt auch vielfach für andere.

Aber Schwierigkeiten sind schließlich dazu da, um überwunden zu werden und man scheut auch in der Filmindustrie vor kostspieligen Experimenten nicht zurück, wenn ein großer künstlerischer und materieller Erfolg zu erwarten ist. Ob wir jedoch für einen Film mit Doppelbesetzung von den Verleihern und diese von den Theaterbesitzern um soviel mehr hereinbringen können, daß die erhöhten Kosten gedeckt werden, ist zweifelhaft. Die Theaterbesitzer werden sich dann die Darsteller, die sie ihrem Publikum vorführen wollen, aussuchen und nur einen der beiden Filme mieten, schwerlich jedoch ihrem Publikum beide Besetzungen vorführen. Der Geschädigte wäre in diesem Falle der Hersteller.

Ich glaube daher nicht, daß das Projekt der Doppelbesetzung in nächster Zeit viel Anklang finden wird.

Antwort an Joe May: Gewiß wird nicht jeder Film und nicht jede Rolle doppelt besetzt werden können. Aber es gäbe passende Gelegenheiten. Und was den König Heinrich VIII. anlangt, so wäre Heinrich George dafür eine sehr interessante zweite Besetzung gewesen. So begünstigt man den notwendigen darstellerischen Nachwuchs!

Richard Oswald schreibt: Diesen Vorschlag hat schon vor Ihnen ein Anderer gemacht, dieser Andere heißt zufälligerweise: Richard Oswald.

Ich stelle es mir auch noch heute sehr reizvoll vor, eine oder einige Rollen doppelt zu besetzen, trotzdem die außerordentlichen Schwierigkeiten nicht zu übersehen sind. Ich hatte bis zuletzt bei „Lady Hamilton" die Absicht, konnte es aber leider nicht durchführen. Ich sehe in diesem Experiment übrigens einen größeren Reklamewert als künstlerischen Wert; ich werde diese Idee gelegentlich durchführen, und die Wirkung wird sich ja dann zeigen.

DIE ROTE UND DIE SCHWARZE SCHMACH

Aus Köln wird dem Tage-Buch geschrieben:

Der Ton, in dem vaterländische Frauenvereine gegen die schwarze Schmach protestierten, klang zuweilen hohl. Solche Themen eignen sich zur Vereinsdebatte so wenig wie zur Verfilmung, dennoch ist das Kinodrama und die Vereinsdiskussion veranstaltet worden. Filmregisseure inszenierten und vornehme Damen, die von den Voraussetzungen mancher weißen Schmach nichts mehr wissen, redeten über die schwarze. Aber die Überfälle durch schwarze Soldaten haben nicht aufgehört und sie sind etwas, das auch den guten Kölner in südamerikanische Lynchlaune versetzen kann. Jetzt gibt es einen unbezweifelbaren Zeugen für diese gräßlichen Dinge: Die kommunistische Stadtverordnete Fräulein Ackermann. Sie ging im Sommer mit ihren zwei Schwestern durch den Bensberger Wald. Drei schwarze Soldaten näherten sich ihnen, erst galant, dann handgreiflich. Die kommunistische Stadtverordnete wurde von hinten angefaßt, mit offenem Seitengewehr bedroht, zur Erde geworfen und zum Gebüsch zu schleppen versucht. Aber die Stadtverordnete schrie aus Leibeskräften, ihre Schwestern, gleichfalls niedergeworfen und mit dem Seitengewehr bedroht, schrien nicht minder und diesem vereinten Gebrauch ihres Stimmrechtes gelang es, die Schwarzen nach drei Attacken in die Flucht zu treiben. Fräulein Ackermann wünschte keine Er-

örterung in der Presse, sie erklärte „nicht diese Leute sind die eigentlich Schuldigen", und in der Strafe sah sie „keine Maßnahme zur Abwendung der Gefahr, die in der Verwendung schwarzer Truppen bestehe." Deshalb lehnte sie auch eine Konfrontierung mit der Bensberger Besatzung ab, auch „weil sie in der Aufregung sich die Züge der Täter nicht eingeprägt habe". Unzweifelhaft hat Fräulein Ackermann sehr prinzipiell gehandelt. Die drei schwarzen Burschen sind nicht festgestellt worden. Menschenfreunde haben den Vorschlag gemacht, dieses psychologisch einsichtsvolle Verhalten der kommunistischen Stadtverordneten den schwarzen Truppen durch Regimentsbefehl kundzumachen. Lyriker fürchten jedoch, daß eine solche Bekanntgabe keinen Eindruck auf die schwarzen Soldaten machen werde oder vielleicht sogar den unerwünschtesten.

ANEKDOTEN

DAS MERKMAL

Ich begegne Leo Slezak, dessen „Gesammelte Werke" das lustigste Buch der letzten Jahre sind. Er umarmt mich stürmisch und sagt: „Herr Großmann ... Herr Kollege ... Sie sind auch ein Dichter ... Fallt Ihnen auch immer nix ein?"

UNBEKANNTER ALTENBERG

Peter Altenberg steht mit seinem Freunde Karl Hauer nachts auf der Ringstraße. Sternenhimmel. „Unerhört" sagt Karl Hauer „zu denken, daß Trillionen Sterne wie diese Erde durchs Weltall kreisen und daß zwischen einem Stern und dem andern Trillionen Meilen liegen" Altenberg unterbricht: „Karl, Du überschätzest das Weltall".

INHALT DES LETZTEN HEFTES:
(Heft 2):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamerstr. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W. 35, Potsdamer Straße 123b. Druck R. Abendroth' Riesa.





TONVEREDLUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

Berlin N. 24, Friedrichstr. 118/119 (Eingang Hannoversche Str.) (am Oranienburger Tor)

Telefon: Norden 2082—2084 / Telegr.-Adr.: Revalotag Berlin

Einige Besprechungen üb. das Philharmonische Konzert am 20. Dez. 21 mit Revalo-Instrumenten unter Leitung von

DR. ARTHUR NIKISCH

Signale vom 28. Dez. 21. Und die Proben, die uns mit den neuen Instrumenten geboten werden, können keinen Vorurteilsfreien über den ganz außerordentlichen Fortschritt im Unklaren lassen . . . . Über das wesentlich erhöhte Tonvolumen braucht man nicht zu sprechen. Es ist so offensichtlich, daß eine Erwähnung überflüssig scheint. Von der Quantität abgesehen, ist aber auch die Qualitätsfrage m. E. in bedeutsamer Weise gelöst worden . . . . Das glänzendste argumentum für die Revalo-Instrumente aber erbrachte doch Händels Concerto, in dem wahrhaft frappierende Wirkungen erzielt wurden. Die Erfindung hat ihre Probe bestanden.

Volkszeitung vom 25. Dez. 21. Eine Betrachtung der Klangwirkung der Streicher, vornehmlich der Geigen, läßt ihr außerordentliches Wachsen erkennen. Wie Wind in den Segeln bläht sich der Ton, prall und kraftvoll, daß es scheint, als wollten die Seiten springen, unter seinem Ansturm. Etwas in dem ausgedehnten Ton ist, was anmutet wie metallischer Beiklang. Strenges Unerbittliches beinahe, um nicht zu sagen mechanisiertes, liegt in ihm. Er ist von bestechlichem, aber kaltem Glanze . . . . In Händels Concerto-Grosso G-moll wirkte die Wucht der Streicher gigantisch, ohne jedoch das wundervolle Gelingen zu stören. Liszts Ungarische Rhapsodie Nr. 2 war zauberhaft, reizend und leidenschaftlich, von edelster Färbung.

Berliner Börsenzeitung vom 23. Dez. 21. Jedenfalls war, besonders bei den Geigen, der Eindruck diesmal noch weit günstiger als am ersten Abend. Dieser Eindruck war der, daß die tiefe Lage einen volleren, pastoseren Klang, die mittleren und höheren Lagen eine weichere, edlere Färbung angenommen haben . . . . Auch das Spiel des Solisten Einar Hansen gab dafür Zeugnis. Wie zartsinnig, wie einschmeichelnd süß klang seine Geige in dem Adagio des Mozartschen A-dur Konzerts . . . . Alles in allem ein Erfolg, der dem neuen Instrumententyp auf jeden Fall weitere günstige Aussichten eröffnet.

Berliner Morgenpost vom 25. Dez. 21. Wiederum erwiesen sich die Instrumente als auffallend stark, groß und dabei auch schön im Ton — Eigenschaften, die besonders im C-moll Concerto-Grosso von Händel zum Ausdruck kamen . . . . So hätten die Instrumente auch diese Feuerprobe erfolgreich bestanden.

Berliner Börsenkurier vom 23. Dez. 21. Ich kann nur soviel sagen, daß sowohl der Gesamt-Streichkörper, sowie die von den Solisten benutzten Instrumente ihrer Wirkung nach außen hin durchaus befriedigten, daher sich durch runden weichen und klaren Ton auszeichneten.

Welt am Montag vom 27. Dez. 21. Ich grüße den Erfinder der neuen Revalo-Streichinstrumente, die sich der Konkurrenz mit den alten nicht zu schämen brauchen . . . . Ich grüße unsere Philharmoniker, die sich unter Nikischs Glanz und Adel entfalten ließen.

Reichhaltiges Lager von edelsten Solisten-Instrumenten, Geigen, Bratschen, Celli und Contrabässen.
Veredlung von gebrauchten Instrumenten.
Garantiert quintenreine Saiten und sonstiges Zubehör.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Januarwoche

In den Tagen, in denen man sich auf die Notwendigkeit einer neuen Papstwahl einrichtet, ist es natürlich, daß man wieder einmal des einzigartigen Systems der Führerauslese inne wird, das die katholische Kirche sich in Jahrhunderten geschaffen. Es ist die merkwürdigste Mischung von Demokratie und Aristokratie, ja Autokratie, die sich denken läßt. Demokratie insofern, als tatsächlich jeder Grenadier Marschallstab und Krone im Tornister trägt —: Benedikt, der Graf, nach Pius, dem Bauernjungen. Aristokratie aber insofern, als die Geführten zu keinerlei konstitutioneller Mitwirkung an der Auslese ihrer Führer herangezogen werden, wie sie ja auch an der Regierung keinen Anteil haben. Eine dünne Oberschicht lenkt die Geschicke der Kirche, aber sie rekrutiert sich nicht nur durch Einschiebung ihrer Blutsverwandten und Freunde, sondern durch planvolles Emporziehen begabt Erscheinender. In der reinen Aristokratie herrscht das System der Erbfolge; die Führerschicht erneut sich aus sich selbst, sie vertrottelt darum im Laufe der Zeit. In der reinen Demokratie herrscht das System des Aufdrucks von unten; die Führerschicht erneut sich aus den Lieblingen der großen Masse, sie besteht daher oft nicht aus den wirklich Besten. In der aristodemokratischen Mischform Roms aber herrscht das System des Hochsaugens von oben; die Führerschicht rekrutiert sich, nach Wahl der wenigen Urteilsfähigen, aus dem gesamten Reservoir aller zur Verfügung stehenden Kräfte, sie verfällt daher weder Inzucht noch Un-Zucht. Hier scheint das Geheimnis heutiger Papstmacht zu liegen.

Schuld am Weltkrieg — nur die Kinderhistorie wendet die Begriffe Schuld und Strafe auf das Weltgeschehen an. Aber sofern man feststellen will, wer den ersten Anstoß zum Weltkrieg gegeben hat, so wird man nicht umhin können, die österreichische Diplomatie und mehr noch den österreichischen Generalstab vor die Weltgeschichte zu fordern. Herr Baron Franz Conrad von Hoetzendorff hat in dem dickleibigen

ersten Band seiner Memoiren ganz unverblümt gestanden, daß er seit 1909 den Krieg gewollt hat, „seinen" Krieg, nämlich den mit dem verbündeten Italien und den anderen „notwendigen" Krieg, den mit Serbien. Aber auch dieses Geständnis soll niemand verführen, Herrn Baron Conrad zu überschätzen. Er war nur der erwählte Handlanger eines höheren Herrn, des Thronfolgers Franz Ferdinand. Von dem Augenblick an, da dieser düstere Spekulierer in Wien zu Einfluß kam, war die Friedensluft, die um Franz Joseph wehte, verflogen. Auf diesen brütenden Unheilersinner ohne Heiterkeit, ohne Wissen, ohne Güte paßte das Dichterwort: „Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er träumt, ist Blut". In Deutschland weiß man von diesem monströsen Ungeheuer noch viel zu wenig und deshalb sei hier auf eine kleine Schrift hingewiesen, die in einem Wiener Verlage erschienen ist. (Heinrich Lammasch, bei Franz Deuticke in Wien) Dort erzählte der katholisch-konservative Pazifist und Monarchist Lammasch seine Eindrücke von Franz Ferdinand. Schon „seine Erscheinung war, namentlich infolge der zu niedrigen Stirn, nicht gerade gewinnend. Seine Augen waren eigentümlich kalt und nicht schön. Man konnte sich leicht vorstellen, daß er im Ärger und Zorn recht unangenehm sein konnte." Im Ärger und Zorn aber war Franz Ferdinand dauernd, weil er unter der Fuchtel seines fanatischen Weibes stand, das wieder, weil sie als unebenbürtig declassiert wurde, ein Ressentiment gegen die ganze Welt fühlte. Es sei erinnert, daß Baron Conrad in seinen Memoiren erzählt, der Thronfolgrr habe, als von einigen ihm nicht genehmen Politikern geredet wurde, kurz gesagt: „Die lasse ich füsilieren, wenn ich Kaiser bin!" Lammasch erzählt, daß Franz Ferdinand über „die hochstehenden Funktionäre des Staates" (offenbar über den alten Kaiser) mit größter Offenheit und Rücksichtslosigkeit sprach". Noch ungezügelter redete und entschied er über Staatsmänner, die ihm nicht auf den Pfiff gehorchten, so über den damaligen Kriegsminister Schoenaich „in der allerbeleidigendsten Weise". Dabei war Franz Ferdinand, ganz wie die spanischen Tyrannen, „von großer Sprunghaftigkeit und Unbeständigkeit." Wie war seine Bildung? Lammasch beschreibt sein Arbeitszimmer: „Der Schreibtisch sah nicht nach viel Schreibarbeit aus. Der Bücherkasten enthielt ein Durcheinander der verschiedensten, nicht sehr bedeutenden Werke." Wie es um sein Gemütsleben bestellt war, das erläutert Lammasch an einem Gespräch über die Nachfolge des Erzherzogs, späteren Kaisers Karl. Franz Ferdirand unterbrach Lammasch und sagte: „Es ist doch auch möglich, daß meine Frau vor mir stirbt und ich eine zweite ebenbürtige Ehe eingehe. Dann wären die Kinder aus dieser sukzessions-

fähig." Selbst der patriotische Professor bemerkt dazu: „So richtig diese Bemerkung war, so wenig gemütvoll und taktvoll war sie . . . Bereute er vielleicht mitunter seine Ehe?" Sechs Jahre vor dem Tode Franz Josefs arbeitete Franz Ferdinand schon ein Manifest „An mein Volk" aus für den Fall des Ablebens seines Onkels! Und legte dieses Edikt verschiedenen Leuten zur Begutachtung vor! Wie dumpf-beschränkt der fühllose Mann gewesen, bewies er, als Lammasch ihm empfahl, in das Manifest ein paar soziale Redensarten „für die wirtschaftlich Schwachen" einzufügen. Diesen Satz genehmigte der Erzherzog nicht, weil er „von umstürzender Sozialpolitik nichts wissen wollte". Zur Thronbesteigung und Niederwerfung in Ungarn hatte er eine bis aufs Tüpfelchen detaillierte militärische Vergewaltigung der Madjaren ausgearbeitet. Und wie er über Italien dachte, das sein Handlanger Conrad zerschmettern wollte, das erhellt aus einer Äußerung des frommen Schwachkopfs: „Ich hasse Italien als den Räuber Roms." Diese Gesinnungen, die nicht geheim blieben, zerfraßen den Dreibund von innen. Conrad, als Franz Ferdinands gedankenarmer Nachtreter, baute die Südtiroler Festungen. Und Graf Berchthold verwehrte den Serben den Weg zum Meer und die Ausfuhr ihrer Schweine. Hinter den Conrad und Berchthold stand der vierschrötige Mann mit der niederen Stirn und dem kalten Auge. Ein brutaler Frömmling, ein unwissender Gewaltmensch, ein von Haß zerfressener Bösewicht, ganz nach dem Urbild der gewalttätigsten Habsburger geformt. Hauptsächlich aus Ungeduld, weil er den Tod des Onkels nicht erwarten konnte, schürte er. Das entscheidende Unheil, das dieser entsetzliche Geist angerichtet hat, kann deshalb nicht milder angesehen werden, weil ihn die Kugel erreichte, die Kugel, die er heraufbeschworen hat!

Über die Kosten der Rheinlandbesatzung sind Zahlen veröffentlicht worden, die das Widersinnige der ganzen Einrichtung und ihre zerstörende Wirkung auf Deutschlands Reparationsfähigkeit genugsam beweisen. Aber es gibt Länder, in denen man die Besatzung für unerläßlich hält. Nun gut, sollten diese Länder nicht wenigstens ein Interesse daran haben, die Kosten der Besatzung, diese unproduktiven Kosten, zugunsten produktiver deutscher Leistungen einzudämmen, wenn Leistungen nun schon einmal geleistet werden sollen! Man müßte die Menschen für irrsinnig halten, wollte man bezweifeln, daß sogar den Regierenden in Paris zuweilen dieser Wunsch kommt. Aber wie die Dinge liegen, scheinen die Armeen im Rheinland eine

Selbstherrlichkeit gewonnen zu haben, die es faßt unmöglich macht, ihrem Luxusbedürfnis und Auslebedrang noch entgegenzutreten. Nicht nur deutsche Klagen liegen über diesen Punkt vor. Ein Franzose ist es, der in der „Humanité" die hohen militärischen Chefs im Rheinland geradezu als die „Fürsten der dritten Republik" bezeichnet. Und er bringt Belege für diese Nomenklatur. Sie ähneln mancher früheren deutschen Angabe. Aber gerade um ihrer Quellen willen seien sie, ohne jedes weitere Kommentar, hier wiedergegeben: „Deutschland hat seinen militärischen Oberbefehlshabern stets glänzende Dienstwohnungen bereitgestellt, aber dem Geschmack französischer Generäle entsprechen diese Paläste noch lange nicht. Einer von ihnen, der höchste vielleicht, bewohnt das großherzogliche Schloß. Seine Gemahlin, die die Morgenluft liebt, hat die Privaträume der großherzoglichen Familie in Beschlag genommen, und ihre erste Sorge war, Tapeten und Ausstattung nach ihrem Geschmack radikal umändern zu lassen. Weiter hat sie, um sich in dem weiten Park ungesehen ergehen zu können, dessen Gehege mit Eisenblech beschlagen lassen. Derselbe hohe Chef hegte dann den Wunsch, eine Winterresidenz zu haben und fand dazu kein besseres Mittel, als die Sommerresidenz der Großherzöge in entsprechend kostspieliger Weise umbauen zu lassen. Ein anderer hoher General fand für sich und seine Familie die Dienstwohnung in der Garnison seines Korps ungenügend, requirierte darum eine sehr schöne Villa, die aber noch gänzlich neu ausgestattet werden mußte, um des großen Herrn würdig zu werden, der sie bewohnt. Ein dritter, jungverheirateter General, requirierte, um sich seiner Gattin galant zu zeigen, eine Villa, deren Inneres durch umfassende Arbeiten die im übrigen ganz unnötig waren, in geschmackvollster Weise umgestaltet werden mußte. Die Villa war kaum fertig, als sie dem galanten Ehemann nicht mehr gefiel. Er requirierte darauf einfach ein in dieser Hinsicht vollständiges Appartement in einem der vornehmsten Hotels seiner Garnison. Das Verhalten unserer hohen Befehlshaber im Rheinlande ist e i n g r o ß e r S k a n d a l!"

Der frühere Justizminister R o t h ist schon immer ein Herr gewesen dessen dicke Haut und dickes Fell stilvoll zu dem dicken Brett paßte, das er vor dem Kopfe trug. Dementsprechend war auch seine Politik beschaffen, vor der sich sogar seine nächsten politischen Nachbarn schließlich schaudernd behakenkreuzigten. Immerhin scheint sich sogar

bei Herrn Roth das alte Wort bewahrheitet zu haben, daß Gott, wem er ein Amt schenkt, auch etwas Verstand schenkt. Inzwischen aber hat Herr Roth sein Amt verloren und er muß seine Reden jetzt ohne jeden leisesten Schimmer göttlicher Hilfe halten. So sehen sie denn auch aus —: die Gnade fehlt. Vor dem Ansbacher Landwirtsbund (vor wem auch sonst?) hat er kürzlich wieder einmal alles von sich gegeben, was, ohne von Gott zu stammen, in ihm angehäuft war. Es war größtenteils ziemlich altes, schlecht verdautes und verwestes Zeug, und nachdem schon einmal nicht zu vermeiden gewesen ist, daß es herauskam, wollen wir es wenigstens in Ansbach lassen. Nur eine Perle soll herausgefischt werden, — eine falsche Perle zwar, keine echte, aber doch eine, mit der in Bayern derzeit ein ziemlich flott gehender politischer Schieberhandel getrieben zu werden scheint. Herr Roth erklärte nämlich aufgeregt, „daß man in Berlin die Wahl des Reichspräsidenten bis zum Sommer 1922 verschieben wolle, und zwar wohl deshalb, weil der Bolschewismus in Deutschland bis dahin so viel Fortschritte gemacht haben werde, daß sich die Wahl überhaupt erübrigt!" Daß man die Wahl des Reichspräsidenten nur bis zum Sommer 1922 verschieben will, ist nicht ganz richtig. Wer Berlin und das sonstige Ausland besser kennt als Herr Roth, weiß ziemlich genau, daß man überall und in allen Lagern insgeheim entschlossen ist, die Wahl sogar noch länger zu verschieben; weil man nämlich allen Anlaß hat, mit dem vielgelästerten, aber doch überall still bewunderten, ruhigen, unaufdringlichen, zuverlässigen, fleißigen und bescheidenen „Budiker" zufrieden zu sein; und weil es zweitens nirgends einen anderen aussichtsreichen Kanditaten gibt, nicht einmal bei den Parteifreunden des antiroten Herrn Roth. Aber die Sache mit dem Bolschewismus, der sich in Deutschland innerhalb des nächsten halben Jahres durchsetzen wird, beschirmt von „Berlin" — (das soeben erst seinen sozialdemokratischen Stadtverordnetenvorsteher gegen einen bürgerlichen eingetauscht hat!), — diese Sache mit dem Bolschewismus stimmt leider aufs Haar. Gerade daß die kleine kommunistische Partei täglich noch an Mitgliedern verliert, ist Beweis dafür. Denn diese Leute sind so raffiniert geworden, daß sie, um die Öffentlichkeit mit Ausnahme des hellen Herrn Roth einzuschläfern, äußerlich massenhaft zu anderen Parteien übertreten, besonders in die deutschnationale Volkspartei, deren ständiger Zuwachs vorwiegend aus Bolschewisten besteht. So bereiten sie sich tückisch auf ihren Sommertag vor. Und wenn der hereingebrochen sein wird, das stimmt ebenfalls, wird natürlich auch keine Präsidenten-

wahl mehr nötig sein; denn dann wird an der Spitze des Deutschen Reiches ja Bolschew selber treten, den Rußland, wie dokumentarisch erwiesen ist, schon seit langem zu unzivilisiert anmutet und der sich unter dem bezeichnenden, unauffälligen Namen Itzig Moische Tulpengedüft — (der Paß ist ihm gegen ein Honorar von 50 000 Sowjetrubeln von seinem Platzhalter Ebert persönlich übergeben worden!) — schon seit längerer Zeit konspirierend in Berlin aufhält.

In der „Bayrischen Staatszeitung", dem offiziellen Organ des bayrischen Freistaates, war an bevorzugter Stelle kürzlich folgende Nachricht zu lesen: „Kronprinz Rupprecht hat den Oberhofmeister Freiherrn von Leonrod auf sein Ansuchen von der Funktion des Oberhofmeisters entbunden, unter dankbarer Anerkennung seiner langjährigen Dienste." Das stand in der Ausgabe vom 13. Januar. An diesem Tage war unter anderem auch die Konferenz von Cannes auseinandergegangen, war in Paris das Ministerium Poincaré ernannt worden, war Deutschland von der Reparationskommission auferlegt worden, binnen 14 Tagen einen neuen Zahlungsplan für 1922, sowie Vorschläge und Garantien zur Sanierung seiner Finanzen und Währung zu unterbreiten.

Der Reichsausschuß für Leibesübungen, eine Vereinigung, die sich großer öffentlicher Unterstützung erfreut, hat einen Gesetzentwurf über ein obligatorisches Sportübungsjahr ausgearbeitet. Laßt uns gütig sein, laßt uns glauben, daß wirklich kein militaristischer, sondern nur ein gymnastischer Militärersatz mit diesem Plane angestrebt werde. Laßt uns weiter anerkennen, was wohl niemand mehr leugnen wird: daß etwas allgemeinere und systematischere Körperschulung unserem büro- und schreibtischhockerischem Volke sehr notwendig wäre. Aber muß und muß es denn immer Zwang sein, mit dem solche Dinge bewerkstelligt werden sollen? Meinen die Herren wirklich, mit Zwang das erreichen zu können, was doch vor allem notwendig ist, ohne das gerade Sport nur leeres Gedresche würde: die innere Freude, das irrational Spielerische? Der Reichsausschuß für Leibesübungen scheint ein weiteres Beispiel für den ofterlebten Fall schaffen zu wollen, daß niemand mehr disponiert ist, einer Sache zu schaden, als die, die am inbrünstigsten an sie glauben. Die Superlative und die Superlativisten sind es, die jede Sache durch Übertreibung ruinieren.

In meiner eigenen Tätigkeit als Bühnenschriftsteller fand ich den Stand der Dinge unerträglich. Die vornehmen Theater schrieben ein ernsthaftes Sujet vor: heimlicher Ehebruch, das unerfreulichste aller Sujets für einen ernstlichen Autor, ganz ohne Rücksicht darauf, wie das Publikum sich dazu stellt, das die Polizeiberichte liest und die Kritiken und Leitartikel überspringt. Ich versuchte es mit Hausbesitzern in verrufenen Vierteln, mit doktrinärer freier Liebe (Pseudo-Ibsenismus), Prostitution, Militarismus, Ehe, Geschichte, Tagespolitik, natürlichem Christentum, National- und Individualcharakter, Paradoxen aus konventioneller Gesellschaft, Jagd nach dem Manne, Gewissensfragen, beruflichen Täuschungen und Betrügereien, verarbeitet in einer Reihe von Komödien nach klassischer Art, die damals sehr aus der Mode war, da die mechanischen Tricks Pariser Konstruktion im Theater deurigneur waren. Aber obwohl dies alles mich beschäftigte und mir eine Stellung verschaffte, wurde ich damit kein Darsteller der Religion meiner Zeit, und erfüllte meine natürliche Funktion als Künstler nicht. Ich war mir dessen durchaus bewußt; denn ich hatte immer die Überzeugung gehabt, daß Zivilisation vor allen Dingen einer Religion bedarf; und als sich der Begriff der schöpferischen Evolution entwickelte, erkannte ich, daß wir endlich einem Glauben nah waren, der die erste Bedingung aller Religionen, die jemals die Menschheit erobert haben, erfüllte, nämlich in erster Linie und fundamental eine Wissenschaft der Metabiologie zu sein. Dies war ein entscheidender Punkt für mich; denn ich hatte gesehen, wie der Bibelfetischismus, nachdem er all den rationalistischen Angriffen Humes, Voltaires und der übrigen standgehalten hatte, zusammenbrach vor dem Ansturm viel weniger begabter Evolutionisten, nur weil sie ihn als biologisches Dokument diskreditierten; von diesem Augenblick an verlor er seinen Halt und ließ buchstäblich das Christentum ohne Glauben zurück. Als einem Iren des neunzehnten Jahrhunderts war es mir unmöglich, irgend etwas zu glauben, bis ich es als eine wissenschaftliche Hypothese begreifen konnte, obzwar die Scheußlichkeiten, Schwindeleien, Betrügereien und Bestechlichkeiten, die Leichtgläubigkeit und Marktschreierei der Marketender der Wissenschaft und die frechen Lügen und priesterlichen Anmaßungen der pseudowissenschaftlichen Kurpfuscher, die alle durch die moderne „sekundäre Erziehung" veranlaßt waren, mir so ungeheuerlich erschienen, daß ich bisweilen gezwungen war, zwischen Wissenschaft und Wissen einen

verbalen Unterschied zu machen, wenn ich meine Leser nicht irreführen wollte. Aber ich vergaß niemals, daß ohne Wissen sogar Weisheit gefährlicher ist als bloße opportunistische Ignoranz, und daß irgend jemand den Garten Eden in die Hand nehmen und von Unkraut säubern muß.

Infolgedessen nahm ich im Jahre 1901 die Don Juan Legende in ihrer mozartianischen Form und machte eine dramatische Parabel der schöpferischen Evolution daraus. Aber da ich damals auf der Höhe meiner Erfindungskraft und meines Talentes für die Komödie war, stattete ich sie zu glänzend und verschwenderisch aus. Ich umgab sie mit einer Komödie, von der sie nur einen Akt bildete, und dieser Akt war so völlig episodisch (es war ein Traum, der die Handlung des Stückes nicht berührte), daß die Komödie losgelöst und unabhängig davon gespielt werden konnte: tatsächlich konnte sie schwerlich in ganzer Länge gespielt werden, da das Werk sehr umfangreich war; doch ist diese Szene einige wenige Male in Schottland von Esmé Percy gespielt worden, damals den kargen Hoffnungen auf ein vorgeschrittenes Drama den Weg zeigte. Ich sah das veröffentlichte Werk mit einem imponierenden Rahmen, bestehend aus einem Vorwort, einem Anhang, genannt der „Katechismus des Umstürzlers" und einem Schlußbild von aphoristischem Feuerwerk. Die Wirkung war offenbar so schwindelnd, daß niemand die neue Religion mitten in diesem intellektuellen Strudel bemerkte. Ich beteure aber, daß ich diese zerebralen Purzelbäume nicht in leichtsinnigem Übermut schoß. Ich tat es nur, weil die damals übliche Theaterkritik dahin übereingekommen war, daß intellektuelle Ernsthaftigkeit auf der Bühne nicht an ihrem Platz sei; daß das Theater einen Ort seichten Vergnügens bilde, daß die Leute ins Theater gehen, um sich nach der ungeheuren intellektuellen Anstrengung eines Tages in der Stadt zu erholen, kurz, daß ein Bühnenschriftsteller nur die Aufgabe habe, aus billigen Emotionen schädliches Zuckerwerk herzustellen. Meine Antwort hierauf war, daß ich alle meine intellektuellen Gaben unter der Bezeichnung Mensch und Übermensch im Schaufenster ausstellte. Meine Absicht war von Erfolg gekrönt. Da die Komödie gut gespielt wurde, triumphierte sie auf der Bühne und das Buch wurde viel diskutiert. Seither hat sich die Konfiturenladen-Ansicht des Theaters verloren, und seine kritischen Exponenten sind dazu getrieben worden, eine intellektuelle Posse anzunehmen, die, obwohl sie oft viel peinlicher ist als ihre frühere intellektuell-nihilistische Vulgarität, wenigstens insoweit die Würde des Theaters wahrt, die Nützlichkeit aller, die davon leben, es zu kritisieren, nicht zu erwähnen. Und die jüngeren

Dramatiker nehmen nicht nur ihre Kunst ernst, sondern werden selber ernst genommen. Der Kritiker, der besser Zeitungsausträger wäre, ist heute verhältnismäßig selten.

Ich fühle mich jetzt inspiriert, eine zweite Legende von der schöpferischen Evolution zu schreiben, ohne jede Ablenkung und Verschönerung. Meine Lebensuhr läuft ab; der Übermut von 1901 hat sich in die Geschwätzigkeit von 1920 verwandelt; und der Krieg war eine abschreckende Warnung, daß man mit dieser Sache nicht spielen darf. Ich verlasse die Legende von Don Juan mit ihrem erotischen Beiwerk und gehe zu der Legende vom Garten Eden zurück. Ich beschäftige mich mit dem ewigen Interesse für den Stein der Weisen, der die Menschen befähigt, ewig zu leben. Ich hoffe, daß ich mir über die Unreife dieses meines Anfangs einer Bibel für schöpferische Evolution nicht mehr Illusionen mache, als menschlich unvermeidlich ist. Ich tue, soviel ich in meinem Alter tun kann. Meine Kräfte nehmen ab; höchst erfreulich für alle, die mich in meiner Blüte unerträglich schillernd fanden. Ich hege aber die Hoffnung, daß hundert elegantere und geeignetere Parabeln von jüngerer Hand bald die meine so weit hinter sich lassen werden, wie die religiösen Bilder des fünfzehnten Jahrhunderts die ersten Versuche der frühen Christen in der biblischen Darstellung übertrafen. In dieser Hoffnung ziehe ich den Vorhang beiseite.

PROFESSOR WILLY HELLPACH

GOETHE DER MENSCH

Die geistige Zwiespältigkeit deutschen Wesens, auch noch in letzten Verästelungen wissenschaftlicher Spezialarbeit sichtbar, wird durch den Mangel der Deutschen an einer hochstehenden Kulturhistoriographie, überhaupt Geistesgeschichtsschreibung, besonders grell beleuchtet. Das par excellence unpolitische Volk des Abendlandes besitzt fast nur politische Geschichtsschreiber; unter ihnen Größte aller Zeiten und Nationen. Wer aber vom Range der Ranke und Mommsen, Droysen, Treitschke, hat bei uns Geistesgeschichte geschrieben? Vor allem: deutsche Geistesgeschichte? Jakob Burckhardt war ein Anlauf, mied aber den Boden des eigenen Volkes. Gustav Freytag (trotzdem noch immer der deutsche Kulturdarsteller besten Formates) blieb in der Scherenschnittkunst stecken; Karl Lamprecht sah die Aufgabe und wagte den Wurf, doch fehlten ihm Augenmaß und Wirklichkeitsgewissen des großen Historikers, Einfühlungstiefe und Deutungsstrenge bei verblüffender Einfühlungsleichtig-

keit und Deutungsbereitschaft, und schließlich verdarb ihm die Ausführung das Befangensein in einem theoretischen Schema, das ihn längst nicht mehr heuristisch förderte, sondern dogmatisch fesselte. Der Deutsche kann in deutscher Sprache wohl die Abwicklung äußerer Begebenheiten, Auf und Nieder seiner Territorien, Dynastien, Feldzüge, Staatsformen lesen, auch noch chronistische Aufzählungen dessen, was gedichtet, komponiert, gemalt, gemeißelt, gebaut, gewebt und getöpfert ward (sogenannte Literatur-, Musik- und Kunstgeschichten), nicht aber die Geschichte seiner Kultur, das will heißen: das sinnvolle Entwicklung der geistigen Wertordnungen, denen die Deutschen ihr völkisches oder ständisches oder stämmisches Leben unterworfen und nach denen sie es zu gestalten versucht haben. Daß Meineckes „Weltbürgertum und Nationalstaat" solchen Widerhall finden konnte, obwohl es nach schlechtem deutschen Zunftgelehrsamkeitsbrauch den Schweißgeruch der Werkstatt atmet und keineswegs zur Reinheit der Darstellung etwa Rankes oder Mommsens sublimiert ist — das erklärt sich aus seiner Bemühung, wenigstens einmal geistesgeschichtliche Beleuchtung über ein letzten Endes freilich doch wieder staatengeschichtliches Problem auszugießen. In der Tat, Deutschland hungert und dürstet auch nach dem bescheidensten Versuch solchen Zieles.

D a r u m konnten wir auch zu keiner anständigen Goethebiographie kommen. Denn selten ist ein Dasein weniger ausschließlich aus seinen „Werken" zu begreifen gewesen, als Goethes Dasein. Goethes Erscheinung ist die kulturgeschichtlichste, welche Deutschland, vielleicht die Welt, hervorgebracht hat; sein Leben ist die stärkste, unermüdlichste und ergebnisreichste praktische und theoretische Auseinandersetzung eines Einzelnen mit den übersingulären Wertordnungen, denen er sich gegenübersieht; es ist sogar kulturgeschichtlich nicht bloß in diesem positiven, sondern auch in dem (unerwünschten, spezifisch deutschen Mängeln gemäßen) negativen Sinne, daß dieser Einzelne der theoretischen Bewältigung der politischen Wertordnungen (die doch a u c h, wofern man sie nicht gewaltsam isoliert, Kulturbestandteile, geistige Ordnungen sind) ausgewichen ist. Goethe konnte als Dichter, als Genie, als Hofmann, als Frauenfreund, als Naturforscher dargestellt werden (und daß nicht einer dieser Versuche auch nur zulänglich geriet, ist allerdings für die deutsche biographische Fähigkeit beschämend genug); jedoch wie wollte man den ganzen Goethe (und das erst i s t „Goethe") zulänglich darstellen, wenn man das Medium nicht zu fassen vermochte, aus dem und in das atmend er allein in seiner Totalität begriffen werden konnte?

Erst jenseits des (vermutlich abendländischen, gewißlich europäischen) Schicksalsrisses von 1914 sind zwei Untersuchungen über Goethe veranstaltet worden, die den kühnen Anlauf unternahmen, die Erscheinung Goethe in Wesensfülle und Wesenswesen zu ergreifen, ohne die Bemeisterung der Erscheinung deutscher Kultur abzuwarten. Friedrich Gundolf, aus dem politikflüchtigen George-Kreise, brachte seinen „Goethe" 1917 heraus, damals als die Politik in der ganzen Welt sich unfähig erwies, das hereingebrochene Schicksal zu gestalten; Emil Ludwig, der mit einem Bismarckbuche vor einem Jahrzehnt sich bekannt machte, im Kriege noch politische Berichte lieferte, legt uns heute seinen „Goethe" vor*), heute, wo die Welt wieder in politischem Schicksal zu erfrieren und zu zerklirren droht. Man kann nicht verschiedener an den großen Gegenstand herankommen. Sicher werden diese beiden Goethe-Bücher nun immer wieder verglichen werden, vielleicht gegeneinander abgewogen, ja ausgespielt. Und dennoch beruht ihre polare Wesensunterschiedenheit keineswegs auf jener Unterschiedenheit des Ausgangsfeldes ihrer Verfasser, sondern auf der polaren Unterschiedenheit der kulturwissenschaftlichen Fragestellung, der sie ihre Erscheinung unterwerfen. Es sei, hoffentlich ohne Mißverständnis, erlaubt zu sagen, daß Gundolfs Goethe und Ludwigs Goethe sich zu einander verhalten wie Christus zu Jesus: wenn Ludwig seinem Goethe den Untertitel nachsetzt „Geschichte eines Menschen" — so möchte man dem Goethe des Gundolf hinzufügen: Mythus von einem Gott. Ihm ist Goethe eine Sendung, eine Idee, ein Symbol, eine Erscheinungsweise des Geistes, eine Monade könnte man sagen — eine Gottheit, fast noch mehr denn ein Gott; keineswegs bloß ein Begriff, aber eine Bedeutung. Es denkt, gestaltet und ringt in ihm: die ewigen geistigen Probleme nämlich, für deren Auseinandersetzung in ihm der wirkliche, geschichtliche, zeitliche Goethe gleichsam nur den unvermeidlichen, zufälligen Schauplatz abgibt. Ludwigs Goethe aber ringt, gestaltet, denkt — er; vor allem: er leidet, genießt, liebt und sorgt, arbeitet und kränkelt (was eben nur Menschen, allenfalls noch Götter, aber nicht mehr Gottheiten, nicht mehr Ideen, Sendungen, Symbole können); doch alles dies nicht als ein beliebiger Mensch, Dichter, Geheimrat, Zeitgenosse neben oder über vielen andern, sondern alles dies als ein lebendiger Einzelfall ideeller Sendung, die doch eben in dieser begrenzten Wirklichkeit erst wirklich wird. Ludwigs Goethe, der Mensch, ist menschgewordene Gottheit, Inkarnation. Es ist wesentlich, daß dieser Goethe existiert hat. Schlägt man Gundolfs Band zu, so ist einem dies im

*) Emil Ludwig, Goethe, Geschichte eines Menschen, 3 Bde., Cotta 1920.

Grunde unwesentlich. Will man jene evangelische Parallele vom Gegenstand auf die Bearbeiter fortsetzen: Gundolf sieht sein Phänomen johanneisch, Ludwig synoptisch.

Daraus ergibt sich zwingend eine Verschiedenheit des Verfahrens. Inkarnation ist immer Dispersion: der einheitliche Strahl der Idee bricht sich in der Menschwerdung zu einer verwirrenden Fülle von Farben und Lichtern. Jede Darstellung, die den Menschen von Fleisch und Blut, von Entwicklung und Schicksal, von Erleben und Erleiden wirklich packen will, kann im Grunde nur impressionistisch und nicht linear vorgehen. Man übersieht dies zu oft, daß Impressionismus nicht eine Darstellungstechnik ist, die man auf jeden beliebigen Inhalt anwenden kann, sondern durch bestimmte Inhalte nahegelegt und durch bestimmte ausgeschlossen wird. Der Impressionist kann Wirklichkeit (und volle Wirklichkeit kann vermutlich nur er) aber nicht Idee malen, Welt, aber nicht Gott. In Gundolfs Goethe sind alle (manchmal recht kräftigen) Impressionen Eierschalen oder Schlacken, Trübungen oder Entgleisungen, und diese Darstellung wandelt auf ihren Höhen nur, wo sie strengste Linie bleibt (wobei es auch dann ermüdet, wenn die Linie immer wieder noch einmal nachgezogen wird; wesentliche Kapitel bei Gundolf hätten durch resolute Verdichtung, durch Verzicht auf allzuviel Wiederholung gewonnen). Ludwig aber, den lebendigen Menschen Goethe vor sich, kann im Grunde nur ein Mosaik vor uns ausbreiten, und es geniert mich, wenn er hie und da einmal ins Lineare verfällt und seinen Gegenstand zeichnen statt malen will. Doch widerfährt es ihm nur selten, und was gewiß seinem Werke von Vielen, auch von zünftigen Beurteilern wohl zumeist, als Schwäche nachgesagt werden wird, macht sein Eigenstes und seine Überlegenheit aus: daß es den Menschen Goethe, sein Menschwerden, sein menschliches Leiden und Sich-Gestalten, Wachsen, Blühen, Reifen und Welken, Auf und Ab, Hin und Her zum ersten Male im ganzen Ausmaße erschöpfend, ohne jemals zu ermüden, darzustellen unternommen hat. Denn alle Vorarbeit, die ähnliches bezweckte, war bisher spezialistisch und monographisch begrenzt. Goethe und die Frauen, Goethe und die Freunde, Goethe und die Stein, Goethe und Christiane, Goethe und Napoleon, Goethe und Byron, Beethoven, Schiller Goethe in Karlsbad, Goethe in Frankfurt, der junge Goethe, der alte Goethe, — am stärksten: der biologische Goethe, den P. J. Moebius als Erster zu betrachten wagte (vom Gezeter aller umkreischt, für die es nur ein philologisches Anrecht auf Heroen, dieses aber bis zur Atomisierung der erhabensten Gestalt, gibt): Emil Ludwig, indem er nach dem Kranze der

Totalität des Menschen Goethe langt, verwertet alle diese Vorarbeit und tut es mit einem besonderen, sympathischen Dank in seinem Vorwort Er zitiert sie freilich nirgends. Vom Werkstattgeruch deutscher Gelehrsamkeit hält er sich ängstlich fern; wer nicht merkt, daß dieser Darsteller die Goetheforschung souverän bemeistert, er selber verriete es nirgends durch Fußnote oder Anführung. Er zitiert nur Goethe und seine Mitwelt. Wer die Bedrängung durch einen Wust von Anmerkungen gewöhnt ist, mag schier von Platzangst heimgesucht werden angesichts so radikaler Gelehrsamkeitslehre. Und vielleicht ist es wirklich des Üblen fast zu wenig, so man mir dies Paradoxon verstattet. Die wirklichen Entdecker verdienten doch am Ende, im Textfluß genannt zu werden: ein Moebius beim Siebenjahrrhythmus von Goethes physischer und geistiger Produktivität, auch eine Boy-Ed bei der einleuchtenden (wenngleich niemals mathematisch erweisbaren) Umwendung des platonischen Verhältnisses zu Charlotte ins Sinnliche, der Anbetung in Besitznahme. Namenlos sollte eine Hypothese erst übernommen werden, wenn sie Gemeingut geworden ist; das scheint mir guter zünftiger Brauch zu sein (denn die Zünfte haben auch reichlich gute Eigenschaften und ohne diese hätten sie niemals so mächtig werden können).

In aller Mosaik des Impressionismus dennoch das Gesetz (niemals die „Linie") zu spüren, wird freilich hier wie immer nicht Jedem gelingen. Es gibt Köpfe, die Gesetzlichkeit nur sehen, wenn sie ihnen als Schema skelettiert dargeboten wird, und das dürften die Meisten sein. Ihnen wird Ludwigs Goethe schwerlich eine Totalität werden; er wird ihnen ein Vielerlei bleiben, aus den die Besten von ihnen sich das Einzelne herauslesen und es einzeln genießen werden. Auch vor den impressionistischen Gemälden standen ja die Leute und fanden keinen „Gegenstand" darin, aber einige, obschon hiermit unzufrieden, genossen wenigstens die Delikatesse der Farbengebung, die Kühnheit des Pinselstrichs, dies und jenes Detail. Die Gemeinde derer, denen auch und gerade eine kostbare Mosaik zum Ganzen sich verbindet, ist klein. Der Impressionismus, wenigsten in seiner letzten Ausschöpfung, ist mehr noch als Kunst, überhaupt für die „Wenigen." Dabei wird sich auch Emil Ludwig bescheiden müssen; Mode kann, wenn das Unglück hilft, sein Werk werden, populär wohl nicht.

Aber auch, die im Einzelnen hängen bleiben, finden reiflichen und öfters köstlichen Genuß: an mancher Stelle so köstlichen, wie noch kein Goethe-Darsteller ihn geboten hat. Ich hörte schon den Einwand,

dieser Genuß sei dennoch insignär: die schönsten Scenen in Ludwigs Bänden seien nicht geschildert, sondern gedichtet. Es war vorzüglich mit Beziehung auf die Darstellung des Tagewerks Goethes im Greisenalter gesagt, die mich eine der vollkommensten Leistungen biographischer Kunst bedünkt; und in der sicherlich gleich den Scenen, die jeden Hauptabschnitt dramatisch oder idyllisch eröffnen), das faktische Genrebild aus des Biographen intuierender Phantasie geschaffen ward. Ist dies erlaubt? untersagt? Man kann hier die grundsätzlichste Frage, die historiographische Kabinettsfrage stellen: Darf der Geschichtsschreiber eine Szene erzählen, für die ihm nicht jedes Detail quellengerecht überliefert ward, sodaß er sie aus den bezeugten Tatsachen gleichsam bloß zusammenzusetzen braucht? Die wissenschaftliche Historiographie wird vermutlich die Frage verneinen wollen. Jedoch was sind „bezeugte Tatsachen"? Hier stock' ich schon. Jedes vergangene Geschehnis ist selber schon erzählt, sofern es sich nicht auf eine protokollierte Aussage beschränkt, und sogar Aussagen sollen manchmal ungenau protokolliert werden. Erzählen aber hieß wie oft: umdichten; und bis ein „Geschehnis" aus vergangener Zeit die Gegenwart erreicht, ist es gleich dem Licht aus Sternendistanzen, durch ungezählte Atmosphären filtriert, absorbiert, reflektiert, interferiert, dispergiert, irradiiert und polarisiert — und die Frage: „Was ist Wahrheit?" kann für's Historische fast so schwer beantwortet werden wie für's Metaphysische. „Wie es gewesen", das vermochte, nach aller historiographischen Akribie, auch eine Ranke letztlich nur aus schauender Phantasie darzustellen. Freilich, es ist unbeweisbar, daß der junge Goethe so vor dem Spiegel, der römische so am Fenster gestanden, der greise so auf einem Steinhaufen gerastet habe, wie Emil Ludwig dies als ein realistisch Genrebildchen vor uns hinpinselt; aber es ist kongenial gesehen, so kann, so muß Goethe in solchem Augenblick gewesen sein — man möchte es dahin steigern: es ist unanfechtbarer, daß er sich so verhalten habe, wie manches Wort, das Eckermann oder Soret oder ein Anderer protokolliert und überliefert hat. Vom historischen Roman, mit dem alle Historie sich unvermeidlich stets berühren wird, unterscheidet sie sich schließlich durch die Ausscheidung alles nachweislich und bewußt erfundenen Geschehens; aber was Ludwig in jenen Szenen tut, ist ja überhaupt nicht Erzählen, sondern Gestalten, was er uns sehen läßt, ist nicht Begebenheit, sondern Stimmung, Haltung, Gebärde. Ganz ähnlich hat uns Theodor Gomperz, ein Gelehrter der Zunft und von unantastbarer philologischer Gewissenhaftigkeit, die griechischen Denker nahegebracht; war wirft den ersten Stein auf ihn?

Überdies bilden die Szenen wohl einen anmutigen Schmuck in Ludwigs Darstellung, nirgends aber ihr Wesentliches. Wo es um Wesentliches geht, erzählt oder erwägt, berichtet oder betrachtet auch Ludwig. Es sind Höhepunkte und sandigere Strecken in seinem Werk, aber liest man es wieder, so wird es immer deutlicher, daß die sandigen Strecken denen in Goethes eigener Entwickelung parallel laufen. Die trockene und verriegelte Steifheit des alten Goethe hat uns schon Mancher mit wohlfeilen Mitteln anschaulich gemacht; die unerträgliche Verödung und Ausdörrung des Lustrums vor der Flucht nach Rom, der luftzuglosen und eingestaubten Lebenshundstage in Weimar, erleben wir durch Emil Ludwigs Darstellung mit fast peinigender Unmittelbarkeit. Längen und Wiederholungen, wie Gundolf, hat Ludwig nie; eher wohl allzu rasche Kürzen, Übergehungen und Sprünge, an Stellen, wo nicht bloß der Leser, auch der Kenner teilnahmsvoller zu verweilen wünschte. Den Frauengestalten bringt er, bei aller Klarheit und Liebe der Darstellung, Neuartiges kaum hinzu, Lili und Marianne werden auch ihm (wie mir) zu den beiden Holdinnen des Goethelebens; mit imponierender Anschaulichkeit aber, für die es nicht genug des Dankes gibt, treten die von allen früheren Goethebiographik unbegreiflich vernachlässigten Männer, die Knebel, Meyer, Voigt, Müller, Vogel, bis zum schrulligen Behrisch und zum schier hauskanzlerhaften Diener Seidel hinüber vor unser Auge und Verstehen. Hier endlich merken wir einmal, daß Goethe, wie sehr er, namentlich zeitweilig, die Frauen brauchte, dennoch nicht in ihnen aufging und sein Bestes und — Vorletztes nur Männern hinzugeben hat, woneben alles auch, was in den Briefen an Charlotte steht, kaum Drittletztes blieb. Schon indem er uns endlich den männlichen und mitmännlichen Goethe einmal klar herausstellte, erwirbt Ludwig sich einen namhaften Dank Aller, denen es um den wirklichen Goethe zu tun ist. Sein Allerhöchstes aber gibt, und wahrlich, so unglaubhaft es klingt: völlig Neuartiges weiß er zu geben von Schiller, den er in eine Glanzpartie ohnegleichen mit Goethe kontrastiert. Wie er Schillers Ambition, Schillers Diplomatie, Schillers Egoismus und noch dies und das an dem Menschen Schiller darzustellen weiß, und wie er in der Krönung dieses Ecco Homo der Todgeweihtheit Schillers ihre tiefsten und reichsten Werte abringt, aus denen uns Entscheidendes aus Schillers Leben und Schillers Werk erst begreiflich wird — das steht so weitab und so hoch über aller landläufigen Goethe-Schiller-Vergleichung, daß man hier wirklich unbescheiden wird und nicht mit der Dankbarkeit, sondern mit neuem Anspruch an den Darsteller herantritt: er möchte uns auch einen

„Schiller, Geschichte eines Menschen" machen, denn wer könnte es sonst und könnte es so?

Goethe war niemals der „Patriziersohn" (wie ein übles und übliches Klichee der deutschen Literaturgeschichtsschreibung ihn abstempelt) und Schiller nichts weniger als ein armer Emporstrebender jenem gegenüber. Schiller war der Weltgewandtere und Parkettbedürftigere, und Goethe trug nicht bloß als väterliches Erbstück, sondern auch noch als Umweltbelastung der Jugend, Tüchtigkeiten, aber auch Schwächen der Emporkömmlingschaft des Vaters durchs Leben. (Schon Heinemann, vielleicht der menschlich klügste unter den Goethebiographen älterer Schule, hat festgestellt, daß nicht einmal die Textors im Patriziat Umgang hatten). Durch Goethes ganzes Leben gehen ihm ausgesprochen kleinbürgerliche Züge nach. Er ist der großen Welt nie wahrhaft nähergekommen, hat sich bald die typische Maske des in höhere Sphären versetzten Kleinbürgers, die Steifheit und Zugeknöpftheit, zugelegt, und hat seine holdesten und herzlichsten Liebeserfüllungen bei drei Frauen, die derselben Schicht entstammen, gefunden: Friederike, Christiane, Marianne, an dreien der patrizischen, höfischen, adliger Schicht aber nacheinander Ratlosigkeit, Überdruß, Abweisung durchlitten: Lili, Charlotte, Ulrike. Seit anno 1910 habe ich diese Bemerkungen in ein stilles blaues Heft verzeichnet, mancherlei Belege und Notizen dazu gesammelt — und eines Tages sollte es einen Essay geben, dessen Titel schon jenes Heft trägt: Goethe der Kleinbürger . . . Dies schließe ich nun wehmütig fort, denn Emil Ludwig hat solche Abhandlung überflüßig gemacht. Als Erster hat er diese sozialpsychologische Welt in Goethe richtig gesehen, vollgültig belegt, sie keineswegs übertrieben. Wird nun das Patrizierklischee erledigt sein?

Wird nach diesem Menschenbuch über Goethe Vieles erledigt sein, was an teils sorglich gezüchteter, teils spontan gewucherter Legende diese Gestalt umrankt? Werden wir nun endlich anfangen können, Goethe den Menschen zu besitzen? Ich sage: anfangen, denn Ludwigs Werk ist in jedem Betracht ein Anfang, ein Ausgang. Auch in dem Betracht, daß es in seinen sozialpsychologischen Analysen, die teilweise unauffällig aber von größtem Werte sind, über seinen Gegenstand hinausweist, hinaus in die Welt, der er entstieg und als deren (trotz allem!) Bestandteil er zu leben und zu wirken gebunden blieb. Diese Welt ist das Zeitalter von etwa 1750 bis etwa 1830; das letzte Zeitalter mächtiger Geistigkeit, das die Deutschen durchmessen haben. Noch einmal galten Mensch, Geist und Schöpfung und lebten sich in höchsten Werten aus. Um 1830 sind dicht beieinander, fast symbolisch, Goethe, Hegel, und Clausewitz ab-

geschieden. Danach kam Nutzen, Ordnung, Macht: die heilige Allianz, die bis 1918 gewährt hat und da zerbrochen ist. Nun, da wir bar aller materiellen Hilfen, nur auf den Geist und aus dem Geiste bauen können, blicken wir hilfesuchend zu jener Epoche zurück. Ihre Geistesgeschichte muß uns geschrieben werden, dies wäre ein Stück Wiedergeburt. Ludwig hat einen Grundstein gelegt, vielleicht den wichtigsten, wie ja Goethe eben Inbegriff und Gipfel dieser letzten deutschen Geistesepoche war, mit Leibnitz zu reden ihre Monas Monadum. Es war ein schier verwegenes Unterfangen, nicht bloß schon wieder ein dreibändig Buch über Goethe zu schreiben, sondern die Kulturgeschichte des deutschen 18. Jahrhunderts mit der Darstellung ihres größten Phänomens zu inaugurieren. Der Wurf ist geglückt und er kann nicht fehlen ins Weite zu wirken.

SIEGFRIED VON VEGESACK

STÄDTCHEN AM ABEND

Der Abendhimmel verloht.
Mit dem letzten Rauch aus verrußtem Schlot
Speit die Fabrik Menschenkadaver hinaus.
Schatten wanken nach Haus.
Kinderhände betteln frierend um Brot.

Unten im Städtchen blinken schon freundlich die Lichter.
Amtmann und Richter,
Doktor und Rat
Sitzen beim Skat.
Um den Stammtisch sammeln sich die bekannten Gesichter:
„Habe die Ehre!"

Über den Marktplatz lümmelt der Mond ins Leere,
Stumpf und verdrossen.
Ratternd werden die Fensterrolläden geschlossen.
Ein Hund
Beschnüffelt gedankenvoll die Rathausschwelle
Und
Bezeichnet die Stelle.

Irgendwoher irrt ein Ton:
Der Herr Provisor von der Stadtkapelle
Übt auf dem neuen Bombardon.

OBERLIN AUF DER SCHWELLE

(3. Fortsetzung.)

Es konnte ihm aber nicht entgehen, daß er in Oberlin einen gewornen hatte, der ihm wesentlicher anhing und beharrlicher folgte als je einer zuvor. Den hatte er aus dem Innersten entfaltet und in die Flamme hineingetrieben, wo er nun mit Adoranten-Händen stand. Es bewegte ihn sehr. Er hätte nicht kühner begehren können als es nun die Wirklichkeit schenkte.

Manchmal schaute er in das erschlossene Jünglingsgesicht und dachte froh: ein Schüler! Was lag da nicht drin an Gewähr, an Unvergänglichem! So konnte es also sein! Manchmal auch erschrak er: bin ich dem gewachsen? Da war kein Einschränken und Sträuben: der volle Akkord aus der Tiefe, glockenklar.

Zarteste Obliegenheiten erwuchsen daraus. Selbstprüfung, Selbstbewachung; ein Führen wie an seidenen Fäden. Er wurde gespannter, elastischer, beredter. Im Maße, wie es ihn ergriff, erfuhr er die hundertmal erfahrene Angst von neuem: Angst vor Verlust, vor der Brüchigkeit, vor der Zeit und dem räuberischen Geschick. Auch dieser Ikarus wird mit in den Abgrund stürzen, sagte er sich.

Indessen wurden die anderen Knaben, namentlich die in der Kameradschaft, ungeduldig. Die Bevorzugung des hübschen, aber nach dem allgemeinen Urteil etwas simplen Oberlin verärgerte viele. Es hatte stets Begünstigte gegeben, doch so weit war es nie gediehen. Während aber die Unzufriedenheit in den meisten nur still gärte, auch durch ein Wort oder Lächeln von der Leyens leicht zu beschwichtigen war, übte Kurt Fink hämische Kritik. Dabei blieb es nicht; er verbündete sich mit dem Präfekten Rottmann, und das Einverständnis gewann herausfordernden Charakter, denn zwischen Rottmann und von der Leyen bestand eine ernstliche Verstimmung. In einer Frage von prinzipieller Wichtigkeit hatte der Präfekt dem Schulleiter Widerpart geleistet und im Verlauf einer scharfen Auseinandersetzung sogar mit der Öffentlichkeit gedroht.

Von der Leyen hatte die Verfügung erlassen, die gemeinsamen Leibesüburgen sollten völlig nackt, auch ohne die übliche Lendenhose vorgenommen werden. Er nannte dieses Kleidungsstück unzüchtig und sagte, es versetzte in den Zustand des Ausgezogenseins, nicht des Nacktseins. Die Knaben waren auf Doktor von der Leyens Seite und erklärten sich bei der Schulversammlung einhellig für ihn; darnach aber hatte Rottmann eine Gegenpartei zu bilden vermocht, die er heimlich

aufwiegelte. Er pochte auf seine Verwandtschaft mit einem der Geldgeber der Anstalt, war aber dabei ein armer Teufel, aus welchem Grunde sich auch von der Leyen nicht entschließen konnte, ihn brotlos zu machen.

„Hört mal, Kinder, so geht das nicht weiter", polterte eines Abends Justus Richter. „Rottmann schleicht im Schlafsaal herum, wenn man müde ist, spioniert und stänkert. Ich glaube nicht, daß hier gestänkert wird. Hier hat gute Luft zu sein, basta. Was hat er denn von dir gewollt, Oberlin, als er dich beiseite nahm?"

Dietrich antwortete: „Ich habe ihn nicht verstanden. Er tat so geheimnisvoll. Er sagte, Lucian beginge Unrecht an sich und an uns. Seine ideale Absicht wäre nicht zu bezweifeln, aber er wäre sich nicht klar darüber, daß er widernatürliche Triebe in uns wecke".

Richter, der schon im Bett lag, schnellte auf. „O das Schwein!" rief er. „Hier gelobe ichs, wenn er wieder das Lokal betritt, werf ich ihn die Treppe hinunter. Was für ein schmutziges Schwein. Und was hast du ihm erwidert?"

„Ja, ich wußte nicht", sagte Dietrich zögernd, „ich wußte gar nicht, was er meinte. Was sind denn das: widernatürliche Triebe?"

Herzliches Gelächter folgte der Frage. Eine Weile noch wurde Dietrich geneckt, dann drehte der Zimmerälteste das Licht ab. Mehrere schimpften, aber zehn Minuten darauf war rhytmisch durchatmete Ruhe. Dietrich allein konnte lange keinen Schlaf finden. Mitten in der Nacht erhob er sich. Mattes Licht klebte an den Scheiben; er sah die schlummernden Gesichter der Kameraden, einige glatt und heiter, einige wie im Schmerz verzogen; ein Seufzer von irgendwo, ein geflüsterter Laut wieder; draußen rauschten Bäume, es war so schwül, so eigen; auf den Zehen schlich er zum Fenster, öffnete es und beugte sich hinaus, weit, durstig, beklommen, träumend halb, die Welt war wie ein Wurm, der im Kriechen müd geworden ist und regungslos liegt, der Himmel oben, wie eine zugemachte Tür. „Was tust du Oberlin?" fragte eine leise Stimme.

Dietrich kehrte sich betroffen um. Es war Georg Mathys, der mit aufs Kissen gestütztem Arm ihn still forschend betrachtete.

Des Morgens um sieben Uhr war Wettlauf in der großen Längshalle angesagt. Als im goldigen Frühlicht die sechzehn-, siebzehn-neunzehnjährigen nackten Leiber sich geschmeidig durcheinander bewegten, hatten sie mit den Kleidern das eitel Unterschiedene abgestreift und waren sorglos spielende Fische geworden. Oberlin, von

jähem Mutwillensrausch erfaßt, führte einen Tanz aus, glitt von einem Knaben zum andern und verübte Schabernack, entschlüpfte gewandt, wenn sie ihn packen wollten, kletterte schließlich wagehalsig auf einen der Tragbalken, riß einen Glicinienzweig ab und flocht sich ihn um die Stirn. Seht, Oberlin ist nicht bei Verstand, hieß es, aber seine Ausgelassenheit war ansteckend.

Die Gruppen traten zum Lauf an. Zuerst die Kameradschaft des Präfekten Kreß. Es gab harten Kampf, von Zurufen und Händeklatschen begleitet. Ein langbeiniger Junge war dem Ziel bereits nah, da überholte ihn der dickliche Wiener Meerheim, drehte sich, als er gesiegt hatte, um und machte in der Atemlosigkeit eine so komische Triumpfgrimasse, daß das Gelächter darüber die Luft erschütterte.

Die Leyensche Kameradschaft hatte die besten Läufer. Lucian beteiligte sich selbst, was den Ehrgeiz hochtrieb. Er hatte einen mageren Pantherkörper, gestreckt, muskulös, äußerst gehorsam. Nachdem angetreten war, gab einer der Präfekten das Zeichen zum Start. Zehn Paar Füße raschelten flink über den Asphalt; es war wie wenn Tauben auffliegen. Anfangs war Kurt Fink voraus; dicht neben ihm hielt sich Georg Mathys, der prachtvoll lief, federnd, schleifend, wie mühelos. In der Mitte der Bahn gewann Oberlin die Spitze, um Armeslänge, um Meterlänge dann, behauptete sich so, den Blick trunken gegen die Zielstange gebohrt, innerlich jauchzend schon, denn er hatte sichs geschworen zu siegen. Aber da sauste ein brauner Schatten vorüber; es mußte Lucian sein; er hatte eine raffinierte Technik und versparte alle Kraft auf die letzten Sekunden.

Oberlin biß die Zähne aufeinander; der Atem sott; straffer den Nacken, lockrer die Gelenke, noch wars möglich, ihn zu schlagen; zu spät nun! Lucian war am Ziel. Dietrich stieß einen heiseren Zornschrei aus, stolperte im selben Moment und wäre gestürzt, wenn ihn Lucian nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

Sie schauten sich an, in stürmischer Blutwallung beide; Oberlin keuchend, die Wangen glühend; der alternde Mann blaß von der Anstrengung, doch seiner Überlegenheit und Stärke sich bewußt. Als er Dietrich umfangen hatte, lächelte er; es war jenes finster-zärtliche Lächeln, das wie eine Bresche seiner Einsamkeit war und sein Gesicht leidend und leidenschaftlich machte. Aber der Blick hatte etwas Mütterliches, Froh-Ergriffenes; in einer rätselvollen Regung küßte er den Jüngling auf den Mund.

Mitten in der jagenden Hitze überrieselte es Oberlin kühl. Maßloses Glück und schreckenvolles Erstaunen war in einem; das Herz stand einen Augenblick still. Als ihn Lucians Arme freigaben, taumelte er, lehnte sich an die Mauer; die Kameraden sammelten sich um ihn mit ratlosen, mit neugierigen Mienen, Kurt Fink mit einem schlimmen Zug im Gesicht.

Den Tag über bemerkte Oberlin nicht die veränderte Stimmung in der Schulgemeinde. Er war versponnen und ging allen aus dem Weg. In seinen Augen war Verklärung, aber von dunkler Tiefe her. Am Abend hörte er, es sei zwischen Doktor von der Leyen und Rottmann nach einem häßlichen Auftritt zum Bruch gekommen; der Präfekt verlasse die Anstalt. Beim Aufstehen vom Essen trat Justus Richter zu Oberlin und raunte ihm zu: „Nimm dich in Acht, es geht was vor". Lucian blieb unsichtbar; nachdem ihn Dietrich gesucht und vergeblich auf ihn gewartet hatte, trieb es ihn ins Freie; er legte sich unter einen Baum und schaute mit glänzenden Blicken himmelan.

Als es finster geworden war, kehrte er zurück und mischte sich unter die Gruppen vor dem Haus. Es war in allen eine gehemmtere Bewegung als sonst; der schwül-farblose Abend drückte vielleicht, eine von den Sommernächten, in denen Jugend zur Bürde wird und Gedanken wie Wunden sind. Unversehens war Kurt Fink an Oberlins Seite, schob vertraulich den Arm unter seinen und zog ihn von den andern fort. Er plauderte von den bevorstehenden Ferien, von Berlin, für das er schwärmte, von Theatern, Zirkus, Kabarets, schönen Weibern; von Lucian unvermutet, an den er in einem Atem Lob und Zweifel hing; von einem jungen Mädchen dann, das er seine Verlobte nannte; Oberlin war überrascht und horchte auf, aber es ging so eilig, schon wieder sprach er von Lucian, beugte sich vor und starrte Dietrich lachend ins Gesicht; er konnte liebenswürdig sein, in einer durchtriebenen Art; er fragte, ob es wahr sei, daß ihn Lucian geküßt; er, Fink, sei zu fern gestanden, die Jungens hätten es erzählt. Doch traf es ja nicht zu, Dietrich erinnerte sich aus der fiebrig-schamhaften Verwirrung, daß er gerade Finks Gesicht unangenehm nah gesehen. Er machte sich los. Warum er so rot werde? rief Fink schadenfroh, warum er wie eine Jungfrau erröte? Darauf trat er dicht herzu, faßte seine Hand und sagte, sie wollten Freunde sein, Oberlin gefalle ihm, die Rüpelei neulich am Klavier sei nur aus Wut geschehen, weil ihn Dietrich vor der Kameradschaft immer geschnitten habe.

(Fortsetzung folgt.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Januarwoche.

Gegen Ende des Jahres stellte sich das Verhältnis zwischen Notenumlauf und Metalldeckung in einigen der wichtigeren Länder wie folgt:

		Metallbestand	Notenumlauf	Also Deckung
Vereinigte Staaten	(Milliarden Dollar)	2.895	2.293	126 Prozent
England	(„ Pfund)	0.128	0.123	108 „
Schweiz	(„ Francs)	0.657	1.009	66 „
Holland	(„ Gulden)	0.613	1.057	61 „
Rumänien	(„ Lei)	4.581	13.709	33.5 „
Frankreich	(„ Francs)	3.576	37.123	9.7 „
Tschechoslowakien	(„ Kronen)	1.084	12.129	8.1 „
Belgien	(„ Francs)	0.327	6.335	5 „
Deutschland	(„ Mark)	1.007	113.140	0.9 „
Polen	(„ p. Mark)	0.064	207 029	0.03 „
Oesterreich	(„ Kronen)	0.008	160.199	0.005 „

Diese Statistik beweist auf's neue, daß kein entscheidender Zusammenhang zwischen Papiergeldeckung und Papiergeldbewertung existiert. Denn käme es auf die relative Deckungshöhe an, so müßte die englische Valuta weit besser als die schweizerische oder holländische, die tschechische weit besser als die belgische stehen, die rumänische müßte mindestens halb so hoch wie die schweizerische, die französische fast doppelt so hoch wie die belgische bewertet werden. Das alles ist positiv nicht der Fall, die Valutagestaltung wird also offenbar von anderen Elementen bestimmt als von der Metalldeckungshöhe.

Die Spatzen pfeifen sich von den Dächern, daß es kein unnötigeres Möbelstück in unserer Administration gibt, als das Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft. Alle wirklich bedeutsamen Angelegenheiten sind längst auf die Landwirtschaftsministerien der Länder übergegangen und wenn man etwa sagen sollte, daß das Ministerium noch um seines Leiters, des stillen, geschmeidigen und polyglotten Götterboten willen unterhalten werden müsse, so ist darauf zu antworten, daß dieser Unentbehrliche vorerst ja noch im Finanzministerium und sehr bald, menschlichem Ermessen nach, im Washingtoner Botschaftsgebäude seine Bleibe hat. Der Reichsratsausschuß, der mit Prüfung dieses Abschnittes im Budget pro 1922 befaßt wurde, hatte also wirklich beschlossen, mit der vielgeforderten Ersparungspolitik auch hier einmal Ernst zu machen

und dem Plenum zu empfehlen, den gesamten P rsonalbedarf dieses Ministeriums nur noch bis 1. Oktober 1922 zu bewilligen. Das Plenum hat diesen Antrag auf Betreiben Bayerns mit 45 gegen 18 Stimmea zwar abgelehnt, dagegen hat es eine ganze Reihe sofort vorzunehmender Personalabstriche genehmigt und eine weitere erhebliche Anzahl von Beamtenstellungen als „künftig fortfallend" deklariert. Gegen diese Abstriche erhob, Preßnachrichten zufolge, nur die Reichsregierung selbst Widerspruch, und ihre Motivierung war so eigentümlich, daß man sie vor dem Dunkel des Vergessenwerdens bewahren muß. Der Regierungsvertreter „erklärte die Abstriche im Personaletat für bedenklich, namentlich mit Rücksicht auf die Stimmung der mittleren und höheren Beamtenschaft. Wenn eine so große Anzahl von Stellen künftig wegfallen solle, würde die Anstellungs- und Beförderungsfrist unter Umständen um acht bis zehn Jahre hinausgeschoben werden." Ja, mein Gott, sind denn die Beamten um des Ministeriums oder ist das Ministerium um der Beamten willen da? Sind die Büros Mittel zum Zweck oder Selbstzweck? Es scheint, daß der Regierungsvertreter hier ganz naiv das letztere unterstellt. Wie groß aber das Mitgefühl mit den Betroffenen auch sein mag: mit solcher Einstellung ist es offenbar nicht möglich, den Abbau der öffentlichen Personalaufwendungen so energisch zu betreiben wie es notwendig ist.

Die deutschen Aktiengesellschaften haben nach der endgültigen Feststellung im Jahre 1921 für Neugründungen und Kapitalserhöhungen insgesamt 20,26 Milliarden Mark aufgebracht, gegen 8,70 im Jahre 1920. Der Anteil der Neugründungen an der Gesamtsumme stellt sich etwas höher als im Jahre zuvor: 20,2 gegen 17,8 Prozent. Besonders interessant aber ist ein Überblick, wie sich die Kapitalsveränderungen auf die einzelnen Gewerbegruppen verteilen. Die sechs Spitzengruppen seien rubriziert:

Neugründungen		Kapitalserhöhungen	
	Mark		Mark
Maschinenindustrie	408 Millionen	Banken	9319 Millionen
Handelsgewerbe	349 "	Maschinenindustrie	1944 "
Metallverarb.-Industrie	265 "	Elektrizitätswerke	1366 "
Textilindustrie	226 "	Textilindustrie	843 "
Versicherung	216 "	Metallverarb.-Industrie	807 "
Banken	208 "	Elektrotechn. Fabrik	595 "

Mit Kapitalserhöhungen marschiert das Bankgewerbe also bei weitem an der Spitze, sein Neubedarf belief sich fast auf die Hälfte jener ganzen 20 Milliarden. An Neugründungen aber marschiert es weit hinten, — die vielen neuen Banken, die im letzten Jahre entstanden, sind fast durchweg G. m. b. H. oder offene Handelsgesellschaften.

Die Leipziger Handelskammer hat dem Reichswirtschaftsministerium vor kurzem die Anregung unterbreitet, Maßnahmen gegen Vergnügungs- und Erholungsreisen von Ausländern in Deutschland zu treffen. Sie erklärte später, ihre Eingabe sei keineswegs nationalistischen Motiven entsprungen, sondern lediglich der sozialen Erwägung, daß „schon im vergangenen Sommer eine große Reihe von Kur -und Fremdenorten so von Ausländern überfüllt war, daß besonders den minderbemittelten Kreisen der deutschen Bevölkerung ihr Erholungsaufenthalt an diesen Orten außerordentlich verteuert, ja, zum Teil unmöglich gemacht worden ist. Nachrichten, daß diese Verhältnisse im kommenden Jahr noch viel schlimmer werden würden, ließen der Kammer die Eingabe angebracht erscheinen". Das ist eine vernünftige Begründung, der auch noch die andere hätte hinzugefügt werden können, daß, wie sehr auch der Zustrom ausländischen Geldes nach Deutschland erwünscht sein mag, gegenwärtig doch nur ein unterwertiges Entgelt für den Konsum dieser an sich willkommenen Gäste eingetauscht wird. Die Leipziger Handelskammer schlägt daher „eine allgemeine gleichmäßige Besteuerung der ausländischen Vergnügungs- und Erholungsreisenden" vor, „wodurch vor allem ein Ausgleich der Valuta herbeigeführt, im übrigen aber jede Sonderbehandlung der Fremden vermieden werden soll . . . Der Natur der Sache nach handelt es sich dabei . . . . nur um Maßnahmen vorübergehender Art, die sich mit der Besserung der Valuta (oder, hätte ergänzt werden können, mit etwaiger Angleichung des innerdeutschen Preisniveaus an das weltgültige) von selbst erübrigen". Wird das Reichswirtschaftsministerium oder werden auch nur die besonders exponierten Kommunen dieser Anregung prüfend nachgehen? Das Tage-Buch hat einigen Anlaß, daran zu zweifeln. Denn es hat den grundsätzlich gleichen Vorschlag schon im November, in der „besten Zeit" also, formuliert und den beteiligten Instanzen zugänglich gemacht, ohne daß sich auch nur ein Hähnlein gerührt hätte. Damals wurde an dieser Stelle die „Währungsausgleichssteuer" empfohlen, und es sei gestattet, die entscheidenden Sätze noch einmal zu wiederholen: „Es handelt sich um eine Wohnungs- und Hotelzimmersteuer. Aber nicht um die 10 prozentige Fremdensteuer, die von vielen Städten schon jetzt, gleichmäßig für In- und Ausländer, erhoben wird. Sondern um eine Valutasteuer. Auch nicht um den Valutaaufschlag, den die Gastwirte früher einmal privatim versucht hatten (und der sich nicht aufrechterhalten ließ, weil hinter der privaten Erhebung weder genügend Autorität noch genügend objektive Berechtigung steckte.) Sondern um öffentliches Recht und öffentlichen Gewinn.

Ein Amerikaner, der heute 120 Mark = 40 Cents für ein Zimmer zahlt, kann gut und gern, ohne deshalb noch über teure Preise klagen zu müssen, 300, 400 oder auch 500 Prozent Aufschlag entrichten . . . Es ist nicht einzusehen, warum sich Berlin und die übrigen Gastkommunen diese Millionen noch länger entgehen lassen sollen". Sie werden sie sich aber offenbar doch so lange entgehen lassen und das wirtschaftsregulierende Ministerium wird offenbar so lange verabsäumen, sie auf diesen Weg zu nötigen, bis nach Fortfall der Ernährungs- und Wohnungsbausubsidien, nach valutagemäßer Tariferhöhung und dergleichen kein Unterschied zwischen In- und Auslandspreisen mehr bestehen und darum kein Rahm mehr abzuschöpfen sein wird.

In allen Ländern, steigend aber mit dem Währungsverfall, gibt es neben dem Stande der nouveaux riches auch einen Stand der nouveaux pauvres. Er rekrutiert sich zumeist aus dem früheren Rentner- oder Intellektuellenmittelstand. Wie erbärmlich die Dinge hier liegen, das wird in besonders krasser Weise aus Verhandlungen klar, die jetzt zu einer Streikdrohung der niederösterreichischen Ärzteschaft geführt haben. Der österreichische Index zeigt gegenwärtig eine 600fache Preissteigerung gegenüber dem Frieden. Ein Kilo Schweinefleisch kostete letzte Woche im Großhandel 1800 Kronen, Arbeiterlöhne von 4—5000 Kronen täglich sind keine Seltenheit. Aber ein Stadtarzt in einem Wiener Vorort, der unter anderem 300—400 Totenbeschauungen vorzunehmen hat, erhält noch ein Monatsfixum von 92 Kronen. Die beiden Krankenkassenärzte des Ortes, die zuweilen bis 100 Ordinationen täglich zu erledigen haben und daneben noch etwa 20 Besuche, stellen sich auf nicht mehr als 3000 Kronen wöchentlich. Die Spitalärzte haben es etwas besser; sie erreichen ganze 4000 Kronen wöchentlich, und es soll schon vorgekommen sein, daß alle Ärzte zusammen das Einkommen des Laboratoriumsdieners einstreichen konnten. Dagegen muß sich der Schularzt, der zu 1stündiger täglicher Visitation und zur Führung der Protokolle verpflichtet ist, vorerst noch mit 19 Kronen wöchentlich behelfen und der Gerichtsarzt muß froh sein, wenn er für jeden Krankenbesuch im Gefängnis 2 Kronen erhält. Berufsfreudigkeit, Ernst, Wiederstandskraft und Fortbildung müssen in solcher Lage allmählich vor die Hunde gehen. Die niederösterreichischen Ärzte erklären, lieber Müllkutscher werden zu wollen als diese Verelendung noch länger zu ertragen. Aber was soll aus einem Volke werden, dessen Intellektuelle langsam das Mistfahren als erstrebenswertes Ideal ansehen lernen?

DR. HANS VON ECKARDT

DIE ORGANISATION DES RUSSISCHEN AUSSENHANDELS

Welche Staatsform in Rußland gegenwärtig eigentlich herrscht und wie die wirtschaftliche Struktur dieses Landes gährender Unrast und fortgesetzter Umwälzungen eigentlich zu benennen sei, das zu erörtern, wäre heute müßiger als je. Wichtiger als eine schematische Eingliederung aller Einzelerscheinungen in einheitliche gedankliche Formen scheint mir die Feststellung, daß im Osten jetzt nicht mehr versucht wird, ein konstruiertes Vorbild planmäßig zu verwirklichen, daß nicht mehr versucht wird, Theorien in Praxis umzusetzen, sondern neue Formungen einer von Grund aus veränderten Struktur zu finden. Allerdings können es manche der Kommissare noch immer nicht unterlassen, stets neue Theorien zu erfinden, die auf die gegenwärtigen Zustände und Gebilde passen sollen; aber wesentlich ist doch, daß jetzt zuerst gehandelt und dann erst theoretisiert wird.

In praxi weist die Wirtschaft des Sowjetstaates heute sowohl staatskapitalistische und privatwirtschaftliche, wie staatssozialistische und kommunistische Züge auf. Lenin, einer der nüchternsten Praktiker, die je im mystischen Rußland gelebt haben, legt den Nachdruck hierbei auf jene „Säulen" des Staatssozialismus, mit denen man den kleinbürgerlichen Kapitalismus beherrschen will: auf die Naturalsteuer, die den Staat zum Verwalter eines sehr ansehnlichen Teiles der Bodenerträge machen soll, auf die volle Verstaatlichung der Verkehrsmittel, auf zentralisierte Industrietrusts und auf das Außenhandelsmonopol.

Die Naturalsteuer hat dem Staate kaum die Hälfte dessen eingebracht, was man sich von ihr versprach; sie sollte die Requisitionen ersetzen, sollte, indem sie dem Bauern das freie Verfügungsrecht über etwa zwei Drittel seiner Ernten beläßt, ihn zur freiwilligen Abgabe des letzten Drittels anhalten. Der Bauer weigerte sich jedoch, zumal im letzten Jahre, auch nur dies Drittel herauszugeben, und es mußte in vielen Fällen eben doch mit Gewalt requiriert werden. Das war ein Fiasko dieser gern idealisierten und in weitschichtigen Theorien verankerten Maßnahme; aber da der Staat, um seine Soldaten und Staatsbeamten zu ernähren, nun einmal zu Getreide kommen muß, und da er keine Waren und keine Zahlungsmittel besitzt, die dem Bauern sein Getreide aufwögen, wird die Naturalsteuer, ob unzulänglich oder nicht, doch bestehen bleiben müssen. Nur betrachtet man sie jetzt mit anderen Augen als anfangs. Da den Hungergebieten in umfassender Weise doch nicht mit ihr ge-

holfen werden kann, da ein andrer als gewaltsamer Druck auf die Bauern offensichtlich auch nicht auszuüben ist und da schließlich der wiedereröffnete freie Handel und Innenmarkt wenigstens Teilen der Bevölkerung irgendwie zu Nahrungsmitteln verhilft, gibt man dies Gebiet der Wirtschaft eben vorläufig ziemlich ganz auf und konzentriert mit revolutionärer, wirklich staunenswerter Energie alle Bemühungen auf den Außenhandel und auf die Voraussetzungen, deren er, wenn er sich entwickeln soll, bedarf.

Dabei ist man der Meinung, daß das Monopol des Außenhandels unbedingt bestehen bleiben müsse; mindestens ist das die offizielle Meinung, wenngleich viele Kommunisten und Kommissare auch gegenteiliger Ansicht sind. Muß nun aber zugegeben werden, daß zu Beginn der Handelsbeziehungen mit dem Auslande, also vor etwa zwei Jahren, tatsächlich nur der Staat Außenhandel treiben konnte, — (denn er allein verfügte über bare Goldvorräte und Zahlungsmittel), — so liegen heute, wo Gold und Devisen verausgabt sind, die Dinge doch anders. Es ist nämlich bisher nicht gelungen, einen größeren Exportfonds zu schaffen, d. h. ausführbare und verkäufliche Rohstoffe in die Häfen zu bringen; ebensowenig wie sich die Regierung bisher nennenswerte Warenkredite zu verschaffen vermochte. Wenn es nun zu Zeiten der „Diktatur der Organisation" nicht gelang, die Rohstoffe zu erfassen und die sozialistische Produktion zu steigern — ist es da nicht ein nutzloses Beginnen, jetzt, nach Abbau der inneren Zwangswirtschaft, das Außenhandelsmonopol vereinsamt aufrecht zu erhalten?

Aber die Sowjetregierung will dieses dem Auslande gegenüber sichtbarste Instrument der wirtschaftlichen Beherrschung des Landes nicht aus der Hand geben und erklärt deshalb, daß es aus binnenwirtschaftlichen Gründen unersetzbar und unerläßlich sei. Da im Auslande naturgemäß nur das bestellt werden kann, was auch bezahlt zu werden vermag, da als Zahlungsmittel heute aber nur Exportgut in Frage kommt, so hält sie strikte daran fest, diese letzten Mittel Rußlands nur durch die Hand des Staates ausgeben zu lassen. Folgendermaßen: Wer Waren braucht, nennt dem Außenhandelskommissariat seine Wünsche und überantwortet ihm dafür die gegenwertigen Ausfuhrwaren. Die Außenhandelsstellen im In- und Auslande suchen sich Käufer dafür, leiten die Exportware zum Weltmarkt und bestimmen Preise und Bedingungen. Die Besteller andrerseits, — Genossenschaften, Kartelle und Private, — erhalten von der Regierung nachher die gewünschten Waren, die vom Auslande eingetauscht wurden. Dem Auslande gegenüber jedenfalls ist und bleibt die Sowjetregierung einziger Käufer und Verkäufer.

Politisch ist dies System sicherlich ein sehr großer Vorteil für die Sowjetregierung; denn mit seiner Hilfe kann sie als gewichtiger Abnehmer und als Rohstofflieferant für sich und den Staat manche Konzessionen erwirken, kann den Handel regulieren und möglicherweise auch bedeutsame politische Kompensationen erzielen. Aber wirtschaftlich ist es ein sehr umständlicher Weg, der hier beschritten wird: ein ungeheuerer bureaukratischer Apparat, der sehr schwerfällig arbeitet, schiebt sich in den direkten Handel hinein; Abnehmer und Verkäufer treten in keinerlei Berührung miteinander; jeder Einfluß auf Qualität und Wesen der Ware, die der Abnehmer braucht, ist ausgeschaltet. Die Sowjetregierung kann auch die Fachkenntnisse des Spezialhändlers nicht haben, sie hat keinen Einfluß auf die Entstehung, Konservierung und Verpackung der ihr überlassenen Rohstoffe usw. Das Resultat: einerseits monatelanges Lagern der ankommenden Auslandswaren in Petersburg, Moskau und anderen Zentralen nebst Weigerung der Abnehmer, die durch überlanges Lagern entstandenen Kosten, Verluste, Verderbnisse zu tragen; andrerseits ein Hinwerfen der russischen Exportware auf den Weltmarkt, von Ware, die schließlich Niemand kaufen will, weil sie falsch und ungenügend konserviert ist. (Im Hamburger Freihafen faulen z. B. 4000 Tons Caviar der Sowjetregierung, mangelhaft konserviert und zu teuer für Europa!)

Aber selbst wenn diese Übelstände beseitigt werden könnten: das Problem liegt noch tiefer. Ein Teil der Wirtschaft ist freigegeben. Über viertausend Industriebetriebe sind verpachtet; der Staat hat nur noch ganz geringen Einfluß auf sie. Wollte er Abnehmer ihrer Erzeugnisse sein, so müßte er sie bezahlen. Mit Sowjetrubeln? Die sind längst billiger als Stroh; und das Unternehmen braucht Material, Werkzeuge, Maschinen. Die kann der Staat nicht liefern, da er keine Kredite erhält. Die Unternehmen selbst aber könnten, wenn sie über ihre Produktion frei zu verfügen vermöchten, sehr wohl Kredite erhalten. Es liegt also ein circulus vitiosus vor, — nur zu beseitigen, wenn die Sowjetregierung große Mittel zur Hand hätte. Aber die hat sie eben nicht. Ausführen konnte sie in den 9 ersten Monaten des vergangenen Jahres rund 90000 Tons — davon ist jedoch nur ein Teil bisher verkauft worden. Noch immer lagert in Riga Holz, zum Weiterversand bestimmt, ohne Abnehmer zu finden. Ein Viertel der Einfuhr, rund 137 500 Tons vornehmlich Metallwaren, Maschinengeräte usw., stammte aus Deutschland; — aber nur 400 Tons Flachs, Häute, Felle und Asbest konnten nach Deutschland geschafft und verkauft werden. Deutsche Unternehmer erklären, Abnehmer für jede Menge Erze, besonders Mangan, aber auch

Kupferspäne, Schrott usw. sein zu wollen; man weiß, wo es in Rußland liegt, — z. T. in Petersburg selbst, — man erklärt, man wolle es holen, bezahlen, Waren dafür liefern. Die Sowjetregierung verhandelt ein Jahr lang hierüber, drückt und manipuliert mit den Preisen — und es kommt dennoch zu keinem Geschäft. Petersburg und das Hinterland aber schreien nach Auslandswaren!

So geht es eben einfach nicht! Auf dem inneren russischen Markt beginnt ein reges Leben, alle Faktoren des Handels entgleiten der Sowjetregierung immer mehr, sie wird systematisch von der Natur der Dinge ausgeschaltet; aber den Auslandshandel hält sie weiter fest, obwohl sie nicht einmal die umherliegenden Rohstoffe zu greifen vermag. (Konnte irgendeine Regierungsmaschine der Welt überhaupt je schon alles das erfassen, was sie zu erfassen sich vornahm? Entzog sich die lebendig erscheinende Ware nicht immer noch jedem Zugriff?) . . . Die Regierung muß also ihre Maschine leer laufen lassen.

Rein tatsächlich: es scheinen keine Aussichten vorhanden zu sein, die Rohstoffmengen zu beschaffen, die man ausführen will; und führt man sie aus, so fehlen die Käufer. Die Sache liegt doch so: die Sowjetregierung braucht enorme Kredite in erster Linie, um Waren kaufen zu können. Verzichtete sie nun wenigstens teilweise darauf, diese für die innere Wirtschaft zu beschaffenden Kredite, selbst aufzunehmen, so wäre sie einer Sorge ledig. Die bereits privatwirtschaftlich eingestellte Wirtschaft, (selbst die vom Staate geleiteten, aber nach Innen hin selbständig sich versorgenden, „kapitalistisch" arbeitenden Trusts) müßte sich dann selbst um Auslandskredite bemühen und würde sie (wenn auch vielleicht nur unter der Bedingung einer Betriebskontrolle durch ausländische Spezialisten) wahrscheinlich auch erhalten. Allerdings: nach Preisgabe des Außenhandelsmonopols hätte die Sowjetregierung von sich aus den Bauern wieder keine Waren zu bieten und erhielte wieder kein Getreide von ihnen. Aber im Resultate bleibt sich die Sache beim notorischen Versagen des Monopols ja doch gleich.

Man muß somit beinahe annehmen, es seien in Wahrheit nicht wirtschaftliche Gründe, die die Sowjetregierung davon zurückhalten, das Außenhandels-Monopol aufzugeben, sondern, neben Prestige-Rücksichten, die politische Absicht, lieber zu darben als auf dieses letzte Machtmittel, das ihr eine Einwirkung auf den russischen Produktionsprozeß gestattet, zu verzichten. Der Wunsch, wirtschaftliche Probleme mit Machtmitteln zu meistern, hatte bereits ein Fiasko nach dem anderen zur Folge. Dennoch erfand man stets neue Druckmittel, umkleidet mit dem lasten-

den Mantel der Organisation. Die Organisation erstickte die sozialisierte Produktion, eine neue Organisationsform hungert Rußland aus. Aber wie sagte doch Lenin auf dem 9. Kongreß der Sowjets? „Bei uns gibt es viele Leute, die nichts lieber tun, als alles ständig umzuorganisieren. Aber von diesem ewigen Organisieren entsteht nichts als eine so gewaltige Not, wie ich keine größere in meinem Leben gesehen habe . . . „Sollte er also nicht auch auf dem Gebiete des Außenhandels bald zur Abkehr vom starren Organisationssystem reif geworden sein, sollte der Sowjetstaat nicht zum Verzicht auf eine Methode zu bewegen sein, die, wie kaum eine andere, ihm selber schadet?

Die Wirtschaftskonferenz von Genua wird, wie jetzt bekannt wurde, über die Wiederaufbauprobleme Rußlands mit Kommissaren zu sprechen haben, die gleichzeitig auch das Außenhandelsmonopol vertreten. Sie sollte darum nicht versäumen, gerade auch diese Spezialfrage mit ihnen zu erörtern. Fürchten die Sowjetleute den allzu weitgehenden Einfluß der Exporteure und Importeure des Auslandes, so wäre gewiß über Mittel und Wege zu reden, die der Sowjetregierung billigerweise eine bestimmte Kontrolle zur Regelung des Handels und zur Verhütung des völligen Ausverkaufs Rußlands auch weiterhin sichern könnten. Aber wie man vom Arzte nicht Heilung erwarten darf, wenn man ihn nicht an das Bett des Kranken läßt, so kann der Osten nicht gesunden, wenn der ausländische Handel, dessen er so bitter bedarf, durch schier unüberwindliche Schranken von Rußland fern gehalten wird.

DARF MAN FRAGEN — — — —?

Die Anglo-Continentalen-Guano-Werke in Hamburg nehmen wieder einmal übel. Das tun Aktiengesellschaften oft, ohne damit freilich die Bewegung der Kurse aufhalten zu können, zumal auch die Presse solche Dementis behaupteter oder nicht behaupteter Tatsachen, die in fast regelmäßigen Zwischenräumen auf die Redaktionstische niederflattern, mit der Zeit recht kühl aufzufassen gelernt hat. Eine gewisse Sensation könnte bei solcher Abstumpfung höchstens noch erregen, wenn die Verwaltung eines Tages erklären würde, die Anglo-Guano-Werke bestünden überhaupt nicht, sondern seien bloß ein Phantasie-Produkt der Börsenspekulation. Das soll demnächst kommen. Darf man inzwischen nun aber einmal recht klar und deutlich fragen, warum sich die Verwaltung so stark für den Kurs ihrer eigenen Aktien interessiert?

*

An der Börse besteht die an und für sich recht vernünftige Angewohnheit, bei der Kursfestsetzung eines Papieres die jeweiligen Haupt-Interessenten hinzuzuziehen. Diese Einrichtung ist allerdings weniger um der Bequemlichkeit der Makler willen, als vielmehr im Interesse des Kursausgleiches geschaffen worden. In manchen Werten hat sich die Sachlage jetzt aber so gestaltet, daß der Hauptinteressent, wenn er ein Interesse daran hat, keinen Kurs zustande kommen zu lassen, wenn er beispielsweise die zur Notiz verlangte Ware nicht zur Verfügung stellen will, bei der Notierung einfach nicht erscheint, sodaß Strichnotiz erfolgt. Welche Manipulationsmöglichkeiten sich findigen Köpfen hier eröffnen, braucht nicht erst des näheren ausgeführt zu werden. Darf man fragen, ob die Kursfestsetzung eine Amtsaufgabe des Maklers ist, oder ob sie lediglich dem Geschäftsbedürfnis des einzelnen Interessenten überlassen werden soll.

GLOSSEN

„MÜNCHEN, DEUTSCHLANDS DÜMMSTE STADT"

Von einer großen Zahl Protesten gegen den Aufsatz in Nr. 2 drucken wir loyaler Weise die schärfsten ab.

1

Indem daß nämlich mein Vater selig Josef Filser d. Ae. mit dem Schreiben gar nicht so beieinand war, seine die Briefe von ihm alle gar nicht von ihm, sondern hat der verstorbene Herr Thoma, wo ein Bekennter von ihm war, aufgesetzt. Da ist aber nichts weiter dabei, weil es ein Krampf war und nicht im Ernst. Darum daß Sie nicht glauben, diesen Schrieb hätt auch ein anderer geschriebn, bin ich der Sohn, Filser Josef junior, der das mit der Hand Ihnen schreibt und wie mein Vater selig im Landtag ist, weul ich das Verdrauen genüßen tuhe von meine Mitbürger Alleweul. Daß Sie es nur verstegen. Sie sinds ein Ehrenmann, hat inser Doktor Heim zu mir gesagt neilich, und er ist auch einer, der es wissen muß. Und der Herr von Kahr hat mir seine Pratzen hingestreckt. Jetzt aber, daß München so saudumm worden is, wie Sie in Berlin natirlich schreim, so ist das erstens eine Gemeinheit und zweitens uns grad recht so. Mir wern noch viel dimmer, das kennens glaubn. Weils mir nemlich die Gscheidheit schon lang gfessen ham. Ihr wollts ja nur net, daß mir regiern und nemmts uns insere Hoheitsrechte. Erst den Kini, dann die Post, dann die militerische und dann die Gfangenen was mir gmacht ham und fest eingsperrt. Aber da seids ausgrutscht, oha. Und dann iberhaupts, kann des Minchen gar net bled gnua sein, vastanden? Wer hat denn die Ordnung wieder hergestellt nach dem Saustall von der Reteregierung? Das waren mir, die wo vom Land einmarschiert und die Bazi zammgeschossen ham, und da sein mir und da bleim wir. Der Kahr war der recht Mann, und daß es der Lerchenfeld bleibt dazu sein mir da. Und daß die par Schlawiner und Geleerte und so Gschmeis unsern Butter net kaffen kennan, weil mir dafür inser Geld verlangen, das is uns ganz wurscht. Solns nach Berlin gehn. Wo so gscheit is. Mir san bled, aber mir ham a Geld wie es im Liede heißt. Mir von der Regierung sein stolz drauf, daß insere Haupt- und Residenzstadt so bled is. Und, um mich palamentarisch auszudricken, mir von der Regierung wern alles tun was in unsern Kreften liegt, daß es aso bleibt. Da feit si nix. Und werten nicht eher ruhen, bis das nicht unser Kenig das ganze wider krönt mit seinem geliebten Haupte, das fir das Volk schlegt. Das druckens in Inerer Zeitung wo gar so gscheid is.

Josef Filser Junior,
Landtagsabgeordneter.

2

Sehr geehrter Herr W., Sie unterschätzen die Intelligenz des Münchners. Im Jahre 1913 bereiste ich mit einem „Münchner Dorf" den schwarzen Erdteil: es bestand aus 43 typischen Münchnern typischer Münchner Betätigungen und beiden Geschlechtes. Mein „Münchner Dorf" zeigte Biertrinken, Malen, Weißwurstessen, Franseetanzen, Schuhplatteln, Schwabing,



Politisieren. Ich muß sagen, die Leistungen der Münchner hatten einen durchschlagenden Erfolg. Besonders bei den Kaffern, wo wir unser Gastspiel verlängern mußten. Die Nummer Politisieren mußten wir immer dreimal wiederholen, — den Kaffern war der ganze Bauch eine Falte, so lachten sie. Ich kann, Ehre dem Ehre gebührt, den Münchnern hinsichtlich Intelligenz nur das allerbeste Zeugnis ausstellen.

Ottomar Haase,
Schaustellungsbesitzer aus Zittau i. Sachsen

3

Sehr geehrter Herr, ich bin seit dreißig Jahren in München als Maler ansässig, liebe diese Stadt und ihre Bevölkerung, aber durchaus nicht kritiklos. Daß sie es z. B. duldet, daß der gute weltbekannte Ruf der Münchner Malerei durch Ausstellungen eines Schmierers wie Kokoschka leidet, ja daß ein Kaspar sogar hier Professor ist, das könnte mich fast geneigt machen Ihnen was die Intelligenz der Münchner betrifft recht zu geben. Aber das sind nur Ausnahmeerscheinungen. Gegen das feste solide Gefüge unserer guten Münchner Kunst vermögen solche Anschläge nichts. Immer noch erfreut sich München des alten Rufes, daß man hier im Sommer und zu erschwinglichen Preisen Gemälde kaufen kann, die jeder bürgerlichen Wohnung zur Zierde gereichen. Sie werden mir als Maler das Urteil hinsichtlich der Intelligenz absprechen. Aber Zahlen beweisen. Ich male z. B. seit 22 Jahren das Sujet Dachauerin in der Haube. Ich habe es in dieser Zeit 93 mal verkauft, und die meisten Verkäufe fallen in diese letzten Jahre, denen Sie besonders die Dummheit Münchens zuschreiben. Aber der erwähnte Umstand dürfte doch wohl dagegen sprechen. Auf Ihre übrigen Anwürfe gehe ich nicht ein, weil es unter meiner Würde als akad. Kunstmaler ist.

Hochachtungsvoll
Prof. Anton Niederer, Luisenstr. 90.

4

Daß die Münchner nicht gerade helle sind, wissen wir nicht erst seit gestern. Eben darum sind wir ja auch hier. Mit den Münchnern werden wir so Gott will das alte Preußen wieder aufrichten. Dazu brauchen wir sie so wie sie sind. Wären sie anders, könnten wir unsern Traum begraben. Ich brauche wohl nicht mehr zu sagen.

von L., General der Kavallerie.

5

Ganz richtig! Ich war jetzt acht Wochen in Berlin, wo ich einen Freund habe, der an der Börse ist. Ein Schieber, aber wo sich lohnt, weil er eine Intelligenz hat. Münchner kenn ich mehrere, die glauben, sie sind Schieber, weil sie hundert Eier kaufen und ums doppelte verkaufen. Sie haben nix im Hiern und darum nix im Portmonnä.

Ihre liebende Centa M.

6

Herr Tagebuch! Sie schreiben, die Maler sind die blödesten Mitbürger, allen geistigen Dingen unzugänglich. Verehrter Herr, Sie leben wohl noch im Zeitalter der Postkutsche. Was glauben Sie wohl wie gescheit heutzutuge ein Maler sein muß, um alle die Dinge zu verstehen, die die Herren Kritiker über ihn schreiben? Erst war der Hausenstein da, da haben wir nichts verstanden; jetzt schreibt der Konrad Weiß, da verstehen wir erst recht nichts. Geschwolle er reden die Kritiker in eurem gescheiten Berlin auch nicht. Nein, heute muß ein Maler schon sehr gescheit sein, ehe er sichs leisten kann, dumm zu sein. Gauguin lief bekanntlich zu den Südseeinsulanern, um keine Druckerschwärze mehr sehen zu müssen. Wie wär's, wenn wir alle Schriftsteller auf einen anderen Planeten exportierten? Damit die Welt wieder ein wenig dümmer würde?

Ergebenst ein Maler.

NEUE BLICKE HINTER DIE KULISSEN VON VERSAILLES

Außer den ernsthaften Büchern, die im vorigen Jahre den Lesern des Heftes 50 gestatteten, einen Blick „Hinter die Kulissen von Versailles" zu tun, sind noch eine Reihe anderer erschienen; sie versuchen den tragischen Geschicken, die sich dort abgerollt haben, eine heitere Seite abzugewinnen. Das neueste dieser Art stammt von einem englischen Journalisten namens Vernon Bartlett, und ist unter dem Titel „Behind the Scenes at the Peace Conference" soeben in London erschienen. Da Bartlett keine Quellen angibt, müssen wir seine Angaben auf Treu und Glauben hinnehmen; wir werden aber gut tun, uns auf diejenigen zu beschränken, die, selbst wenn sie nicht wahr sein sollten, den Charakter einer gut erfundenen Anekdote haben. Immerhin ergibt sich auch aus diesem vergnüglichen

Plauderbuch, einen wie ernsthaften Kampf Wilson um seine Ideale führte, und daß er an Clemenceaus Geschicklichkeit gescheitert ist. Wie rücksichtslos er von Frankreich behandelt wurde, geht u. a. aus folgendem hervor: die Pariser Frauen wollten für seine Punkte demonstrieren und hatten den größten, 14000 Plätze umfassenden Saal gemietet, sodaß sich für jeden Punkt 1 000 Damenhände erhoben hätten — da verbot die Regierung im letzten Augenblick die Veranstaltung. Mit Mühe erreichte es Wilson, daß er wenigstens später eine kleine Deputation empfangen konnte. Kein Wunder, daß er als gebrochener Mann Paris verließ. Viel hat freilich auch sein Mangel an Diplomatie verschuldet. Von diesem wird berichtet, daß er einst, als Rektor der Universität Princeton, seine Kollegen (gemeint ist wohl: der Verwaltungsausschuß) vergeblich von der Notwendigkeit einer durchgreifenden Reform zu überzeugen suchte; da schlug er mit der Faust auf den Tisch und rief: „Wie in aller Welt soll ich hieraus eine demokratische Einrichtung schaffen, wenn ich nicht ganz allein zu bestimmen habe?" An Eitelkeit allerdings glich ihm Clemenceau durchaus. Als Lloyd George einmal auf Clemenceau als „France's grand young man" angespielt hatte (offenbar in Abwandlung der Bezeichnung Gladstones als „grand old man") und der unfehlbare Übersetzer Mantoux versehentlich das Wort „young" ausgelassen hatte, da rügte Clemenceau dies sofort. Wenn Mantoux einmal verhindert war, wurde einfach auf Englisch verhandelt: auf Orlando, der kein Wort davon verstand, nahm man keine Rücksicht, da man ja wußte, er würde einfach wie Clemenceau stimmen. Von den berühmten Witzen des Tigers wird erzählt, daß, als einst die montenegrinische Delegation vor den „großen Vier" erscheinen sollte, er sie mit den Worten holen ließ: „Que montent les nègres!" Sein Gegenstück war sein Adlatus, der kalte und wegen seines Hochmuts verhaßte Bürokrat Mandel. Dieser empfing einst in Vertretung seines Chefs eine sozialistische Abordnung und fertigte sie in seiner Art ab. Beim Hinausgehen bemerkte ein Mitglied, laut genug, um gehört zu werden: „Man hat uns versprochen, wir sollten einen Tiger sehen, und gezeigt hat man uns einen Affen. Wir verlangen das Entrée zurück.". Auch Lloyd George, der lächelnde Zauberer, konnte gelegentlich grob werden, sogar zu Damen. Als die Königin von Rumänien einst englische und amerikanische

Journalisten von den Leiden ihres angeblich verhungernden Volkes erzählte, sagte er der berühmten Lebedame ins Gesicht: „Sie, Majestät, sehen aber nicht gerade verhungert aus". Wir notieren noch einen unfreiwilligen und einen freiwilligen Scherz englischen Ursprungs. Eines Tages stand in dem Mitteilungsblatt für die englische Delegation zu lesen, daß in Dalmatien ernste Unruhen zwischen den „Jugos" und den „Slawen" ausgebrochen seien. Und am Schluß der Konferenz sagte man „Der Krieg zur Ausrottung aller Kriege hat geendet mit einem Frieden zur Ausrottung allen Friedens".

Ich kann eine Bemerkung schließlich nicht unterdrücken. Früher war der Engländer der Gentleman auch unter den Journalisten: nach dem „Knock-out-blow" machte man mit dem am Boden liegenden Gegner „Shakehands", einen Fußtritt gab man ihm nicht. Bartlett witzelt, drei Jahre nach Waffenstillstand, über die unglückliche deutsche Delegation in einer schnöden Weise, die jeden englischen Gentleman schamrot machen muß. Vielleicht entschließt sich ein so vornehmer Verlag, wie der der Herren Allen und Unwin, bei einer Neuauflage, die dem sonst hübschen Buch nicht fehlen wird, diese Flecken wegzuputzen.

H. K.

ANEKDOTEN

VIER JUDEN

An der „Neuen Wiener Bühne" hatten wir einmal eine ganze Saison lang eine Komödie „Onkel Bernhard", die im „Potasch und Perlmutter"-Milieu spielt. Albert Steinrück sah das Stück und sagte mir nach der Vorstellung: „Sie, diesen „Moritz Rosenberg" spielt Ihnen niemand nach! Ihre Charakterisierungskunst müßten Sie einmal in einem wirklichen Stück verwerten können! Ich möchte Sie z. B. in „Salome" 'rausstellen".

„Als Herodes!?", stieß ich atemlos hervor.

„Nein, als „vier Juden" . . .!", erwiderte Albert, der Stiernackige . . .

Paul Morgan

INHALT DES LETZTEN HEFTES:
(Heft 3):

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages Felix Meiner, Leipzig bei.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamerstr. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W. 35, Potsdamer Straße 123b. Druck R. Abendroth' Riesa.




EMIL HEINICKE A·G
BERLIN · SW · 11
KÖNIGGRÄTZERSTR. 72
FERNSPRECHER: LÜTZOW 6297 · 6298 ·
KURFÜRST · 4626 · 8158 · 6829 ·
FABRIK · MARIENDORF
Verlangen Sie unser Album!
LADENBAU
INNENBAU
THEATER
KINOS ETC



TONVEREDLUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

Berlin N. 24, Friedrichstr. 118/119 (Eingang Hannoversche Str.) (am Oranienburger Tor)

Telefon: Norden 2082—2084 / Telegr.-Adr.: Revalotag Berlin

Einige Besprechungen üb. das Philharmonische Konzert am 20. Dez. 21 mit Revalo-Instrumenten unter Leitung von

DR. ARTHUR NIKISCH

Signale vom 28. Dez. 21. Und die Proben, die uns mit den neuen Instrumenten geboten werden, können keinen Vorurteilsfreien über den ganz außerordentlichen Fortschritt im Unklaren lassen .... Über das wesentlich erhöhte Tonvolumen braucht man nicht zu sprechen. Es ist so offensichtlich, daß eine Erwähnung überflüssig scheint. Von der Quantität abgesehen, ist aber auch die Qualitätsfrage m. E. in bedeutsamer Weise gelöst worden .... Das glänzendste argumentum für die Revalo-Instrumente aber erbrachte doch Händels Concerto, in dem wahrhaft frappierende Wirkungen erzielt wurden. Die Erfindung hat ihre Probe bestanden.

Volkszeitung vom 25. Dez. 21. Eine Betrachtung der Klangwirkung der Streicher, vornehmlich der Geigen, läßt ihr außerordentliches Wachsen erkennen. Wie Wind in den Segeln bläht sich der Ton, prall und kraftvoll, daß es scheint, als wollten die Seiten springen, unter seinem Ansturm. Etwas in dem ausgedehnten Ton ist, was anmutet wie metallischer Beiklang. Strenges Unerbittliches beinahe, um nicht zu sagen mechanisiertes, liegt in ihm. Er ist von bestechlichem, aber kaltem Glanze .... In Händels Concerto-Grosso G-moll wirkte die Wucht der Streicher gigantisch, ohne jedoch das wundervolle Gelingen zu stören. Liszts Ungarische Rhapsodie Nr. 2 war zauberhaft, reizend und leidenschaftlich, von edelster Färbung.

Berliner Börsenzeitung vom 23. Dez. 21. Jedenfalls war, besonders bei den Geigen, der Eindruck diesmal noch weit günstiger als am ersten Abend. Dieser Eindruck war der, daß die tiefe Lage einen volleren, pastoseren Klang, die mittleren und höheren Lagen eine weichere, edlere Färbung angenommen haben .... Auch das Spiel des Solisten Einar Hansen gab dafür Zeugnis. Wie zartsinnig, wie einschmeichelnd süß klang seine Geige in dem Adagio des Mozartschen A-dur Konzerts .... Alles in allem ein Erfolg, der dem neuen Instrumententyp auf jeden Fall weitere günstige Aussichten eröffnet.

Berliner Morgenpost vom 25. Dez. 21. Wiederum erwiesen sich die Instrumente als auffallend stark, groß und dabei auch schön im Ton — Eigenschaften, die besonders im C-moll Concerto-Grosso von Händel zum Ausdruck kamen ... So hätten die Instrumente auch diese Feuerprobe erfolgreich bestanden.

Berliner Börsenkurier vom 23. Dez. 21. Ich kann nur soviel sagen, daß sowohl der Gesamt-Streichkörper, sowie die von den Solisten benutzten Instrumente ihrer Wirkung nach außen hin durchaus befriedigten, daher sich durch runden weichen und klaren Ton auszeichneten.

Welt am Montag vom 27. Dez. 21. Ich grüße den Erfinder der neuen Revalo-Streichinstrumente, die sich der Konkurrenz mit den alten nicht zu schämen brauchen .... Ich grüße unsere Philharmoniker, die sich unter Nikischs Glanz und Adel entfalten ließen.

Reichhaltiges Lager von edelsten Solisten-Instrumenten,
Geigen, Bratschen, Celli und Contrabässen.
Veredlung von gebrauchten Instrumenten.
Garantiert quintenreine Saiten und sonstiges Zubehör.

PREISAUSSCHREIBEN

Zur Gewinnung des besten Filmmanuskriptes setzen wir hiermit einen Preis von

M. 200000.— (Zweihunderttausend Mark)

aus.

Nicht ein fertiges, kurbelreifes, im Detail ausgearbeitetes Manuskript soll geliefert werden, sondern nur die knappe, feste

FABEL,

die als Unterlage für ein großes, abendfüllendes Filmwerk dienen kann. Diese Fabel soll frei erfunden, sie soll nicht einem vorhandenen Theaterstück oder einem bereits erschienenen Roman entnommen sein; dagegen kann sowohl ein zeitgenössischer als auch ein geschichtlicher Stoff behandelt werden.

Der Film soll allgemein verständlich sein und ebenso zur Fantasie des Gebildeten wie zum Auge des Naiven sprechen. Die Herstellungskosten dürfen sich im Rahmen der Millionenkosten eines deutschen Großfilmes bewegen.

Einsendungen sind

bis zum 30. April 1922, 12 Uhr nachts

bei der Post aufzuliefern und entweder an die Richard Oswald Film A.-G. Berlin SW. 48, Friedrichstr. 14 oder an die Redaktion des „Tage-Buch", Berlin W. 35, Potsdamerstr. 123 b zu richten.

Das Manuskript darf nicht mit dem Namen des Verfassers, sondern nur mit einem Kennwort bezeichnet sein; ein beiliegendes, festgeschlossenes Kuvert soll Name und Adresse des Einsenders nebst Rückporto enthalten.

Als Schiedsrichter werden folgende Herren fungieren: Stefan Großmann, Dr. Hans Kyser, Alfred Polgar, Richard Oswald, Heinz Ullstein. Gegen die Entscheidungen dieses Kollegiums ist keine Berufung möglich.

Richard Oswald A.-G.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Februarwoche

Präsident Harding brachte den Amerikanern, als er ins Weiße Haus einzog, das neue Evangelium „Weg von Europa!“ Es war genau das Gegenteil dessen, was sein Vorgänger gepredigt und getan hatte, jener Wilson, der die Welt auch von Amerika als Einheit empfunden wissen wollte. Wir Deutsche müssen mit einigem Schmerz feststellen, daß sich beide Thesen just in dem Zeitpunkt durchsetzten, in dem sie für Deutschland unangenehm waren. Wir mußten darunter leiden, daß Wilson über Amerika hinausgriff, wir müssen jetzt umgekehrt darunter leiden, daß Harding sich wieder auf Amerika zurückzieht. Vom deutschen Standpunkt aus gesehen war und ist also die politische Einstellung beider Administrationen unglücklich. Aber während die Richtung der Wilsonadministration wenigstens den europäischen Alliierten Vorteil brachte, kann von der Hardingadministration nicht einmal dies gesagt werden. Das „Weg von Europa“-Evangelium mag an sich richtig sein oder nicht: es ist sicher unrichtig in einer Situation, in der man soeben erst von der gegenteiligen Theorie herkommt und unter dem Einfluß dieser Theorie mitgeholfen hat, Europa in Unordnung zu bringen. In solcher Lage hat man, namentlich wenn man alle Druckmittel in Händen hält, — die alten Schulden und die künftigen Kredite — die moralische Pflicht, diese Trümpfe zugunsten einer anständigen Neuordnung auch auszuspielen, nicht aber mit der Geste des besonders Weisen und Vornehmen sich demonstrativ abseits zu halten und über das verworrene Europa mit seinen Rüstungen, Ambitionen, Inflationen, Derouten und Prohibitionen mißmutig nur zu schimpfen. Und wenn es sich sogar nicht einmal nur um moralische Pflichten handelt, sondern wenn Amerika selbst, wie seine 7 Millionen Arbeitslosen beweisen, höchst materiell an der Pazifizierung Europas interessiert ist, — dann mutet dieses Beharren auf der Theorie „Weg von Europa“ geradezu wie eine idée fixe an. Von dieser Seite aus betrachtet kann das Verhalten der Hardingadministration nur so umschrieben werden: „Europa hat meine Unan-

nehmlichkeiten verschuldet; wie komme ich meinerseits dazu, etwas zu ihrer Behebung zu tun?" Das ist eine wenig imposante Logik, und nicht einmal eine monroeistische.

Als der Sozialissimus Hermann Müller in einer der letzten Reichstagssitzungen auch von dem bekannten Hazardspiel mit der Ruhrgebietsokkupation sprach, unterbrach ihn ein besonders hemmungsloser Herr mit den denkwürdigen Worten: Die kommt ja doch! Sicher hat dieser selbe Herr, als im Jahre 1917 von der amerikanischen Armee die Rede war, ebenso apodiktisch behauptet: Die kommt ja doch nicht! Man könnte da eine Parallellität feststellen. Beide Behauptungen sollten natürlich die Politik rechtfertigen, für die der Exklamant und seine Freunde sich zuvor eingesetzt hatten; und da jeder Politiker ja dringend wünschen muß, seine Politik gerechtfertigt zu sehen, könnte man schließen, daß diese Herren, ebenso wie sie anno 1917 sicher dringlich wünschten, die Amerikaner kämen wirklich nicht, anno 1922 ebenso dringlich wünschen, die Ruhrbesetzung käme doch noch. Aber diese Analyse geheimer Wünsche würden höchstens einen Beitrag zur Charakteristik von Personen liefern, — von ziemlich bedeutungslosen Personen! Sie ist darum sachlich von minderem Interesse! Sachlich wichtiger scheint eine Analyse des politischen Geistes, der dieser wie jener Motivierung zu Grunde liegt. Es ist der Geist, der praktische Politik auf maximale Voraussetzungen aufbauen will. Daß die Amerikaner doch nicht kommen würden, war Maximalismus nach der positiven Seite. Daß die Ruhrbesetzung doch kommen wird, ist Maximalismus nach der negativen Seite. Politik aber, die auf solch radikalen Voraussetzungen aufgebaut wird, — sind aus unsrer Unglücksgeschichte noch weitere Beispiele für diesen Typus notwendig? — ist überhaupt keine Politik in kultiviertem Sinne. Politik, die ihren Namen verdient, muß so beschaffen sein, daß sie in jedem Augenblick noch einer ganzen Skala von Möglichkeiten angepaßt werden kann; das ist ihr Geheimnis, damit steht und fällt sie. Was nur auf eine einzige und nur auf eine maximale Annahme eingestellt ist, kann unter tausend Fällen vielleicht einmal zu einem Erfolg, zu einem ganz großen Erfolg dann freilich führen, wird neunhundertneunundneunzigmal aber mit ganz großen Katastrophen enden. Von solcher Politik pflegte ein preußischer König zu sagen: „Liebeken, dat is mich zu teuer!"

Enver Pascha ist im Kaukasus verhaftet worden und wird nach Angora, erbitterten alttürkischen Feinden ausgeliefert werden. Er wird des Hochverrats angeklagt und keine Gnade finden, wie ja auch er kein Mensch der Gnade, sondern ein Politiker gewesen ist. Wird sein Kopf fallen? Vor zwei Jahren sah ich ihn hier in Berlin. Ein Bremer Freund hatte die Zusammenkunft vermittelt. Enver Pascha hatte gehört, daß ich als junger Laffe in Wien mit Trotzki Schach gespielt hatte. Damals — vor zwei Jahren — hatte Kopp, der Sowjetvertreter, an einem Tagebuch-Abend vor Politikern und Wirtschaftlern über die Aufnahme von Wirtschaftsbeziehungen Deutschlands und Rußlands gesprochen. Enver Pascha war im Begriffe, nach Rußland zu reisen, er wollte über Trotzkis Wesen und Absichten Einiges erfahren. Aber Ich konnte ihm gar nichts sagen, ich kannte nur den noch nicht aus der Puppe geschlüpften, den verlarvten Trotzki, den Literaten, der damals über Frank Wedekind und die Sexualisierung der russischen Gehirne geschrieben hatte, den marxistischen Talmudisten, den sinnierenden Trotzki, nicht den Handelnden, den wütend Energischen, den Befehlshaber Trotzki. Enver Pascha, ein kleiner, sehr eleganter, sorgfältig pomadisierter Herr, sprach nur sehr gebrochen deutsch, aber fließend französisch. Er wirkte nicht hinreißend, sondern entfremdend. Aber als er im Gespräch — ganz ohne Pathos, mit der Verbissenheit des Unbeirrbaren erzählte, daß der heilige Krieg der Muselmänner noch garnicht begonnen habe und daß seine Arbeit in Asien auch nicht in zwei oder drei Jahren Früchte tragen werde, sondern wahrscheinlich erst in fünfzehn oder zwanzig Jahren — da sah der europäisch frisierte Herr doch sogleich ganz anders aus. Man fühlte, man wußte: Hier steht ein Mann, der nicht sein Glück will, sondern sein Schicksal Ihm war aus dem Zusammenbruch der Türkei nur ein rettender Gedanke übrig geblieben: die Revoltierung der asiatischen Muselmänner. Das Bißchen Differenz zwischen dem deutschen Generalstab, mit dem er einst gearbeitet und den Bolschewisten, mit denen er sich nun verband, machte ihm keine Kopfschmerzen. Er dachte an die Türkei und nur an sie! . . . Es ist vielleicht nur ein zufälliges Zusammentreffen, daß er seinen Henkern in dem Augenblick in die Hände fällt, in dem Lenin und Trotzki die Engländer dringender brauchen als Enver, der Indien in Flammen setzen wollte. Envers Lebensidee war an dem Tage zer-

brochen, an dem Lloyd George den Genossen Krassin empfangen hatte. Der Kaukasus ist weit . . Wird die Auslieferung Enver Paschas je enthüllt werden? Dieser Mortimer stirbt Lenin jedenfalls sehr gelegen.

Läßt man die Totgeburt der nationalbolschewistischen „Kommunistischen Arbeiterpartei" als quantité negligeable außer acht, so kann man sagen: unsre deutschen Kommunisten spalten sich in eine milde und in eine wilde Gruppe. Die Milden, die Hinausgeworfenen, denen Paul Levi's blanker Langschädel voranglänzt, nennen sich „Kommunistische Arbeitsgemeinschaft". Die Wilden, die integralen Moskowiter, als deren Führer man eher Radek als irgendeine der deutschen Mediocritäten betrachten muß, sind die vieille garde der „Vereinigten Kommunistischen Partei Deutschlands". Aber diese Vereinigte Kommunistische Partei hat sich dieser Tage neuerlich veruneinigt —: wiederum sind aus ihrer Fraktion sechs Abgeordnete zur K. A. G. abgewandert. Und da hiernach die eigentliche, alte kommunistische Fraktion, die V. K. P. D., nur noch ans 11 Mitgliedern besteht, ist sie geschäftsordnungsmäßig aller Rechte einer Reichstagsfraktion verlustig gegangen. Für die wahre Größe jener bolschewistischen Gefahr in Deutschland, mit der politische Gouvernanten ihre braven Kindlein noch immer einzuschüchtern pflegen, sind schon diese fortgesetzten Spaltungen bezeichnend, die den Hauptteil aller Kräfte natürlich im Bruderkampfe binden. Noch bezeichnender aber ist vielleicht die völlige Interesselosigkeit der gesamten Presse diesen Vorgängen in der kommunistischen Partei gegenüber. Dieselben Zeitungen, die Deutschlands bevorstehende Bolschewisierung und die brennend nahe Gefahr einer kommunistischen Erhebung bei Gelegenheit nicht eindringlich genug schildern können, haben dem fast sensationellen Ereignis der Entfraktionalisierung der Liebknechtfraktion kaum fünf Zeilen in ihrem Vermischten gewidmet. Das tat man nicht, als in Halle die Unabhängigen auseinandergingen. Das tat man nicht, als eine Handvoll ehemaliger Freisinniger zur Volkspartei hinüberschwenkten. Das tut man wohl niemals, wenn die Phalanx eines Gegners zerbricht, vor dem man wirklich noch bange war. Hier hat sich offenbar kein Mensch mehr gebangt. Darf man hoffen, daß jetzt auch das Bange-Machen nicht mehr gilt?

WALTER LIPPMANN DER STAND DER DINGE IN EUROPA

Der Verfasser dieses Aufsatzes trägt einen deutschen Namen. Aber er ist so wenig Deutscher, daß er für „100-prozentig" genug erachtet wurde, in Versailles als politischer Sachverständiger der amerikanischen Friedensdelegation zu fungieren, und daß er schon vorher, als Sekretär, jener amerikanischen Kommission angehörte, die unter Leitung des Obersten House das Material für die Friedensverhandlungen vorzubereiten hatte. Seinen Ruf begründete er als Autor einer ganzen Reihe politischer Werke und als Herausgeber der großen amerikanischen Wochenschrift „The New Republic". Zu Anfang dieses Jahres ist er in die Leitung der „New York World" eingetreten.

I.

Europa's neue Grenzen sind ungefähr 3000 Meilen länger als die alten. Eine dieser Grenzen läuft mitten durch eine Stadt. Beidseits der Brücken gibt es Soldaten, Zollhäuser und Paßbüros. Südlich des Flusses zahlt man mit Mark, nördlich des Flusses zahlt man mit Kronen. Wer Kronen besitzt, ist also südlich der Grenze viel reicher als nördlich. Auf beiden Seiten der Grenze gibt es Friseurläden. Die Friseure des Stadtteiles, dessen Währung die Mark ist, berechnen ihren Kunden natürlich Markpreise; und es dauerte nicht lange, bis die Kronenverdiener darauf verfielen, sich ihre Haare bei den südlichen Friseuren, denen sie in Mark bezahlen konnten, schneiden zu lassen. Das belebte das Geschäft der südlichen Friseure, obwohl es die Haarschneidekosten für die südliche Bevölkerung verteuerte. Aber die nördlichen Barbiere kamen in eine schlimme Situation! Sie hielten eine Versammlung ab, wählten einen Präsidenten und veröffentlichten eine Resolution, in der sie die Gefahr für die Zukunft des Nordlandes auseinandersetzten, wenn alle Barbiere aus dem Geschäft herausgedrängt würden. Die Gemüsehändler, die Fleischer, die Schuster und viele andere schlossen sich ihnen an. Denn obwohl auch sie sich ihre Haare sehr gern jenseits der Grenze schneiden ließen, verstanden sie doch, daß das Publikum, wenn es zum Haarschneiden ins Ausland geht, dies ebenso gut auch wegen aller anderen Einkäufe tun kann. Die Barbiere appellierten ans Parlament, und es wurde ein Gesetz erlassen, das diese Angelegenheit regelte. Von nun an mußte sich jeder Bewohner des nördlichen Landes, der das südliche Land aufsuchte, beim Übertritt über die Grenze, hin und zurück, einer Inspektion unterziehen, und wenn er mit weniger Haaren zurückkam als er hinübergetragen hatte, dann mußte er eine Ausfuhrabgabe entrichten, die den Unterschied der Währungen überkompensierte.

Ich gestehe zu, daß dies der absurdeste Fall ist, von dem ich in ganz Europa gehört habe. Aber im Prinzip ist er keineswegs außergewöhnlich; Europa's ganze Gegenwartspolitik ist von einer unendlichen Anzahl derartiger Separatinteressen regiert. Betrachtet man Europa insgesamt, so bilden diese Separatinteressen, gleich Steinen in einem Mosaik, ein großes Geflecht von Kräften, die wir bequemlichkeitshalber französische oder englische oder sonstwelche Interessen nennen. Sieht man aber nahe zu, so findet man, daß all die großen Worte, die von Politikern und Publizisten gebraucht werden, für alle möglichen Leute alle möglichen Inhalte haben.

Man nehme z. B. das Wort „Sicherheit". Jedermann behauptet, daß er nichts als Sicherheit wolle; und ich bin auch überzeugt, daß jedermann, vom Barbier bis zum Feldmarschall, die Wahrheit sagt. Indessen: welchen Inhalt hat dies Wort „Sicherheit"? Die Franzosen verstehen darunter offenbar, daß sie nicht noch einmal einen Einfall in ihr Land erleben wollen. Aber sie verstehen nicht nur dies darunter. Einige meinen auch, daß Frankreich, gegenwärtig die größte militärische und politische Macht Kontinentaleuropas, gegen den Verlust dieser Größe gesichert werden müsse. Sie bestehen darauf, die relative politische Stellung Frankreichs mit seiner stationären Bevölkerung auch für eine Zeit zu sichern, in der Italien, Deutschland und Rußland, infolge des natürlichen Wachstums ihrer Bevölkerung, Frankreich als Macht zweiten Ranges zurückgelassen haben werden.

Hier haben wir also schon von allem Anfang an zwei Bedeutungen des Wortes „Sicherheit": Sicherheit für den Boden Frankreichs und Sicherheit für die europäische Suprematie Frankreichs. Und obwohl das nämliche Wort „Sicherheit" für beide Gedanken angewandt wird, sind diese Gedanken nicht nur nicht die gleichen, sondern in mancher Hinsicht sogar gegensätzlich. Denn sicher ist, daß das Risiko eines neuen Krieges umso größer wird, je mehr Frankreich auf dem Versuche beharrt, Herrscher des Kontinents zu bleiben; weil es nämlich undenkbar ist, daß eine Nation von 40 Millionen Menschen, vorwiegend aus Landleuten bestehend, für immer verhältnismäßig ebenso mächtig bleiben kann, wie Frankreich in diesem Augenblicke ist. Denkende Franzosen wissen das ganz genau und geben es privatim auch offen zu.

Aber die Leute, die nur die bescheidene Form der Sicherheit, die nur Sicherheit gegen Angriffe wünschen, befinden sich in einem Nachteil; denn wenn sie alles aussprechen würden, was sie denken, so müßten sie Dinge sagen, die kein Volk zu hören wünscht. Sie müßten sagen, daß

Frankreich weder ausreichende Hilfsquellen noch ausreichende Bevölkerung besitzt, um eine Macht ersten Ranges zu bleiben. Sie wollen das nicht aussprechen, weil sie fühlen, daß sie, um ihre Probleme zu lösen, jeder Unze von Prestige und Kredit bedürfen. Dies erklärt wahrscheinlich, mindestens teilweise, die Geistesverfassung der französischen Delegierten in Washington. Damals wurden die Franzosen, zum ersten Mal in ihrer neueren Geschichte, während einer großen europäischen Krise als nicht ganz im Range der Weltmächte stehend behandelt. Aber kein französischer Politiker wagte es, den Pariser Zeitungen oder der französischen Kammer gegenüberzutreten und offen zuzugestehen, was Washington so selbstverständlich unterstellt hatte. Denn der Gedanke an die Unpopularität, deren er sich aussetzte, wenn er Frankreichs wirkliche Stellung in der Welt ohne Umschweife darlegte, mußte jeden Politiker, der kein Heiliger war, eine neue Art Sicherheit in Rechnung stellen lassen: die Sicherheit seiner eigenen Laufbahn.

Rechnet man alle Soldaten und Zivilisten zusammen, die auf fremdländische Kosten unterhalten werden, so hat man ferner die wirklich außerordentliche Situation vor sich, daß im heutigen Europa buchstäblich Hunderttausende von Menschen ohne Kosten für die Regierung, der sie dienen, ernährt, gekleidet und amüsiert werden. Das ist eine große Maschinerie, die gleichfalls wieder Sicherheit verlangt, Sicherheit natürlich für sich selbst. Addiert man dazu die Tausende und Abertausende von Beamten, die in Ämtern ihrer eigenen Regierungen sitzen, bezahlt mittels Banknotendruck und beschäftigt mit der Ausfüllung von Pässen, Ausfuhrerlaubnissen, Einfuhrerlaubnissen und mit Gott weiß wie vielen Arten von Steuern, Verordnungen, Regulativen, Befehlen, Inspektionen und Kontrollen, dann ist man wirklich zu dem Argwohn genötigt, daß es sehr mächtige Interessen gibt, die dies Europa immer weiter in seiner heutigen Verfassung erhalten wünschen. Die Leute, die in diesen Ämtern sitzen und die Politiker, die sie ernennen und sich auf diese Weise politische Unterstützung sichern, sie müßten nicht Menschen sein, wenn nicht jeder von ihnen schlagende Gründe dafür sähe, daß gerade sein Teil des Systems aufrecht erhalten bleiben müsse.

Aber es ist nicht nur diese immense Maschinerie von Stabsoffizieren und Beamten, die, so sehr sie den Frieden in abstractum auch lieben mag, mit großem Mißtrauen jeden konkreten Friedensvorschlag betrachtet. Es gibt eine sehr große Schicht von Leuten, — die größte in Frankreich, — die auch ihre eigene Sicherheit bedroht fühlen. Das sind jene Männer und Frauen, die ihre Ersparnisse in Anleihen angelegt haben. Sie stehen

vor einer Situation, die einer Konfiskation ihrer Ersparnisse gleichkommt. Der französische Rentner sieht sich vor der Tatsache, daß sein Eigentum infolge der Frankenentwertung mindestens um die Hälfte vermindert worden ist; und diese faktische Entwertung ist noch nicht einmal das schlimmste. Der Franzose sieht sich in Europa um; er sieht Italien, wo die Zerrüttung doppelt so groß ist; er sieht Deutschland und Österreich, wo noch viel miserablere Zustände herrschen; und er zittert vor dem Gedanken, was mit seinen Ersparnissen geschehen werde, wenn der Franc etwa denselben Weg einschlagen wird, wie Lira, Mark oder Krone.

Denn vom Standpunkt der Leute, die festes Einkommen beziehen, bedeutet der Währungsverfall ja nichts anderes als die denkbar gewaltsamste Konfiskation ihres Privateigentums. Man muß nur nach Österreich gehen, um diese Folge ganz zu erkennen. Österreich ist niemals „dem Bolschewismus verfallen", es gab dort keine Diktatur des Proletariats, keine Dritte Internationale, keine Außerordentliche Kommission. Die österreichische Regierung wird von einer klerikalen Landwirte-Partei geführt. Aber die alte Mittel- und Oberklasse, die sogenannte Bourgeoisie, ist dennoch ausgelöscht. Manchen, die dazu gehörten, geht es noch jetzt ganz gut; entweder weil sie ausländische Anlagewerte besaßen, oder weil es ihnen gelang, aus den ruinierten Finanzen ihres Landes neues Geld zu machen. Aber die alten Vermögen sind tatsächlich vernichtet, — diese alten Vermögen, die in Goldkronen à 20 Cents verdient, erspart oder ererbt worden waren, und die jetzt nur noch mit Papierkronen verzinst werden, von denen 100 Stück auf einen Cent gehen.

Mit anderen Worten: Der Verfall der Währungen kann eine soziale Revolution hervorrufen, ohne daß ein Schuß abgefeuert, ohne daß eine rote Fahne geschwenkt oder eine Barrikade errichtet wurde. Der französische Rentner, — und die Mehrheit aller Franzosen gehört zum Rentnerstande, — sieht einer Revolution dieser Art ins Auge; und meiner Ansicht nach ist dies die weitaus wichtigste Ursache für die fiebrige Politik der französischen Regierung. Man braucht keine mystische Erklärung für die französische Geistesverfassung. Es wird z. B. gesagt, die Franzosen seien erregbarer als die Engländer oder Amerikaner. Ich glaube das nicht. Sie werden, da sie eine andere Geschichte durchgemacht haben, gewiß von anderen Dingen erregt. Aber ich bezweifle sehr, daß die Franzosen jemals so sinnlos aufgeregt waren wie die Amerikaner nach dem Waffenstillstand, — diese Amerikaner, die sich bei dem Gedanken, daß Eugene V. Debs aus dem Gefängnis entlassen werden könnte, in ihren Betten nicht mehr sicher fühlten. Nichtsdestoweniger: ob nun

die Franzosen von Haus aus mehr oder weniger erregbar sind als alle anderen, sicher ist, daß sie in diesem Augenblick tief erregt sind. Ihre Erregung spiegelt sich in ihrem ganzen internationalen Verhalten wieder und sie ist ohne jeden geringsten Zweifel das weitaus größte Hindernis für die Wiederherstellung wahren Friedens. Der französische Rentner ist nervös, weil er seine Ersparnisse bedroht sieht. Seine Ersparnisse sind bedroht, weil seine Regierung mit enormem Defizit arbeitet, das sie hauptsächlich durch Inflation und durch innere Anleihen aus den französischen Ersparnissen deckt. Die Regierung arbeitet mit Defizit, teilweise, weil das Heer und der Wiederaufbau große Mittel erfordern, teilweise, weil die Regierung zu schwach ist, scharfe Steuern auszuschreiben, teilweise, weil Frankreich sehr hoch an seine Alliierten verschuldet ist. Und die ganze französische Politik seit dem Waffenstillstand gründete sich auf die Erwartung, daß Deutschland das Defizit bezahlen werde! Als Folge dieser Erwartung hat sich das Defizit vermehrt, wurden die Steuern niedrig gehalten oder gar nicht ausgeschrieben, wurde die Inflation fortgesetzt, wurde das Eigentum der Rentner langsam konfisziert.

Darum glauben die französischen Rentner ihr Eigentum mit Konfiskation bedroht, wenn Deutschland nicht wirklich das bezahlt, was die französischen Politiker versprochen haben. Ich bin wirtschaftlich nicht geschult genug, um zu wissen, ob diese Befürchtung gerechtfertigt ist. In gewissem Ausmaß halte ich sie für berechtigt. Aber wie dem auch sei: tatsächlich besteht diese Befürchtung und besteht fast in jedem französischen Hause. Der frühere standard of life, der auf die Zinseinkünfte von Spareinlagen basiert war, wird allgemein für unsicher gehalten; und wenn die Franzosen von ihrer Sicherheit sprechen, dann meinen sie nicht nur die Sicherheit der Grenzen, nicht nur die Sicherheit der französischen Weltmachtposition, nicht nur die Sicherheit der französischen Politikerstellen, sondern sie meinen auch die Sicherheit jenes besonderen sozialen Systems Frankreichs, das auf einem fixen Einkommen aus Frankreichs Sparsamkeit basiert ist.

Aber warum denn, muß gefragt werden, ist es notwendig, daß Frankreich, der Sieger des Krieges und der Diktator des Friedens, sich so unsicher fühlt? Eine vollständige Antwort auf diese Frage würde wahrscheinlich größere Kenntnisse erfordern, als irgendwer auf der Welt heute besitzt. Die Historiker werden diese Frage lange Zeit hindurch erörtern. Aber gewisse Grundtatsachen, die wir, wenn wir nach einer Zukunftspolitik suchen wollen, nicht ignorieren können, sind bereits heute ziemlich klar ersichtlich. Von ihnen soll in einem zweiten Aufsatz gesprochen werden.

(Fortsetzung folgt.)

In seiner Niederschoenenfelder custodia honesta, die allzusehr noch immer eine custodia dishonesta ist, hat Ernst Toller sein neues Drama „Die Maschinenstürmer" beendet, das demnächst im Verlage E. P. Tal - Wien erscheinen soll. Wir geben aus dem fünften Akt die folgende Szene, — ein neues Symptom der Wandlung, die dieser ringende Geist durchkämpft.

FÜNFTER AKT. ERSTE SZENE.

Angedeutet: Inneres einer alten Kartoffelmiete. Auf dem Boden Stroh. Jimmy sitzt auf dem Stroh. Schreibt. Der Bettler tritt ein.

BETTLER: Du bist hier?

JIMMY: Werde ich gesucht?

BETTLER: Im Gegenteil, Freund.

JIMMY: Im Gegenteil?

BETTLER: Die dich suchen könnten, tanzen . . .

JIMMY: Gib mir keine Rätsel auf.

BETTLER: Was tust du da?

JIMMY: Ich schreibe ein Flugblatt.

BETTLER: Ich meine . . ., Flugblätter sind wie Flugsand. Wenn sie wehen, verstopfen sie Augen und Ohren, aber sie dringen nicht ins Herz . . . Sag' einmal, Freundchen . . . Du bist deiner Leute sicher?

JIMMY: Es sind Arbeitsmänner!

BETTLER: Doch Menschen.

JIMMY: Arbeitsmänner halten ihr Wort!

BETTLER: Einige schon. Alle? . . . Das ist fraglich. Halten alle Menschen ihr Wort, sind alle Menschen mutig, aufrecht, treu, selbstlos? Nein. Warum sollten es alle Arbeitsmänner sein? Weil sie „Arbeitsmänner" sind? Du siehst die Arbeitsmänner, deucht mich, wie du sie sehen möchtest. Du hast dir neue Götter erschaffen, die heißen „heilige Arbeitsmänner". Reine Götter . . . treue Götter . . . weise Götter . . . vollkommene Götter . . . Englische Arbeitsmänner von 1800, du Träumer! Freundchen, mit Göttern im Verein kämpfen, heißt zum Sieg kommen, wie eine Apfelblüte zum Apfel kommt. Erwache, erkenne, daß du mit kleinen Menschlein, gutwilligen, böswilligen, gierigen, selbstlosen, kleinlichen, großmütigen . . . kämpfst und versuchs

trotzdem! Wenn du mit denen den Sieg erkämpfst, und sie sich kämpfend wandeln . . . will ich den Hut vor dir ziehen. Wenn ich wieder einen habe! Denn der deine ertrank. Er liegt warm. Wer die Menschen nicht sieht, wie sie sind, darf nicht von Verrat und Undankbarkeit sprechen, wenn er nicht verstanden wird und Backenstreiche einheimst.

JIMMY: Der Sieg der Arbeiter wird der Sieg der Gerechtigkeit sein.

BETTLER: Ich habe drei Regierungen erlebt. Alle Regierungen betrügen das Volk, die einen mehr, die einen weniger. Die weniger betrügen, nennt man gute Regierungen.

JIMMY: Du bist ein Graunzer, ein Knotterer, ein Nörgler, ein Krauterer.

BETTLER: Jimmy, du bist ein studierter Arbeiter . . . ein Aristokrat. Alle Aristokraten wollen regieren . . . wollen mächtig sein . . . auch die Arbeiter haben ihre Aristokraten. Werde nicht zornig, Freund . . . wenn du auch regieren willst, kannst du doch zu denen gehören, die gut, sogar sehr gut regieren werden.

JIMMY (lacht. Nach einer Weile): Kennst du John Wible?

BETTLER: Den krummen Wible? . . . Meinst du den?

JIMMY: John Wible.

BETTLER: Sein Vater trank mich unter den Tisch. Und das will etwas heißen. Kam er betrunken nach Hause, schlug er Weib und Kinder. Den John warf er einmal wie eine Katze an die Wand. Fiel aber nicht auf seine Füße, sondern blieb liegen. Als er wieder auf seine Füße kam, war er krumm. Die Mutter erhängte sich, weil sie beim Bäcker ein Brot gestohlen hatte in ihrer Not und ins Gefängnis sollte. Der Bäcker sagte, es wären drei Brote gewesen, doch glaube du den Bäckern. Sie sagen auch, sie backen Roggenbrot. Allein der Roggen stinkt oft nach geriebenem Alaun.

JIMMY: Die Arbeiter achten John Wible?

BETTLER: Er kann herrisch sein.

JIMMY: Ich verstehe dich nicht.

BETTLER: Er kann herrisch sein, hat ein gutes Maulwerk und warf einmal nach dem Geschäftsführer mit einem Stein . . . im Dunkeln . . .

JIMMY: Sein Kind ist ein Krüppel?

BETTLER: Nicht verkrüppelter als die anderen Weberkinder. Die Hebammen sagen, man wisse bei der Geburt nicht mehr, ob die Kinder Knochen hätten. Sie fühlten sich an wie Gummi.

JIMMY: O könnte man die Kinder retten! Heilige kleine Kinder, preisgegeben erbarmungslosem Schicksal. Angefressen die künftige Generation im Mark!

Stille.

BETTLER: Jimmy . . . Freund . . . Deine Leute wollen heute . . . die Maschinen zerstören.

JIMMY: Du lügst.

BETTLER: Weil ich berichte, was du nicht hören willst?

JIMMY: Wo treffe ich sie?

BETTLER: In der Fabrik. Dorthin hat John Wible sie bestellt, um die Streikbrecher zu überfallen. Doch ich kenne den Fuchs Wible.

JIMMY: Leb wohl.

Jimmy eilt davon.

BETTLER ihm nachrufend: Freundchen, liebes Freundchen . . . nimm dich in acht . . . glauben sie dir nicht mehr, hängen sie dich auf . . . fühlen sie, daß sie unrecht taten, hängen sie dich erst recht auf . . . Darf ich dein Hemd behalten, Jimmy? Er hört nicht mehr . . . Ich will es an mich nehmen . . . Zwei Jahre trug ich kein Hemd mehr . . . Wer ein Hemde trägt, fühlt sich wie ein Lord . . .

Die Bühne verdunkelt sich.

JAKOB WASSERMANN

OBERLIN AUF DER SCHWELLE

(4. Fortsetzung.)

Wie zufällig begegnete ihnen Rottmann, grüßte, gesellte sich zu ihnen, sagte, er freue sich, von Oberlin noch Abschied nehmen zu können, da er morgen früh nach Freiburg fahre. Er habe große Stücke auf Oberlin gehalten, und dies und anderes sagte er eigentümlich beziehungsreich und lauernd. Mit Bitterkeit gedachte er der Behandlung die er von Doktor von der Leyen erfahren, lenkte jedoch ein, als er den befremdeten Blick Dietrichs gewahrte. Kurt Fink schmiegte sich wieder an ihn an, und bemerkte kichernd zu Rottmann, er hätte dabei sein sollen, wie Oberlin rot geworden sei, als er von der Kußgeschichte gesprochen. Rottmann tat unwissend, Fink mußte ihm den Vorfall in Erinnerung rufen; es klang sogar für Dietrichs Unerfahrenheit wie ein abgekarteter Dialog. Das halte er für unmöglich, sagte Rottmann abweisend, so etwas tue von der Leyen nicht, noch dazu in einer so verfänglichen Situation; Unsinn; solches Geschwätz dürfte man nicht aufkommen lassen; von der Leyen sei viel zu herzenskalt übrigens, um sich in der geschilderten Weise hinreißen zu lassen; er, Rottmann, fürchte, Oberlin habe sich bloß wichtig machen wollen, aber dergleichen Prahlerei stehe ihm übel an. Dietrich schaute ihm entrüstet ins Gesicht Das war unerwartet. Worauf zielte er hin? Was er im Denken kaum noch zu berühren sich unterfangen, das Gehütete, dieser Irgendwer riß es aus ihm heraus und wies mit Fingern hin. Im Innern war eine vorher nicht gespürte Last, ohne die es schöner und bunter zu leben war. Die ehrenkränkende Bezichtigung gab ihm das Wort ein, daß es geschehen sei, habe niemand zu kümmern, es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, darüber zu reden, und er begreife nicht, mit welchem Recht man ihn verdächtige. Nun, nun, besänftigte Rottmann, es habe ja nichts weiter auf sich, er glaube ihm natürlich, mehr habe er nicht gewollt, als daß Oberlin den Vorgang einräume, das Geständnis vor einem Zeugen genüge ihm vollständig. Er nickte den beiden zu und entfernte sich

„Was hat das zu bedeuten?" fragte Oberlin erstaunt. Kurt Fink zuckte die Achseln und sah verlegen aus.

Georg Mathys hielt es für geraten, Oberlin zu warnen. „Du sollst dich nicht mit Kurt Fink einlassen", sagte er noch am selben Abend zu ihm. Dem sei nicht zu trauen, dem Unsichern, sich selbst Gefährlichen. Draußen habe er schlechte Streiche gemacht, sei von der Prima relegiert worden; ihn aufzunehmen habe sich von der Leyen lange gesträubt und nur auf inständiges Bitten der Eltern nachgegeben. Als er ihn einmal

in Obhut gehabt, sei ihm auch Pflicht daraus erwachsen, er mache sichs ja mit keinem leicht. Eine Zeitlang habe er sich besonders angelegentlich mit ihm beschäftigt, es hätte geschienen, als sei er ein anderer geworden. Da habe eines Tages der Bürgermeister im Dorf drüben sich beschwert, daß er in unverschämter Manier den Mägden und Bauerntöchtern nachstelle, und daraufhin habe sich Lucian von ihm abgewendet. Seitdem habe er sich aufsässig gezeigt, ränkevoll, und auf eine Lüge mehr oder weniger käme es ihm nicht an. - Übrigens sei es das letzte Semester für ihn, er wolle sich in einer Presse für die Matura vorbereiten.

Die jungen Menschen wagten es nicht, sich gegeneinander klar zu entscheiden. Oberlin fühlte sich keineswegs wohl mit Kurt Fink, aber er mied ihn nicht. Es war da etwas Anziehendes wie ein Wasser, dessen Tiefe man kennen mußte; das fremdere Wort, der verwegenere Sinn, der verratende Blick. Er suchte ihn nicht, aber er ließ sich finden. Er öffnete sich nicht, aber er lieh ihm Gehör. Häßliches wurde verführerisch, und er hatte Furcht. Die Stunde barst von Geheimnissen. Hinter dem Wirklichen stand ein schattenhaft Verhülltes. Es war ein Wühlen in der Erde und ein Brausen in den Wolken. Schlaf quälte. Der Duft der Akazien war wie beständiger Orgelton. Wenn der Kuckuck schrie, zitterte man. Drei, vier Tage kamen, so voll Ahnung, Hindrängen, Ertasten, Erwünschen, daß Buch und Lehre verstummten. Auch mit den andern schien es so zu stehen; ihre feuchteren Blicke, ihre unruhigeren Hände ließen es wissen; in der Nacht richtete sich einer auf und rief ein Wort in die Dunkelheit; am Morgen waren manche Augen hohl und Lippen blaß.

Oberlin suchte Lucians Nähe; wenn er Fink verlassen hatte, spürte er es wie Durst nach Lucian. Doch Lucian schien bedrängt. Es war bisweilen als horche er, warte er; nicht auf Gutes, die Stirn hatte die finstere Falte. Er schützte gehäufte Arbeit vor, um einem Zusammensein auszuweichen, aber im Druck seiner Hand war die herzlichste Versicherung. Es war seine Art nicht, sich zurückzunehmen, doch wenn ihm Oberlin wortlos das Herz entgegentrug, richtete sein Auge eine Schranke auf.

Denn er verzieh sich jene Sekunde der Selbstvergessenheit nicht. Er maßte sich das Recht nicht an, die Schale um die Menschenbrust zu sprengen; was konnte er tun, um Schutz zu bieten, die unbegrenzte Verheißung zu erfüllen? Er hatte sein Gesetz übertreten, preisgegeben, was zu bewahren war, sich an ein Gefühl verraten, das Mysterium entsiegelt; das forderte Umkehr und Entsagung. Oberlin wurde ihm wie ein geliebtes Bild, das man besitzt um es zu verschließen.

Aber in der Gemeinschaft, wo er Lehrer und Führer war, gab es doch immer ein Zeichen, das nur für Oberlin bestimmt war, Worte, die nur ihm allein galten. Dietrich mußte freilich fein und wachsam sein, damit sie ihm nicht entgingen; das brachte Spannung in sein ganzes Wesen; Spannung wuchs ins Unerträgliche, so daß er dann das leichte Opfer des Verführers wurde, der das Netz um ihn wob. So geschah es auch am dritten Tag, nachdem der Präfekt Rottmann Hochlinden verlassen hatte; es war wolkenloser Himmel, und Lucian hatte beschlossen, die Geschichtsstunde mit einer Wanderung gegen den Belchen zu verbinden. Die vierzehn Zöglinge umgaben ihn wie junge Paladine: Georg Mathys mit dem gelassenen Schritt ging an seiner Rechten, Peter Ulschitzky zur Linken. Seine Heiterkeit hatte einen ihr sonst nicht eigenen Glanz, als spüre er das über ihm schwebende Verhängnis schon und wolle nicht mit sich sparen, alles von sich schenken. Er war voll geistiger Laune, jedes Thema hatte hundert Nebenwege und Aspekte, jeder Name erhöhte sich zur Figur. Über Friedrich von Preußen zu sprechen wie es zum heutigen Plan gehörte, war ihm Leidenschaft; er zeichnete den Menschen als hätte er mit ihm gelebt; er war ihm der große „Freund"; als er die Beziehung zwischen Friedrich und Katte schilderte, den Zwist mit dem Vater, Kattes Gang zur Hinrichtung vor dem Fenster von Friedrichs Gefängnis, war etwas Schwärmerisches über ihn gebreitet, in ergreifendem Gegensatz zur Härte, ja häufigen Dürre seiner Natur. Nichts unterliege so dem Mißverstandnis und der Verzerrung, als was an geschichtlichen Persönlichkeiten, Königen und Feldherrn die Größe genannt wird, bemerkte er beiläufig. Nicht die Größe der Tat, immer die Größe der Seele sei es, die Unsterblichkeit verleihe. Was Schwert und Politik außerdem noch vollbringe, sei eher Abzug als Vermehrung, und man stecke in dieser Hinsicht noch im trüben Aberglauben historischer Mordromantik. Da sei der Punkt, wo sich das ewige Lebendige vom Verwesten scheidet.

Hierüber entspann sich lebhafter Meinungsaustausch, den Lucian in sokratischer Methode zu fragen leitete. Der Konflikt zwischen Kronprinz und König wurde Anlaß, von dem Verhältnis zwischen Vater und Sohn überhaupt zu sprechen. Da war Lucians bitterster Hader; er kam immer darauf zurück; da war er Rebell, denn es war der Damm, gegen den er furchtlos anstürmte. „Unterbundene Wurzel, heißt das nicht verdorrte Krone?" Er erzählte, wie ihn sein Vater grausam gezüchtigt, als er sich, mit fünfzehn Jahren, geweigert hatte, Theolog zu werden. Die Knaben lauschten atemlos, sie hörten es zum erstenmal;

er gab, mit bebenden Lippen, Einzelheiten wie aus einem mittelalterlichen Inquisitionsprozeß: Einsperrung, Fasten und die Peitsche. Zur Theologie gepeitscht.

„Es schleppt sich durch die Geschlechter eine unausgeglichene Rechnung. Väter und Urväter haben das Herz der Menschheit vergiftet und die Vernunft vergewaltigt; kommt dann die Zeit, so tritt jeder Vater an den Sohn mit der Forderung heran: verpfände mir dein Herz und unterwirf mir deinen Geist. Fürchte dich, spricht er, so wie Jehovah zu seinem Volk sprach: fürchte dich. Der Sohn beugt sich und dient dem Übel weiter, bis abermals die Zeit kommt und nun er zum Sohn spricht: „fürchte dich".

„Wir fürchten uns nicht", wurde geantwortet, „wir gehorchen aus Überzeugung".

„Wir gehorchen aus Liebe", sagte eine Stimme.

Es sei mehr versklavende Liebe als befreiende auf der Erde, sagte Lucian. Im Menschen sei noch zu viel Tier, Krippe und Stall seien mächtiger als Prophetenwort. Und doch gebe die Tiermutter ihr Junges auf, sobald es sich selbst Nahrung verschaffen könne. Eine Vokabel wisse er, die solle ausgestrichen werden aus dem Wörterbuch der Sprache, die heiße Glück. Glück und Leben verneinten einander. Wer Glück wolle, der wolle Tod. Dabei sei es nur das Krippenglück, das Stallglück, nach dem sie gierten, das verbrecherische Genug und Genügen, das Du sollst und Ich darf, ich der Jäger, du das Wild.

Er war weit von sich selbst, und im Schreiten schien er auch zu fliehen vor sich selbst. Fürchtet euch nicht! Es war nicht die Mahnung eines Lehrers, sondern der Schlachtruf eines Soldaten. Georg Mathys wandte ein, es gebe eine schöne Furcht, und die verschweige er, die Ehrfurcht. Sie bedeute ihm nicht mehr als alle andere Furcht, erwiderte Lucian; er anerkenne sie erst, wo die innere Ehre nicht befleckt werde durch die Furcht und man ihn nicht zwingen wolle, auf Schutt und Moder zu bauen. Aber der Basler Hemmschuh ließ nicht locker. Ohne Furcht sei keine Macht, behauptete er, und seien zur Ehrfurcht nur die Seltenen fähig, so müßte den Geringen die Furcht ins Blut geimpft werden, sonst gehe alles außer Rand und Band.

(Fortsetzung folgt.)

KURT PINTHUS

DIE NACKTEN MÄDCHEN DER CELLY DE RHEYDT

In der Schnee-Einsamkeit des Wintergebirges lese ich in zufällig herverwehten Zeitungen Fetzen aus dem Prozeß Celly de Rheydt. Was Zeugen Gutachter und Richterspruch in diesem Prozeß aussagten, erscheint mir so ungeheuerlich, daß ich der beseligten Schönheitsschwelgerei schneeweiß-nackter Natur mich entreiße und Empörung mich peitscht, diese Bemerkungen hinunterzuschicken in die Riesenstadt der Irren.

Gutachtern wie Richtern galt einzig und allein dieser Gesichtspunkt als maßgebend für Verurteilung oder Freispruch: ob die Darbietungen des Celly de Rheydt-Balletts künstlerisch so wertvoll seien, daß sie „die sexuellen und außerkünstlerischen Dinge übertönten' Keine Stimme hat sich bisher erhoben, die Verwendung dieses Arguments als pharisäische und verlogene Splitterrichterei zu bezeichnen.

Ich sage von vornherein, daß ich das Ballett der Celly de Rheydt niemals tanzen gesehen habe. Aber alle kunstsinnigen, kunstverständigen Menschen, die das Ballett sahen, versichern, daß diese nackt tanzenden Mädchen einwandfreien Wuchs zeigen; schmale, grade Beine; schlanke Hüften; wohlgeformte Arme und Gesichter; — kurz, die Körper dieser Tänzerinnen seien schlechthin als schön zu benennen. (Einschränkend ich kann und will nicht behaupten, daß sie alle einwandfrei schön sind.)

Der Tatbestand also ist: einige schöne Mädchen stellten sich allabendlich nackt (oder so gut wie nackt) dem Publikum tänzerisch zur Schau. Welchem Publikum aber? Keineswegs besichtigten Liebhaber hoher, geistiger Kunst dies Ballett, nicht Intellektuelle oder Tanzsachverständige, — sondern „Leute aus dem Volk", Besucher aus der Provinz, Kaufleute, Beamte, Angestellte, sogenannte „Schieber" . . . direkt herausgesagt: Leute, die eben hingingen, um schöne nackte Mädchen tanzen zu sehen. Der Conférencier hatte also ganz recht, wenn er (was Zeugen und Staatsanwalt als Schuldbeweis auslegten) dem Publikum das Ballett allabendlich ankündigte: „Jetzt kommt das, weshalb Sie eigentlich hergekommen sind."

Dies Publikum kam nicht, um zu hören, wie der hundertste Komiker zum hundertsten Male seine schmierigen Pointen hinlegte, nicht um dem zweideutigen Chanson einer verschminkten Soubrette zu lauschen, die nicht hätte wagen dürfen, auch nur ihre entstellten Brüste zu entblößen, — sondern dies Publikum kam wirklich nur, um schöne Mädchen nackt tanzen zu sehen. Ahnt Ihr, gewohnheitsmäßig anstoßnehmende

Zeugen, ahnt Ihr, künstlerische Sachverständige, die Ihr täglich Gelegenheit habt, nackte Menschen in der Wirklichkeit oder in Kunstwerken zu sehen, ahnt Ihr, würdige, menschenferne Richter, — ahnt Ihr allesamt, welch ein Erlebnis es für den Textilwarenfabrikanten aus Apolda, der seine bieder alternde Frau zeitlebens eigentlich nur abends oder nachts sah und fühlte, welch ein Erlebnis es für den kleinen armen Beamten, für den ewig kalkulierenden Kaufmann, für den gehetzten Angestellten bedeutet, einmal, nur einmal im Leben schöne nackte Mädchen in strahlendem Licht tanzen zu sehen?

Ihr, würdige Richter, gönnt diesen armen geschundenen Zwangsarbeitern, diesen von Geschäften, Hast und Geldjagd zerrupften Menschlein, die, vom kleinen Diener des Staats bis zum großen Schieber, ihr irdisches Leben zerstören und verschimpfieren, Ihr gönnt ihnen doch sicherlich, daß sie ein paar Mal im Jahr, sei es mit der Stadtbahn, sei es mit dem eigenen Auto in die freie Natur hinausfahren, um sich zu erquicken. Warum wollt Ihr ihnen die Erfüllung jener anderen Sehnsucht verweigern, die zeitlebens in jeglichem Menschen, auch in Euch, würdige Richter, hämmert: einmal, ach nur einmal schöne, nackte Mädchen, das lieblichste Wunder der Natur, leibhaftig mit eigenen Augen zu schauen?

Dies Publikum würde zwischen der tänzerischen Qualität der Wiesenthals und der Mädchen des Celly de Rheydt-Balletts keinen wesentlichen Unterschied feststellen können. Und diese Leute würden, wenn sie die Wahl hätten, zu gleich hohen Eintrittspreisen die Karsavina oder das Celly de Rheydt-Ballett tanzen zu sehen, sicherlich zu Celly de Rheydt gehen, nicht weil sie gute Tänzerinnen, sondern weil sie schöne, nackte Tänzerinnen sehen wollen, die sie niemals, niemals, niemals im Leben sonst schauen dürfen, wiewohl sie das Bild solcher nackten Frauen von den Träumen ihrer Jugend bis zu den Wünschen ihrer Greisenzeit unentrinnbar, unauslöschlich verfolgt.

Diese Menschen also empfinden leidenschaftliche Freude über den Anblick schöner nackter Körper. Und wenn diese Menschen laut jubeln, wenn sie sogar schnalzen und sich die Schenkel klatschen, — sind das unzüchtige Empfindungen? Ist das Schamgefühl dieser Normalbürger verletzt worden? Kann man so roh sein diese Freude gedrückter, zermürbter, schönheitentfremdeter Menschen als rein „sexuelles" Entzücken zu verdammen? Kann man hier, da Darsteller wie Zuschauer bewußt die Nacktheit wünschen, von „unmotivierter Nacktheit" sprechen, kann man die (laut Urteil allein maßgebende) Frage überhaupt aufwerfen, ob

„der rein künstlerische Moment die sexuellen und die übrigen Dinge übertönt?"

Dieselben Behörden, die diese harmlose Darbietung schöner nackter Körper schamvoll zur Aburteilung vor Gericht stellen, schämen sich nicht, offiziell zu dulden, daß jede syphilitische Strichhure jene guten Leute verschleppt und infiziert, die sich an dem Anblick des Celly de Rheydt-Balletts nicht vergnügen dürfen! Nicht nur vor den würdigen Richtern dieses Prozesses, sondern auch vor dem ewigen Richter würde ich meine leidenschaftliche Überzeugung aussprechen, daß infolge der Besichtigung dieses Balletts nicht ein einziges Mädchen ihre Jungfernschaft schneller verlor als sonst, und daß kein Jüngling und kein Ehemann durch den Anblick dieser schönen Mädchenkörper auf die Wege der Unzucht geführt worden ist. Im Gegenteil, mancher, der sonst der Verlockung einer Hure anheimgefallen wäre, hat sich vielleicht in Erinnerung dieser nackten Tänzerinnen voll Entsetzen von dem deformierten Körper der Berufsunzüchtigen abgewandt.

Es soll hier keineswegs beschönigt werden, daß Celly de Rheydt aus gewinnsüchtigen Zwecken sich und ihre Mädchen zur Schau gestellt hat, und daß ihre Tänze nicht sehr geschmackvoll waren. Aber es steht fest, daß sie Hunderttausenden die seltene Freude bereitet hat nackte schöne Körper zu erblicken. Und jetzt wird jeder den Widersinn des Urteilsspruchs einsehen, der Celly de Rheydt deshalb verurteilt, weil die Tänze ihres Balletts nicht künstlerisch wertvoll genug waren. Es ist von unsern Richtern nicht die Weisheit ihrer griechischen Kollegen zu erwarten, die vor zweieinhalb Jahrtausenden jene eines ähnlichen Vergehens angeklagte Phryne freisprachen, weil sie in ihrer Nacktheit schön war, — aber unsere Richter hätten die lächerliche Folge ihres Urteils bedenken müssen: denn logischer- und konsequenterweise müßten sie häßliche und deformierte nackte Tänzerinnen, wenn in deren Tänzen das rein künstlerische Moment überwiegt, freisprechen. Und somit dürfte der entsetzliche, schamgefühlverletzende Anblick unserer durch falsche Lebens-, Arbeits- und Denkweise verunstaltete Körper nackt und ungestraft preisgegeben werden.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Februarwoche.

Im Dezember 1921 war die deutsche Handelsbilanz zum ersten Male seit 7 Jahren wieder aktiv. Der Ausfuhrwert überwog den Einfuhrwert. Das ist ein sensationelles Ergebnis, dessen Ursachen man sich klar machen muß. Das Tagebuch hat schon nach Bekanntwerden der Novemberziffern, die ebenfalls schon ziemlich günstig waren, darauf hingewiesen, daß unter anderem die Durchschnittserlöse pro Doppelzentner Ausfuhr weit stärker gestiegen sind als die Durchschnittspreise pro Doppelzentner Einfuhr, — und das trotz der kollosalen Valutaverschlechterung gerade in jenem Monat. Es stellte damals (Heft 1, Jahrg. 1922) einen Vergleich zwischen den Juni- und Novemberziffern an, die aus den offiziellen Angaben errechnet waren. Dieser Vergleich soll hier weiter fortgesetzt werden:

	Einfuhr		Ausfuhr	
	Durchschnittspreis pro Doppelzentner	Steigerung	Durchschnittserlös pro Doppelzentner	Steigerung
Juni 1921 . .	rund M 351.—	—	rund M 360.—	—
November 1921 .	„ „ 486.—	39 %	„ „ 623.—	73 %
Dezember 1921 .	„ „ 655.—	86 %	„ „ 756.—	110 %

Es bleibt also dabei, daß sich die Ausfuhrpreise, trotz inzwischen erfolgter weiterer Valutaverschlechterung, den Weltmarktpreisen immer weiter nähern. Und wenn die Wertbilanz des deutschen Handels im Dezember zum ersten Male wieder mit einem Überschuß von 0.9 Milliarden Mark auf der Ausfuhrseite abschloß, so ist das nicht nur auf die mengenmäßige Verringerung der Einfuhr und Vermehrung der Ausfuhr zurückzuführen, sondern in beträchtlichem Umfang auch auf die relative (nicht nur absolute) Erhöhung des Exportpreisniveaus.

Aus einer ausländischen Zeitschrift, die gegen den Versailler Vertrag schon ankämpfte als noch Mut dazu gehörte und die sich immer Mühe gab, dem Gebrülle von rechts und links Vernunft entgegenzusetzen, seien folgende Betrachtungen zitiert: „Die Londoner Finanzwelt, so wird berichtet, empfindet es als dringende Notwendigkeit, daß Deutschland verzweifelte Anstrengungen mache, um durch Einschränkung seiner öffentlichen Ausgaben und seiner Subsidien das innere Budget in Ordnung zu bringen. Sie glaubt auch, daß der Achtstundentag abge-

schafft und eine ganze Anzahl gouvernementaler Maßnahmen zugunsten der Arbeiterklasse in Wegfall kommen müsse. In diesen Anschauungen harmoniert die Londoner Finanz mit der Stinnes-Gruppe in Deutschland. die den jetzigen demokratischen deutschen Staat durch reinen Kapitalismus ersetzen möchte. Es wird behauptet, solche Reformen würden den Betrag der Idemnität, den Deutschland aufbringen könnte, erhöhen; aber wie das wirklich zugehen sollte, ist vollkommen unklar. Eh Deutschland mehr zahlen kann, muß es mehr produzieren und exportieren können. Gegenwärtig arbeiten praktisch alle Deutschen, und wahrscheinlich so hart, wie eine unterernährte Bevölkerung zu arbeiten vermag. Man lasse die Brotsubsidien wegfallen und erhöhe die Ernährungskosten durch Erhöhung der Transporttarife: wird das die Arbeiterschaft mit größeren Eifer erfüllen? Deutschland exportiert jetzt alles, wofür es einen Markt finden kann. Auch der Zwölfstundentag würde keine neuen Märkte schaffen! Deutschland bedarf zweifellos innerer Reformen; aber die Reform, die es am nötigsten braucht und die sich für Frieden und Demokratie wahrscheinlich am nützlichsten erweisen würde, ist die: Stinnes und die übrigen Gewinnler dazu zu bringen, daß sie entsprechend ihrer Leistungsfähigkeit Steuern zahlen. Das ist es, was die Wirth-Regierung versucht!" Diese Worte standen in der New Yorker „New Republic", einem der ruhigsten, nachdenklichsten und gemäßigsten Organe aller Welt. Es ist notwendig, daß Deutschland sich über diesen Stand der Meinungen nicht nur bei der Boulevardpresse und den patentierten Feuerfressern, sondern auch bei den freundlichsten und liberalsten (nicht: sozialistischen!) Beobachtern eindringlich Rechenschaft ablege. Ob dem Steuerkompromiß vom 26. Januar solche Rechenschaft vorausging? Bis diese Zeilen im Drucke erscheinen, wird man mehr darüber wissen.

Die Frage Reichs- oder Privatbetrieb ist nicht nur im Hinblick auf Eisenbahn und Post noch immer akut. Sie ist es auch im Hinblick auf einen Plan der Reichsregierung, die noch übrig gebliebenen 10 Heeresbekleidungsämter in zwei große Aktienunternehmungen der Schuh- und Textilindustrie umzuwandeln, (an denen das Reich ja wohl mit der Aktienmehrheit beteiligt sein würde!) Da ereignet sich dasselbe, was schon im Falle der „Deutschen Werke" zu verzeichnen war: die Privatindustrie gleicher Branche beginnt Sturm gegen das ungeborene Kind zu laufen. Sie macht das so: erstens beweist sie, daß dies Kind, wie alles, was dem Mutterschoße des Staates entwächst, nicht lebenskräftig sein werde; und zweitens beweist sie, dies Kind werde so über-

mäßige Lebenskraft entwickeln, daß es breite Schichten der Privatindustrie in vielerlei Hinsicht einfach an die Wand drücken werde. Man sieht, diese Beweisführung ist ziemlich bunt. Aber wenn es um Interessen geht, erlebt man ja stets die buntesten Dinge. Die Reichsregierung wird gut tun, sich durch solche Fehden nicht irre machen zu lassen. Der kapitalistisch organisierte und geleitete Betrieb unter öffentlicher Beteiligung: das scheint in Wahrheit eine gute Methode, Sozialisierungsideale und Wirtschaftsrealitäten für den Augenblick einigermaßen aneinander anzugleichen. Darum ja eben sind manche Leute ihr gram. Darum aber auch und weil bisherige Erfahrungen auf diesem neuen Felde bemerkenswert günstig sind, sollte die Regierung kräftig bleiben.

Von der englischen Handelskrise, dieser Erscheinung, die wie keine andere zur Neuregelung der europäischen Wirtschaftsverhältnisse drängt, berichten Ziffern des „Economist" über die Abschlüsse der öffentlich bilanzierenden englischen Unternehmungen während des Jahres 1921. Die Bilanzen des 1. Quartals (die also noch den Geschäftsgang der letzten drei Quartale 1920 umfassen) zeigen gegenüber den gleichen Vorjahrsbilanzen noch eine kleine Steigerung des Reingewinns. Aber schon die Bilanzen des zweiten Quartals, verglichen mit den gleichen Bilanzen im zweiten Quartal 1920, weisen einen 8,4 prozentigen Rückgang des gesamten Reingewinnes auf. Und dieser Rückgang steigert sich bei den Bilanzen des dritten Quartals auf 42,4 Prozent, bei den Bilanzen des vierten Quartals gar auf 52,9 Prozent! Die Bilanzen des 4. Quartals 1920 z. B. wiesen einen Reingewinn von 30 Millionen Pfund aus, diejenigen des 4. Quartals 1921 aber nur noch von 14 Millionen Pfund! Zwar sank die Durchschnittsdividende des 1. Quartals, 10,3 Prozent, nur bis auf 7 6 Prozent im 4. Quartal. Aber um dies Resultat erreichen zu können, mußten in ganz besonders starkem Maße die Überweisungen an die Reservefonds eingeschränkt werden. Sie beliefen sich bei den 412 Bilanzen des 1. Quartals noch auf 12,6 Millionen Pfund (3,4 Prozent der Gesellschaftskapitalien), waren bei den 355 Bilanzen des 2. Quartals schon auf 8,7 Millionen Pfund (2,5 Prozent der Gesellschaftskapitalien) zusammengeschrumpft, verminderten sich bei den 233 Bilanzen des 3. Quartals geradezu katastrophal auf 0,4 Millionen Pfund, (0,3 Prozent der Gesellschaftskapitalien) und konnten schließlich auch bei den 311 Bilanzen des 4. Quartals nicht mehr als 0,58 Millionen Pfund (eben-

falls 0.3 Prozent der Gesellschaftskapitalien) erreichen. Nichts in der Welt wird England auf die Dauer davon abhalten können, die Ursachen solcher Deroute sentimentalitätslos hinwegzuräumen.

Die Demobilmachungsverordnung war darauf berechnet, den Arbeitsmarkt während des Rückströmens vieler Millionen Eingezogener in Zivilberufe vor Zerrüttung zu bewahren; sie sollte allzu wilde Fluktuationen während der Umstellung von der Kriegs- in die Friedenswirtschaft verhindern, und die Arbeitgeberschaft zu gewissen Opfern zwingen, die nach Lage der Dinge damals notwendig waren. Inzwischen ist das Heer längst aufgelöst, die Pazifizierung der Wirtschaft längst beendet, aber die Demobilmachungsverordnung mit ihren vielen großen und kleinen Ergänzungsbestimmungen lebt munter weiter und wächst sich namentlich für die kleineren Betriebe immer mehr zu einer Drangsal aus, die im gegenwärtigen Augenblick geradezu sinnlos ist. Denn all die Hinderungen, die z. B. der Entlassung bereitet sind, wirken grotesk in einem Momente, in dem nach guten Arbeitskräften überall brennende Nachfrage besteht, und sie stärken keineswegs das Verlangen des Einzelindividuums, nach einem Wirkungsfeld Ausschau zu halten, das seinen Fähigkeiten wirklich entspricht, bringen vielmehr einen sinekuralen Zug in die Arbeitsverhältnisse, die mit der sonstigen Organisation unseres Wirtschaftslebens drastisch disharmoniert. Trotzdem hat der Reichstagsausschuß für Volkswirtschaft einen Antrag auf Aufhebung der Demobilmachungsverordnung, allerdings nur mit einer Stimme Mehrheit, kürzlich abgelehnt. Und zwar „angesichts der immer noch bestehenden Gefahr steigender Arbeitslosigkeit." Das ist eine unzulängliche Motivierung. Krisengefahr, Arbeitslosigkeitgefahr besteht für die Wirtschaft zu allen Zeiten, und die Mittel dagegen müssen anderwärts gesucht und gefunden werden als in Verordnungen, die nur für eine bestimmte Krisenart und auch da nur unzulänglich, sozusagen aus dem Handgelenk, geschaffen wurden. Das Problem der Arbeitslosenfürsorge muß weitschichtig, dauergültig, produktiv und mit Gesetzesautorität gelöst werden. Einen fehlerhaften, interimistischen, unproduktiven und quasi oktroyierten Notbehelf zu verewigen, das kommt ungefähr auf dasselbe hinaus, als wenn man einem Menschen, der das Bein gebrochen hat, seinen Gipsverband auch nach der Heilung nicht abnähme, — weil es ja möglich ist, daß er das Bein noch einmal bricht.

Kali, Stickstoff und Braunkohle

An der Börse gibt es kaum launenhaftere Märkte als den Kalimarkt. Immer, wenn man von einer allgemeinen Hausseströmung erwartete, daß sie auch diese Aktiengruppe ergreifen müsse, (da ja grade Kali, wie wenig andere, ein Artikel der Exportkonjunktur ist,) immer wurde man enttäuscht. Dieser Markt hat seine Mucken, und wenn andere Werte an einem Tage um 200 und 300 Prozent emporschnellten, begnügten sich Westeregeln, Deutsche Kali und Aschersleben mit Erhöhungen von 20 bis 30 Prozent. Plötzlich flammt dann aber auch hier einmal eine Hausse auf. Für andere ebenso eigenwillige Marktgebiete, die ganz unerwartet und erst dann in Bewegung geraten, wenn die eigentliche Aufwärtsbewegung der Börsenkurse schon vorbei zu sein scheint, hat die Börse den treffenden Ausdruck „Leichenwagen" geprägt. Das Hauptpapier dieser Sonderklasse waren in früheren Zeiten, als sie noch Anspruch auf einige Bedeutung hatten, Österreichische Kreditaktien. Gings dort einmal los, so schüttelte der gewiegte Börsianer den Kopf, zuckte mit den Achseln und erklärte: „Jetzt ist's mit der Hausse aus". Nach dem Kriege haben Österreichische Kredit diesen ihren zweifelhaften Ruf an die noch berüchtigteren Schantung-Aktien abgetreten, und in den beiden vergangenen Börsenjahren war es ein typisches Bild, daß die größeren Makler, wenn sie sich auf den anderen Märkten genügend eingefixt hatten, in der Schantungecke zusammenliefen, um dort einen „Rummel" zu inszenieren. Bei Kali aber ist es doch eine andere Sache. Kaum eine Industrie ist einer so wetterwendischen Konjunktur unterworfen wie Kali. Himmelhoch jauchzend, — zu Tode betrübt, — große Dividenden, Bonusse, Kapitalserhöhungen in einem Jahre — Verlustsalden im nächsten —: so sehen die Kaliabschlüsse in Deutschland schon seit Jahrzehnten aus. Und doch muß sich der Sachkenner sagen, daß uns vielleicht keine zweite Ware so hohe Ausfuhrwerte zu schaffen vermag, wie dies deutsche Salz, das die Welt oft noch nötiger braucht als den deutschen Geist, auf den sie stellenweise schon großmütig verzichtet hat. Wie wenige andere Industrien ist grade die Kalierzeugung unabhängig von fremden Rohstoffen, wie wenige ist grade sie in der Lage, beträchtliche Valutagewinne aus ihrer Produktion zu erzielen, wie auf wenigen anderen Gebieten vermag grade hier die deutsche Wirtschaft bestimmenden Einfluß auf die Weltmarktpreise auszuüben.

Die Börse steht jetzt wieder einmal an der Bahre einer Kali-Hausse; aber selbst der Börsenroutinier, der keine tiefen Einblicke in das innere Wesen der Wirtschaft hat, sondern rein erfahrungsgemäß vom börsentechnischen Standpunkt urteilt, ist sich darüber klar, daß es diesmal eine Bewegung anderer Art war, als man sie von früheren Zeiten her gewohnt ist. Die deutsche Kaliindustrie steht vor einer gewaltigen Umwandlung. Die letzte Bewegung ist auch nur dem Scheine nach eine reine Kali-Hausse gewesen; in Wahrheit handelte es sich vielmehr darum, daß die Kaliindustrie in gewaltige interindustrielle Konzentrationspläne hineingezogen werden soll. Während auf der einen Seite ein scharfer Interessengegensatz zwischen dem für Niedrighalten der Preise eintretenden, besonders konkurrenzfähigen Wintershallkonzern und dem auch schwächere Werke vertretenden Deutschen Kalikonzern zum Ausdruck kam, findet die Kaliindustrie auf der anderen Seite Anschluß an zwei Nachbargebiete: den Braunkohlenbergbau und die Stickstoff-Industrie. Die Stickstoffunternehmungen verfügen über außerordentlich stärke innere Reserven, von denen man sich stets klar sein mußte, daß sie früher oder später einmal in großen Neuerwerbungen Anlage finden würden. Die Interessen der kali- und der stickstofferzeugenden Industrien ähneln sich in vieler Hinsicht, vor allem in Fragen des in- und ausländischen Absatzes. Auch die Konjunkturverhältnisse, trotz aller Unterschiede, sind einander sehr verwandt. Der Weg zwischen beiden Gebieten führt über einige der Kaliindustrie seit langer Zeit nahestehende chemische Fabriken, die sich hauptsächlich mit der Aufbereitung von Kalisalzen befassen und die, wie in erster Reihe Leopoldshall und Staßfurt, über beträchtliche Beteiligung an Kaligewerkschaften verfügen.

Was auf der anderen Seite die Annäherung an die Braunkohlenindustrie betrifft, so ist es fraglos kein Zufall, daß die ersten Hauptkämpfe, die an der Börse im Bereiche der Kaliwerte während der letzten Wochen ausgefochten wurden, sich gerade am Westeregelnmarkt abspielten. Gerade diese Gesellschaft verfügt bekanntlich neben ihren Kalischächten über recht bedeutende Braunkohleninteressen und ist seit einiger Zeit bestrebt, diese Interessen weiter auszubauen. Je schwieriger durch den hohen Stand der tschechischen Krone die Lage der böhmischen Braunkohlenindustrie wird, um so stärker ist das Bestreben der tschechischen Magnaten, insbesondere der feindlichen Brüder Petschek, ihre deutschen Kaliinteressen auszubauen, und wenn der Schein nicht allzusehr trügt, wird man bei den kommenden Transaktionen gerade dem Namen der Petscheks mehr als einmal begegnen.

Diesmal war die Hausse am Kalimarkt also keine der von früher her bekannten, vorübergehenden Konjunkturhaussen; diesmal stellte sie den Auftakt zu einer Reihe gewaltiger, die verschiedensten Industriezweige umfassenden Transaktionen in der deutschen Montan- und chemischen Industrie dar. Werden die neuen großen Trustgebilde, die hier im Entstehen begriffen sind und deren Geburtswehen, wie es bei solchen Neuschöpfungen meist der Fall ist, zuerst an der Börse verspürt worden sind, hierbei stehen bleiben? Oder werden auch die Hilfsindustrien bald mit hereingezogen werden? Wenn man die ständigen vorsichtigen Börsenkäufe in den Aktien einiger, gerade für die Kali- und Braunkohlenindustrie bedeutenden Tiefbaugesellschaften, wie beispielsweise der Döring und Lehmann A.-G. beobachtet, scheint es fast, als ob die stattliche Anzahl großer Transaktionen, die im Bereiche der Kali-, Braunkohlen- und chemischen Industrie demnächst zu erwarten sind, noch keineswegs ein Ende bedeuteten, sondern vielmehr erst einen neuen Auftakt zur Entwicklung noch weit umfassenderer Trusts à la Rhein-Elbe-Union. Schließlich wird man sich sogar die Frage vorlegen, ob denn die alten großen Montangebilde, wie etwa gerade der Stinneskonzern, auf die Dauer diesen neuen Trusts ganz fern bleiben werden. Waren nicht schon jetzt insgeheim Geburtshelfer an der Arbeit, die, wenn sie plötzlich offen auftreten werden, selbst die Börse, die ja keineswegs leicht zu überraschen ist, in großes Erstaunen setzen werden?

DARF MAN FRAGEN — — — —

Die Kupferwerke Deutschland, die noch mit dem Friedenskapital von 2 Millionen Mark arbeiten, sind durch Aktienaufkäufe an der Börse langsam und sicher in den Besitz der A. E. G. übergegangen. Das Bankenkonsortium der A.E.G. hat bis auf wenige Stücke, die nur noch für Liebhaber Interesse haben, alle Aktien zu sehr billigen Kursen aus dem Markte genommen. Sobald sich die Börsenstimmung bessert, pflegen bei den vereidigten Maklern stets recht umfangreiche Kauforders des Privatpublikums, (das diese intimeren Verhältnisse bei der Gesellschaft nicht kennt und in den Aktien nur ein Goldpapier von fraglos sehr hohem Werte erblickt,) für Kupferwerke Deutschland-Aktien vorzuliegen. Wird aber etwas Material zur Verfügung gestellt, so streicht die Maklergruppe Ba.—Fö. prompt den Kurs und zwar mit der Motivierung, er dürfe nicht 100% hinaufgesetzt werden. Was geht hier hinter den Kulissen vor? Warum ist der Hauptinteressent so begierig, den Kurs der Aktien, die er doch fast vollständig im Besitz hat, so niedrig zu halten? An der Börse er-

klärt man dieses Interesse sehr einfach; man behauptet, die A.E.G. beabsichtige, sich das ganze Unternehmen um einen Spottpreis anzugliedern. Man spricht sogar bereits von einem Umtauschangebot von 2 Aktien der Kupferwerke Deutschland gegen eine A.E.G.-Aktie. Sollte dies Gerücht der Wahrheit entsprechen, so könnte man allerdings verstehen, daß es der in Betracht kommenden Seite natürlich nicht sehr angenehm wäre, wenn der Kurs dieser Aktien auf 1000% oder mehr stiege, weil die Sache dann nämlich allzu großes Aufsehen erregen würde. Darf man aber fragen, ob die vereideten Makler nicht die Pflicht haben, solche Kurse — es gibt mehrere ähnliche Fälle! — bei entsprechender Nachfrage heraufzunotieren, und ob sie berechtigt sind, auf Kosten des Börsenpublikums den Interessen irgend eines Interessenten zu dienen. Darf man fragen, warum sich nicht die Börsenkommissare energisch für das Zustandekommen von Notizen bei solchen Papieren einsetzen, solange ein Umsatz noch ermöglicht werden kann? Darf man überhaupt fragen, ob die Börsenkurse auch weiterhin noch von Angebot und Nachfrage reguliert werden sollen, oder ob man die Regulierung künftighin anderen, mächtigeren Faktoren überlassen will?

*

Eines der mysteriösesten Papiere an der Berliner Börse sind die Aktien der Deutsch-Asiatischen Bank, die auf 1000 Täels lauten. Der Täel notiert heute weit über 100 Mark. Wird auf Grund dieser Tatsache in der Presse bemerkt, auch die Aktionäre müßten früher oder später in dieser oder jener Form aus solchem Valutabesitz Vorteil ziehen, so erfolgt prompt ein Dementi der Bank. Sie dementiert, natürlich nur, was sie dementieren kann; den Kurs des Täel kann sie mit Erfolg nicht dementieren; so erklärt sie wenigstens, es sei fraglich, ob und wann die Aktionäre aus ihrem Besitz jemals Vorteil zu ziehen vermöchten. Merkwürdig aber, daß nach solchen Dementis die interessierte Großbank stets am Platze ist, das herauskommende Material aufnimmt und den Kurs weiter steigen läßt! Darf man fragen, weshalb die Diskontogesellschaft, wenn das Papier wirklich so wenig wert ist, immer höhere Preise für Asiatenbank-Aktien anlegt?

*

Die großen Bankkunden sind, wenn sie Devisen und fremde Noten abzugeben haben, ihren Instituten gegenüber in günstiger Lage. Ihre Ware ist gefragt, sie können abwarten, und als Konteninhaber sind sie imstande, den verrechneten Kurs noch nachträglich mit den offiziellen Kursen des Verrechnungstages zu vergleichen und zu reklamieren. Aber es gibt eine Masse kleiner Leute, die übler daran sind. Viele kleine Leute bekommen heute beispielsweise aus Amerika mehr oder minder erhebliche Zuwendungen, — 10 Dollar, 50 Dollar, 100 Dollar, — und die Klage ist allgemein, daß sie *bei der Umwechslung im Kurse geradezu bewuchert werden*. Daß ein kleiner Mann, der um 1 Uhr zu einer Bank kommt, — also zu einer Zeit, in der die Börsennotiz schon ziemlich fest steht, — statt des Tageskurses von 200 nur 180 für den Dollar geboten wird, ist in der Tat ein bischen üppig. Die Banken sagen in solchem Falle, sie könnten die Ware ja erst am nächsten Tage weiter verwerten und bis dahin sei der Kurs möglicherweise schon wieder gesunken. Das stimmt an sich schon nicht ganz, aber selbst wenn es stimmte: Risiko gehört nun einmal zum Geschäft, und dem Risiko des Kursrückganges steht ja auch die Chance der Kurssteigerung gegenüber. Merkwürdigerweise sind es gerade die großen Banken, die Aktienbanken, die in dieser Hinsicht am meisten Anlaß zu klagen geben, während kleinere Privatbankiers viel reeller operieren. Darf man fragen, ob die Großbanken schwächer sind als die Privatbankiers? Darf man fragen, ob sie sich ihrer Stellung als Institute öffentlichen Vertrauens ganz bewußt sind, und ob sie es für klug halten, sich ohne zwingenden Anlaß gerade der kleinen Kundschaft gegenüber so happig zu zeigen?

GLOSSEN

DER ANGLER IM ZEITUNGSSTROM

Material für Radbruch

In allen Zeitungen war ein Bericht über den mutmaßlichen Mörder der Bürgermeister in Heidelberg zu lesen und in allen Berichten war ein Satz des Ober-Staatsanwalts Sebold zu lesen, worin ein Todesurteil für den Angeklagten verlangt wurde, weil bei „irgendwelchen Wirren im Lande Siefert aus dem Zuchthaus entfliehen und neues Unheil anrichten könne." Der Herr Staatsanwalt hat Recht. Sicher ist sicher. Ein abgehauener Kopf brütet keinen Rachegedanken mehr aus. Aber sein Argument könnte der Herr Staatsanwalt gegen alle Freiheitsstrafen anwenden! Es bestehen zwar im Augenblick keine Aussichten auf revolutionäre Wirren, aber schließlich könnte ja auch ein kleines Erdbeben kommen und die Zuchthausmauern umwerfen. Wirklich verläßlich arbeitet nur der Henker! Seine Arbeit allein ist definitiv! Wer also mit den relativ unsicheren Gefängnis- und Zuchthausstrafen aufräumen will, der muß jeden durch ein Naturereignis störbaren Freiheitsentzug abschaffen und solide Arbeit mit dem Beile tun. Dieser radikale Oberstaatsanwalt schloß übrigens seine Rede mit den Worten: „Wir fordern von Ihnen, meine Herren, den Kopf des Angeklagten!" Das nenne ich eine verständliche bildhafte Rede. Vielleicht wäre dieser Nick-Carter-Stil des Anklägers noch zu verbessern. Noch wirksamer wäre vielleicht die Aufforderung: „Meine Herren Geschworenen, stecken Sie den Hals des Angeklagten in die Schlinge und ziehen Sie den Strick hoch!" oder: „Meine Herren Volksrichter, Sie haben das Beweisverfahren angehört. Nun ergreifen Sie das Beil und hauen Sie zu!"

Perverser Nationalismus

Im „Oberschlesischen Wanderer", einem deutschen Blatte, das in Gleiwitz (Schlesien) erscheint, war unter dem fetten Titel „Gezeichnet" Folgendes zu lesen:

> In eine überaus peinliche Lage ist die Schauspielerin Hella Dombrowska geraten. Als sie gestern in ihrer Wohnung weilte, besuchten sie einige junge Herren, die in einer gar böswilligen Absicht zu ihr gekommen waren. Plötzlich zogen diese Unmenschen eine richtiggehende Haarschneidemaschine aus der Tasche und schnitten die prächtige Fülle des blau-schwarzen Haares der Schauspielerin kunstgerecht bis zur Wurzel ab. Aber nicht nur Frl. Dombrowska ging es so; auch ihre Freundinnen, Gertrud und Hildegard Webs von der Lindenstraße, mußten ihre Haare — gezwungenermaßen — opfern. — Zur Erklärung dieser Meldung fügt ein Leser hinzu, daß in Oberschlesien die deutsche männliche Jugend den Beschluß gefaßt habe, allen Mädchen

die Haare abzuscheren, die nach vorheriger Warnung sich in näheren unsittlichen Verkehr mit den Besatzungstruppen einlassen.

Wenn die deutsche männliche Jugend Oberschlesiens wirklich den Beschluß gefaßt hat, Zopfabschneider zu werden, so haben offenbar perverse Jünglinge sich ein nationales Mäntelchen ausgeliehen, um unter bombastischen Vorwand ihren irren Geschlechtstrieb auszuleben. Weiß die männliche Jugend Oberschlesiens kein wirksameres Mittel, die Rivalen auszustechen als die Schere, dann kann sie Einem leidtun. Mit der Haarschneidemaschine wird diese entartete Generation weder Hella Dombrowska, noch Gertrud und Hildegard Webs in der Lindenstraße — diese edelgermanischen Zeitungsschreiber geben die volle Adresse an! — für sich gewinnen. Wohl aber eher wird die Perversität der Einen den Sadismus der Anderen wecken. Die Freunde der kahlgeschorenen Hella, Gertrud und Hildegard werden der Haarschneidemaschine mit der Hundspeitsche begegnen. Man weiß ja, daß die Brüsewitze der ausländischen Besatzungstruppen damit umzugehen wissen. Und dieser klägliche Kampf zwischen S bere und Peitsche ist dann freiich das geistige Erlebnis, mit dem ein perverser Nationalismus hüben wie drüben jahrelang die Spesen der politischen Diskussion bestreitet.

RELIGIÖSE ANGELEGENHEITEN DER BEROLINA

1

Die Konfessionellen leben rührend entlegen. Ihre Sorgen und orthodox-liberalen Affären muten an wie ein anachronistischer Scherz. Eine Art Jellowstonepark religiöser Empfindungen.

Im Café sah ich zwei Corpsstudenten, zwei Farbenklekse accentuiert in das Grau-in-Grau eines vaterländischen Gedankenrepertoire. Auch da: Affären, von denen wir nichts ahnen. Kämpfe um „Konservativ" und „Liberal", Austritte . . . wobei zu bemerken, daß die Konservativen treu am Säbel hängen, während die Liberalen für . . . Florett optieren.

Ich muß da fortgehen; sonst bekomme ich die Museumskrankheit.

2

Durch keinerlei Konfession gegen Religion Geschützte werden Ausschreiber eines religiösen Bedarfs oder, eigentlich, Opfer mannigfachen religiösen Offerts. Ohne Zweifel, die Prämissen für eine neue Frömmigkeit sind gegeben. Selig stupides



Hingegebensein an das Schicksal, bäuerische Gottbereitschaft im Angesicht unfaßlicher Wetterstürze erneuert sich: Man lebt wieder en masse abhängig von schlagenden Wettern, wer dem Wettertrottel entwuchs, fällt dem Dollartrottel anheim.

Ohne Zweifel, die Athmosphäre für religiöse Bildungen ist gegeben.

3

Der Kunst-Nepp aber ist vorüber.

Niemand mehr verlangt Cocain, auf daß sein Fleisch werde der Verzückung Schrein. Wer vorgestern noch expressionistisch bauchwackelte, tut es heute schon wieder unfreiwillig. In den Kreisen des westlichen Juste milieu, deren aprés nous le deluge allein noch versöhnen konnte, pfeift man auf Dada. Nicht einmal Homosexualität zieht mehr.

Fällt der Film noch, wird man unter der Devise „Mensch, sei helle" den Untergang des Abendlandes feiern. — —

4

Nach Sylvester aber . . . wie gesagt, der Kunst-Nepp ist vorüber . . . kam Neujahr.

Sein neuer Nepp werde im alten Zeichen gefunden.

Mensch, sei helle.

Bildungsnepp diesmal. Ist mir in den letzten vierzehn Tagen dreimal passiert.

Einmal: Der Doktor Deri. Monismus. Es ist wirklich der Rede wert.

Ein Lichtwegjahr, der Weg des Lichts in einem Jahr, verhält sich zum Kilometer, wie sechzigtausend Jahre zu . . . einer Sekunde. Und das Lichtwegjahr ist die Einheit bei astronomischen Berechnungen. Das Lichtwegjahr.

Also: Kusch, Mensch.

Anwesende sind . . . pardon, der Verzückung Schrein.

Bedenkt man, der Dollar hundertachtzig . . . irgendwo springt Zahlensadismus auf. Man hängt Nullen an, beliebig . . . (Kusch, Mensch)! . . . der Vortragende gibt gerade wieder eine Ziffer . . . Zehn mit dem Exponenten . . , vierhundertfünfzig Nullen . .

Neue religiöse Vergnügungen. Die monistische Gebetmühle, scheints.

In einem Eck seufzt ein alter Mann, erschöpft . . .: Sechzigtausend Jahre . . .

Und eine Alto flüstert ehrfürchtig: Mein Gott, wie die Zeit vergeht . . .

E. Th. Kauer.

FILM

DAS MANUSKRIPT IST ENTSCHEIDEND!

Unlängst ist hier der erste Teil der „Kinder der Finsternis" als ausgezeichneter Unterhaltungsfilm sehr gerühmt worden. Nun sah ich den zweiten Teil und — dementiere mir! Zwei erste Akte — Leben im Bergwerke, eine Bergwerkskatastrophe, Aufstand der Bergarbeiter, die nicht mehr in die Tiefe wollen — ganz außerordentlich, eine hervorragende Leistung des Regisseurs Dupont. Dann aber lassen die Verfertiger des Manuskriptes, die Herren Jung und Urgiß, den Regisseur vollkommen im Stich. Auf das starke soziale Drama folgt eine klägliche Eifersuchtsgeschichte, in der eine abgeschmackte Millionärstochter gegen eine siegreiche Proletarierin vergebens ankämpft, mit einem unerträglich verlogenen Niedersinken beider Weiber an der Bahre des Mannes und einem aufgeklebten Tanzbild „Das Leben tanzt weiter". Das Publikum fühlte das vollkommene Versagen der Autoren — viel deutlicher als der Regisseur, der sonst gegen den komplizierten Unsinn hätte protestieren müssen. Auch die Darsteller enttäuschten, besonders Frau Hegesa, die keine Gemütskiste besitzt. Zur Lehre für Film-Erzeuger und Regisseure: Spart lieber an Dekorationen, aber verlockt die besten Autoren zu gewissenhafter Arbeit am Manuskript!



DER SELBSTMORD DES DELINQUENTEN

Ich will nicht von der Todesstrafe sprechen. Ob es Menschen erlaubt ist, selbst einen Menschentöter zu töten, ist Glaubenssache. Ich unterstelle die Todesstrafe als notwendig. Ich unterstelle als gesellschaftliches Recht, den Mörder zu strafen, seine Mitmenschen vor ihm zu schützen, Nachahmer durch sein Schicksal abzuschrecken.

Bei alledem aber, scheint mir, kommt es doch wohl nur darauf an, d a ß der Verurteilte, und nicht wie und durch wen er stirbt. Die alten Türkensultane waren sicher keine milden Herren; sie waren mit der Todesstrafe sehr freigebig. Aber sie hatten doch den Grundsatz anerkannt, daß nur der Tod, nicht die Todesart wesentlich ist. Wenn sie jemanden los sein wollten, sandten sie ihm einen seidenen Strick. Der sagte dem Adressaten: „Du wirst hingerichtet werden; aber Du kannst, wenn Du Lust hast, Dich vorher selbst hinrichten; Dein Tod ist Zwang; den Weg kannst Du Dir wählen!" Das war eine wirksame und doch milde Methode.

Die moderne Methode entbehrt solcher Milde.

Peter Grupen, der Hirschberger Mörder, vom Geschworenengericht zum Tode verurteilt, hat sich in der Zelle, in der er dem Urteilsvollzug entgegenschauert, vor kurzem zu erhängen versucht. Er wurde aber durch's Guckfenster beobachtet, man erbrach die Türe, die er zu verrammeln gewußt hatte, und überführte ihn, um auch Wiederholungen vorzubeugen, aus der Einzelhaft in eine Gemeinschaftszelle.

Die Beamten, die derart verhinderten, daß die Hinrichtungs- in Selbstmordstrafe abgewandelt werde, handelten durchaus im Einklang mit dem Gesetz. Sie sind sicherlich belobigt worden. Aber das Gesetz selbst, das sich starr auf die Kopfabhackerei versteift und weder von seidenen noch von hänfenen Stricken etwas wissen will —: was soll man zu diesem Gesetze sagen?

Ist der Deliquent weniger aus der Welt geschafft, wenn er selbst und nicht der Scharfrichter die Arbeit vollbringt?

Ist die Abschreckung schwächer, wenn ich nicht mehr weiß: „Ertappt man mich, so werde ich hingerichtet!", sondern alter-

nativ: „Ertappt man mich, so werde ich entweder hingerichtet, oder muß mich selbst hinrichten!"?

Ohne zur Mördergilde zu gehören und ohne mit ihrem Gewerbe im geringsten zu sympathisieren, die prinzipielle Seite der Frage „Todesstrafe oder nicht" ganz außerachtlassend, nur aus dem Gefühl für die Unappetitlichkeit zeremonellen Umbringens und aus der Erwägung heraus, daß alles, was erreicht werden soll, auch so erreicht werden kann, — : schlage ich eine Gesetzesbestimmung vor, die es verbietet, zum Tode Verurteilte am Selbstmord zu verhindern. ls.

ANEKDOTE

DIE MÖBELBALLADE

Walter Hasenclever begegnet in einem schön gelegenen Winterhotel im sächsischen Erzgebirge einem kunstliebenden Möbelfabrikanten, der ihn mit devoter Höflichkeit in den großen Kreis seiner Familie hineinzieht.

„Sagen Se, Herr Hasenclever, so e ganzes Drama schrei'm, das muß Ihne doch schauderhaft viel Orbet machen. Dragt denn das geniegend? Machen Sie m'r doch lieber für meine Prospegde eene Meebelballade. Ich zahl eenen braunen Lappen."

„Ich danke Ihnen verbindlichst", erwidert Hasenclever und verbeugt sich gegen den Mäzen und seine liebreizenden Töchter „ich will mit einer Diwanstrophe beginnen".

INHALT DES LETZTEN HEFTES:

(Heft 4):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamerstr. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W. 35, Potsdamer Straße 123b. Druck R. Abendroth' Riesa.


EMIL HEINICKE A*G
BERLIN SW*KÖNIGGRÄTZERSTR. 72
FERNSPR. LÜTZOW 6297/6298 * KURF. 4626-8158-6829 *
FABRIK: MARIENDORF
LADENBAU
INNENBAU
THEATER
KINOS ETC.
Verlangen Sie unser Album!

„REVALO“

TONVEREDLUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

Berlin N. 24, Friedrichstr. 118/119 (Eingang Hannoversche Str.) (am Oranienburger Tor)

Telefon: Norden 2082—2084 / Telegr.-Adr.: Revalotag Berlin

Einige Besprechungen üb. das Philharmonische Konzert am 20. Dez. 21 mit Revalo-Instrumenten unter Leitung von

DR. ARTHUR NIKISCH

Signale vom 28. Dez. 21. Und die Proben, die uns mit den neuen Instrumenten geboten werden, können keinen Vorurteilsfreien über den ganz außerordentlichen Fortschritt im Unklaren lassen .... Über das wesentlich erhöhte Tonvolumen braucht man nicht zu sprechen. Es ist so offensichtlich, daß eine Erwähnung überflüssig scheint. Von der Quantität abgesehen, ist aber auch die Qualitätsfrage m. E. in bedeutsamer Weise gelöst worden .... Das glänzendste argumentum für die Revalo-Instrumente aber erbrachte doch Händels Concerto, in dem wahrhaft frappierende Wirkungen erzielt wurden. Die Erfindung hat ihre Probe bestanden.

Volkszeitung vom 25. Dez. 21. Eine Betrachtung der Klangwirkung der Streicher, vornehmlich der Geigen, läßt ihr außerordentliches Wachsen erkennen. Wie Wind in den Segeln bläht sich der Ton, prall und kraftvoll, daß es scheint, als wollten die Seiten springen, unter seinem Ansturm. Etwas in dem ausgedehnten Ton ist, was anmutet wie metallischer Beiklang. Strenges Unerbittliches beinahe, um nicht zu sagen mechanisiertes, liegt in ihm. Er ist von bestechlichem, aber kaltem Glanze .... In Händels Concerto-Grosso G-moll wirkte die Wucht der Streicher gigantisch, ohne jedoch das wundervolle Gelingen zu stören. Liszts Ungarische Rhapsodie Nr. 2 war zauberhaft, reizend und leidenschaftlich, von edelster Färbung.

Berliner Börsenzeitung vom 23. Dez. 21. Jedenfalls war, besonders bei den Geigen, der Eindruck diesmal noch weit günstiger als am ersten Abend. Dieser Eindruck war der, daß die tiefe Lage einen volleren, pastoseren Klang, die mittleren und höheren Lagen eine weichere, edlere Färbung angenommen haben .... Auch das Spiel des Solisten Einar Hansen gab dafür Zeugnis. Wie zartsinnig, wie einschmeichelnd süß klang seine Geige in dem Adagio des Mozartschen A-dur Konzerts .... Alles in allem ein Erfolg, der dem neuen Instrumententyp auf jeden Fall weitere günstige Aussichten eröffnet.

Berliner Morgenpost vom 25. Dez. 21. Wiederum erwiesen sich die Instrumente als auffallend stark, groß und dabei auch schön im Ton — Eigenschaften, die besonders im C-moll Concerto-Grosso von Händel zum Ausdruck kamen .... So hätten die Instrumente auch diese Feuerprobe erfolgreich bestanden.

Berliner Börsenkurier vom 23. Dez. 21. Ich kann nur soviel sagen, daß sowohl der Gesamt-Streichkörper, sowie die von den Solisten benutzten Instrumente ihrer Wirkung nach außen hin durchaus befriedigten, daher sich durch runden, weichen und klaren Ton auszeichneten.

Welt am Montag vom 27. Dez. 21. Ich grüße den Erfinder der neuen Revalo-Streichinstrumente, die sich der Konkurrenz mit den alten nicht zu schämen brauchen .... Ich grüße unsere Philharmoniker, die sich unter Nikischs Glanz und Adel entfalten ließen.

Reichhaltiges Lager von edelsten Solisten-Instrumenten, Geigen, Bratschen, Celli und Contrabässen.
Veredlung von gebrauchten Instrumenten.
Garantiert quintenreine Saiten und sonstiges Zubehör.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Februarwoche

Herrn Raymond Poincaré hat es kürzlich gefallen, wieder einmal von den Kriegsverbrechern und ihrer Bestrafung zu reden. Weiß Gott, er hat Recht: es hat in Deutschland Schurken gegeben, deren Bestrafung innigst zu wünschen wäre. Aber zum Erbrechen reizt das subalterne Getue, als ob auf eigener Seite nicht ebensolche Schurken an der Arbeit gewesen seien. Aufrichtigere Leute im Alliiertenlager belehren uns eines anderen. In Amerika ist ein Roman von John dos Passos „Three soldiers" erschienen, ein außerordentlich erfolgreiches Buch, und das mit Recht, denn es ist der beste aller bisherigen Kriegsromane, — besser als Barbusse's „Feu", weil die Tendenz nicht so dick unterstrichen ist. Die Amerikaner erfreuen sich des Rufes, im Felde besonders fair gewesen zu sein. Trotzdem tritt der Oberst in diesem Buche mit folgender Ansprache vor sein marschbereites Regiment: „Was die Gefangenen anbelangt, so möchte ich das Euch selbst überlassen. Aber erinnert Euch nur daran, was die Hunnen Belgien angetan haben! Und ich möchte auch hinzufügen, daß unsere Rationen schon jetzt knapp genug sind, und daß Ihr Soldaten natürlich umso weniger zu essen bekommen werdet, je mehr Gefangene Ihr macht!" Das ist die denkbar völkerrechtswidrigste Aufforderung zum Gefangenenmord, und sie wird von den Soldaten auch so verstanden. Man sage nicht: Roman, Roman! Ein Roman, der Dinge behandelt, die von Hunderttausenden erlebt wurden, ein Roman, der sich bei diesen Hunderttausenden als photographischste Darstellung und Typisierung ihrer Erlebnisse durchsetzt, kann so wesentliche, so fürchterliche Tatbestände nicht aus dem Nichts schöpfen. Und wer glaubt, daß, was bei den Amerikanern vorkam, nicht auch von Franzosen geleistet wurde? Der Krieg ist das Scheusal, nicht ein einzelnes Land.

Ob der Reichskanzler Wirth sehr klug handelt, als er zu etwas unerwartetem Zeitpunkt Rathenaus längst erwartete Ernennung zum Außenminister vollzog, sei dahingestellt. Aber daß seine jüngst politische Bettgenossin, die Deutsche Volkspartei, unklug handelte

als sie, obwohl mit dem Steuerkompromiß sehr zu ihrem Entzücken bereits defloriert, daraufhin plötzlich wieder die Spröde zu spielen begann, ist offenbar. Denn das Steuerkompromiß ist ja eine volksparteiliche und keine Wirth'sche Angelegenheit; er hat es ihr so gemacht, wie sie und nicht wie er gern wollte; und wenn sie jetzt gar zu garstig wird, wird sie den Wirth vielleicht zu einem Schritt zwingen, den er möglicherweise schon früher gern getan hätte: zum Anbändeln mit den Unabhängigen und zur Erzeugung eines neuen, den Herren um Stresemann und Stinnes sehr viel peinlicheren Finanz-Kompromisses. Wie also kam der vorsichtige Herr Stresemann dazu, um dieses bißchen Außenministeriums willen jetzt auf einmal solche Risiken im Wichtigsten, im Wirtschaftlichen, zu laufen? Hätte er nicht vor Monaten das Außenministerium billiger haben können, hat man ihn nicht geradezu angefleht, ins Kabinett einzutreten und hat er nicht allem Flehen gegenüber nur die kalte Schulter gezeigt? Das Geheimnis ist: Stresemann ist Optimist geworden! Vor Monaten erachtete er Deutschlands Lage als zunächst hoffnungslos, und zur Verantwortung hoffnungsloser Angelegenheiten fühlt seine sonnige Seele sich nicht hingezogen. Aber seit Cannes und vor Genua ist seine Meinung zuversichtlicher geworden, und bei den Erfolgen, die ihm jetzt möglich scheinen, möchte er natürlich gerne dabei sein. Er ist optimistisch geworden, der sonnige Herr Stresemann, seine Gereiztheit über Rathenaus Außenministerschaft ist Beweis dafür. Laßt uns hoffen, daß er nicht zu optimistisch ist!

In Oberschlesien ist die Entscheidung nun schon lange gefallen; aber während der Polen zugesprochene Teil bereits jetzt mehr und mehr in polnische Verwaltung übergeht, besteht ernster Anlaß zu der Frage, ob die Franzosen nicht etwa beabsichtigen, den Deutschland zugesprochenen Teil trotz Genf überhaupt nicht zu räumen. In Oberschlesien selbst ist man fest überzeugt davon, und die Versetzung des General Mangin, der zuvor im Rheinland Häuptling aller Separationsbewegungen war, nach Oberschlesien wird als Beweis für diese Absicht betrachtet. Uns geht die Nachricht zu, daß einem rheinischen Industriellen, der sich mit einem Mitglied der interalliierten Rheinlandkommission über diese Frage aussprach, ziemlich klar zum Ausdruck gebracht wurde, Frankreich werde tatsächlich so verfahren. Und eine oberschlesische Arbeitnehmergruppe, die in Berlin das Auswärtige Amt interpellierte, erhielt die Antwort, mit solcher Möglichkeit müsse immerhin gerechnet werden. Ist es nicht notwendig, dieser Sachlage, ehe ein fait

accompli geschaffen wird, Aufmerksamkeit zu widmen? Und da die öffentliche Meinung der Welt in dieser Angelegenheit zweifellos mit Deutschland sympathisieren würde: — ist es nicht notwendig, sie beizeiten über die Gefahr zu unterrichten, damit sie auch etwaige Vorwände — und an Vorwänden würde es natürlich ja nicht fehlen! — von vornherein durchschauen könnte?

Die Frankfurter Zeitung, diese objektiv wie subjektiv stolzeste deutsche Zeitungsunternehmung, ist nicht ganz zufrieden mit dem Preisausschreiben, das in der vorigen Woche hier erlassen war. Sie vergleicht die 200 000 Mark, die für ein gutes Filmmanuskript ausgesetzt worden sind, mit dem Nietzsche-Preis, der nur 5000 und mit dem Schiller-Preis, der nur 7000 Mark beträgt. Aber kann man es der Filmindustrie wirklich übelnehmen, daß sie ihre Preise nach ihren eigenen finanziellen Kräften bemißt und nicht nach den Kräften beklagenswert hinter der Geldentwertung zurückgebliebener anderer Stiftungen? Wir glauben, diese Kritik schießt weit daneben. Auch daß der Film, der aus diesem Preisausschreiben erfolgreich hervorgehen wird, ganz der „alte Adam" sein und daß der „Tingeltangel-Karren weiter im Dreck" bleiben müsse, scheint uns ein wenig vorschnell prophezeit. Die Absicht mindestens ist genau entgegengesetzt; sie ist durch die Höhe des Preises sichtbar dokumentiert, und wenn für das Ergebnis auch keine Garantie geleistet werden kann, so sehen wir doch nicht ein, warum jede Möglichkeit eines guten Ergebnisses von vornherein verneint werden sollte. Das alles ist weniger gerecht, als man es gerade von der Frankfurter Zeitung sonst gewöhnt ist. Es ist ebensowenig gerecht, wie einige Bemerkungen über uns selbst, etwa: wir hätten uns mit diesem Ausschreiben gottlob in den Brennpunkt der Kultur gesetzt und möchten nun vor Begeisterung lodern. Wir lodern garnicht, weder vor naiv-kientöppischer, noch vor aristokratisch-ästhetizierender Begeisterung. Ein Preisausschreiben ähnlicher Höhe, das mit weniger Trara, weniger Brennpunktsgefühl, weniger Lodern in die Welt gesetzt worden wäre, müßte erst noch erfunden werden. Wir hatten, als wir uns um das Zustandekommen dieses Ausschreibens bemühten, bei Jovis nicht die Absicht, uns in den Brennpunkt der Kultur zu stellen; unsere Absicht war nur, hundertfältiges Theoretisieren endlich einmal in die Praxis umzubiegen, endlich einmal zum Beschreiten eines neuen Weges zu veranlassen, der uns dem Ziel, dem guten Filmmanuskript, vielleicht näherführen kann. Ob die Absicht erreicht wird, steht dahin. Aber sie wird mit unsrer Methode sicher nicht schlechter erreicht als mit Feuilletons. Und überdies hindert unsre Methode ja niemanden daran, auch weiterhin Feuilletons zu schreiben.

DER STAND DER DINGE IN EUROPA

II

Als die Deutschen kapitulierten, konnte man zweierlei von ihnen erhalten. Erstens substanzielles, tatsächlich existierendes Eigentum, und zweitens Versprechen auf künftighin zu erzeugendes Eigentum. Substanzielles Eigentum: dazu gehörten Elsaß-Lothringen, Saartal, Rheinland, Ruhrgebiet, Posen, Danzig, die Flotte, die Handelsschiffe, die Kolonien, Eisenbahnmaterial, Kohle, Munition usw. Versprechen auf künftige Erzeugung: das war, was wir Reparationen nennen: es besteht aus einer langjährigen Hypothek auf Deutschlands Produktion.

Da die Deutschen absolut geschlagen waren, war es leicht, ihnen das substanzielle Eigentum wegzunehmen: Mit Ausnahme des Rheinlandes und des Ruhrgebietes wurde es tatsächlich genommen. Rheinland und Ruhrgebiet hätten ebenfalls genommen werden können; aber England und Amerika, — in der Hoffnung, dadurch einen neuen Krieg zu verhindern. — hinderten Frankreich daran. Man gestattete Frankreich aber, das Rheinland fünfzehn Jahre lang besetzt zu halten. Und diese Besetzung, in Verbindung mit Deutschlands Entwaffnung, ermöglicht es Frankreich, jederzeit in das Ruhrtal einzumarschieren. Es hat kein gesetzliches Recht dazu; aber abgesehen von Recht und Unrecht ist keine weitere Schwierigkeit vorhanden. Rheinland und Ruhrgebiet zusammen sind Europas reichste industrielle Zone; aber es wurde Frankreich in Paris nicht gestattet, sich ihrer zu bemächtigen. Statt des Vogels in der Hand gab man Frankreich vier Vögel auf dem Dache. Man versprach ihm eine Militär-Allianz mit Großbritannien und mit Amerika, einen starken Völkerbund und phantastische deutsche Zahlungen; aber all diese Verprechungen erwiesen sich als uneinlösbar. Die Allianz wurde niemals ratifiziert; der Völkerbund erlitt in Amerika eine Niederlage, und das deutsche Zahlungsversprechen hat nicht den geringsten Diskontwert auf dem Weltmarkt, denn es repräsentiert eine Geldsumme, die unter keinen erdenklichen Umständen jemals verdient werden kann.

Frankreich behielt schließlich also nur vier schlechte Papierfetzen in der Hand. Solcher Fetzen besitzt es noch mehrere: Rußlands Versprechen, keinen Separatfrieden zu schließen, Rußlands Versprechen, die französischen Anleihen zu verzinsen, das nämliche Versprechen der Türkei, — ganz zu schweigen von einigen der Geheimverträge, die während des Krieges abgeschlossen wurden. Nun bin ich gewiß der Letzte, der Frankreichs Politik seit dem Waffenstillstand entschuldigen

wollte; aber es ist wichtiger, sie zu verstehen, als über sie zu schimpfen; und ich halte es für einleuchtend, daß diese Serie von Enttäuschungen dem Durchschnittsfranzosen die ganze Welt unsicher, unverläßlich und verräterisch erscheinen lassen muß. Mag sein, daß es in jedem Punkte gute und ausreichende Gründe dafür gibt, wieso das Resultat Enttäuschung sein mußte. Das ändert nichts an der Tatsache, daß Frankreich feierliche Versprechungen von England, Amerika, Rußland und Deutschland erhielt, Versprechungen, die es als lebenswichtig erachtet, und daß dennoch keine dieser Versprechungen eingelöst wurde.

Aber wie die Franzosen es ansehen, haben sich England und bis zu gewissem Grade auch Amerika nicht einmal damit begnügt, ihre eigenen Versprechungen nicht einzulösen. Sie haben sich auch einer Politik zugewandt, die nichts anderes ist als eine Unterstützung Deutschlands und Rußlands in deren Weigerung, ihre Versprechen einzulösen. England hat ohne Rücksicht auf Rußlands Schulden an Frankreich, ein Handelsabkommen mit Rußland abgeschlossen; und bei den Verhandlungen mit Deutschland hat es darauf gedrückt, Deutschlands Verpflichtungen zu reduzieren. Die Engländer mußten das freilich, im Interesse ihrer eigenen nationalen Sicherheit; denn sie sind ein industrielles Volk und können ihre Ernährung nicht bezahlen, wenn der Kontinent nicht reich genug ist, ihre Waren zu kaufen. Indessen widerspricht dies englische Interesse an der Wiederherstellung normalen Handels unmittelbar den Bedürfnissen der französischen Finanzen. So hat sich ein Interessenkonflikt zwischen französischem Rentnertum und britischem Handel ergeben, zwischen französischer Sparsamkeit und englischer Arbeit. Es ist dieser Konflikt, der seinen Weg schließlich über den Antlantic genommen hat und der die Washingtoner Konferenz so heftig störte.

Ein Fehler wäre es aber, diese englisch-französischen Streitigkeiten jenen tief verwurzelten Rivalitäten gleichzusetzen, vor denen es keine Rettung gibt. Meiner Ansicht nach stellt all das Gerede über Bündnisse, Unterseeboote und dergleichen nur das Drum und Dran eines unvermeidlichen Liquidationsprozesses innerhalb der europäischen Politik dar. Der Krieg (samt dem Frieden, der ihm folgte) schuf in Europa eine Masse von Illusionen und unerreichbaren Hoffnungen, und in der Politik geht jetzt vor sich, was im Geschäftsleben bereits vor sich gegangen ist: „ein heftiges Abschreiben nationaler Einbildungen", um mit Worten Hoovers zu reden.

Es mag daher von Interesse sein, eine Liste der großen politischen Illusionen aufzustellen, die während der letzten drei Jahre in Europa aufgegeben werden mußten.

1. Großbritannien: Niemand gibt heute noch vor, an die Schlagworte der verderblichen Khakiwahlen von 1918 zu glauben. Weit davon entfernt, noch heute den Wunsch zu hegen, daß man, wie Balfour sich einst ausdrückte, die deutsche Zitrone auspresse, bis die Gefäße platzen, sind Großbritanniens Handel, Finanz und Arbeiterschaft in ihrer überwältigenden Mehrheit ganz im Gegenteil für ein äußerst gemäßigtes Arrangement mit Deutschland. Der Gedanke, daß die Vernichtung der deutschen Konkurrenz vorteilhaft für England gewesen sei ist dem Gedanken gewichen, daß man Deutschlands Industrie wieder ankurbeln müsse. Ebenso ist ein anderer Gedanke geschwunden, der noch in Paris herrschend war: daß möglichst hohe Entschädigungszahlungen ein Segen seien. Während Lloyd George vor drei Jahren seine Wähler mit dem Programm gewann, daß man Deutschland zum Zahlen bringen müsse, bereitet er sich jetzt darauf vor, eine neue Wahl mit einem Programm zu gewinnen, das fast auf ein Zahlungsverbot für Deutschland hinauslaufen wird.

2. Deutschland: Der Versailler Vertrag war auf den beiden widersprechenden Theorien aufgebaut, daß man Deutschland erstens absolut vernichten und zweitens in großem Stile zum Zahlen bringen müsse. Die Absurdität dieses Nebeneinanders ist jetzt in ganz Europa anerkannt, obwohl das französische Volk sich noch nicht entschieden hat, welche der beiden Alternativen es vorziehen soll. Es weiß aber bereits, daß nicht beides zugleich erreichbar ist. Die Partei Poincarés zieht Deutschlands Vernichtung vor, die Partei Briand's und Loucheur's neigt mehr zur Reparation als zur Destruktion.

3. Rußland: Geschwunden ist die Idee von 1919, daß die Sowjets zum Zusammenbruch verurteilt seien, und daß jeder militärische Abenteurer in Moskau einmarschieren und Lenin stürzen könne. Andererseits hat ein Friedensjahr in Rußland selbst den Fehlschlag des Kommunismus enthüllt, seine Undurchsetzbarkeit nachgewiesen und zu offenem Bekenntnis dieses Mißlingens gezwungen. Darum ist heute jede vernünftige Meinung in Europa einem vollständigen Frieden mit der gegenwärtigen russischen Regierung geneigt, und jedermann empfindet, daß der Sturz dieser Regierung nur jahrelanges neues Chaos bedeuten würde. Auch der Gedanke, auf dem so viele Klauseln der Pariser Verträge basiert waren, nämlich, daß es möglich sei, eine europäische Regulierung unter Ignorierung Rußlands zu bewerkstelligen, ist dahingeschwunden. Das große Konsortium, an dem englische, französische, deutsche, italienische

und amerikanische Finanzleute seit Monaten arbeiten, anerkennt Rußlands lebenswichtige Bedeutung für Europa.

4. Mitteleuropäische Kleinstaaten: Es ist keine Übertreibung, daß sie im Jahre 1919 fast durchweg Vasallenstaaten waren. Sie dankten den Alliierten ihre Existenz, darum sollte ihre Politik auch den Interessen der Alliierten gehorchen. 1919 betrachtete man sie z. B. als „Sanitätskordon". Polen, Rumänien, Tschechoslowakien Jugoslawien und bis zu gewissem Grade auch die baltischen Staaten sollten einerseits Wächter Deutschlands und andererseits Wächter Rußlands sein. Man kann heute nur noch schwer verstehen, daß irgendwer sich jemals solchen Ideen hingeben konnte. Denn heute glauben im Ernste nur noch sehr Wenige daran. Vielleicht mit der einzigen Ausnahme Polens gibt es heute kein Land mehr, in dem diese Idee noch Kredit genösse. Und selbst in Polen wächst kraftvoll die Neigung, des Westens Diktatur von sich abzuschütteln und aufzuhören, ein Bauer in anderer Leute Spiel zu sein.

5. Revolution: Der Gedanke an eine Weltrevolution ist in Moskau aufgegeben worden, und er erschreckt Erwachsene auch anderwärts nicht mehr. Andererseits gibt es eine stille Revolution, — nicht durch Agitatoren, sondern durch die Druckerpresse gemacht, — und diese lähmt die Produktion. Während Frankreich sich Sorgen darüber macht, wie es sein auf Ersparnisse beruhendes soziales System erhalten könne, sorgen sich England, Deutschland, Italien und natürlich auch Österreich darüber, ob das Wirtschaftssystem Europas so rasch wieder hergestellt werden könne, daß sie ihre Bevölkerung zu unterhalten vermöchten. In jedem dieser Länder ist die Bevölkerung größer, als es den industriellen Aussichten entspricht

6. Zwangswirtschaft: Der Krieg stärkte die Macht der Regierungen überall, und der Staat übernahm es, das ganze wirtschaftliche und moralische Leben seiner Völker zu regulieren. Große Bürokratien erwuchsen und ließen nach dem Krieg zwei gefährliche Illusionen aufwuchern. Die eine war, daß reformistische Geister die eminente Macht dieser Regierungsmaschinen dazu benutzen könnten, Länder zu schaffen, die, wie Lloyd George einst sagte, den rechten Lebensraum für Helden abgeben würden. Die andere war, daß diese Bürokratien dazu verwandt werden könnten, Europa auf seinem augenblicklichen Stande einfrieren zu lassen und jegliche soziale Entwicklung zu verhindern. Beide Illusionen brechen zusammen. Überall sind die Bürokratien in der Defensive, überall herrscht starkes Verlangen, ihrer ledig zu werden und

Europa durch private Initiative und freiwillige Zusammenarbeit wieder aufzubauen.

Als Ergebnis dieser Mentalitätsänderungen scheinen die wesentlichen Züge jedes wirklichen Rekonstruktionsprogrammes, insoweit die Regierungspolitik davon betroffen ist, jetzt folgende zu sein:

1. Die deutsche Reparationspflicht muß so begrenzt werden, daß Deutschland die festgesetzte Summe auch zahlen kann, und daß die Welt andererseits imstande ist, sich so viel zahlen zu lassen.

2. Es muß absoluter Friede mit Rußland geschlossen werden, beruhend auf unumschränkter russischer Anerkenntnis all jener Rechte des privaten Eigentums, die den Handel erst ermöglichen, und auf unumschränkter Aufgabe aller Ententeintriguen in den Randstaaten.

3. Es muß eine Serie von Handelsverträgen zwischen den Sukzessionsstaaten abgeschlossen werden, ähnlich den Verträgen, die Tschechoslowakien bereits mit all seinen Nachbarn abgeschlossen hat. Das bedeutet das Desinteressement der Groß-Mächte an der zentraleuropäischen Politik.

Übereinkünfte in diesen drei wesentlichen Punkten würden ermöglichen und sollten ergänzt werden durch:

4. ein neues und entgiltiges Abkommen über Räumung der Rheinlande binnen kürzester Frist.

5. eine europäische Konferenz über die Landrüstungsbeschränkung.

Wie jedermann weiß, ist in alledem Frankreich das Haupthindernis. Und doch ist Frankreichs Zustimmung und willige Mitarbeit unbedingte Voraussetzung für die Rettung Europas. Sie werden in den nächsten Monaten erreicht werden müssen, und zwar durch Schwächung der Nationalisten und durch Stärkung der Gemäßigten. Der erste Schritt wäre, Frankreichs Regierung an einer furchtbaren Verschlimmerung der Lage zu hindern. Darunter ist speziell eine Mitteilung an Frankreich zu verstehen, daß ein Einmarsch ins Ruhrgebiet von der ganzen zivilisierten Welt als unfreundlicher Akt betrachtet werden würde. Das wäre er tätsächlich, denn der Griff nach den Kohlenfeldern der Ruhr würde Zentraleuropa in schreckliche Zuckungen versetzen und jede Hoffnung auf Frieden für lange Zeit vernichten. Die Ruhrfrage wird die entscheidende Probe sein, viel entscheidender als irgend etwas, was in Washington vor sich ging. Gegen die Idee weiterer militärischer „Sanktionen" sollte in allen Ländern der Welt eine entschlossene öffentliche Meinung geschaffen werden. Fehlerhaft wäre es, zu glauben, daß das französische Volk gegen eine solche Meinungsäußerung vollkommen

unempfindlich sein würde. Es würde eine große Hilfe für die französischen Gemäßigten sein, die um die Seele Frankreichs jetzt einen Kampf gegen furchtbare Übermacht führen müssen. Aber der Ausdruck dieser Meinung allein genügt freilich nicht. Wenn sie Frankreich auffordern, Illusionen zu opfern, müssen die anderen Völker auch ihrerseits Opfer bringen. Darum:

6. wird die deutsche Zahlungsverpflichtung im allgemeinen Interesse Europas und im speziellen Interesse des englischen Handels reduziert, so sollte Frankreich ein Vorrecht auf die tatsächlich eingehenden Zahlungen erhalten.

7. In dem internationalen Handelsarrangement mit Rußland sollte besondere Aufmerksamkeit darauf verwandt werden, Frankreich befriedigenden Anteil am Gewinnst zu sichern.

8. Während nichts in der Welt Frankreich Sicherheit dafür gewähren kann, daß es die größte Macht des Kontinents bleiben wird, sollte ihm jede gewünschte Sicherheit gegen einen künftigen Einfall geboten werden. Darum wäre es sehr erwünscht, jenen Plan zu verwirklichen, der auf eine gegenseitige Garantie Englands, Frankreichs und Deutschlands gegen jeden Einfall in die demilitarisierte Zone abzielt. An einer solchen Garantie könnten auch wir Amerikaner sehr wohl teilnehmen, vorausgesetzt, daß sie gleichzeitig von einem Vorschlag zur Aufgabe der Rheinlandbesatzung und zur Demobilisation der Armeen begleitet wäre.

9. Endlich muß die Frage der interalliierten Kriegsschulden zur Entscheidung gelangen. Abgesehen von der britischen Schuld an Amerika sind sie alle völlig uneintreibbar, oder ihre Eintreibung wäre mit vernichtenden Kosten verknüpft. Ihr Vorhandensein aber läßt jede Hoffnung auf Banlanzierung der europäischen Budgets in weite Ferne entschwinden. Natürlich wird niemand vorschlagen, sie abzuschreiben, während Europa noch militarisiert ist. Aber wenn eine europäische Konferenz die Verträge von 1919 im Geiste von 1922 neu geschrieben haben wird, dann wird die allgemeine Kriegsschuldenanullierung in dieser oder jener Form tatsächlich stattfinden müssen. Wir können von den Alliierten nicht ebenso viel oder sogar noch mehr verlangen als die Alliierten ihrerseits von Deutschland erhalten!

Wir mögen den Gedanken schwer verdaulich finden, unsrerseits in einen europäischen Garantieverband einzutreten; wir mögen es als Härte empfinden, eine Schuld von 10 Milliarden Dollar einfach zu streichen; aber je größer unsre eigenen inneren Widerstände sind, umso bereitwilliger müssen wir auch die Opfer ermessen, die von Europa verlangt werden, wenn wir es zu wirklichem Friedensschluß auffordern. Es wird nicht leicht sein, in Europa Frieden zu stiften. Es wird unmöglich sein ohne Opfer!

(6. Fortsetzung.)

Lucian lachte. „Ist das nicht ergötzlich, diese Neunzehnjährigkeit auf dem rechten Flügel des Hauses?" rief er. „Aber siehst du: dich nenn ich eben furchtlos, und so behagst du mir. Quo res cunque cadunt semper stat linea recta. Das war die Devise der Ligne und Egmont, die wollen wir uns wählen". Er zog Oberlin, der in einem Krampf des Lauschens dicht vor ihm schritt, zwischen sich und Ulschitzky, nahm ihm die Mütze vom Kopf und trug sie im lässig schlenkernden Arm.

Auf dem Heimweg fügte es sich wie von ungefähr, daß Kurt Fink mit Oberlin ging, und Fink erzwang durch seinen langsameren Schritt, daß sie allmählich weit hinter den andern zurückblieben. Anfangs wehrte sich Dietrich still gegen den Weggenossen; er wußte ja, was kam. Das Helle verging, das Silberne wurde grau. Oft fühlte er in Farben, träumte auch in Farben. Es gab einen periodisch wiederkehrenden Angst-Traum, der nur darin bestand, daß süßes Blau sich in tückisches Gelb verwandelte.

Es dünkte ihn schmählich, daß er sich verlocken ließ, und es dünkte ihn schmählich, sich zu entziehen. Listige Worte umschwatzten ihn; noch hielt ihn Lucians Geisterkreis und Geisterblick, dann war es banges Sichfallenlassen. Es ist ein Unterschied, ob einer nach oben oder nach unten lauscht, die Wimper verrät es. Dort hatte die Welt ein hohes Tor, hier ein verbotenes Pförtchen, durch das man in dämmrige Gewölbe stieg. Während Fink Blätter von den Büschen riß, an einem Grashalm sog, sich bückte, um einen Käfer oder bunten Stein zu betrachten, geriet er bald in das Revier, wo Eros herrschte, ein armseliger Eros, Ohrenbläser, Schlüssellochdieb, lüsterner feiger Räuber. Oberlin war zu sauber von Fantasie, um immer gleich deuten zu können, was der Verdorbene ihm zeigte; bisweilen zuckte er zusammen, die Vogelstimmen schwiegen, der Saft in den Bäumen hörte auf zu rinnen, die Luft schmeckte wie Galle.

Fink erzählte, daß er sich mit seiner Verlobten, Hedwig Schönwieser, zu einer Reise ins Allgäu verabredet habe; dann wollten sie einige Zeit im Inselhotel in Konstanz wohnen. Aus gelegentlichen Gesprächen, die Oberlin mit Georg Mathys und Justus Richter geführt, wußte er, daß Dietrich die beiden zu einem Aufenthalt in der Ermatinger Villa eingeladen hatte. Er hatte bereits mit der Mutter darüber korrespondiert, und die Ratsherrin, die eine Kur im Leuckerbad gebrauchen wollte, war einverstanden. Nun fragte Fink, ob er ihn ebenfalls besuchen

und Hedwig mitbringen dürfe. Das war Oberlin onderbar zu hören die Reise mit einem Mädchen, das die Braut sein sollte; demselben Mädchen, von dem jener vor fünf Minuten geschildert, wie es sich vor dem Spiegel völlig entkleidet und ihm erlaubt habe, daß er aus dem Nebenzimmer in den Spiegel schaue; nicht sich selbst habe sie seinen Augen freigegeben; an sie nicht einmal zu denken, habe er feierlich versprechen müssen; nur das Bild im Spiegel. Es war eine umgestülpte Wirklichkeit, eigentümlich ruchlos; die Lippe wurde trocken, der Fuß müde. Dietrich vermochte lange nicht Antwort zu geben, dann stotterte er: „Ja komm nur, bei uns ist es sehr hübsch". Kurt Fink lachte, Oberlin wandte sich ab und sagte, jetzt wolle er allein gehen, er habe Kopfweh. Nach ein paar Schritten drehte er sich wieder um, sah Fink starr ins Gesicht und trat auf ihn zu. Plötzlich hatten sie einander untergefaßt und rangen, keuchend, schweigend, mitten in der Stille des Walds, ohne Anlaß, ohne Streit, Wange an Wange, Brust wider Brust; keiner wich um einen Zoll, keiner konnte den Gegner bewältigen, da ließen sie wieder voneinander. Oberlin hob die Mütze auf, reinigte sie von Erde und dürren Nadeln und setzte heiß atmend seinen Weg fort. Nach kurzer Weile hörte er Fink hinter sich ein leichtfertiges Lied singen.

Schweres Wetter hing im Westen, als er aus dem Wald trat, eine schwefelgelbe Wolke, ausgespieen aus dem Rachen einer ungeheuren schwarzen. Im Dorf läuteten die Glocken, Schafe trippelten lautlos über den Hügelhang, ein paar Krähen fielen wie Tintenklexe in die Furchen. Oberlin schlug im Gehen die Hände vors Gesicht; es war ihm bitter ums Herz, bitter und süß; in einem Strudel von Sehnen wurde es hinuntergezogen, dieses willige, brennende Herz; die Welt war verloren, in die pochenden Adern verkroch sie sich, das Bittersüße schnürte die Kehle zusammen; man hätte niederkauern müssen, die Arme in die Erde wühlen, die Augen ans Finstere pressen, sie sahen so viel, sie wußten so viel. Das Donnergegroll rührte ihn mächtig an; er trug Verlangen; Straße auf und Straße ab war leer; er war sich feind er war sich alt.

Bei den Akazien vor dem Eingang warteten Mathys und Richter auf ihn. Sie erkundigten sich, wo Fink geblieben sei. Sie zogen ihn in den Garten und dort wanderten sie zu dreien eine Weile auf und ab. Unbewußt erfüllten sie die Aufgabe der Freunde, zu besänftigen und zu vergessender Ruhe zurückzuführen. Doch hatte ihr Tun einen vorgesetzten Zweck; Justus Richter, dem sein sprudelndes Temperament

Vorsicht nicht leicht machte, begann mit einer mißfälligen Bemerkung über die zwischen Oberlin und Fink herrschende Intimität; Georg Mathys milderte die Schärfe; er sagte, für ihn sprächen Geschmacksgründe gegen einen solchen Verkehr, auch Gründe der Selbstliebe; neben dem wurmigen Holz kränkle das gesunde bald. Seine Herzlichkeit und Zartheit, Richters warme Art drangen zu Oberlin; mit aufleuchtenden Blicken reichte er ihnen die Hand; sie begriffen; sie waren mit der Erklärung zufrieden.

Eine Stunde später war die Siedlung Schauplatz fiebernder Aufregung. Kurz nach der Heimkehr schon hatte man Lucian mit einem Zeitungsblatt in der Hand auffallend bleich in die Kanzlei eilen sehen. Er hatte sofort eine Konferenz der Lehrer und Präfekten einberufen. Die Zeitung, so erwies sich bald, war die neueste Nummer des Landboten für den Neckarkreis und enthielt einen wutschnaubenden Artikel über die sittenlosen, oder wie es wörtlich hieß, sardanapalischen Zustände in der Hochlindner Schulgemeinde, dieses Geschwür am Leibe eines christlichen Staates. Zugleich hatte von der Leyen ein trockenes, Rechtfertigung heischendes Schreiben des Berliner Geldkonsortiums erhalten. Nicht genug damit, brachte dann die Achtuhrpost, gerade als zu Tisch geläutet wurde, mehr denn anderthalb Dutzend Briefe von Eltern, teils an die Söhne selbst, teils an den Leiter der Anstalt, mit dem empörten Hinweis auf skandalöse Enthüllungen, die ihnen von vertrauenswürdiger Seite zugegangen seien und die, falls sie bestätigt würden, längeres Verbleiben der Zöglinge unmöglich machten. Man forderte deshalb schleunigen wahrheitsgetreuen Bericht. Vier Schüler aber erhielten Telegramme mit der Ankündigung von der Ankunft des Vaters oder der Mutter und einer, das war Oberlin, mit dem kategorischen Befehl, ohne Verzug nach Hause zu reisen, wenn tunlich am selben Tag. Aus dem Wortlaut der Depesche war zu entnehmen, daß er der Ratsherrin als ein an den Vorgängen unmittelbar Beteiligter denunziert worden war.

Bestürztes Rennen über die Gänge. In den Sälen traten Gruppen zusammen; jeder brachte jeden Augenblick neue Kunde. Draußen tobte das Gewitter und plätscherte der Juniregen. Gegen neun Uhr hieß es, im Spielsaal solle Beratung stattfinden. Dort herrschte alsbald ängstliches Gewühl. Georg Mathys wurde umringt und man wollte seine Meinung hören; er hatte sich nicht nur im Verhältnis zu seinen Angehörigen eine gewisse Selbständigkeit errungen, sondern genoß auch in der Schulgemeinde eine bevorzugte Stellung zwischen Zögling und Erzieher; Lucian hatte ihn als Helfer schätzen gelernt. Da er die Prüfungen bereits im Frühjahr abgelegt und bestanden hatte, war es nur die Neigung zum Lehrberuf, Interesse an organischer Entwicklung des Geistes, die ihn an Hochlinden fesselten.

(Schluß folgt.)

HUGO IGNOTUS

ÜBER DEN DICHTER ZSIGMÓND MORICZ

Ich kenne einen Dichter, den Ihr nicht kennt, weil ich den Vorzug habe, ungarisch zu verstehen, und ihr die Gleichgültigkeit, kein Interesse an dieser interessanten Sprache zu finden. Und sie ist interessant, etwas ganz anderes, als was sich Euer Westländertum seit und in der goetheischen Prägung unter Westöstlichkeit vorstellt. Schon weil das Östliche des Madjarischen nichts oder nur wenig Morgenländisches an sich hat, in Eurem persisch-semitisch-indisch-chinesisch gewohnten Sinn des Orientalischen. Nein: die Madjaren sind nicht von Friedrich Rückert, eher von irgend einem ins Russische verschlagenen Tartaren, dem nur die Schriftkunde fehlt, um ein anderer Dostojewski zu werden. Das Madjarische ist wohl asiatisch, doch seine Glut nicht südlich, sie ist die Gefrierhitze des Nordens. Die nächsten, die richtigsten, die einzigen Verwandten der Madjaren sind die Handvoll Lappenstämmchen Vogulen, Ostjaken, Finnländer, und durch all den türkischen, slavischen, mongolischen, gewiß auch deutschen Einschlag des Mischvolkes schlägt dies tranhafte Ahnungsfett durch. Wir sind gewohnt, das Bauerntum als etwas Grundlegendes zu Allerunterst unsers gesellschaftlichen Baues Liegendes zu betrachten. Und vergessen, daß der Ackerbau wohl schon zwei, wenn nicht drei Treppen hoch im Hause der Civilisation steht. Am Anfang war der Fischer und der Jäger. Viel später kam es zum Hirten, dem unsteten Wanderer. Und bis der Wanderer sich setzte und der Natur nicht mehr nachging, sondern sie und ihre Gebärkräfte um seine Stätte bannte vergingen tausend und abertausend Jahre, Jahrtausende der Mühsal und des Sinnens, einer unabhängigen Abhängigkeit von der Natur, einer entfernteren Verwachsenheit mit ihr. Ganz noch an der Nabelschnur der Natur, selbst wie die Raubtiere, ein elementares Stück Natur, sind eben nur die Fischer und die Jäger, und von ihnen zum Bauer ist der Weg nicht kürzer und der Intellektualität nicht barer, als vom Bauer zum Städter. Nun: der Madjare ist ein Bauer, dem das ursprüngliche Fischer-, Jäger- und später Hirtenhafte des Nordasiaten noch im civilisierten Bauernblute gährt. Längst von der See geschieden und in die Steppen verschlagen, tost und singt es in ihm, wie in der Muschel auf dem Kamin. Unter den Wortschichten türkisch-slavisch-fränkisch kirchlich-politisch-militärischer Aneignungen erhalten sich in seiner Sprache die hundert finnischen Urworte, die kostbar zähen Urfügungen in seliger Frische, und im Christlichen seines Wortschatzes blinken noch die Sterne, lodern noch die Feuer, huschen noch die Schatten, trommeln

noch die Schamanen eines alten Naturkultes. Kein Wunder, daß, als die Reformation den Glauben entkirchlichte, ein gut Teil Stockmadjarentum trotz inquisitorischer Rekatholisierung nicht mehr vom Protestantismus ließ. Kaum wegen der Strenge gerade jener kalvinischen Fassung, in der die Ernüchterung des Glaubens damals nach Ungarn kam. Vielleicht auch nicht wegen dieser Nüchternheit. Sondern eben wegen der Entkirchlichung. Als vorahnende Rousseaus. Pour retourner à la natures (Auch Rousseau war Kalviner. Und in der Stadt Kalvins geboren.) Aus einem Urempfinden des Einsseins mit dem All, welches Einssein das Los des Einzelnen zu einem Schicksal prae-destinirt, dessen ständiges Gefühl an sich Religiosität ist, doch bar des von Minute zu Minute sich erneuernden akuten Feilschens um göttliche Gunst, um gefällige Ausnahme, die die Frömmigkeit des Katholiken oder des Juden ausmacht. Der Madjare ist ein kosmischer Realist, der in der Beschränktheit seines bestimmenden Bauerntums doch auch die Möglichkeiten der Intellektualität in sich schließt, wie der Tautropfen die sich in ihm wiederspiegelnde Sonne.

Nun, der Dichter Moricz, den ich kenne, und dessen Kenntnis Euch Rowohlt soeben in deutscher Übersetzung zu vermitteln unternimmt, ist ein typischer Madjare. Er ist Epiker, er schreibt Romane und Novellen, der Mensch seines Interesses ist der Bauersmann, oder der dem Bauer nahestehende Kleinbürger oder kleine Adelige, seine Neugier wird von den dorfhaften Kleinstädten Madjariens angezogen. Zum Epiker bestimmt ihn so die Kraft der Einfühlung, wie die Macht der Mitteilung. Was an sich nur interessant wäre, doch kein merkwürdiger Einzelfall. Er ist es aber, ist ein merkwürdiger Einzelfall, dem Verwandtes nur wenig vorkommt, -- und ist es eben kraft seines typischen Madjarentums, kraft des ständig Kosmischen seines minutiösen Realismus. Von Karl Bleibtreu las ich einmal in einem zufälligen Zeitungsartikel ein schlüsselhaftes Wort über den Erzähler Emile Zola. Zola, beobachtet Bleibtreu, ist kein richtiger Franzose, ist eigentlich italienischer Epiker, und, wie sein großer Ahne Dante, Symbolist . . . Wahr gesprochen! Hellseherisch ergründet! Der Symbolist sagt immer mehr, als er spricht, denn seine Worte, seine Tatsachen, seine Szenen und Menschen schleppen das Hineingehören in das All mit sich. Die Einfühlung des Symbolisten ist nicht nur intuitiv, sondern auch visionär, und seine Mitteilung hat den heißen Hauch der Apokalypse. (Die von den Griechen in die Bibel kam, bei den Italienern gewiß auch griechischer Einschlag ist, und schon die griechischen Tragiker durchglüht.) Und wiederum ist es kein Zufall daß der unfromme und nicht allzu literarische Madjare als Kalviner

bibelfest trotz einem Quäker ist. Mag die Einfühlung dieser Art Epiker noch so genial, ihr Realismus, oder, wie Zola es von sich vermeinte, Naturalismus, noch so detailberauscht sein: Hauptsache bei ihnen bleibt eben dieser Rausch, und so sehr sie sich auf das Inaugenscheinnehmen der Dinge einstellen: sie sehen nicht diese Dinge an sich, sondern was sie aus ihrem Innern auf die Dinge strahlen lassen. Die Seele der Dinge, die mit ihrer eigenen Seele in der Allseele eins ist.

Schon bei Zola kann man den Verdacht nicht los werden, daß diese visionäre Art Epik eigentlich verkappte Lyrik, daß seine Perspektive introspektiv ist. Den Epiker Moricz kann man nun gar auf frischer lyrischer Tat ertappen. Mag er, wie im Bauernroman Sárarany (Gold im Kote) einen Bauern-Don-Juan zeichnen, der mit Gott, Geld, Frauen und Mitmännern in dämonenhaftem Kampfe liegt und am Ende unterliegt, — mag sein Held, wie im Roman A Fáklya (Die Fackel) der Intellektuelle sein, der, als Geistlicher einer Bauerngemeinde, an dem Dorfe zugrunde geht, — mag er, wie in Légy jó mindhalálig (Sei gut bis in den Tod) einen Kinderroman schreiben, ergreifender, als Oliver Twist, — mag, wie in einer seiner mächtigsten Novellen, der Handelnde ein friedsamer Bauersmann, guter Gatte, liebender Familienvater sein, der aus dem Kriege auf Urlaub nachhause kommt und traumhaft naiv als Raub und Kindermord fortsetzt, was er draußen im Felde als Heldentum betrieb: fast immer sind seine Geschichten in erster Person erzählt, wenn auch nicht der äußeren Form nach. Spricht er auch nicht im eigenen Namen: stets gibt es bei ihm Einen, in den er sich hineinversetzt, und alle Übrigen mit dem Auge dieses Einen, nach ihrem Zusammentreffen mit diesem Einen schildert und bewertet. Diesen Einen beschreibt er selbst, wie er ihn sieht, — die Übrigen sind, wie sie sich diesem Einen zeigen, nach dem Grade seiner Interessiertheit an ihnen. Mit diesem Einen, dessen geheimste Regungen er kennt, ist Moricz gegen die Übrigen gerecht oder ungerecht, aufmerksam oder gleichgültig, — und, sie durch das Glas der Stimmung oder der Leidenschaft dieses Einen betrachtend, betrachtet er Personen und Dinge nicht als l'art pour l'art, nicht sachlich und gegenständlich, sondern mit der Subjektivität der Voreingenommenheit. Für die Interessiertheit sind eben die Dinge nicht einfach Dinge, sondern Erlebnisse, nicht objektiv zur Kenntnis genommene Erscheinungen, sondern subjektiv empfundene Umstände, die von der Liebe verschönt, von der Langeweile angekränkelt, von der Gleichgültigkeit vernachlässigt, von der Besessenheit bis zum Wahnsinn vergrößert werden. Diese Art — mit dem Auge, durch

das Schicksal, durch die Geschichte eines Einzelnen hindurch die Welt zu betrachten, bewirkt eben das Symbolische und Apokalyptische bei Moricz. Denn der Einzelne ist unausweichlich egozentrisch — für den Einzelnen dreht sich die ganze Welt um ihn, und immer, im kleinsten Geschehnis jeden Augenblickes, ist es die ganze Welt, die sich um ihn dreht. Da immer und in allem von ihm und seinem Schicksal die Rede ist: immer und in allem empfindet er das Schicksal, das Weltall, Gott . . . Das klingt, meint Ihr, allzu intellektuell, und würde vielleicht nur auf den intellektuellen Helden etwa des Romans Die Fackel zutreffen? Nein, auch der Bauernroman Gold im Kote des Bauerndonjuans Turi Dani, der von keiner Intellektualität angekränkelt ist, und nachdem er Notzucht und Mord und Totschlag begangen, halberschlagen und in Ketten im Verließ des Gemeindehauses zu sich kommt: auch dieser Roman endet mit einem Hindämmern seines Helden:

„Warum lebte ich? — sann er nach. Warum kam ich auf diese Welt? Was ist das Leben? Kot. Und der Mensch darin? Gold im Kote. An wem liegt es also, wenn aus dem Golde nichts ward? An wem? An Gott, der nichts daraus machte."

Immer ist bei Moricz von Gott die Rede, denn wovon immer er spricht, immer spricht er vom Leben, und stets mit der Aufregung dessen, der das Leben durchfühlt. Lyrik — es gibt dafür kein anderes Wort. Oder doch, wie es auch auf den Naturalisten Zola paßt: Romantik, Romantik, das süß-sprengende Nitroglyzerin, das die Grenzen des Epischen erweitert, denn ist von Einem selbst die Rede, so kann es ja vorkommen, daß für den Einzelnen eine Stimmung, ein Traum, ein Vorsichhinbrüten zu schicksalbestimmenderem Ereignis wird, als das menschenwimmelndste Geschehnis. Wie das Mignonlied eine Ballade ist und Maupassants Horlatagebuch eine Novelle, so können, durch Dichters Gnaden, die subjektivsten Selbstbekenntnisse in das Erlaubte des Erzählten einbezogen werden, zum Trost für die von Sich-besessenen, die nur über sich selbst Rechenschaft abzulegen vermögen. Ein großes Werk verrichten damit die großen Erzähler, ein erlösendes Werk, ein faustisches Werk, wie denn Faust es als sein Größtes, als sein Erlösungswerk betrachtete, als er ein Stück Boden vom Meer zurückeroberte . . .

Ein Eroberer ist der Ungar Moricz, ein merkwürdiger Meister der lyrischen Epik, und ich bete zu seinem Gott, daß in der Übersetzung, wo so vieles von einem Dichter verloren geht, doch soviel von ihm verbleibe, um eine Ahnung von seiner schönen Besessenheit zu geben.

DIE MORGENSCHOKOLADE

In einem Pariser Almanach von 1821 finde ich diese zarte und tiefe Anekdote, die mir die Übertragung ins Deutsche wert schien. St. Gr.

Armand Fidèle heiratete am 23. September 1817 die Tochter seines Gutsnachbarn, Mlle Helène Bonnecoeur, und selten hat ein nicht mehr ganz junger Mann eine um fünfzehn Jahr jüngere Frau so zart und dabei so glühend geliebt. Er hatte sein Landhaus in Geuren für sie umbauen und einrichten lassen, er hatte einen Garten angelegt, der vom März bis zum September blühte. Durch die großen Wälder hat er eigene Reitwege legen lassen, und wer die sechs Stufen zu dem Schlößchen emporstieg, trat in ein ganz helles, lichtgrünes Haus, in dem es keinen dunkeln Raum gab. Glasveranden, Balkons, breite Erker, ein Platz zum Soupieren auf dem Dache, ein Pavillon am Teich, Laubnischen im Garten — es gab eine Menge Plätze für ein von einander entzücktes Paar. Ihr Schlafzimmer leuchtete in Weiß und Gold. Ihr Bett, mit kostbaren Spitzen belegt, war von einem hellblauen Seidenhimmel überdacht, es war breit und elastisch. Einen Fehler hatte es: Helène mußte allein schlafen. Das war eine Schrulle des zarten Armand. Er war sechsunddreißig Jahre alt und die Betteinsamkeit gewohnt. „Vielleicht schnarche ich" sagte er entschuldigend, „vielleicht schreie ich im Traum auf, jedenfalls ist es das Frömmere: Nachts wenigstens soll der Mensch mit Gott allein sein."

Helène antwortete halbernst: „Bist Du denn nicht in Gottes Nähe, wenn Du in meinen Armen ruhst?" Aber das war nur ein Scherz sie respektierte seinen Wunsch und sprach nie mehr darüber. Sie erwachte immer viel früher als Armand, sie legte ihre duftigste Matinée an und brachte ihm selbst die Schokolade. Immer war sie gerührt, wenn sie den schlafenden Menschen vor sich sah. Ganz gelinde legte sie die Hand auf seine Wange. Leise setzte sie sich auf den Bettrand. Ihre ersten Küsse am Morgen nannte er „Schmetterlingsküsse". Ihre Lippen berührten ihn flüchtig, wie streifende Flügel des Zitronenfalters. So wurde er halbwach, erhob leise den Kopf und wurde in der Weichheit ihrer Arme langsam lebendig.

„Früher", sagte Armand, „ließ ich mich durch leise Musik im Garten wecken. Dann blieb die Musik den ganzen Tag in meinem Kopf. Aber Du bist die holdeste Musik."

Ende September zogen sie jedes Jahr nach Paris. Auch dort wohnten sie in getrennten Schlafzimmern. Auch dort weckte sie ihn an jedem Morgen mit einer Tasse Schokolade. Im dritten Jahr ihrer unaussprechlich glücklichen Ehe geschah Folgendes: Sie waren abends im Théatre St. Germain gewesen. Dort wurden kleine Pantomimen von Lully gegeben. Die Hauptrollen tanzte Colette, ein ungemein beweg-

licher Gamin, eine spitzbübische blonde Schönheit, deren Schultern ganz Paris entzückten. Colette war keine akademische Schönheit. Sie war ein ausgelassenes Geschöpf von drolligster Beweglichkeit. Ihr Tanz war ein kecker Nasenstüber für die schwerfälligen Zuschauer. Sie elektrisierte mit ihren wirbelnden Rasereien ebenso die polternden Kommis auf der Galerie wie die lorgnettierenden Herrschaften in den Logen. Manche Nummer wirkte durch Colettens absolute Ruhe. Nach einem spanischen Tanz spielte sie ein armes kleines Schulmädchen, das sich auf der Landstraße minutenlang die Strümpfe auszog, um zu baden. Das tat Colette mit einer Natürlichkeit und Insichversunkenheit als säße sie zuhause allein im Garten. Ihre wasserblauen Augen waren ganz unschuldig und ihr Mund war rund und dick und kindisch. Nach den Strümpfen legte sie das rote Röckchen ganz langsam ab. Nun stand sie im Hemd da, ganz vorn an den Lichtern der Rampe. Und plötzlich rannte sie wie toll nach hinten, auf einen Hügel, hinter dem offenbar ein Teich oder dergleichen vorzustellen war. Sie riß mit einem prachtvollen Griff das Hemd vom Leibe, die Musik imitierte einen klatschenden Sprung ins Wasser und der Vorhang war schon längst gefallen.

Helène lobte den ausgelassenen Scherz. Armand applaudierte. Colette erschien vor dem Vorhang, in ein großes Badetuch gewickelt. Armand sah durchs Lorgnon ziemlich lange auf die Bühne.

Dann ging das Paar in den coq d'or soupieren. Helène war froh und liebenswürdig wie immer, Armand war etwas schweigsamer als sonst. Dann fuhren sie nach hause.

Am nächsten Morgen brachte Helène dem Gatten wie immer die Schokolade ans Bett. Bei den Schmetterlingsküssen wurde er noch nicht wach. Als sie ihre Hand auf seine Wange legte, schlief er weiter. Sie nahm mit aller Sanftheit seinen Kopf und bettete ihn auf ihren Busen. Er schlug die Augen noch nicht auf, aber er murmelte etwas. Sie beugte sich zu ihm herab und horchte. Er sagte im Schlaf sehr glücklich: „Colette!"

Als Armand erwachte, stand die Schokolade neben ihm auf dem Tischchen. Helène war nicht da.

Das ist nicht etwa der Anfang eines Romans. Vielmehr — es ist schon das Ende eines Romans!

Die jungen Leute haben in diesem Jahr auch den Winter auf ihrem Gut verbracht. Armand war liebenswürdig, verliebt, gut und aufmerksam. Helène war heiter und rosig. Sie war fraulicher und verständiger geworden. Im Ganzen war alles wie früher.

Sie hatte es sich nur abgewöhnt, ihm die Morgenschokolade ans Bett zu bringen.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Februarwoche.

Für den Gegensatz zwischen Staats- und Privatwirtschaft gibt eine Statistik der Konkurse in Deutschland geradezu verblüffende Beispiele. Während es hierzulande im Blütejahr 1913 nicht weniger als 12 756 Konkurse gab, verzeichnet das Elendsjahr nur 3100, also kaum den vierten Teil, und das obwohl die Zahl der selbständigen Geschäftsunternehmungen heute viel größer ist als 1913. Und bei näherer Betrachtung springt sogar eine noch markantere Erscheinung in die Augen: in jedem Monat, in dem die Markvaluta etwas steigt oder in dem sie auch nur stabil bleibt, in dem es der Staatswirtschaft also etwas besser geht, steigt auch die Zahl der Konkurse, geht es der Privatwirtschaft also schlechter. Und umgekehrt bei umgekehrter Bewegung. Im Juni 1921, in dem die Mark in New-York noch mit durchschnittlich 1.44 bewertet wurde, wird in Deutschland über 323 Firmen der Konkurs verhängt. Im nächsten Monat, bei durchschnittlichem Markkurs von 1.29, geht die Zahl der Konkurse auf 301 zurück. Im August stellt sich das Verhältnis auf 1.19 zu 290, im September auf 0.96 zu 256, im November auf 0.39 zu 195, — zwischen sinkendem Markkurs und sinkender Konkurszahl besteht also eine vollständige Parallelität! Damit wird auf's neue die theoritisch längst feststehende Erkenntnis gestützt, daß jede durchgreifende Valutastabilisierung nur unter Zertrümmerung einer fast unberechenbaren Zahl privatwirtschaftlicher Organismen erfolgen könnte, über deren Schicksal sich der Staat rigoros hinwegzusetzen hätte.

Über den Stand der Arbeitslosigkeit gibt es in Deutschland noch immer keine erschöpfende Statistik. Die Veröffentlichungen des Reichsarbeitsministeriums sind nur zusammenaddierte Berichte der größeren Berufsfachverbände, die naturgemäß lediglich ihre eigene Mitgliederschaft übersehen können. So meldeten z. B. im Dezember 43 Verbände mit insgesamt 6 1/2 Millionen Mitgliedern 97 000 Arbeitslose an, was zweifellos nicht der wirklichen Erwerbslosenziffer entspricht. Sind die Zahlen aber auch nicht absolut zuverlässig, so sind sie es doch relativ, insofern sie nämlich, von Monat zu Monat miteinander verglichen, approximativ immerhin ziemlich stichhaltigen Aufschluß über die Entwicklung des

deutschen Arbeitsmarktes gewähren. Es sei hier also verzeichnet, wie viele Arbeitslose in den letzten drei Jahren und in den beiden letzten Friedensjahren auf je 100 Mitglieder der berichtenden Verbände entfielen:

	1921	1920	1919	1913	1912
Ende Januar . . .	4,5	3,4	6,6	3,2	2,9
„ Februar . .	4,7	2,9	6,0	2,9	2,6
„ März . . .	3,7	1,9	3,9	2,3	1,6
„ April . . .	3 9	1,9	5,2	2,3	1,7
„ Mai	3,7	2,7	3,8	2,5	1,9
„ Juni	3,0	4,0	2,5	2,7	1,7
„ Juli	2,6	6,0	3,1	2,9	1,8
„ August . . .	2,2	5,9	3,1	2,8	1,7
„ September . .	1,4	4,5	2,2	2,7	1,5
„ Oktober . .	1,2	4,2	2,6	2,8	1,7
„ November . .	1,4	3,9	2,9	3,1	1,8
„ Dezember . .	1,6	4,1	2,9	4,8	2,8

Es zeigt sich, daß die Ziffern pro 1921 von Monat zu Monat stark zusammenschrumpften, um erst von Ende Oktober ab wieder eine leichte Erhöhung zu erfahren, — was diesmal merkwürdigerweise der bisherigen Beobachtung widerspricht, daß die Arbeitslosigkeit gerade in Monaten schärfsten Valutarückganges ihren tiefsten Stand erreicht; denn die schärfste Valutaentwertung entfiel ja in den November! Trotzdem bleibt auch die Dezemberziffer noch weit hinter der entsprechenden Ziffer des Jahres 1913 und sogar des besonders erfreulichen Jahres 1912 zurück wobei noch zu beachten ist, daß damals viele Hunderttausende von Arbeitskräften in Heer und Flotte gebunden waren. Dies in Rechnung gestellt läßt sich wohl sagen, daß der gegenwärtige Stand des deutschen Arbeitsmarktes trotz leise gewandelter Konjunktur noch anormal günstig ist.

Über die deutsche Ernte im Jahre 1921 liegen jetzt endgültige Ziffern vor. Sie stellen sich wie folgt:

	Erntemengen in Millionen Tonnen		Ernteflächen in Millionen Hektar		Ernteerträgnis pro Hektar in Doppelzentnern		
	1921	1920	1921	1920	1921	1920	1913
Winterweizen	2.62	1.89	1.27	1.16	20.6	16.3	24.1
Sommerweizen	0.31	0.36	0.15	0.22	18.6	16.6	24.0
Winterspelz	0.21	0.18	0.15	0.16	13.7	11.3	16.1
Winterroggen	6.71	4.83	4.18	4.18	16.0	11.6	19.4
Sommerroggen	0.09	0.10	0.08	0.11	10.8	9.3	13.5
Sommergerste	1,94	1.79	1.14	1.19	17.1	15.0	22.0
Hafer	5.00	4.83	3.16	3.21	15.8	15.0	22.0
Kartoffel	26.15	27.88	2.65	2.42	98.8	115.1	157.1

Die Kartoffelernte also war, trotz vergrößerter Anbauflächen, ein Mißergebnis. Die wichtigsten Getreidearten aber, Winterweizen, Winterroggen, Sommergerste und Hafer, präsentieren sich mit einem besseren Ergebnis als 1920, und das obwohl die Anbaufläche mindestens der beiden letzteren Fruchtarten etwas kleiner war als damals. Und in sämtlichen Arten, mit Ausnahme der Kartoffel und des quantitativ weniger wichtigen Sommerweizens, hob sich der Durchschnittsertrag pro Hektar teilweise sehr beträchtlich. Das ist an sich ein erfreuliches Resultat. Setzt man aber, wie es in unserer Statistik vergleichshalber geschah, die Durchschnittserträge von 1913 daneben, so zeigt sich noch immer ein ganz gewaltiges Minus in allen Kategorien. Eh nicht die damaligen Ziffern wieder erreicht oder sogar überschritten sind, ist an eine dauernde und kräftige Reaktivierung unsrer normalen Zahlungsbilanz nicht zu denken.

Von privater Seite, oder besser gesagt, von Seiten der Industrie ist den zuständigen Ämtern der Entwurf eines Gesetzes gegen den sogenannten w i r t s c h a f t l i c h e n L a n d e s v e r r a t unterbreitet worden, der bei der weiteren Debatte über diese wichtige Frage sicher eine Rolle spielen wird. Um es kurz zu sagen: dieser Entwurf ist einseitig, ungerecht und undurchführbar. Es handelt sich um die Verwertung industriell-wissenschaftlicher Kenntnisse im Ausland durch Chemiker oder Ingenieure der deutschen Industrie. Insoweit diese Kenntnisse sich auf Methoden beziehen, die geschütztes Eigentum eines bestimmten Werkes sind, ist ihr Verrat bereits durch das Gesetz wider den unlauteren Wettbewerb mit Gefängnisstrafe belegt. Insoweit es sich aber um eigene Erfindungen des Angestellten handelt, würde ein Verbot ihrer beliebigen Verwertung nach Ablauf der üblichen Karenzzeit mit einem Ausnahmegesetz und mit Vernichtung der Freizügigkeit gleichbedeutend sein. Kein Recht ist ersichtlich, gerade dem Chemiker die Verwertung seines geistigen Eigentums im Ausland zu verbieten; und es besteht auch keine Aussicht darauf, solche Verbote mit irgendwelchem Erfolg durchzuführen. Sind die Existenzbedingungen der deutschen Chemiker so schlecht, daß die ausländische Lockung unwiderstehlich wird, so wird ökonomische Realität (siehe Einfuhrverbote in allen

Ländern!) über juristische Konstruktion einfach hin wegbrausen. Soll das vermieden werden, so muß die Industrie — wozu sie sehr wohl in der Lage ist — ihre schöpferischen Angestellten eben so gut stellen, daß der Anreiz, ins Ausland abzuwandern, schwindet. Keinesfalls ist es angängig, die Auswanderung des Chemikers als „feige Fahnenflucht“ zu brandmarken, keinesfalls kann man dieser Berufsgruppe das Recht auf Auswanderung und legalen Verkauf eigener Erfindungen ans Ausland auf Lebenszeit verbieten. Der Industrie wäre solches Verbot vielleicht angenehm. Aber was würde sie dazu sagen, wenn man ihr selbst die gleiche Beschränkung auferlegen, wenn man ihr bei Zuchthausstrafe untersagen wollte, Erfindungen und Patente ans Ausland zu verkaufen, wie es ja häufig genug geschieht? Des Geschreies (berechtigten Geschreies!) über Knebelung der Wirtschaft und über Vergehen wider den heiligen Geist des Freihandels wäre kein Ende. Warum hier, wo es sich um Angestellte handelt, so ganz andere Einstellung? Man möchte hoffen, daß der anscheinend patriotische Gesetzentwurf über wirtschaftlichen Landesverrat nicht von allem Anfang an verkapptermaßen nur ein Profitentwurf, ein Entwurf zu ökonomischer Fesselung der Industrieangestellten an ihre Brotgeber gewesen sei.

NACHRUF AUF DEN EISENBAHNERSTREIK

Über den Ausgang des Eisenbahnerstreiks ist zwischen Freunden und Feinden der Regierung Wirth ein Streit entbrannt, der mit großer Energie, aber geringer Objektivität geführt wird. Natürlich handelt es sich um die Frage, ob Regierung oder Beamtenschaft erfolgreich gewesen sei, — eine Frage, die schon deshalb wichtig ist, weil sich deutlich das Gespenst einer Kabinettskrise hinter ihr erhebt.

Aber weder die einen noch die anderen haben recht, wenn sie der einen oder anderen Partei den Sieg zusprechen.

Denn aus diesem Konflikt sind überhaupt nur Besiegte hervorgegangen! Er ist ein Schulbeispiel dafür, wie die Kampfziele zweier Kampfparteien während des Kampfes so weit auseinandertreiben können, daß sie überhaupt nicht mehr dasselbe Objekt betreffen; und daß das schließlich zustandekommende Kompromiß diejenigen Kampfobjekte, auf die man sich nach und nach am meisten versteift hat, nicht mehr halbwegs aneinander ausgleicht, sondern beidseits völlig zertrümmert. Der Eisenbahnerstreik war ein Doppelfiasko.

Die Streikenden hatten mit zwei Forderungen begonnen: mit bestimmt formulierten Gehaltsforderungen und mit dem verhüllteren, aber dennoch deutlichen Verlangen, daß der Gedanke an ein neues Arbeitszeitgesetz aufgegeben werde. In diesen beiden Primärforderungen sind sie vollkommen unterlegen. Ihre Gehaltsforderungen sind keineswegs bewilligt worden, man hat ihnen nur versprochen, was man ihnen auch schon vorher versprochen hatte: Verhandlung, Prüfung, Erwägung und so weiter. Und ebensowenig ist der Gedanke an ein neues Arbeitszeitgesetz begraben worden; man hat nur versprochen, was sicher ebenfalls schon früher erreichbar gewesen wäre: daß kein spezieller Entwurf für die Eisenbahner, sondern ein allgemeiner für sämtliche Arbeitskategorien eingebracht werden soll. In ihren Primärforderungen haben die Eisenbahner also eine schwere Niederlage erlitten.

Aber im Verlaufe des Kampfes haben sie sich, abseits der Primärforderungen, plötzlich auf Sekundärforderungen verbissen, die gar nicht

den Kern der Sache, sondern sozusagen nur ihre Umhüllung betrafen. Sie sahen im Vordergrunde aller Probleme plötzlich die Frage, ob Streikführer und -mitläufer auf diese oder jene Art gemaßregelt werden sollen. In dieser sekundären Frage haben sie im Grunde einen Sieg errungen. Aber was ist das für ein Sieg, der das Kampfziel unerreicht läßt und nur darauf hinausläuft, daß der Kampf wenigstens nicht mit Schädigungen endet? Es scheint Leute zu geben, die das als Triumph betrachten oder wenigstens als Triumph darstellen. Man muß sie um ihre Naivetät oder um die Naivetät ihrer Gläubigen beneiden! Ist es Triumph, wenn man sich sachlich, nach keuchender Anstrengung, mit knapper Not schließlich nur auf dem Punkte erhalten hat, auf dem man schon zuvor stand? Das Fiasko der Streikenden ist offenbar.

Die Regierung andrerseits war primär von genau entgegengesetzten Motiven geleitet gewesen. Sie wußte, daß über die Gehaltsfrage Verhandlungen notwendig seien und war sicher jederzeit zu denselben dilatorischen Versprechungen bereit, die sie auch jetzt abgegeben hat. Ebenso hätte sie sich sicherlich nicht mit Verzweiflungsenergie gegen das Verlangen gewährt, die Arbeitszeit der Eisenbahner nicht abgesondert zu kodifizieren. Ihr Primärmotiv war: Wir können uns diese Art des Auftretens nicht länger gefallen lassen, wir müssen die Autorität des Staates seinen Angestellten gegenüber einmal weithin sichtbar und mit abschreckender Wirkung demonstrieren. Daher die Weigerung Groeners, mit den Streikenden auch nur zu verhandeln, daher der kampfmutige Ebert-Erlaß.

Im Verlaufe des Kampfes ist von diesen Primärmotiven immer mehr abgebröckelt. Die verhafteten Führer sind freigelassen, die Streikkassen nach dem ersten Tage nicht mehr beschlagnahmt worden; man hat, zuerst unter durchsichtigster Bemäntelung, zuletzt ganz offen, mit den Streikführern parlamentiert, und Disziplinarmaßregelungen wird es trotz aller Versicherungen in nennenswertem Umfang auch nicht geben. Kein Mensch wird (leider!) sagen können, die Staatsautorität sei demonstriert worden —: das Fiasko der Ursprungsabsicht ist evident.

Aber auch die Regierung tat, sobald sie sich über die verderblich unterschätzte Stärke der Bewegung klar ward, nichts anderes als die Streikenden. Sie packte ihr Primärmotiv schweigend in den Sack und holte wieder das Objekt hervor, das ihr von Anfang an schon deshalb als sekundär gegolten hatte, weil sie sich von Anfang an durchaus klar darüber gewesen war, daß glatte Ablehnung gar nicht möglich sei: sie begann wieder von den Gehaltsforderungen und dem Arbeitszeitgesetz zu reden, und empfand es schließlich als großen Erfolg, daß sie nicht gezwungen worden war, jene verpflichtend zu bewilligen und dieses verpflichtend abzuschwören. Aber ist es Erfolg, wenn man sich, nach keuchender Anstrengung, mit knapper Not schließlich nur auf dem Punkte erhalten hat, auf dem man schon vorher stand. Die Niederlage der Regierung ist nicht zu leugnen.

Dieser Streik war also riesiges Doppelfiasko!

Mit gezückter Lanze waren die Beamten gegen einen Gegner angeritten, auf dessen Fahne sie „Nieder die Gehaltsforderungen! Hoch das Arbeitszeitgesetz" zu lesen glaubten; als der Ritt zu Ende war, hatten sie einen Gegner aufgespießt, auf dessen Fahne „Hoch die Staatsautorität!" stand.

Mit eingelegter Lanze hatte der Staat einen Gegner erwartet, auf dessen Fahne er „Nieder die Staatsautorität!" zu lesen glaubte; als er ihn aufgespießt hatte, zeigte sich als wahre Inschrift: „Hoch die Gehaltsforderungen! Nieder das Arbeitszeitgesetz!"

Mit diesen Trophäen, — ganz anderen Trophäen als sie erwartet hatten! — zogen beide Kämpen aufrecht nach Hause und erklärten, daß sie befriedigt seien. Aber sie können es nicht sein, wenn sie keine Don Quichotes sind. Sie sind es auch in Wahrheit nicht, sie betrachten den Endkampf nur als aufgeschoben! Der Friedensschluß ist nur ein Waffenstillstand: das ist das Charakteristikum der Lage!

Lähmende . laßnahmen und belebende Männer

Nachdem der Januar auch an der Börse, keineswegs zu ihrer Freude, fast ausschließlich von politischen Debatten erfüllt gewesen war und man in den Sälen der deutschen Wertpapiermärkte weit mehr von Konferenzen, Kompromissen und Kabinetten, als von Bezugsrechten und Dividenden reden hörte, sieht es jetzt so aus, als ob die Börse sich auch wieder einmal auf ihren eigenen Interessenkreis besinnen wolle, als ob sie auf dem Wege sei; ihre Tendenz wieder mehr aus sich heraus zu bestimmen, sie sich jedenfalls nicht mehr so ausschließlich von außen her aufoktroyieren zu lassen. Schließlich ist die Börse ja eine wirtschaftliche Einrichtung, und wenn auch alle Wirtschaft letzten Endes, und heute mehr als je, von der großen Politik abhängt, so geht es doch auf die Dauer nicht an, daß man im eigenen Hause die wichtigsten eigenen Angelegenheiten ganz aus dem Auge verliert.

Zu diesen „eigensten" Angelegenheiten gehört beispielsweise der Börsenstempel. Als seinerzeit Kreise, die zur Börse keinen inneren Kontakt haben, die ungeheure Erhöhung des Stempels in Vorschlag brachten und wider Erwarten aller mit der Materie wirklich Vertrauten mit diesen Anträgen auch durchdrangen, wußte man an der Börse bereits, daß eine ganz schwere Schädigung des Börsengeschäftes die Folge sein werde. Auch ohne den Rückgang des Dollars, auch ohne die Konferenz von Cannes wäre es so gekommen. Man braucht nur die Tatsache zu erwähnen, daß das Monatsaufkommen des neuen erhöhten Börsenstempels etwa ein Achtel des früheren ausmacht, um zu belegen wie sehr sich der Finanzminister ins eigene Fleisch schnitt, als er den Ratschlägen von Leuten folgte, die Mangel an wirklicher Kenntnis der Börse und ihrer Verhältnisse lediglich durch das ersetzen, was sie für Radikalismus halten. Verschwindet der neue Börsenumsatzstempel, dessen Einführung nicht nur vom Standpunkte der Börse sondern auch des Steuerfiskus überaus fehlerhaft war, nicht wieder in die Versenkung, (wofür jetzt allerdings begründete Aussichten zu bestehen scheinen) so wird auch das breite Publikum der Börse fernbleiben. Das mag Leuten, die die heutigen Börsenverhältnisse kurz und nicht erschöpfend nur mit den Schlagworten „Massenspielwut", „Papierpsychose" und ähnlichem abtun, ganz erwünscht vorkommen; der Volkswirt aber, der die Notwendigkeit der Börse im ökonomischen Kräftespiel und die Notwendigkeit, diese Funktion der Börse nicht nur zur Angelegenheit eines engsten

Zirkels zu machen, übersieht, — der Volkswirt könnte in solcher Entwicklung, trotz aller Ausschreitungen unsrer Katastrophenperiode nur, ein Unglück sehen, das sich für den Staat immer schädlicher fühlbar machen würde.

Neben dem Börsenumsatzstempel beschäftigt noch ein anderes Problem die Berliner Börse; nämlich der in der Burgstraße — wenn auch als unsichtbarer Gast — mit Recht so beliebte Herr Hugo I. Herzfeld Wo und wann sich in den Börsensälen auch immer ein großer Markt zusammenballt und Werte, denen bisher höchstens Durchschnittsbedeutung zukam, plötzlich in den Mittelpunkt des Börseninteresses gerückt werden, flüstert man: Herzfeld. Die Namen Stinnes, Thyßen, Röchling, Deutsch usw. haben ihre Zugkraft beinahe eingebüßt. Für die Berliner Börse gibt es heute nur noch einen Aufkäufer ganz großen, amerikanischen Stiles, dessen unsichtbare Hintermänner allerdings jeweils wechseln. Das ist jener kleine Mann, der bereits im Frieden mit den schönsten Schimmeln vor dem Börsenportal vorfuhr, den später das schwarze Verhängnis so vieler Glücksritter seiner Art ereilte, der sogar von der Börse ausgeschlossen wurde, der heute aber wieder fest im Sattel sitzt und auf den sie alle, alle angewiesen sind: Börse, Industrie, fremde Regierungen, kurz, jeder, der mit Deutschland oder innerhalb Deutschlands Geschäfte größeren Stiles zu machen wünscht. Und dieser Mann ist Händler, nichts als Händler, hat keine Aspirationen auf wirtschaftliche oder gesellschaftliche Industriemagnatenstellung. Dieser Mann, seinen zahllosen Feinden und Neidern sei's gesagt, ist nicht der Schlechteste, nicht der Unproduktivste! Denn er ist es ja, in dessen Hirn zumeist die Projekte erstehen, die der Öffentlichkeit dann als Taten der Stinnes, Röchling und anderer großer Namen bekannt werden. Dieser Mann ergänzt die Begabung des deutschen Industrieführers nach der händlerischen, nach der jüdischen Seite; und die deutsche Industrie, die sich gerade jetzt in dem gewaltigsten Umwertungs- und Umwandlungsprozeß aller Zeiten befindet, braucht in dieser Verfassung einen Mann wie Hugo I. Herzfeld genau ebenso dringend, wie die ganze deutsche Wirtschaft ihrer vielgeschmähten Juden heute mehr bedarf als je.

Die Börse freilich zerbricht sich, wenn der Name Herzfeld genannt wird, ihren Kopf nur sehr wenig um die Beziehungen zwischen Industrie und Judentum; ihr ist es vor allem wichtig, daß dieser Mann seit einigen Wochen wieder anzufangen scheint, seinen ehemaligen Standesgenossen in der Burgstraße etwas zu verdienen zu geben. Dergleichen weiß jeder Börsenmann zu schätzen, selbst wenn die Ursache

von einer Seite herrührt, die ihm politisch oder gesellschaftlich höchst mißliebig wäre. Erst brachte Herzfeld der Börse die große Kali-Hausse. Als alles zu Ende zu sein schien und Westeregeln-Aktien, nachdem Herzfelds hauptsächlichster Makler, Karl Herzberg, zum Wintersport verreist war, alle Miene machten, im Kurse wieder auf den Punkt zurückzusinken, auf den sie vor den Interessenkäufen gestanden hatten, — als alles zu Ende schien, gings noch einmal los, jetzt sogar, wie manche nicht gerade dummen Leute heute sagen, erst richtig. Im Anschluß an die Kali-Hausse fühlte man Herzfelds Hand bei der Kursregelung zahlreicher mit besonderen Kaliinteressen verquickter chemischer Werte, wie etwa bei Leopoldshall und den von Herzfeldscher Seite neuerdings scheinbar stärker poussierten Staßfurthern. Und während man sich dann noch fragte, wo es wohl jetzt erneut losgehen werde, flackerte es plötzlich wieder an allen Ecken und Enden auf, bis schließlich die ganze Börse aus ihrem Winterschlaf erwachte und sich zu neuen Taten zu rüsten begann. Hugo I. Herzfeld aber war es, der die ersten Anstöße zu dieser neuen Börsengeschäftsbelebung gab. Wenn nun noch die Regierung so klug sein würde, sich nicht auch weiterhin eine ihrer besten Einnahmequellen zu verstopfen, so könnte das neue Börsenjahr nach seiner lustlosen und matten Eröffnung wieder eine neue große Konjunkturwelle hochwerfen. Gründe dafür, weit mehr noch als hier erwähnt, sind unverkennbar reichlich vorhanden.

DARF MAN FRAGEN — — — —?

Der Wegfall des Terminhandels hat in keiner Weise zur Vereinfachung des Börsengeschäftes beigetragen. Die Verlockung, bei passenden Gelegenheiten Blankoabgaben vorzunehmen, um sich später billig wieder zu decken, ist viel zu stark, als daß sie mit der Beseitigung des Terminhandels sofort mattgesetzt worden wäre. Die Fixer betätigen sich heute in ebenso hohem Maße im Kassageschäft und bringen dadurch einen unsoliden Zug in das ganze Börsenleben, über den die Oeffentlichkeit sich viel zu wenig Rechnung ablegt. Naturgemäß erfolgen solche Fixengagements letzten Endes immer auf dem Rücken Anderer, sei es eigener Kunden oder auch Dritter, da sich der Fixer die für sein Engagement notwendigen Stücke ja irgendwoher beschaffen muß und als Baissier naturgemäß kaum jemals gleichzeitig auch die notwendige Hausseware besitzt. An der Einführung des Terminhandels wird man in absehbarer Zeit doch nicht vorbei kommen; solange aber das Kassageschäft gilt, muß solches Vorgehen unbedingt bekämpft werden. Hier liegen auch die Wurzeln der Erscheinung, daß Effekten heute nicht, wie es Vorschrift ist, nach drei Tagen, sondern oft erst nach 1—2 Wochen geliefert werden, was bei Gelegenheit, in Zeiten, einer an und für sich schon unruhigen Börsenverfassung, die Nervosität noch verstärken muß. Darf man fragen, wann sich der Börsenvorstand einmal mit diesem für die Börsen doch wahrhaft lebenswichtigen Problem befassen wird? Darf man fragen, ob die Erörterung solcher Dinge nicht fruchtbarer wäre, als zahllose kleinliche Schikanen und unzulängliche Geschäftseinschnürungsverordnungen?

GLOSSEN

DER ANGLER AM ZEITUNGSSTROM

Telegramme zum Presseball

Im Jahre 1906 langte zum Presseball folgendes Telegramm ein:

> Gegeben an Bord des Wilhelm des Großen. Im allerhöchsten Auftrage. Seine Majestät danken für die Einladung zu Ihrem schönen Fest und bedauern sehr durch die Reise nach Königsberg verhindert zu sein, demselben beizuwohnen. Majestät wünschen dem Feste volles Gelingen
>
> gez. Roedern, Flügeladjutant.

Im Jahre 1922 erfreuten sich die Besucher des Presseballs an folgender Drahtung:

> Auf deutschem Boden angekommen, bedauern wir, da zu spät, Ihrem heutigen Fest nicht beizuwohnen, um gerade bei dieser Gelegenheit Ihnen Grüße amerikanischer Kollegen überbringen zu können. Wir wünschen Ihrem Feste vollen Erfolg und grüßen Sie verbindlichst.
>
> gez. Davidson, Lubitsch.

Es versteht sich, daß auch diese allerhöchste Kundgebung im „Lokalanzeiger" veröffentlicht wurde.

DAS PROBLEM CELLY DE RHEIDT

Zu dem Aufsatz von Kurt Pinthus „Die nackten Mädchen der Celly de Rheidt" (in Heft 5 des T.-B.) geht uns von einem evangelischen Seelsorger eine Betrachtung als Antwort zu, der wir um ihrer Ernsthaftigkeit und Originalität willen die Aufnahme nicht verweigern wollen. Die Forderung des Verfassers nach „christlichen Schönheitsabenden" scheint uns freilich schwer realisierbar.

Ich las mit steigender Erregung den Aufsatz von Kurt Pinthus. Es liegt mir ferne, an den hohen ethischen Gesichtspunkten, die der Verfasser einnimmt, zu rütteln oder zu zweifeln. Sicherlich hat K. P. in einem Satze recht und zwar in einem entscheidenden: Die Schönheit des nackten Menschen ist keine unsittliche Tatsache. Wer möchte nicht mit einstimmen in das Hohe Lied von der göttlichen Schönheit des menschlichen Körpers? Ich stehe nicht an, als Seelsorger, als erwählter Prediger einer großen Gemeinde, zu sagen, daß gerade in diesen Fragen eine veraltete Auffassung vielfach vorherrschend gewesen ist. Die Betrachtungen des Verfassers zeugen auch von hohem sozialen Empfinden. Man spottet so gerne über die Vergnügungssucht des nach Berlin gekommenen Provinzialen Der Verfasser weist auf die tieferen, seelischen Quellen dieser sogenannten Amüsierlust: Es ist oft gerade die Sehnsucht nach Schönheit, die den Einwohner von Görlitz, Pirna oder Gera in die Berliner Lokale treibt, in denen die Tänze der Celly de Rheidt vorgeführt werden, und ganz richtig betont der Verfasser, daß es manchem Bürger im Rahmen seiner fest

umgrenzten Existenz oft nicht möglich ist, diesem Schönheitsbedüfnis nachzuleben. Spott ist leichter als Verständnis.

Bis hierher stimme ich mit dem Verfasser überein. Nun aber trennen sich unsere Wege. Kann in den Lokalen, in denen heute Nackttänze vorgeführt werden, das Schönheitsbedürfnis wirklich befriedigt werden? Sind nicht all diese Zoten und gemeinen Lieder, von denen ja auch Dr. Pinthus spricht, diese zweideutigen Couplets und Schwanke die allerunwürdigste Umrahmung für den Kult des Schönen? Gegen diese Vorführung junger, reiner, idealer Mädchenkörper wäre kein stichhaltiges Argument vorzubringen, wenn sie nur an rechter Stelle und mit dem rechten Ernst erfolgte. Wir wissen, aus der Religionsgeschichte, wie oft Schönheitskult und Gottesdienst miteinander verknüpft waren und ich kann mir denken, daß bei solchen Tänzen, auch wenn sie heiterer und ausgelassener Art wären, heiliger Ernst herrschen könnte, der Ernst der Bewunderung, der Ernst der Anbetung, der Ernst der Ergriffenheit. Dann aber dürfte kein schmutziger Witzbold diese Vorführung zwinkernd ankündigen, dann müßte ein Priester der Schönheitsliebe die einführenden Worte sprechen. Dann dürfte nicht Sekt und Mosel diese reine Stunde entweihen, nur der Rausch der Schönheit dürfte die Köpfe ergreifen. Solche Kultstätten fehlen uns. Auf die Gefahr, den Unwillen starrer Geister zu erregen, will ich ergänzend sagen: Der Sportsaal, das Schwimmbad, eine Stunde am Strande des Meeres — das können heilige Stätten der Anbetung von Gottes Schönheit sein. Nicht aber die mit Miasmen der Frivolität erfüllten Cabarette der Großstadt.

Nehmen wir die Betrachtungen von Kurt Pinthus mit dem Ernst auf, den sie verdienen. Weisen wir jedoch seine irrigen Folgerungen zurück, Verharren wir aber nicht bloß im Negativen, sondern fragen wir uns, ob wir nicht mit Mut und Unbeirrbarkeit jene Kultstätten — auch in kleineren Orten — schaffen könnten, die dem sehnsüchtig-ernsten Manne, um auf dem Verfasser zu reden, „das lieblichste Wunder der Natur" vor Augen führen könnten. Das hätte das Gute, daß damit auf die verderbliche Geschäftemacherei der Unternehmer vom Schlage des Ehepaares Celly de Rheydt unterbunden wurde. Machen wir uns doch nichts vor; Herr und Frau Celly de Rheydt betreiben einen Handel mit der Ausstellung der jungen Mädchen, einen Handel, der nicht ihnen, wohl aber leicht den jungen Mädchen gefährlich sein könnte. Reine Hände muß haben, wer

der Schönheit dienen will! Der Staat aber dürfte sich hier nicht mit Polizeimaßregeln begnügen, er müßte aus schmutziger Scholle den reinen und edeln Kern herauszulösen wissen!

Pastor Erhart Zitelmeyer.

KAMPF DER ARGUMENTE

Lieber Freund, Du bist Meister der Dialektik, scharfer Denker und gewissenhafter Logiker; leicht ist es Dir, den Widersacher zum Schweigen zu bringen, ihn zu widerlegen und zu überzeugen. Ausgerüstet mit allen geistigen Waffen trittst Du ihm gegenüber . . . . und dennoch . . dennoch erbleichst Du und verlierst den Faden? Dennoch läßt Deine Rhetorik Dich plötzlich im Stich? Dennoch bist Du, Du, Du geschlagen?!

Wie gelang es Deinem Gegner doch, Dich aus dem Sattel zu heben?

Er wandte eine Kampfesart an, der Du mit all Deiner Klugheit und Beredsamkeit nicht beizukommen vermagst.

Denn während Du mit offenem Visier kämpfst, plänkelt er kaum; keine Abwehr, kein Eingehen auf Deine Methode, keine Widerlegung, keine Beweisführung.

Schon auf Deinen glänzenden ersten Vorstoß reagiert er gar nicht; tut Dein brillantes Argument mit dem kurzen Worte: „Auffassungssache!" ab.

Du, nicht verlegen, zerzausest ihm gründlich die „Auffassungssache"; das Material fließt Dir nur so zu.

„Von Ihrem Standpunkt mögen Sie recht haben, aber . . ." —

„Von meinem Standpunkt also nur? Oho!" Neue logische Kräfte werden eingesetzt. Aber die Antwort: „Alles schön und gut . . . trotzdem . . . Theorie und Praxis!"

Darauf hast Du nur gelauert und lieferst ihm jetzt den Beweis, der ihn endgültig überzeugen muß.

Aber Dein Widersacher? „Blendende Behauptungen", ist seine einzige Antwort.

Du wischst Dir die Stirn, trittst einen Schritt zurück. Noch einmal legst Du l o mit schwankender Stimme zwar, aber mit unerhörten treffendsten Argumenten. Fragen stellst Du, gibst Beispiele, nennst Zeugen.

Er aber zuckt nur die Achseln und zitiert ein Sprichwort! Ein alltägliches Sprichwort, da es doch zahllose Sprichwörter gibt, die genau das Gegenteil besagen!

Mit einem Sprichwort, das immer paßt, das auf Deinen Fall genau so zutrifft, wie auf seinen, mit einem Sprichwort erledigt er Dich!

Du bist todesmatt, mein Freund, findest keine Waffe mehr gegen solche Kampfesweise. Schweiß perlt von Deiner Stirne, aber Dein Gegner steht feist, gleichgültig und unberührt . . . „Dicke Menschen, die wenig denken und des Nachts gut schlafen."

Kurt Hartstein.

PATRIOTISMUS!

Patriotismus ist eine gute Sache. Man kann ihm aus Überzeugung huldigen und dabei äußerste Konsequenz beweisen; dann wird er Heroismus. Man kann sich auch aus Unwillen über die Schikanen fremdländischer Imperialisten und Gewaltpolitiker zu ihm bekennen; dann muß man sich allerdings hüten, nicht in dieselben Krämpfe zu verfallen, wie die ausländischen Bösewichte. Es gibt aber noch einen dritten Patriotismus, und der ist sehr zweifelhafter Art; das ist der Patriotismus plus Geschäftstüchtigkeit, dessen Charakteristikum es ist, daß er genau dort aufhört, wo der Profit anfängt.

Dieser Spielart begegnet man sehr häufig, wenn man Tageszeitungen zur Hand nimmt. Im redaktionellen Teil dieser Blätter bemühen sich geschäftige Federn mit braver Hartnäckigkeit, echt deutsche, vaterländische Anschauungen zu erregen; aber im An-

zeigenteil derselben Ausgabe geben sie sich höchst fragwürdigen Nationalisten als Sprachrohr her. Da sind zum Beispiel Leute von ererbtem Adel (bitte: keine Talmi-Blaublütler aus der jüngeren Zeit), die in folgendem Inserat recht deutlich zeigen, daß die praktische Sorge ums Geldverdienen mitunter viel heftiger sein kann, als die ideelle Sorge ums Deutsch bewußtsein:

Nur für Ausländer!
Alter Familien-Erbschmuck, mit elf großen Brillanten besetzt, von adliger Familie umständehalber zu verkaufen.

Wozu gibt es auch valutastarke Ausländer! Diese Leute erfreuen sich ihrer golden schimmernden Zahlungsfähigkeit wegen im persönlichen Verkehr ebenso großer Beliebtheit, wie man ihnen im Bereiche der Politik mit Haß und Vorurteil begegnet. Im persönlichen Verkehr liebt man sie jedenfalls mehr, als deutsche Mark-Plebejer. Darum ist auch dies Inserat durchaus verständlich:

A u s l ä n d e r !
Elegantes Wohn- und Schlafzimmer, mit erlesenem Geschmack möbliert, mit allem Komfort, im alten Westen zu vermieten.

Im alten Westen wohnen nur wenige Mitglieder der U. S. P. D. oder gar der Kommunistischen Partei. Aber einen Ausländer nehmen scheinbar auch ehemalige Vaterlandsparteiler gerne auf. Erstens spricht er englisch oder französisch, ist also interessant, zweitens ist er gewöhnlich reich und drittens kommt er oft auch als Schwiegersohn in Betracht.

Es sind nur zwei Beispiele; aber sie mögen genügen. Denn auch nur eine Wochenliste all der Inserate, aus denen hervorgeht, daß das Vaterlandsempfinden meist in dem Augenblick erlahmt, wo es an Valutahimmeln morgenrötet und der Stern persönlicher pekuniärer Vorteile aufgeht, würde Seiten füllen. Die Zeitungen kennen eben ihr Geschäft. Sie wissen, daß der gute Leser sich vorne an nationalistischen Phrasen berauschen will, um dann im Anzeigenteil, wenn ihm genügend über das Ausland vorgeschimpft worden ist, mal nachzuschauen, ob mit diesen verfluchten Engländern, Franzosen und dem ganzen übrigen valutastarken Gesindel nicht vielleicht doch ein Geschäft zu machen ist.

Heinz Erich Platten.

FILM

WORAN ERKENNT MAN EINE FILM-TOTGEBURT?

Wenn ein Film-Produzent sagt: „Meine Filme dicht' ich mir selber! Ich brauch keine Dramaturgen, ich brauch keine Literaten, die vom Film nichts verstehen. Ich such' mir meine Stoffe selber und arbeite mir sie aus!" —: wenn Du diesen Satz hörst, Leser, dann sollst Du dankbar sein, denn dann ist ein verlorener Abend für Dich gerettet! Einen Film, der so verkündet wird, braucht man sich gar nicht anzusehen. Er ist eine garantierte Totgeburt.

ANEKDOTE

„SOLIDARISCH".

In einer großen deutschen Börsenstadt drohten die Bankangestellten mit Streik. Die Bankiers versammelten sich in corpore, um über ihre Stellungnahme Beschluß zu fassen. Ein Redner bezeichnete es als notwendig, sich solidarisch zu erklären. Dieser Gedanke fand großen Beifall; er mußte aber wieder aufgegeben werden, als ein anderer Redner mit Recht darauf aufmerksam machte, diese Versammlung könne sich schon deshalb nicht solidarisch erklären, weil sie in ihrer überwiegenden Mehrheit weder solid noch arisch sei.

INHALT DES LETZTEN HEFTES:
(Heft 5):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamerstr. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W. 35, Potsdamer Straße 123b. Druck R. Abendroth' Riesa.

Lützowstr. 76 **Blüthnersaal** Lützowstr. 76

Konzertdirektion: OTTO BARNOFSKE

Donnerstag, den 9. Februar 1922, abends 7½ Uhr

KONZERT

EDGAR REINHOLD SCHÜTZ

(Tenor)

ELFRIEDE
BINDCZECK-HARTH
(Violine)

DIRIGENT:
EDMUND MEISEL

PROGRAMM:

Arien aus: Zauberflöte, Fidelio, Meistersinger (Preislied),
Violinkonzert von Brahms,
Sinfonie Nr. 6 H-moll „Pathétique" von Tschaikowsky.

Karten von 6—30 Mk. bei Bote & Bock, Wertheim und Abendkasse.

Weitere Engagements:

EDGAR REINHOLD SCHÜTZ

für nachstehende Berliner Konzerte:

12. März: Schwechtensaal, Solist im Sonntags-Sinfonie-Konzert des Berliner Kammer-Orchesters — Dirigent: Edmund Meisel

13./14. April: Singakademie, Karfreitagskonzert
„Wagner-Liszt-Abend" mit dem Blüthner-Orchester
U. a.: 113. Psalm von Liszt für Tenorsolo, Chor und Orchester.

18. April: Blüthnersaal, V. Meisel-Abonnementskonzert mit dem Blüthner-Orchester
Programm: Mahler: Lied von der Erde.

Karten für obige Veranstaltungen bei Bote & Bock, Wertheim u. Abendkasse.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Februarwoche

Ach, jede Woche muß man eine Grabrede halten. Diesmal gilt es, Conrad Haußmann aus der Erde, in die er gesenkt wurde, heraufzuzaubern ins luftige Reich der Imagination. Im Deutschen Reichstag war er der schönste Kopf, dieser einfach-elegante Herr mit dem runden weißen Schnauzbart. In seinem Äußern wie in seiner Seele waren bürgerliche und artistische Elemente glücklich verknüpft. Die selbstgebundene schwarze Seidenbinde, die immer um den absichtlich altväterischen Kragen gebunden war, sollte sagen: Ich bin ungezwungener als sonst ein Rechtsanwalt, ein M. d. R., ein Staatssekretär a. D. Er sah gepflegt und nonchalant, verläßlich und doch nicht korrekt, schwungvoll und doch nie bohemienhaft aus. Und so war er auch: Auf dem Grund seines Stuttgarter Patriziertums stehend, strebte er ins Weltbürgerliche. Ein Anwalt von innerer Berufung, äugelte er immer ein wenig ins Dichterische hinüber. Deshalb hat es ihm vor dem Kriege Freude gemacht, mit Ludwig Thoma zusammen die Wochenschrift „März" herauszugeben, aber dann schnappte Thoma ins Chauvinistisch-Bayrische über und hat nicht davor zurückgeschreckt, den gutmütigen und überlegenen Haußmann öffentlich zu vermöbeln. Haußmann aber war durch die Untreue des Andern nicht zu erschüttern, er gehörte zu den Liebenden, die sich durch den Anderen nicht stören lassen. Gesenkten Hauptes hat er an Thomas frühem Grab geträumt. Ja, Haußmann konnte bei seinen Freunden ausharren. So ist er bis zum letzten Augenblick an Bethmann-Hollwegs Seite gestanden und hat die Conspiratoren verflucht, die ihn gestürzt haben, damit Maikeles — so sprachen die Engländer und Haußmann den Namen Michaelis aus — mit Respekt zu sagen regiere . . . Vor dem Kriege hat er mit Jaurès und D'Etournelles an der deutsch-französischen Verständigung eifrig gearbeitet. Wer den schon weißhaarigen Rundschädel mit der kurzen Nase und den brennenden dunkeln Augen auf der Verständigungskonferenz in Basel sah, hätte ihn auf den ersten Blick für einen Franzosen gehalten. Öffnete er aber den Mund

und begann in seiner scharmanten Art zu schwäbeln, dann freute man sich dieser deutschen und freien Art, die nicht im Geringsten angeslawelt, will sagen: verpreußt war. Der Tod hat ihn aus einer wichtigen Arbeit herausgerissen. „Phili", Fürst von Eulenburg, einst Kaiser Wilhelms süßer Freund, hat ihm seine Papiere zur Ordnung und Herausgabe anvertraut. Dieser Papierberg birgt höchst wertvolle documents humains. Wer wird diese Sichtung so verläßlich und unbeirrt vornehmen? Im Übrigen war er dem talentearmen Parlament der Mediocritäten entfremdet. In die Demokratie der Parteisekretäre paßte der Stuttgarter Patrizier nicht. Wo ist denn noch Platz für aristokratische Demokraten?

Wie leichtfertig manche deutsche Zeitungen auch heute noch mit der Wahrheit umspringen, wenn es sich darum handelt, einen mißliebigen Politiker zu verunglimpfen und dem Götzen ihrer Partei Opfer zu bringen, beweist ein Beispiel, das aus einer Unsumme ähnlicher Fälle heute herausgegriffen sei. Die „Tägliche Rundschau" berichtete an bevorzugter Stelle über eine Unterredung zwischen Rathenau und Radek, die „nicht in schönster Harmonie ausgeklungen sei". „Das wäre an sich nicht merkwürdig, denn die deutsche und die russische Politik sind gewiß nicht leicht auf den gleichen Generalnenner zu bringen; merkwürdig war nur der Anlaß, der zu dieser Auseinandersetzung führte. Denn dabei stellte es sich heraus, daß Herr Dr. Rathenau rein weltbürgerlich dachte, während Herr Radek ausgesprochen russisch empfand. Und es verdient doch in der Lebensgeschichte des Herrn Dr. Rathenau vermerkt zu werden, daß ein russischer Kommunist ihm sagte: „Verehrtester, ich habe auch einmal international gedacht, was ja vielleicht eine Rasseneigentümlichkeit von uns ist, aber ich habe doch inzwischen viel gelernt. Sie aber wollen auch heute noch anstatt deutscher internationale Politik machen . ." Das Tagebuch hat sich über diese merkwürdige Geschichte an unterrichteter Stelle erkundigt. Es hat festgestellt, daß die Besprechung tatsächlich stattgefunden hat, daß sie aber in den besten Formen verlief und daß sich weder persönliche Unstimmigkeiten ergaben, noch irgendeine Wendung gefallen ist, die mit den glatt erfundenen Sätzen jener Zeitung in irgendwelchem wörtlichen oder sachlichen Zusammenhang stünde. So wird es also gemacht: — man saugt einfach aus den Fingern! Das Maß von Phantasie, das sich dabei dokumentiert, ist oft bewundernswert. Aber man muß schon sagen, wenn die Kreise, die es angeht, in den Zeiten,

da sie noch maßgeblicher waren, statt ihrer jetzigen negativen etwas mehr positive politische Phantasie an den Tag gelegt hätten —: das wäre eine fruchtbarere Betätigung ihres Ingeniums gewesen!

Zwei Wochen lang ist in Deutschlands dümmster Stadt gegen 81 Frauen verhandelt worden, die angeklagt waren, Verbrechen gegen das in ihnen keimende Leben begangen zu haben. 22 Frauen wurden zu Gefängnisstrafen von 6 bis 8 Monaten verurteilt, 32 Andere kamen mit Gefängnisstrafen von 1½ bis zu 3 Monaten davon, 26 Frauen mußten leider, da die Beweise nicht ausreichten, freigesprochen werden. Nicht allen verurteilten Frauen wurde die gesetzliche Gunst der Bewährungsfrist zugestanden und auch diesen nur für einen Teil der Strafe. Wenn die Münchener Polizei, deren wachsames Auge von Nymphenburg bis Schwabing rollt, erfährt, daß die verurteilten Frauen sich wieder gebärunwillig zeigen, dann marschieren auch die begnadigten heimlichen Sünderinnen ins Kittchen. Die Strafen sind streng ausgefallen und zwar, wie die Münchener Zeitungen feststellen, zum Zwecke der Abschreckung. Es ist nur zu befürchten, daß auch diese Massenabstrafung nicht genügend abschrecken wird. Nach den Behauptungen sachverständiger Ärzte werden in allen Großstädten alljährlich tausende von Geburten verhindert. Es ist zu beklagen, daß die Münchener Behörden sich mit diesen sechs oder sieben Dutzend Angeklagten begnügt haben. Eine rührige kgl. bayrische Sicherheitspolizei hätte unschwer durch Festnahme aller weisen Frauen Münchens, die Rat und Hilfe gewähren, ein paar tausend Gebärstreikerinnen hopp nehmen können und das hätte gerade vor dem Haupttrubel des Münchener Faschings die besten statistischen Resultate gezeitigt. Bei der allgemeinen Zustimmung, mit der die Einkerkerung der 42 verurteilten Frauen in Deutschlands dümmster Stadt begrüßt wurde, möchten wir die Schaffung einer eigenen Abteilung des Münchener Polizeipräsidiums unter dem Titel: Kgl. bayrische Abtreibungskontrollbehörde dringend empfehlen. Vielleicht könnte man die Leitung dem leider pensionierten Polizeipräsidenten Pöhner übertragen, der die Jagd auf Embryos gewiß mit der alten Energie, Umsicht und Schlauheit betreiben wird.

STEFAN GROSSMANN

DIE LEBENSGESCHICHTE DES REICHSKANZLERS GEORG MICHAELIS

I

Gäbe es in Deutschland (und überhaupt in der Demokratie) eine Erziehung zum Politiker, dann müßte dem deutschen Studenten der Politik auch die Lebensgeschichte des Herrn Georg Michaelis zugewiesen werden, nicht als ein wichtiges politisches Buch wie es die Lebenserinnerungen Bismarcks oder auch Ballins sind, sondern als ein psychologisch lehrreiches Buch, geeignet, dem Schüler klar zu machen, daß man eine liebenswerte, reine, ja edle Natur sein kann und deshalb doch als aktiver Politiker Schaden ringsum anrichten kann.

II

Nach dieser schlichten Lebensgeschichte („Für Staat und Volk" Furcheverlag, Berlin 1922) muß man Georg Michaelis lieben. Es geht nicht anders. Seine durchsichtige Rechtschaffenheit, seine frisch zugreifende Hand, seine fromme Nachdenklichkeit, seine unbedingte Treue zu allen, denen er einmal ja gesagt hat — das alles sind rare Qualitäten geworden. Hier ist ein Mensch aus einem Guß und, wie noch zu erzählen sein wird, ein fruchtbarer, ein heiter schaffender Mensch.

Ja sagt er nicht nur zu sich — er bejaht auch seine Vorfahren, die er uns im Stammbaum vorführt, eine altpreußische Bürgerfamilie, die nur durch eine Schrulle Friedrich des Großen der Adelung entging. Am stolzesten ist er auf drei Vorfahren, auf den Minister und Generalpostmeister Friedrich des Großen Friedrich Gottlieb Michaelis, der unzweifelhaft ein helles, aktives Verwaltungstalent gewesen ist, mehr noch auf seinen Großvater mütterlicherseits, den Leutnant Carl von Tschirschky-Boegendorff, der sein Leben bei den Gardehusaren begonnen und mit 33 Jahren im Gefängnis beschlossen hat. Dieser Großvater ist plötzlich ein „lebendiger Christ" geworden, kämpfte im Regiment gegen die laxen sittlichen Auffassungen der Kameraden, ereiferte sich gegen das Duell und redete gegen das kommandierte Kirchengehen zu Gottesdiensten ungläubiger Geistlicher. Der neue Christ wurde schnell aus königlichen Diensten entfernt und ging als Bauernknecht nach Westfalen. Dort rief er einmal in der Kirche aus: „Ihr armen Schafe dauert mich, Ihr habt einen falschen Propheten". Da wurde er verhaftet, ins Gefängnis geschleppt und dort starb er, jung, verheiratet, beiläufig „mit Hintansetzung kirchlicher und staatlicher Formen" verheiratet. Von diesem Großvater stecken einige Tropfen in Georg Michaelis Adern. Er hat dem Leben dieses

Narren in Christo nachgeforscht und alles, was er von ihm berichtet, beweist die reine, schwärmerische Seele — des Großvaters wie des Enkels.

Die dritte Person seiner Familie, von der er mit Ergriffenheit erzählt, ist seine Mutter. Sie hat es im Leben schwer gehabt, der Vater ist jung und plötzlich an der Cholera gestorben. Sie hatte sich mit sieben Kindern durchzuschlagen. Das Leben hat die tapfere Frau nicht mürbe gemacht. Michaelis sieht sie vor sich — als Sängerin, zuhause an dem alten gelben Klavier. Ihr dankt er den Zugang zur Musik (Hören lernt man nur als Kind, eine Mutter, die sich in die Herzen ihrer Kinder singt, hört nicht auf, in ihnen zu tönen). Wie kam die kinderreiche Frau über die Kalamitäten des Alltags hinweg? Georg Michaelis antwortet: „Durch ihre große Gebetskraft". Als einmal zu Weihnachten Geld zum Kuchenbacken fehlte, da legte ihr Gott einen 50 Markschein in den Schrank. Mama Michaelis hat das steif und fest geglaubt. Es ist nicht ganz erkennbar, ob Georg dazu gelächelt hat. Kritisch war er jedenfalls gegen die Mutter nicht, und so mag er auch an Gottes 50 Mark im Weihnachtsschrank geglaubt haben.

Im Übrigen halfen der Mutter Michaelis all die reichen Gutsbesitzerfamilien, die sie kannte. In dieses Leben der Landadeligen hat sich der Knabe Georg eingenistet, hier hat er Freundschaften fürs Leben geschlossen. Die Meinungen dieser guten Leute gingen ihm unwillkürlich in Fleisch und Blut. Er ist nie ein Büchermensch gewesen. Hat nie auf dem Wege der Theorie eine Meinung errungen. Er schreibt über sich: „Es ist gleicherweise ein Mangel und ein Vorzug meiner Veranlagung gewesen, daß ich Zusammenhänge produktiv nur dann erfasse, wenn ich sie erlebe, wenn ich ihre Wirkungen am eigenen Leibe verspüre. Ich würde schwerlich den Mut haben, auf Grund theoretischer Erwägungen und wissenschaftlicher Schlußfolgerung praktisch-wirtschaftliche Postulate aufzustellen . . . . Bücher zu lesen hat mir im Leben weniger genutzt als durch Handeln die Probe aufs Exempel zu machen und danach rückblickend die Wahrheit zu erkennen und zu formulieren. Nützlicher als Bücher sind Menschen, wenn man sie zu lesen versteht".

Aber die Menschenbibliothek, in der er bis zu jener unglücklichen Stunde 1917 gelesen hatte, waren immer nur Landwirte, Landadelige, Geistliche, Offiziere, preußische Verwaltungsbeamte und Richter gewesen. Er erzählt selbst — mit jenem ungekünstelten Freimut, der sein Buch so grundklar macht, daß er durch den Umgang mit seinem Schwiegervater, einem Tuchfabrikanten in Guben, ein geändertes Verhältnis zum

Industrialismus Deutschlands bekommen habe, den er bis dahin bloß „für eine bedauerliche Erscheinung unseres Wirtschaftslebens" gehalten habe. Weiß Gott, was aus Georg Michaelis geworden wäre, wenn er in jungen Jahren nicht nur in Land-, sondern auch in Stadtmenschen, nicht nur in Christenseelen, sondern auch in Forscherköpfen gelesen hätte. In Arbeiterköpfen hat er spät lesen gelernt, erst nach der Revolution, als Regierungspräsident in Stettin und er hätte, wenn ihn der preußische Ministerpräsident Hirsch nicht etwas brüsk in diesem Studium unterbrochen hätte, gewiß noch allerlei schöne Fortschritte gemacht.

III

Der Großvater von Mutters Seite rumorte in ihm. Er ist gewiß nicht zum Partei- und Herdenmenschen geboren gewesen. Aber die väterliche Tradition des gehorsamen Dieners Seiner Majestät arbeitete nicht weniger eifrig in ihm. Immerhin hatte er eine Neigung, aus dem Geleise des Normalbeamten herauszufahren. Als junger Mensch meldet er sich zum Dienst in Japan. Dort lebt er vier Jahre, sieht die Japaner mit seinen klaren, wohlwollenden und unbestechlichen Augen an, so daß er heute noch über die deutsche Politik gegenüber den Japanern sehr vernünftige Bemerkungen macht. Daß sein König und Kaiser auch das Verhältnis zu Asien dilletantisch verdorben hat, nicht bloß durch den unverzeihlichen Knackfuß („Völker Europas, wehrt Eure heiligsten Güter") sondern auch durch die täppisch-treulose Politik vor dem Kriege — davon kann man bei Michaelis nichts lesen. Er hat eben zu lange im Kaiser-Wilhelm-Buch gelesen.

Der Minister-Vorfahr ist ein schöpferisches Verwaltungstalent gewesen. Und als ein solches hat sich auch Georg Michaelis immer wieder erwiesen. Dreimal hat er als Verwalter Außerordentliches geleistet. Zuerst in Trier, wo er eine verwahrloste Majoratsherrschaft großen Stils zu säubern und neu aufzurichten hatte, das zweite Mal in Breslau, wo er das große Werk der Melioration durch das Odergesetz durchzuführen hatte — mit 60 Millionen Mark und mit allen Freiheiten, die zur schöpferischen Arbeit nötig sind. Und das dritte Mal schuf er ein vorbildloses, vollkommen neues Werk, als er im Januar 1915 berufen wurde, die Reichsgetreidestelle aus dem Boden zu stampfen. Ohne Ruhmredigkeit, doch mit berechtigtem Selbstgefühl erzählt er von diesen drei Großtaten seines Lebens. Immer war es eine ganz neue Materie, in die er, eine ordnende, konstruktive Phantasie, hineinstieg. Immer hat er mit voller Hingabe sich in die Aufgabe gestürzt. Das Oderregulierungswerk, die Arbeit von fünf Jahren, leitete er von einem

Dienstdampfer, auf dem er Tag und Nacht sein konnte, arbeitete, wohnte, schlief — „so wurde die Oder mein Heimatfluß.“ Die Leistung als preußischer Ernährungskommissar war seine kühnste. So nebenbei erzählt Michaelis, daß er vor Erfindung der Brotkarte viele Stunden schlaflos auf seinem Lager zugebracht hat, unsicher, ob die Deutschen die bisher unbekannte Beschränkung auf sich nehmen werden. Was stärkte ihn in diesen schwarzen Nächten? Daß Christus gelehrt habe: „Unser täglich Brot gib uns heute“ und nicht „mein täglich Brot“. Der lebendige Christ von Mutters Seite half dem lebendigen Beamten von Vaters Seite. Er glaubte an „die göttliche Hilfe durch Überwindung des Eigennutzes“. Wer sich nach diesen Worten Michaelis als ein sanftes, nicht sehr energisches Gemüt vorstellt, der unterschätzt das preußisch-aktive Element in ihm. Kurz nach der Gründung der Kriegsgetreidegesellschaft, hatte das Reichsamt des Innern eine Verordnung über die Ausführung der Getreidebeschlagnahme herausgegeben, die Michaelis für verhängnisvoll hielt. Was tat er? Eine persönliche Rücksprache mit dem Staatssekretär war nicht schnell genug zu erreichen. Da sandte er ein Rundtelegramm an alle Bundesregierungen, den Vollzug dieser Verordnung des Reichskanzlers aufzuhalten bis zu einer schleunig einzuberufenden Besprechung der Vertreter aller Bundesstaaten. Das Reichsamt des Innern tobte. Drei Unterstaatssekretäre redeten auf ihn ein, die Sache zurückzunehmen. Man drohte mit einem Disziplinarverfahren. Er blieb kalt und siegte. Nicht für das Parlament, nicht für die Öffentlichkeit, nur für sich selbst und sein Gewissen hatte er das Ungewöhnliche gewagt. Bis heute hat kaum eine deutsche Zeitung davon erzählt. Er tat, was er mußte. Ein Mann!

IV

Im Mai und Juli 1917 war Michaelis in Oberbayern, um ein wenig auszuspannen, da wurde ihm am 13. Juli der Besuch des Herrn von Valentini angekündigt. „Nun wußte ich, was kam. Es war die schwerste Stunde meines Lebens.“ Einige Zeitungen hatten als Erben Bethmanns einen Namen genannt. Eine Aufforderung, den Kronprinzen aufzusuchen, hatte er abgelehnt. Nicht einmal seine Frau war da, ihn zu beraten. Zum Glücke hatte er den Kalender der Brüdergemeinde bei sich und dort stand für den 13. Juli der Vers aus dem Buche Josua: „Siehe ich habe Dir geboten, daß Du getrost und freudig seiest. Laß Dir nicht grauen und entsetze Dich nicht; denn der Herr Dein Gott ist mit Dir in Allem, was Du tun wirst.“ (Was wäre geschehen, wenn an diesem Tage ein anderer Vers auf dem Kalender gestanden

hätte Etwa: Jeremia, 1. Kap. Vers 6: „Ach Herr, Herr, ich tauge nicht zu predigen, ich bin zu jung". Es ist nicht auszudenken.) Er kam ins Schloß Bellevue und sprachz uerst mit dem Kronprinzen, dann mit der Kaiserin, die ihn, eine Christenseele, die andere, herzlich begrüßte. Dann kam der Kaiser. Weder Bethmann-Hollweg, noch der Vizekanzler Helfferich, noch ein einziger Führer der politischen Parteien, noch ein Diplomat hat vorher mit ihm gesprochen. In seiner schlichten Art schreibt Michaelis heute: „Es ist mir nachträglich klar geworden, daß dies ein Fehler war." Seine Reichskanzlerschaft hat nur dreieinhalb Monate gedauert. Unnötig, über seine junge parlamentarische Pfiffigkeit noch ein Wort zu reden. Er selbst erzählt, seine Floskel „wie ich es auffasse" sei zum geflügelten Wort geworden. Auch daß er in Streit mit den Unabhängigen ungeschickt disponiert habe, dämmert heute in ihm auf. Psychologisch interessanter ist sein Geständnis, er hätte auch einst als preußischer Ministerpräsident verbleiben wollen, weil ihm die Bethmann'sche Wahlrechtsmission nicht nach dem Herzen war. Aber war die Übernahme dieser Aufgabe nicht eine Voraussetzung seines Regierungsantritts? Merkwürdig, daß ein lauterer Mensch in dem Augenblick, in dem er große Politik machen mußte, sich sofort entschloß, pfiffig-diplomatisch-unaufrichtig zu werden. Gab es in den drei Monaten kein mahnendes im Kalender der Brüdergemeinde? Der arme Michaelis kam aus einer andern Welt. Warum war er gegen die Annexion Belgiens? Weil „die Katholiken Belgiens, mit ihrer besonders schwierig gearteten Geistlichkeit ein schwer zu verdauender Zuwachs gewesen wäre." Ein so protestantisches Gemüt war auch nicht der passende Verhandler mit dem Nuntius Pazelli, dessen Friedensanstrengungen, wie man aus Erzbergers Enthüllungen weiß, nicht gerade richtig beantwortet wurden. Aber es erübrigt sich Michaelis heute mit Vorwürfen zu kommen. Er war ein ausgezeichneter, ein schöpferischer Verwalter. Das Parlament kannte er nicht, mit internationaler Politik hatte er sich — da er Bücher nicht las und Diplomaten, in denen er lesen konnte, nicht kannte — so gut wie gar nicht beschäftigt. So kam die Führung des Reichs in der entscheidendsten Stunde an einen lauteren, tüchtigen Mann der den Problemen fremd und naiv gegenüberstand. An seiner Seite war ein liebenswürdiger, aber bodenloser Hyniker — Herr von Kühlmann. Die letzte Tat des Reichskanzlers Michaelis war die Empfehlung des greisen, blinden, müden Grafen Hertling. Michaelis teilt die Tatsache mit, das preußische Erbe von väterlicher Seite behütet ihn vor Selbstvorwürfen. Er glaubt wohl heute noch, er habe wohlgetan.

V

Jetzt sitzt dieser vortreffliche Mensch, in seinem bescheidenen Landhause in Saarow-Piskow und sein lebendiger Arbeitstrieb schütze ihn vor fruchtloser Muße. Was er jetzt im deutschen Studentendienst leistet, eine lautlos aufgebaute Organisation zugunsten des „Werbstudenten", das scheint die viele schöpferische Tat dieses emsig dienenden Menschenfreundes zu werden. Es ist ein Zeichen beschämender Unfähigkeit in der Menschenbehandlung, daß die republikanische Verwaltung diesen im Grunde parteilosen, an seiner Stelle produktiven Kopfe in die Schmollecke gedrängt hat. Michaelis ist heute freilich ein Mann von 65 Jahren. Aber dieser lautere, nur ein wenig schrullige Mensch wäre auch heute bereit, in Köpfen zu lesen — wenn sie nur da wären.

ADOLF KOELSCH

DAS WOHLERGEHEN AUF ERDEN

Diese trüben Gedanken sind für Menschen bestimmt, die Herz und Hirn haben, in der Stille über sie nachzusinnen, und nicht nur eine Lunge, sie verzerrt weiter zu posaunen. Aber das Tage-Buch, glauben wir, darf mit der richtigen Leserschaft rechnen.

Einst war der Zahltag auf Erden kein letztes Ziel. Einst war das Wirken auf Erden ein letztes Ziel. Man fühlte eine Schicksalsrichtung in seiner Brust, einen Ruf, ging hin und folgte der Stimme. Das war schön und war gut, und es war für die Menschen genug zum Glücklichsein, so ein Ziel auf Erden zu haben.

Aber das Glück wurde vergiftet.

Das Gift quoll aus einem tiefen Loch, in dem eine alte Harlekinspinne saß und einen Beitrag zur Welt praeparierte. Die Spinne sang: „Dem Tag folgt der Zahltag". — Das war ihr Beitrag.

Das Wirken wurde dadurch dem Werk unterstellt. Und das Werk wurde, mitsamt dem Wirken, dem Lohngesetz unterworfen. Werk und Wirken wurden zur Ware.

Zunächst trat nun das Werk in den Lohnbereich ein. Der Mensch wurde nicht dafür ausbezahlt, daß er an etwas wirkte, sondern für das, was das Resultat seines Wirkens war. Hatte er etwas gewirkt, was andern begehrlich war (und darum gut erschien), so konnte er einen fetten Zahltag verzeichnen. Hatte er Unbegehrtes gewirkt, so fielen in seinen Beutel nur die hämischen Worte der alten Harlekinspinne, die sich auf ihre Giftdrüsen stellte und sang: „Gott wird dich lohnen".

So gerieten die, welche wirken wollten, in Abhängigkeit von denen, die bestimmten, was etwas Gewirktes „wert" sei. Was die Menschen

wirkten, wirkten sie nicht mehr aus dem eigenen Geist und dem eigenen Herzen, der eigenen Begehrlichkeit und dem eigenen Ziel, sondern aus dem Zielbewußtsein und der Begehrlichkeit derer, die lehrten, an welches Werk der Wert eines Guts oder Unguts zu heften sei. Und so wurde das Wirken selbst eine verfallene, unfreie, dem Zahltag und seinem Lohngesetz unterworfene Sache. Es wurde zur . . . „Arbeit" heruntergesetzt; in demselben Maß wurde es hierzu degradiert, wie das Werk zur Ware entwürdigt wurde. Das heißt: der Prozeß des Wirkens wurde aus dem Leben des Menschen gestrichen Auch aus seiner Vorstellungswelt wurde die Idee und das sonnentagschöne Gefühl dafür, daß es so etwas wie Wirken überhaupt geben könne, herausgeschnitten. Nur das klingende Wort blieb am Leben.

Die Generation, der wir entsprossen sind, hat den von den Großvätern begonnenen Feldzug vollendet: sie mordete auch noch das Wort. An seine Stelle wurde jenes trübe, entmannte, gestürzte, fluchbeladene Wort gesetzt, das Gott zu Adam und Eva sprach, als er sie aus dem Paradiese vertrieb und ihnen den Weg auf die Felder des Schweißes zeigte. „Arbeiten" heißt dieses Wort.

Die Generation der Väter, deren Mannesalter jetzt als Abgeordnete in den Parlamenten (aller Länder) sitzt, Reiche regiert, Banken und Industriewerke leitet, Schulen und Kirchen vorsteht, auch Zeitbücher schreibt, glaubte an dieses unaristokratische, in einer bedrückenden Luft und Enge geborene Wort, wie frühere Zeitalter an das Wort „Wirken" geglaubt. Sie wollte mit „Arbeit" Weltreiche gründen, wollte Reiche des Geistes, der Kunst, des Geldes, des Glaubens, der Kultur und des Herzens damit errichten, wollte mit Erziehungs„arbeit" den Satan im Seelengrunde besiegen und „die Höherentwicklung des schwachen und unvollkommenen Menschen" zum Engel oder zum Übermenschen befördern. Sie glaubte, daß Arbeit das Elexier der Veredelung und der Weg zum Erdenglück sei. Der Träger der Arbeit, der sein Tun an den Zahltag gebunden hat, wurde als der einzige Träger des Entwicklungs-, Ziel- und Vollendungsgedankens gepriesen, und das Verhältnis, in dem er zum Wirken steht, wurde zum Vorbild für alle erhoben. Je mehr Menschen sich in dieses Verhältnis begaben, um so herrlicher schien es mit der Verwirklichung des Fortschritts vor sich zu gehen. John Ruskin schrieb, ohne dafür von jemand moralisch geohrfeigt zu werden, das an der Brust des Merkantilismus herangesäugte Spinnenwort, daß „von allen erreichbaren Freiheiten der Mensch sich zuerst um die Erlaubnis zu bemühen habe, nützlich zu sein", und Trustdirektoren verfaßten Bücher, worin der

Sinn des Daseins um das Wort Warenhunger herumgruppiert war und die Metaphysik des Geldes erweitert wurde zu einer Metaphysik des Ruins; denn der Himmel ist noch einmal so herrlich, wenn es dazu eine Hölle gibt. Die aber, denen man Arbeit als den Himmel auf Erden gepriessen hatte, erfaßten mit Blitzesschnelle die Situation und dichteten aus ihrem Herzen heraus einen neuen Vers zum Lied der alten kranken Harlekinspinne. Statt an die Arbeit, wie die Philosophen des Geldes und des Ruins, begannen sie nur noch an den Lohn zu glauben, den die Arbeit einbringt. Und jene Arbeit wurde als die wünschbarste angesehen, die den Lohn und den Zahltag am raschesten einbringt Von solcher Arbeit konnten sie sagen, sie schaffe den Himmel auf Erden.

Aber sie schafft dem, der ihr ergeben ist und zwar mit Erfolg, nur den Frieden mit allen Nebenwelten. Sie schafft ihm den Frieden mit dem Steuereinnehmer, dem Hausbesitzer und dem Kohlenbesitzer, dem Bäcker, dem Fleischer, dem Mann, der Bücher oder Zigarren verkauft, auch den Frieden mit seinem Weib und seinem Kind, dem Staat und der Kirche. Sie schafft ihm den Frieden mit allem, wovon er sich abhängig macht, auch mit denen, die von ihm selber (als von ihrem Versorger) abhängen.

Wie sprach der Steuereinnehmer im Namen des Staats? „Du hattest mir in Aussicht gestellt, das Buch, an welchem Du schriebst, bis zum Frühjahr fertig zu haben. Dann bekämst Du Geld und dann würdest Du dem Staate gern geben, was des Staates ist . . . Elender Du! Wie hast Du mein Vertrauen in die Irre geleitet! Weder hast Du das Buch wirklich fertig gemacht, noch Dich um Vorschüsse umgesehen. Aber Du hast da einen Schreibtisch aus Cedernholz und Bücher und Bilder, seh ich, und sogar eine Geige? Ei, was brauchst Du eine Geige? Um die Zeit zu verfideln, statt hinter der „Arbeit" zu sitzen oder auf ein Bureau zu gehen? Was brauchst Du Bücher und Bilder, die Dich ja doch nur abhalten, etwas zu verdienen? Ein Siegel darauf! Wir werden Dich schon zu einem nützlichen Glied der Gesellschaft erziehen."

Und wie sprach die Frau? Wie sprachen der Ofenmacher und der Hausierer, der Mann mit dem neuen Kaminhutsystem und alle, alle, die etwas „verdienen oder verkaufen" wollten? Wie sprach man zu sich selbst, weil der Besitz eines neuen Mantels so wünschenswert schien? — „Dem Zahltag folgt unser Wohlergehen auf Erden . . . Schaffe den Zahltag!"

Nun ist es gewiß ein großes Gut, mit seinem Weib und dem Steuereinzieher, dem Bäcker, dem Fleischer, der Zugehfrau und dem Hausierer enn Frieden zu haben. Aber dieses Gut ist nicht das höchste.

. . . Etwas von diesem Gefühl, glaube ich, ist mit daran schuld, daß gerade in unserer Zeit jene Bewegungen so leicht losbrechen können, welche man Streiks nennt. Nie ist den Menschen das Evangelium der Arbeit täglich und stündlich schärfer gepredigt worden als heute. „Arbeitet, arbeitet, arbeitet", sagen sie — „sonst ist alles verloren."

Aber die, die aus ihrem tiefsten Menschentum heraus und weil sie wirklich glauben, daß durch Arbeit, Arbeit alles zu retten sei, so zu den Menschen sprechen, müssen erleben, daß sie die Herzen nicht rühren Sie hämmern an verschlossene Türen und kommen leicht zu der Meinung, es sei, weil jeder Streik in einer Wolke von Lohnforderungen sich durch die Straßen wälzt, der nackte Gesindelgeist, der die Periode der Arbeit sofort wieder durch einen Streik unterbreche. Und doch ist es wiederum (in gar vielen Fällen) nur tiefste Menschlichkeit, welche die Herzen dem Ruf der Arbeit verschlossen hält und die Angesprochenen hindert, den Werbern zu glauben. Denn man versucht die Menschen mit einem verdorbenen Wort für etwas zu gewinnen, was man ihnen ja gar nicht mehr zu bieten vermag. Dieses etwas heißt Wirken. Nach Wirkung und Wirkenkönnen bringt das Menschentier eine tiefe Sehnsucht mit auf die Welt. Denn Wirken heißt glauben dürfen an einen Schicksalsstern und in diesem Glauben sein Leben verankern. Es heißt: ein Versucher des Glückes sein. Deswegen war früher Wirken den Menschen ein Ziel. Aber . . . man hat das Wort umgebracht, hat die Welt umgebracht, in der es gedieh, und hat den Menschen „Arbeit" gegeben. Man hat ihnen den Zahltag gegeben, und sie sind, dem Gesetz des schwächsten Widerstands folgend, auf der schiefen Ebene abgerutscht, bis zu dem tiefsten Punkt, wo sie diejenige Arbeit als die wünschbarste ansehen lernten, die den Zahltag am raschesten einbringt. Da der Zahltag aber nur die Aussöhnung mit der Nebenwelt schafft und Arbeit nie das Wirken ersetzt, blieb ein Stachel zurück, der ihnen nun stumpf im Gemüte sitzt und sie von Zeit zu Zeit in dumpfe Tobsucht verfallen läßt, ohne daß sie wissen, was sie eigentlich wollen. Keine Lohnerhöhung treibt diesen Stachel heraus, kein Instrument kann ihn fassen. Der Gang der Geschichte hat ihn hineingetrieben, und er wird darin sitzen bleiben, zerren und bohren, bis der Organismus im Tode zusammenbricht.

Oder weiß wirklich irgendwer Rettung? Denn mit „Vernünfteln" und „Organisieren" wird hier gar nichts getan.

JAKOB WASSERMANN

OBERLIN AUF DER SCHWELLE

(Schluß.)

Daß man ohne Wanken für Lucian einzustehen habe, brauchte er ihnen nicht zu sagen; es lag ihm im Gegenteil daran, einen zutage tretenden Übereifer zu bekämpfen, und dieses Bemühen erregte Unwillen, von Minute zu Minute mehr. Sie wollten zum Angriff übergehen, für die Bedrohung und Verunglimpfung des Führers Rache üben und sich für unabhängig erklären. Die Erörterung wurde ungestüm. Drei zugleich, vier zugleich ergriffen das Wort. Der anschwellende Aufruhr entzündete die Gemäßigten und Furchtsamen; die Besonnenen wurden niedergeschrieen. Sturz der Autorität, hieß der Brandruf; man habe ein Recht zu leben, folglich ein Recht zu handeln; sich in einem so beispielhaften Fall bevormunden zu lassen, sei Schmach; jetzt oder nie müsse es zum Austrag kommen zwischen ihnen und der verrotteten, vernörgelten Philisterhaftigkeit. Peter Ulschitzky stieg auf einen Stuhl und forderte mit gellender Stimme zur Gründung des Bundes neuer Jugend auf: der Einfall begeisterte; sofort entstand der Plan, Statuten zu verfassen; ein Knirps im Hintergrund schrie, alle sollten schwören, sich von nun an Vätern und Müttern nicht mehr zu fügen. Beifallsgejohl; Hände erhoben sich; ein knatternder Donnerschlag brachte kurze Dämpfung des Tumults hervor, um so wilder stieg die Woge bis zum nächsten. Einige umarmten sich; einige brüllten zornig aufeinander los; einige erklärten, die Schule in ihrer bisherigen Verfassung sei abzuschaffen; Unterricht könne nur eine von den Schülern gewählte Persönlichkeit erteilen. Es fuchtelten Arme durch die Luft, die sich bemühten, etwas zu ergreifen, etwas in den Staub zu schleudern, sei es ein seit Menschengedenken beweihräuchter Götze, sei es ein unschuldiges ausgestopftes Wiesel an der Wand. Homer, Dante, Rafael und Mozart waren nicht sicherer davor, endgültig von ihren Thronen gestoßen zu werden als die Herren Erzeuger, die neben eisernen Kassen den schmählich erhandelten Mammon abzählten. Fluchwürdige Unterdrückung alles, eine Welt, deren morsche Stützen dem Sturm-Atem herrlicher neuer Zeit nicht standhalten konnte. Ja, neu soll es werden; neu die Gesetze; nein, fort mit Gesetzen, wozu braucht man sie, jeder hat sein unverbrüchliches Gesetz in sich; neu die Gefühle, schrankenlos, neu die Formen, jeder erfülle seine eigene: höher die Woge, höher der Gischt; erst das Bestehende zu Trümmern schlagen und die Ketten zerreißen, dann wollen wir darüber nachdenken, wie wirs uns erträglich einrichten.

Manche nahmen das Gewühl und Toben humorig auf, als Anlaß, das unterste zu oberst zu kehren und sich mit; doch waren die Schabernackleute in Minderzahl, und wenige waren so gutmütig oder wohlerzogen, daß nicht in ihrem Auge etwas von Haß, Vernichtungslust, gebändigtem und nun hervorbrechendem bösen Trieb erglomm. Jeder war Werkzeug für die wilderen Forderungen des andern, und jeder suchte wieder einen Schwächeren, den seine Unentschlossenheit verdächtigte, um an ihm den Rausch zu steigern. Dies hatte ungefähr eine halbe Stunde gedauert da wurde die Mitteltür zum Korridor aufgerissen und Lucian zeigte sich auf der Schwelle, begleitet von mehreren Präfekten und dem bejahrten Mathematik-Lehrer. Er blickte über die Köpfe hin, verwundert, mit dem umbuschten, flüchtigen Lächeln; er kreuzte die Arme über der Brust, es war still. Einen suchte er mit den Augen; es war Mathys; er schaute ihn fragend an; Mathys zuckte die Achseln; seine Miene sagte viel.

Lucian trat in den Kreis, der sich öffnete, blickte abermals schweigend umher, und ihm antwortete immer tiefer werdendes Schweigen. Da vernahm man Schritte; sie waren unerwartet, diese Schritte, sie hatten etwas Ordnung und Zucht durchbrechendes in der bloß vom verrollenden Donner gestörten Stille. Sie rührten von Oberlin her, der sich von seinem Platz erhoben hatte, als Lucian unter der Türe erschienen war. Während des ganzen furchterweckenden Lärms und Getümmels war er steif und stumm auf dem Fenstersims am Ende des Raumes gesessen, das Telegramm in seinen Händen. Er hatte kaum recht gehört, was die Kameraden geredet, geschrieen, gebrüllt; oder wenn gehört, doch das Einzelne nicht erfaßt; der rasende Wirrwarr hatte ihn in sich selbst zurückgetrieben, so daß er in seiner Beklommenheit, Ratlosigkeit und Bestürzung über den Inhalt der Depesche wie hinter einer Mauer gefangen blieb. Nun raffte er sich auf; die jähe Ruhe verlieh ihm eine verträumte Art von Mut; das Geräusch seiner Schritte war ihm aber ebenfalls erstaunlich, doch da eine Gasse für ihn gebildet wurde, besiegte er die letzte Scheu, ging auf Lucian zu, reichte ihm das zerknitterte Telegramm und sagte allen vernehmlich: „Soll ich nun gehorchen? Entscheide du".

Die einfache Stimme und die einfache Frage brachten sonderbarerweise eine beschämende und ergreifende Wirkung hervor. Augen senkten sich, die bis dahin noch voll Kampfgier und Selbstgefühl gewesen waren. Lucian nahm das Telegramm, las es, dachte eine Weile nach, dann fing er an zu sprechen, ohne Oberlin vorerst zu beachten.

„Ihr denkt doch nicht, daß ich euch loben soll? Was ihr da getrieben habt, könnt ihr euch eine ersprießliche Folge davon erhoffen?

Es hat verdammte Ähnlichkeit mit manchen Geschichten von den sieben Schwaben. Die sieben Schwaben nahmen das Maul immer gewaltig voll, wenn sie weit genug vom Schuß waren. Ihr seid sehr weit vom Schuß. Ich will euch auch keine Vorwürfe machen, sonst ginge es mir vielleicht wie dem alten Storch in meiner Heimat. Es war da eine der feierlichen Storchen-Versammlungen, wie sie gewöhnlich im Herbst stattfinden. Nachdem die Burschen anfangs ganz sittsam beraten hatten, erhob sich plötzlich ein ohrenbetäubendes Geschnatter und Geklapper, und nur ein einziger alter würdevoller Storch bewahrte Haltung und gab sich Mühe, die aufgeregte Gesellschaft zur Vernunft zu bringen; da fielen sie insgesamt über ihn her und hackten ihn mit den Schnäbeln tot. Ob sie dann trotzdem glücklich nach Ägypten oder wo sie sonst ihren Winteraufenthalt hatten, gekommen sind, weiß ich nicht. Es ist wahrscheinlich; demnach wäre also der alte lästige Friedensifter wirklich entbehrlich gewesen, und sie hätten von ihrem Standpunkt aus so unrecht nicht gehabt, ihm den Garaus zu machen. Exempla docent. Hier stehe ich. Rührt die Schnäbel, Jungens. Ihr wollt nicht? Umso besser. Also gebt Acht."

Und er fuhr fort: „Ich habe da draußen eine ganze Weile den Lauscher an der Wand gespielt. Und es war mir auch fast zumut, als hört ich meine eigne Schand. Zunächst hätte ich natürlich keinen Anlaß mich von euerm Anathema getroffen und inbegriffen zu fühlen, denn schließlich zwitschert ihr ja, wie ich gesungen habe, und das müßte mir eigentlich, werdet ihr sagen, eine gewisse Befriedigung gewähren. Aber man hat immerhin ein halbes Hundert Jahre auf dem Buckel, und man mag sich selber noch so zugehörig dünken zu allem was jung und rebellisch ist, der Saft in alten Knochen läßt sich durch keine Selbstüberredung achtzehnjährig machen, und so unabänderlich der Baum seine Ringe ansetzt und die erkaltende Lava ihre Kruste, so hat auch das vorgerückte Lebensalter seine Zeichen. Etwas in uns wird starrer, etwas in uns versteint, wir mögen tun und reden, so viel wir wollen und das einzige was uns bleibt, ist, diesen Prozeß zu einem fruchtbaren und sinnvollen zu machen. Das habe ich in meiner Weise versucht Wenn ich trotzdem zur Erkenntnis gekommen bin, daß die Stunde der Abdankung vielleicht auch für mich geschlagen hat, so darf euch das nach eurer turbulent geäußerten Gesinnung nicht groß verwundern. Ich erkläre mich also zum freiwilligen Autoritätsverzicht bereit, keine Zwischenrede, straft nicht Lügen, was euch der Geist eingegeben hat, ich erkläre mich bereit zum Verzicht, sage ich, allerdings unter einer Bedingung.

Wenn von euch achtzig oder fünfundachtzig, die ihr vor mir steht, einer vortreten und den Beweis liefern kann, daß er eine persönliche Leistung vollbracht hat, irgend eine Tat, die für vorbildlich oder exemplarisch oder nachahmenswert oder rühmlich gelten muß, ein Opfer, das auf Gemeinsinn, auf selbständiges Menschentum deutet, eine Handlung großer Unerschrockenheit, edler Verleugnung und Entbehrung, irgend ein Werk, irgend ein schaffend Neues, irgend ein uns alle Förderndes: dann will ich meine Ämter und Befugnisse, die ich mir ja nur im Vertrauen auf meine bessere Einsicht und das bessere Wissen angemaßt, niederlegen und mich für einen eurer unwürdigen Usurpator halten. Nun? niemand meldet sich? Was für verlegene Gesichter? Noch vor zehn Minuten habt ihr die Mauern erschüttert und den Donner überdonnert mit euerm Weltbewußtsein und jetzt so kleinlaut? Meint ihr denn, ihr könnt mir imponieren, so lang ihr bloß das Kapital verwirtschaftet, das andere für euch aufgehäuft haben? Bildet ihr euch ein, Spinnweben wegzukehren und rostige Wetterfahnen vom Dach zu schmeißen sei schon was? Könnt ihr einen Schuh verfertigen? Könnt ihr einen Tisch zimmern? Könnt ihr ein Hufeisen schmieden? Könnt ihr Honigwaben aus dem Stock schneiden? Ich behaupte nicht, das sei nötig, um Gesetze diktieren und Richter sein zu können, aber auf das Elementare muß man sich verstehen, das muß man hinter sich haben. Und hier ist der Punkt, wo ich mich, sicherlich zur Genugtuung des Kameraden Mathys, eines Fehlers anzuklagen habe. Als ich da draußen vor der Tür stand, fiel mirs schuldschwer auf die Seele, daß ich euch und mich um dieses Elementare herumgeschwindelt habe, das einem echten Kerl freilich in den Gelenken sitzt, das aber gewußt und bedacht werden muß, sonst zersplittern die Schwerter am Urgestein und das Schädliche bläht sich hernach doppelt. Nichts anderes werf ich mir vor, als daß ich mirs zu bequem habe werden lassen, wie wenn einer ein Fell gerben und sich die Lohe ersparen möchte und glaubt, es sei dasselbe, wenn er Lohe, Lohe, Lohe schreit. Da lacht ihr, aber da ist nichts zu lachen ich stamme von Gerbern ab, ich kann das beurteilen. Es ist bitterer Ernst. Um so mehr fühle ich mich zu dem Schuldbekenntnis gezwungen, als ich einen vorläufigen Abschied von euch zu nehmen habe. Ich werde die Schulgemeinde verlassen, um irgendwo den Verlauf dieser Verrats- und Verleumdungs-Kampagne abzuwarten und mich jedem Schein, als wollte ich meine Freunde beeinflussen, zu entziehen. Ein stellvertretendes Lehrerkollegium übernimmt die Leitung, und daß ihr diesen Entschluß billigt, darüber bin ich nicht im Zweifel. Nein, nein", rief er und

streckte die Hände aus gegen Zudrängende, Bewegte, Bittende, „da ist nicht zu rütteln dran; es empfiehlt sich, und es schickt sich. Ich verabschiede mich auch von keinem allein, sondern von allen, als wäre es ein Einziger".

Jetzt blickte er Oberlin voll ins Gesicht. „Und du," sagte er langsam, indem er beide Hände auf Dietrichs Schultern legte, „du gehorche nur. Du sollst gehorchen. Aber merk dies: vielleicht kommt der Tag, bald oder nicht bald, an dem kein anderer Mensch für dich da sein kann als ich. Dann mußt du mich zu finden wissen."

Oberlin senkte den Kopf. Als Lucian den Saal verließ und die meisten ihm das Geleite gaben, stand er zu Boden schauend und von Blitzen umzuckt, die das Nachgewitter durch die hohen Fenster streute.

RUDOLF OLDEN

DIE „DAME" UND DIE DAME

Ein Witzwort frägt: Was ist der Unterschied zwischen einem Diplomaten und einer Dame? und antwortet: Wenn ein Diplomat „Ja" sagt, meint er „Vielleicht"; wenn er „Vielleicht" sagt, meint er „Nein"; und wenn er „Nein" sagt, ist er kein Diplomat. Wenn aber eine Dame „Nein" sagt, meint sie „Vielleicht"; wenn sie „Vielleicht" sagt, meint sie „Ja"; und wenn sie „Ja" sagt, so ist sie keine Dame.

Ich will von dem Diplomaten absehen, der zum mindesten hier dem Staatsmann nicht gleichgesetzt werden darf, denn der Staatsmann muß sehr wohl „nein" sagen können — aber was die Dame angeht, so ist das Bild, das jener Witz von ihr entwirft, sicherlich ungemein populär, aber ebenso sicher grundfalsch. Denn wenn anders das Wort Dame überhaupt eine höhere Form des weiblichen Menschen bezeichnen soll, so kann die populäre Vorstellung nicht zutreffen.

Diese Vorstellung basiert auf der völlig irrigen Voraussetzung, daß geschlechtliche Enthaltsamkeit ein menschlicher Vorzug sei und daß daher die Dame diese Enthaltsamkeit wenn nicht besitzen, so doch vortäuschen müsse. Es liegt also ein doppelter Irrtum vor. Denn erstens bedeutet Karenz von der Geschlechtsbetätigung keine menschliche Höherwertigkeit, und zweitens ist die Vortäuschung einer Eigenschaft, die man nicht besitzt, jedenfalls ein menschlich niedriger Vorgang. Es ist das eine kleinbürgerliche Vorstellung von der Dame, die Popularität genießt und die von einer kleinbürgerlichen und schäbigen Literatur genährt wird.

Die Mädchen, die vor dem Altar nur weinend und errötend ihr „Ja" zu stammeln vermögen, kommen aus derselben Kiste, wie die Frauen, die aus übler Gewohnheit noch ein „Nicht doch" lispeln, wenn sie schon nicht mehr im Stande sind, den Sinn ihrer Worte zu kontrollieren. Heinz Tovote hat eine sinnreiche Novelle unter diesem Titel verfaßt, in der der Held beim hundertsten und als letztes gemeinten „Nicht doch" seine Dame liegen läßt, weil ihm vor einem Genuß ekelt, der mit so heuchlerischem Widerstreben gewährt wird. Im „Reigen" läßt Schnitzler das süße Mädel, die typische Kleinbürgerin, noch nachher eine Entschuldigung vor sich und dem anderen suchen: „In dem Wein muß was drin gewesen sein". Das ist die Fortsetzung des „Vielleicht", das ein „Ja" bedeutet und zeigt, so wenig ernst es auch in diesem Falle gemeint ist, jenes charakteristische Nicht-Eintreten-Wollen für seine Triebe, Entschlüsse und Taten, daß das Kleinbürgertum, die niedrigste Klasse des genus humanum, kennzeichnet.

Aber wie steht es denn überhaupt mit den Trieben und dem menschlichen Wert? Ist es ein Vorzug schwach zu empfinden? Niemand wird das behaupten wollen. Genau das Gegenteil ist festzustellen. Große Menschen haben starke Triebe und nur sie können als Vorbild und Beispiel dienen. Können wir also davon ausgehen, daß ein lebhaftes Sinnenleben eine schätzenswerte und keine verwerfliche Eigenschaft beim Weibe ist, so ist weiter zu fragen, wie das Weib und insbesondere das weibliche Wesen höherer Kultur, die Dame, sich zu verhalten hat, wenn sie ihrem Liebestrieb freien Lauf zu lassen gewillt ist, ob widerstrebend oder frei gewährend, ob zögernd oder entschlossen, ob nur dringlichem Ansturm nachgebend oder vielleicht sogar in selbständiger Initiative. Es soll hier nicht für Hemmungs- und Zügellosigkeit plaidiert werden. Die Abkehr von der Vulgivagität ist eine kulturliche Errungenschaft, deren wir nicht entbehren können. Leben wir einmal im Zustand der Einehe, und ein anderer ist in der modernen Gesellschaft nicht denkbar, so ist es für die Verheirateten Pflicht, die Vorschriften dieses sozialen Vertrags zu halten. Außerhalb dieses Vertrags stehen nur die, die ihn nicht eingegangen sind oder ihn durch private Abmachungen aufgehoben haben. Aber es handelt sich nicht darum, die Tatsache ethisch zu begründen, daß Frauen sich auch ohne gesetzliche Verpflichtung hingeben, sondern hier ist die feinere Frage gestellt, wie sie sich, ob nun in gesetzlicher, widergesetzlicher oder gesetzloser Verbindung zu verhalten haben, wenn einmal Natur und Überlegung in ihnen sich für die Hingabe entschieden haben.

Dann nämlich ist der Augenblick gekommen, in dem kleinbürgerliche Beschränktheit und Geschmacklosigkeit das von der Frau verlangen, was man halb spöttisch halb anerkennend „sich zieren" nennt. Tut sie es nicht, so sagt die auf ihr Liebesglück neidische Geschlechtsgenossin gehässig von ihr, sie habe sich dem Mann „an den Hals geworfen", und auch dieser, der Partner ihres Genusses und Nutznießer ihrer Bereitwilligkeit ist nicht selten, — gestehen wir es uns nur ein! — niedrig genug, nachher gering von ihr zu denken, weil er ihren Widerstand nicht hartnäckig und anreizend genug gefunden hat. In Gerhart Hauptmanns ländlichem Liebesgedicht „Anna" finden wir ein klassisches Beispiel für diese widerliche Gesinnung; dort nämlich, wo er den versoffenen und heruntergekommenen Onkel seinem Neffen auseinandersetzen läßt, er habe ehrenhalber seine Braut verlassen müssen, weil sie ihm schon vor der Ehe nichts verweigert hatte, und wo der Held des Gedichtes über diese schamlose Auseinandersetzung bürgerlicher Denkungsart fast den Glauben an die Welt verliert. Diese Denkungsart entspricht ganz dem, was die populäre Vorstellung von der „Dame" verlangt: ein „nein" als „vielleicht", ein „vielleicht" als „ja"; immer aber soll ein volles, reines, keusches „Ja" der Dame verboten sein.

Ich ging davon aus, daß unter diesem Begriff Dame eine höhere Form weiblichen Wesens verstanden werden soll. Nicht also soll dieses Wort in seiner höhnischen Nebenbedeutung aufgefaßt werden, nämlich als die Bezeichnung eines unnützen, verbildeten, unsozialen, anmaßenden, prätentiösen Weibes. Sondern Dame will und soll sein: ein weibliches Wesen, das auf gehobener materieller Basis und darum von kleinen Sorgen befreit, einen edleren Typus spezifischer Weiblichkeit repräsentiert, das weibliche Ehre und Würde durch äußere Umstände begünstigt besonders zu wahren geeignet und imstande und darum als Vorläuferin einer besseren Entwicklung von ungewöhnlichem Wert für die Gesellschaft ist. So, scheint mir, ist auch die allgemeine Auffassung ernster Betrachter.

Haben wir aber einmal den Begriff umrissen, über den abgehandelt wird, so kommen wir rasch zur Lösung des gestellten Themas. Schillers „Maria Stuart" stellt die beiden Typen nebeneinander, die die entgegengesetzten Methoden in der Liebe befolgen. Die Kleinbürgerin Elisabeth, die Tochter der unebenbürtigen Anna Boleyn, läßt er neiderfüllt sagen:

„Es kostet nichts, die allgemeine Schönheit
Zu sein, als die gemeine sein für Alle".

und läßt Maria, die edelblütige Stuart, die große Dame stolz erwidern:

„. . . ich hab es nicht
Verheimlicht und verborgen, falschen Schein,
Hab ich verschmäht mit königlichem Freimut,
. . . .
Weh Euch, wenn sie von Eurer Taten einst
Den Ehrenmantel zieht, womit Ihr gleißend
Die wilde Glut verstohlener Lüste deckt."

Nicht die Überlegenheit der Abstammung, sondern den „königlichen" Freimut in der Hingabe, kontrastierend gegen die Schmach „verstohlener" Wollust will er verherrlichen, wenn er über Dame und Kleinbürgerin sein Werturteil zusammenfaßt:

„Regierte Recht, so läget Ihr vor mir
Im Staube jetzt, denn ich bin Euer König."

Katharina die Große ist nicht immer rühmlich in der Geschichte genannt, aber Niemand wird ihr abstreiten, daß sie eine Dame war. Und wer wird sich auch nur vorstellen können, daß sie stückweise um ihre Hingabe gekämpft oder ihre Liebe nach halben Versprechungen und verlogenem Widerstand gewährt hat?

Nun soll aber nicht das Postulat aufgestellt werden, daß jede Dame auch eine große Liebende sei, denn nicht jeder gaben die Götter das Geschenk starker Liebesfähigkeit. Aber Dame sein, heißt vor allem auch, sich Achtung verschaffen können. Und so kann von der Frau, die diesen Ehrentitel beansprucht, verlangt werden, daß sie auch für die Verweigerung ihrer Gunst, für einen Korb, schnelle Beachtung erreicht. Wer würde es wagen, das „Nein", das Shaws Candida, eine echte Dame, ausspricht, lästerlich als „Vielleicht" zu deuten? Aufdringlichkeit in der Werbung eines Mannes spricht immer zugleich gegen die Umworbene.

Wie der Unschuld der Südseewilden ist auch den einfachen Sitten unseres Proletariats in Stadt und Land heute noch die Verderbnis der Seele fremd, die die Kleinbürgerin noch um ihr Hemd kämpfen läßt, wenn sie längst ihren und den Wünschen des Mannes nachgegeben hat. Mögen die arbeitenden Frauen im Aufstieg ihrer Klasse nicht von diesem verächtlichen Beispiel verführt werden, sondern dem edlen Beispiel des wirklichen Weibes, der Dame, folgen. Deren Rede darf nicht sein und ist nicht das erbärmliche und unwahre „Vielleicht", sondern sie sei — wie die des reinen Menschen überhaupt — „Nein, nein" und „Ja und Ja", und was darüber ist, das ist vom Übel.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Februarwoche.

Über die russischen Staatsschulden und ihre Neuanerkennung durch die Sowjetregierung ist in den letzten Monaten mehr als je gesprochen worden; und wenn die Genueser Konferenz zustandekommt, wird das Problem, verquickt mit den übrigen Weltschuldverhältnissen, wahrscheinlich zentrale Bedeutung gewinnen. Es ist daher von Interesse, einmal ziffernmäßig festzustellen, wie hoch sich diese Schulden eigentlich belaufen. Man muß erstens zwischen äußeren und inneren und zweitens zwischen Vorkriegs- und Kriegsschulden unterscheiden. Die auswärtigen Vorkriegsschulden betragen 8,64 Milliarden Goldrubel, die auswärtigen Kriegsschulden 11,20 Milliarden Goldrubel, zusammen also rund 20 Milliarden Goldrubel; dazu kommen dann noch die aufgelaufenen Zinsen seit 1917. An inneren Schulden (deren Titres sich aber ebenfalls teilweise im Auslande befinden) sind rund 22 Milliarden Goldrubel zu verzeichnen, herrührend aus Schatzscheinen, Anleihen und staatlich garantierten Obligationen und Aktien von Privatbahnen, Agrarbanken usw. Die gesamte russische Staatsschuld aus der Zarenzeit beläuft sich also, ohne aufgelaufenen Zinsen, auf rund 42 Milliarden Goldrubel. Das russische Budget pro 1922, das bekanntlich in Goldrubel aufgestellt ist, setzt den Goldrubel gleich 100 000 Papierrubeln. In Papierrubeln also würde diese Schuld in der phantastischen Zahl 4,200 000 000 000 000 = 4 200 Billionen ausgedrückt werden müssen, — das ist etwa das 3½fache der Entfernung zwischen Erde und Sonne, wenn man sie nicht, wie üblich, in Kilometern, sondern in Millimetern berechnet. Man muß ein großer Optimist sein, um glauben zu können, daß Rußland den Dienst solcher Beträge in absehbarer Zeit wieder ordnungsmäßig aufzunehmen vermöchte.

Im Reichsarbeitsministerium nähert eine Vorlage über Anwendung des Prinzips der gleitenden Lohnskala in den Reichsämtern und -betrieben ihrer Fertigstellung. Jedermann weiß, was unter gleitender Lohnskala zu verstehen ist: die jeweilige automatische Anpassung der Einkommen an die Kaufkraft des Geldes. Hätte man sich schon früher entschlossen, diesen alten Gedanken praktisch und allgemein zu verwirk-

lichen, hätte man nicht auch hier vorwiegend immer nur die sicher vorhandenen Gegengründe gesehen, so wäre die Mehrzahl aller Lohnkämpfe dieser letzten Jahre vermieden worden, und auch die vielberedete Angleichung an die Weltmarktpreise wäre sicher weniger schmerzhaft erfolgt, als es demnächst bevorsteht. Vor allem aber wäre ein ganz furchtbares Verhängnis nicht eingetreten: die Verschiebung im relativen Anteil der Arbeiter und Angestellten einerseits und der Unternehmer andrerseits an nationalen Produktionsgewinn. Das Einkommen der ersteren hat sich fast nirgends „gleitend", also parallel der Geldentwertung entwickelt, es ist vielfach ungeheuerlich hinter ihr zurückgeblieben; das Roh-Einkommen der Unternehmer aber (von Steuern, die eine Sache für sich und überdies auch von der anderen Gruppe zu entrichten sind, abgesehen) weist generell unbestreitbar diese gleitende Tendenz auf. Und das traurige ist, daß die neue Relation, die neue Verteilung des Gesamtbuchens auf die beiden Tischgenossen, weithin schon als ganz natürlich betrachtet wird. Wenn der gleitende Lohntarif heute eingeführt werden soll — und er könnte natürlich nicht isoliert nur für die Staatsbetriebe eingeführt werden, — würde sich also die stärkste Tendenz einstellen, nicht von den Tarifen von 1913 auszugehen, die die alte Relation involvieren, sondern von irgendwelchen späteren, die mehr der neuen entsprechen. Mit anderen Worten: es droht die Gefahr, daß die heute eingeführte gleitende Lohnskala, aufgebaut auf irgend einem Nachkriegsniveau, zu nichts anderem führen wird, als zu einer Verweigerung des heutigen Verteilungszustandes, der nur darum hingenommen werden konnte, weil man ihn für vorübergehend halten durfte. Das Problem der gleitenden Lohnskala weist für den Sehenden also das ganze, unermeßlich schwere Problem auf, in welchem Verhältnis der nationale Produktionsgewinn künftighin zwischen den beiden entscheidenden sozialen Gruppen verteilt werden soll. Dies Problem, das ohnehin irgendwann einmal akut werden mußte — z. B. nach faktischer Erreichung der Weltmarktspreise — ist so elementar, daß man es beizeiten sachlich zu erörtern suchen und seine Lösung nicht den Zufälligkeiten eines wüsten politischen Machtkampfes überlassen sollte.

Die rapide Entwicklung der Union zum führenden Wirtschaftsstaate der Welt erhellt aus Berechnungen, die das New-Yorker „Journal of Commerce" anstellt und aus denen wir folgende Zusammenstellung wiedergeben:

		1921	1914	1900
Bevölkerung	(Millionen Seelen)	106	97	63
Goldvorrat	(„ Dollars)	3545	1817	1108
Bankdepots	(„ „)	35459	18517	2458
Staatseinnahmen	(„ „)	5624	734	233
Export	(„ „)	6516	2365	1394
Import	(„ „)	3654	1893	849
Viehstand	(„ Stück)	66	56	43

Die Bevölkerung hat sich seit 1914 also um rund 70 Prozent vermehrt. Dagegen vermehrte sich das Volksvermögen um rund 350 Prozent, der Warenumsatz um rund 1000 Prozent, der Wert der Agrarproduktion um rund 400 Prozent, der Wert der Industrieproduktion um rund 350 Prozent. Dabei ist zu bemerken, daß 1921 ein Krisenjahr war, und daß sich die Ziffern pro 1920 durchweg noch erheblich günstiger stellen. Gibt es noch einen Zweifel daran, daß die Gestaltung unsrer europäischen Wirtschaftsverhältnisse letzten Endes von der Haltung Amerikas abhängig sein wird?

DR. HEINRICH PINCASS

ELEKTROINDUSTRIELLES NEULAND

Der Berliner Firma Dr. Erich F. Huth m. b. H. verdankt das valutakranke Deutschland, daß ihm die wirtschaftliche Ausnützung einer dänischen Entdeckung zufallen wird, — einer Entdeckung, die dazu berufen scheint, in schärfsten Wettbewerb mit dem alten Magneten und Elektromageten zu treten, ja, sie vielleicht ganz aus der Technik zu verdrängen.

Uns allen ist der Elektromagnet bekannt; das ist ein im elektrischen Kraftfeld liegendes Stück Eisen; er bildet die Grundlage der gesamten modernen Elektrotechnik. Aus der Physikstunde erinnern wir uns auch noch der sogenannten elektrostatischen Anziehung und Abstoßung, wie sie z. B. bei einem Kondensator in die Erscheinung tritt. Der Kondensator besteht aus zwei Metallflächen von bestimmter Spannung, die durch einen Isolator (Glasplatte) von einander getrennt sind. Die Anziehungskraft eines Kondensators ist jedoch so gering, daß sie keine Bedeutung für die Praxis erlangt hat; sie beträgt z. B. bei einer Spannung von 440 Volt keine 10 Gramm.

Legt man nun zwischen zwei beliebige Metallflächen — Eisen Messing oder Aluminium — keinen Isolator, sondern einen sogenannten

Halbleiter, z. B. einen Achat- oder Schieferstein, (und zwar derart' daß die eine Belegung auf dem Stein befestigt ist), und verbindet man beide Metallflächen mit einer Elektrizitätsquelle (über einen sehr großen elektrischen Widerstand hinweg, durch den der elektrische Strom auf ein Minimum herabgedrückt wird), so haftet der Stein mit großer Kraft an dem freien Metallstück. Diese überraschende magnetische Erscheinung zwischen Stein und Metall beim Durchgang eines Stroms von geringster Stärke ist das Johnsen-Rahbeksche Phänomen. Die verblüffende Wirkung der Erscheinung wird noch dadurch potenziert, daß auch die freie Metallplatte durch einen Stein ersetzt werden kann, und daß sich dann also auch zwei Steine gegenseitig anziehen und festhalten.

Die Form der Apparatur kann für gewisse praktische Anwendungsarten auch derart abgeändert werden, daß nicht ebene sondern gekrümmte Steine und Metallstücke benutzt werden. In diesem Falle legt man um einen seiner Längsachse nach durchbohrten zylinderischen Stein, dessen Bohrung mit Metall ausgefüllt ist, ein den Zylinder teilweise umhüllendes Metallband. Wird der Achatzylinder, etwa mit Hilfe eines Motors, in Rotation versetzt und ein Strom durch das System gesandt, so findet bei jedem Stromdurchgang eine Anziehung der Metallhülle an den Halbleiter statt, während bei Stromunterbrechung das Metallband wieder in seine ursprüngliche Lage zurückkehrt. Man kann sich leicht vorstellen, daß auf diese Weise beliebige Bewegungen der Metallhülle erzeugt und auf andere Gegenstände übertragen werden können.

Zur Veranschaulichung der technischen Bedeutung dieses Phänomens ist es notwendig, einige Zahlen anzuführen. Bei einer Stromstärke von einem Millionstel Ampère und einer Spannung von 20 bis 30 Volt beträgt die Anziehungskraft eines kleinen Apparats mit ebenen Flächen 400 Gramm; bei 220 Volt, also der Spannung einer elektrischen Birne, und vier Zehntausendsteln Ampère ist sie fünf Kilogramm. Das zylinderische System gestattet, mit einem Leistungsaufwand von 0,08 Watt, das sind 0,008 Kiliogrammeter, ein Gewicht von 5 Kilogramm festzuhalten. Die aufgewandte Energie ist also etwa 500 mal kleiner als diejenige, die ein Elektromagnet für die gleiche Kraftleistung benötigt. Dadurch wird die Entdeckung insbesondere für das Nachrichtenwesen außerordentlich wichtig. Ermöglicht sie doch, mit äußerst geringen Strömen größte Kraftwirkungen auszulösen, wobei der elektrische Widerstand der Leitungen praktisch ganz bedeutungslos ist. Was das heißt, geht aus folgender Überlegung hervor: Für ein Kabel ist bisher eine bestimmte Dicke des Kupferdrahts erforderlich gewesen,

die um so größer sein mußte, je länger das Kabel ist. Jetzt aber, wo mit minimalen Strömen gearbeitet werden kann, spielt die Dicke der Drähte überhaupt keine Rolle mehr; man kann also auch auf sehr große Entfernungen ganz dünne Leitungen verwenden.

Der Apparat, der als Träger der neuen Entdeckung dient, ist das sogenannte Relais. Darunter versteht man eine Vorrichtung zur mechanischen Übertragung elektrischer Wirkungen. Das Relais ist ein außerordentlich wichtiger Apparat geworden, den wir gleichermaßen beim Telephon, Telegraphen und in der drahtlosen Nachrichtenübermittlung finden. Er ist umso besser, mit je geringeren Strömen und Spannungen er arbeiten kann, und gerade das neue Prinzip gestattet die Konstruktion eines geradezu epochal empfindlichen Relais, in dem, wie gesagt, schon ein Strom von nur 0,000001 Ampère die auslösende Wirkung hat.

Dies neue Relais ist praktisch und mit gutem Erfolg bereits in der Konstruktion eines Eisenbahntelephons erprobt worden. Die apparative Durchbildung dieses zukunftsreichen Apparates ist folgende: Auf einer Eisenbahnstation werden elektrische Wellen von geringer Leistung erzeugt; diese pflanzen sich im Raume fort, wobei dafür gesorgt wird, daß sie einen bequemen Weg, nämlich die neben der Strecke herlaufenden Telegraphenleitungen benutzen. Der Zug führt auf dem Dach eine niedrige Antenne; der Reisende bedient sich lediglich eines normalen Telephons, wie er es von Haus aus gewohnt ist, in das die ankommenden elektrischen Wellen mittels des neuen Relais übertragen und hörbar gemacht werden. In entsprechender Weise spielt sich der Verkehr in umgekehrter Richtung ab.

Das Prinzip des rotierenden Steinzylinders mit aufgelegtem Metallband findet als Schnellschreiber sowie als lautsprechendes Telephon oder elektrisches Grammophon Anwendung.

Ersterer ist in der Lage, mit geringstem Stromaufwand aber höchster Geschwindigkeit Morsezeichen aufzuschreiben und weiterzugeben, gleichgültig ob sie mit Draht oder drahtlos gesandt werden. Während bei den bisher üblichen Morseapparaten die Buchstabenzahl in der Minute auf etwa tausend begrenzt ist, läßt sie sich mit dem „Stein-Schnellschreibsystem" bei klarer und genauer Schrift auf zweitausend steigern.

Der elektrische Lautsprecher aber stellt dieser für die Technik des Nachrichtenwesens unendlich wichtigen Neuerung einen Apparat populäreren Charakters gegenüber. Er ist sozusagen ein Telephon ohne Hörrohr. Mit Hilfe des neuen Relais kann man nämlich eine Membrane in Schwingungen versetzen, die genau den mit Draht oder drahtlos

zugeführten Stromschwankungen entsprechen. Ersetzt man die Membrane durch irgend einen Resonanzboden, so formt dieser die ihm übermittelten Stromschwingungen in materielle Vibrationen um, die sich als Töne kundgeben. Da die Anziehungskräfte trotz der geringen Ströme sehr groß sind, können beliebige Lautstärken erzielt werden. Infolgedessen ist das Anwendungsgebiet solcher Apparate unbegrenzt, und der Phantasie ein weiter Spielraum geboten.

Man denke, um Beispiele zu nennen, an das Zusammenrufen der in den verschiedenen Sitzungsräumen eines Parlaments tagenden Abgeordneten durch den Präsidenten, wenn die Regierung eine wichtige Mitteilung zu machen hat; an die Bekanntgabe der Zugabfahrten auf großen Bahnhöfen, ferner an die Mitteilung der Börsenkurse an die Banken derselben Stadt und anderer Orte. Da die Übertragung bis jetzt bereits auf Entfernungen von 800 Kilometern geglückt ist, wobei Menschenstimmen und Töne ganz deutlich gehört und verstanden wurden, kann man sich vorstellen, daß künftig alle wichtigen Nachrichten vielleicht nur noch auf diese Weise vermittelt werden. In Zeitaltern der Tanzleidenschaft und der Hausbälle wird man ferner keine teuren Musiker mehr zu mieten brauchen, sondern man wird bei einem Hausmusikversorgungsinstitut abonniert sein und die Beine jederzeit nach den Klängen der neuesten Tänze schwingen können. Schließlich sei noch auf die Möglichkeiten hingewiesen, die sich für die Fernphotographie ergeben, und auf die Möglichkeit, auch den bisher stummen Film sprechend zu machen — alles Dinge, die genugsam beweisen, daß es sich hier um ganz außerordentlich zukunftsreiches und für die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands wahrscheinlich hochbedeutsames industrielles Neuland handelt.

DR. GERHARD SCHACHER

BÖRSENPARADE

Auslandskäufe

Das Ausland ist wieder am Markte. Was sich vor unseren Augen jetzt in den Aktien der oberschlesischen Montanwerte und zahlreicher anderer Wertpapierkategorien abspielt, ist bedeutend mehr als nur eine besondere Art ausländischer Spekulation in Reichsmark. Hier handelt es sich um realwirtschaftliche Dinge, um bedeutende Stärkungen fremder Interessen am Aktienbesitz deutscher Gesellschaften, in zahlreichen Fällen sogar geradezu um Internationalisierung bedeutender deutscher Unternehmungen.

Die Leute, die kurz vor der oberschlesischen Entscheidung nicht flau genug für östliche Montanwerte sein konnten und diese Stimmung damit begründeten, daß mit dem Anfall der Montanunternehmungen an ein innerlich morsches Staatsgebilde wie Polen, dieser Industrie alle Entwicklungsmöglichkeiten genommen seien, haben Unrecht behalten. An dem Tage nämlich, an dem sich die internationale Finanzwelt darüber klar war, daß das Schwergewicht so bedeutender Gesellschaften wie Laurahütte, Caro, Kattowitzer und Hohenlohe nach Polen fallen werde, schieden die Aktien dieser Unternehmungen aus der Reihe der rein deutschen Effekten aus und wurden zu internationalen Papieren. Was aber für die deutschen Börsen bereits ein sehr hoher Kursstand ist, liegt für die internationale Spekulation, also etwa für den englischen oder französischen Interessenten, weit unter der Parität. Wenn man also hört, daß dem tschechischen Kohlenindustriellen Weimann für sein Mehrheitspaket Lauraaktien zu einem Zeitpunkt, da diese Aktien an der Börse etwa 1200 Prozent notierten, von englischer Seite 3000 Prozent angeboten worden sind, so bedeutet dies bei einem Stande des englischen Pfundes von 900 Mark und darüber ein Kaufangebot von etwa 75 Prozent der Goldparität, d. h. etwa der Hälfte des Kursstandes, den Laura-Aktien zeitweise bereits vor dem Kriege eingenommen haben. Diese oder ähnliche Rechnungen scheint sich auch Herr Weimann, der als einer der ersten Kohlenfachleute Europas gilt, aufgemacht zu haben; jedenfalls hat er das englische Angebot abgelehnt, und man kann heute schon sagen, daß das englische Konsortium, wenn es die Absicht haben sollte, ein Paket von auch nur einem Drittel der Größe des Weimannschen am offenen Markt zu erwerben, sich hierbei bis zu einem weit höheren Kurse als 3000 Prozent emporkaufen müßte.

Die Börse ist aber nie geneigt, Sonderbewegungen auf sich beruhen zu lassen. Es ist vielmehr stets ihre Art, Kursvergleiche anzustellen, und als Laurahütte schnell aber sicher auf fast 1800 Prozent gestiegen waren, fragte man sich, ob es denn wirklich berechtigt sei, daß nun plötzlich die westdeutschen Unternehmungen, die im Frieden ja durchweg für bedeutend wertvoller galten als oberschlesische Werte, kaum noch mit der Hälfte des Kursstandes oberschlesischer Montanpapiere figurierten. Aus dieser Überlegung heraus fing man an, sich wieder einen Posten Phönix, Gelsenkirchen, Harpener usw. bereit zu stellen, und bald wurde dies Vorgehen dadurch gerechtfertigt, daß sich auch in westdeutschen Montanpapieren Käufe für ausländische Rechnung wahrnehmen ließen. Hierbei handelt es sich in erster Reihe um die Harpener-Gesell-

schaft, für die bereits aus der Vorkriegszeit her starkes französisches Interesse besteht, zumal 27 Prozent des Aktienkapitales vor Kriegsausbruch in französischen Händen war. Schließlich ist Harpener neben den Stinnes-Gesellschaften so ziemlich das einzige ganz große deutsche Montanunternehmen, das noch mit Vorkriegs-, mit sogenanntem Goldkapital arbeitet. Was den neuen, offenbar französischen Käufen in Harpener-Aktien zugrunde liegt, läßt sich freilich nicht ohne weiteres feststellen; sicher erscheint aber schon jetzt, daß auch hier die Paritätsberechnung, die es dem französischen Erwerber ermöglicht, trotz der starken Entwertung des französischen Franken ein erstklassiges Goldpapier zu einem weit unter 100 Prozent gelegenen Kurse zu erwerben, eine starke Rolle spielt.

Indessen: nicht nur die Montanindustrie steht unter dem Zeichen dieser Auslandskäufe. Auch viele Zweige der Fertigindustrien, leider auch solche, die dem deutschen Volke „des Leibes Nahrung und Notdurft" beschaffen, ich denke hierbei nicht nur gerade an Sarotti-Schokolade, gelangen mehr und mehr unter ausländischen Einfluß. Bedeutendes leisten hierin die Holländer, denen es nach und nach zu gelingen scheint, sich in den Besitz fast der ganzen deutschen Margarine-Industrie zu setzen. Beobachtet man die starken Käufe in den Aktien einer der ersten deutschen Margarinefabriken, der Müller Speisefett Fabrik A.-G., — diese Käufe, die sich nun schon eine ganze Zeit hindurch fortsetzen, so kann man mit ziemlicher Bestimmtheit damit rechnen, daß bei der nächsten Generalversammlung, ähnlich wie seinerzeit im Falle Sarotti, die deutsche Verwaltung vor vollendete Tatsachen gestellt werden wird. Bereits in der letzten Generalversammlung wurde ein Antrag der Verwaltung, zum Schutz gegen Überfremdung mehrstimmige Vorzugsaktien auszugeben, abgelehnt, weil er schon damals nicht mehr die statutengemäß erforderliche Dreiviertelmajorität fand. Aber noch ehe die endgültig entscheidende Generalversammlung stattgefunden hat, muß sich der deutsche Staatsbürger über eines klar sein: daß er die Margarine selbst in weit höherem Grade als die Aktien mit Valutapreisen bezahlen muß. Was das Ausland beim Ankauf solcher Industrieeffekten verausgabt, pflegt es in diesen wie in ähnlichen Fällen an den Produktionspreisen sehr schnell wieder hereinzuholen. Um so trauriger ist es auch in dieser Hinsicht, daß der Kampf, den man in einigen Regierungsämtern gegen die Börse führt, ungewollt natürlich das seinige dazu beiträgt, die gewünschten Wertpapiere so billig wie möglich in die Hände ausländischer Interessenten gelangen zu lassen. Von diesem Standpunkte aus gesehen, besteht für Volk und Regierung ein ausgesprochenes Interesse an möglichst hohem Stande der deutschen Aktienkurse.

GLOSSEN

DIE VERSIMPELUNG DER UNIVERSITÄTEN

Der Student der Gegenwart ist ein Jongleur. Zwischen wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Beschränkung ist ihm wenig Bewegungsfreiheit gestattet, und doch soll er im „Vortrupp der Nation" schreiten.

Die wirtschaftliche Not ist bekannt. Kleines Monatsgeld, nebenberuflich verdiente Fünfmarkscheine, die nur halbe Hilfe sind — und als Folge: mageres Essen, dünne Kleidung, geliehene Bücher. Das ist gewiß ein übles Sympton der Zeit, doch nur ein Sympton, ein augenblickliches Merkmal, das auffällt, weil es keine Regel ist, weil es vorübergeht. Und unter den jüngsten Semestern der Berliner Universität kann der Beobachter schon wieder sorgsam gehütete Jünglinge sehen, die zwar nicht im Überfluß leben, aber mit gewisser Sorglosigkeit vor materieller Bedrängnis ihre Studien ausführen dürfen.

Es wird niemand die kläglichen Lebensbedingungen des deutschen Studenten optimistisch betrachten wollen und können, mir scheint jedoch ein Übel, daß ich das wissenschaftliche nennen möchte, weit folgenschwerer für ihn zu sein, als jedes andere. Bedenklich ist es jedenfalls für den, der mit großen Erwartungen auf die alma mater zieht, der tatsächlich glaubt, dort den Vortrupp der Nation zu finden, der erwartet, in den Hörsälen die Weisheit unserer Zeit zu empfangen. Statt dessen hört er Nationalökonomen reden, daß seit Adam Smith und Friedrich Liszt nichts geleistet wurde, hört er im psychologischem Kolleg nicht mehr als den Streit der Meinungen. Die Philosophen schließlich geben ihm klägliche Renaissancen alter Systeme, statt einer lebensfähigen Weltanschauung.

Der junge Student wird sich vielleicht damit abfinden. Er hat einfach — einfach! — als Schüler die Schwierigkeit zu überwinden, daß die Wissenschaft seiner Lehrer sich in einer Krisis befindet. Er hat also das Gehen gleich auf schwankendem Boden zu lernen. Er setze sich über diese Schwierigkeit hinweg! Es bleibt noch eine andere!

Unsere Fakultäten sind Fach-Lehrschaften geworden. Hier werden Oberlehrer gezüchtet, hier Bankbeamte, hier Rechtsanwälte, hier Zahnärzte, hier Sachwalter der evangelischen Kirchengemeinde. An sich gewiß gute Lehraufgaben, aber die Universität ist damit auf die gleiche innere „Höhe" einer Technischen oder Landwirtschaftlichen oder Handelswissenschaftlichen Hochschule gesunken. Was die Universität heute noch über die anderen Berufsvorbereitungsanstalten hinaushebt, sind vielleicht der Geist Fichtes und eine Berufsvorbildung wenig praktischer Art.

Diese Feststellung geschieht nicht zum ersten Mal. Sie wurde von einigen mehr oder weniger gründlich erkannt und drückte sich aus in dem Wunsch nach einer „humanistischen Fakultät". Doch

der Bruch zwischen altem und neuem Geist ist zu weit fortgeschritten, als das eine gemeinsame Zwangsfakultät hätte bitten können, was auseinanderfallen soll.

Kühlere und vielleicht klügere Studenten erwarten bereits heute nicht mehr von der Universität, als sie tatsächlich bietet. Sie haben nur die wirtschaftliche Notlage zu überwinden -- und dann alles überwunden. Wer aber glaubt, daß unsere Universitäten in diesen Tagen noch „Schulen der Weisheit" seien, der hat sich „mit Lust nach Wahrheit jämmerlich geirrt.

Fritz Seidenzahl.

TISCH MIT BÜCHERN

Martin Luther, Ausgewählte Werke. Herausgegeben von H. H. Borcherdt. (Die 3 ersten Bände der 6bändigen Ausgabe. München, Georg Müller. —) Durchaus kein religiöses Ingenium (das den Deutschen versagt scheint) kaum ein besonderer Theologe, kam der Augustinermönch Luther (er ging noch nach Worms im Habit) in einen Gegensatz zu Rom, der ihn selber erschreckte. Er war ein ins Religiöse verirrter Politiker und wußte es lange nicht. Die deutschen Fürsten, denen er sehr gelegen kam, benützten ihn, und er merkte es nicht.

Er half die Kirche dem Staate auszuliefern. Die Bauern fuhren nach römischer Lehre in die Hölle, wenn sie den Ablaß nicht kauften; da war er für die Bauern gegen Rom. Aber als die Bauern ihren Herren den Grundzins nicht zahlen konnten, da war er für die Herrn und gegen die Bauern und hieß sie totschlagen wie räudige Hunde, was auch geschah. Luthers religiöse Bedeutung ist eine Fabel; er war ein ganz diesseitig gerichteter Mensch des Kompromisses. Aber er verstand zu schreiben; schrieb die ersten Leitartikel und mehr. Eine gute Ausgabe wie die Borcherdts macht das deutlich. Sechs Bände genügen zur historischen Dokumentierung.

Metternich, Denkwürdigkeiten Herausgegeben von O. H. Brandt. (2 Bände, München Georg Müller.) Den großen Staatsmann findet man in Metternichs Denkwürdigkeiten nicht, weil er nur ein Diplomat war mit zwei Ideen, die er von Gentz bekam. Er wurde mit Napoleon fertig, wozu nur Geduld gehörte, aber mit seinem eigentlichen Gegner wurde er nicht fertig: mit der Revolution. Talleyrand resignierte, denn er sah in der Revolution mehr als der Kanzler, der das anmarschierende 19. Jahrhundert der Maschine nicht erkannte. Metternich verstand es nicht gut, zu schreiben. In seinen Denkwürdigkeiten gibt er nur einen Gipsabguß seiner spirituellen genießerischen Physiognomie, deren man sich in 10 Bänden langweilt. Diese gut arrangierte zweibändige Zusammenstellung des Wesentlichen macht das Gesicht des Memoiristen lebendig.

J. G. Hamann, Schriften. Herausgegeben von Karl Widmaer (Insel-verlag, Leipzig.) Rudolf Unger hat vor zehn Jahren das große Buch über ihn veröffentlicht (bei Diederichs), aber die Ausgabe seiner Werke durch die Berliner Akademie ist auf Zeiten verschoben, wo die Ludendorffs etc. nicht mehr so viel Papier für ihre Apologien verbrauchen. Wir haben unter den Deutschen keinen, der Hamann an grandioser Sprachgewalt überträfe. Es war auch die Sprache immer sein Thema. Er ist sehr unbekannt. Als ich 1908 seine Ästhetica in nuce, ohne seine Verfasserschaft zu nennen, im Hyperion abdruckte, schrieb ein bekannter Recensent dazu: ein dilettierender Anonymus versuche sich in Nietzsches Diktion blamabel. Bis auf weiteres wird diese sehr gut orientierte Auswahl genügen.

Ja, sie tut vielleicht bessere Dienste als die akademische Leichenbestattung erster Klasse in 15 Bänden.

Marmontel, Moralische Geschichten. Übersetzt von Franz Schulz. (R. Kaemmerer Verlag Dresden.) Der erste Band einer Bibliothek Voltaire, deren Herausgeber hofft, daß unsere Gegenwart, übersättigt und verkommen im idealistischen Pathos, an die rationale Tradition des 18. Jahrhunderts anknüpfe, um zu sehen was ist. Ich hoffe gerne mit ihm, daß unsere Geistigkeit aus der Pubertät in die Mannesjahre treten möchte, sollte, müßte. Unterdrücke meine Skepsis hinsichts der Wirkung des geschrieben Wortes. Marmontel ist ein guter Anfang. Die konstruktive Sauberkeit dieser Problematik ist mehr wert als die ganze expressionistische Schreiberei ekstatisch verhüllter Impotenz.

André Suarès, Portraits. Deutsch von Otto Flake. (Drei Masken Verlag, München.) Ich habe vor zwölf Jahren durch Übersetzungen auf diesen zwei Fähigkeiten seltsam und selten vereinigenden Schriftsteller aufmerksam gemacht: analytische Schärfe und Trunkenheit im Absturz in das Nichts. Hamletisches Leiden am Denken der Welt, jeweils abgelöst von der Frenesie pantheistischer Auflösung. Curtius hat in seinem ausgezeichneten Buche „Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich" (Kiepenheuer Verlag) eine feine Studie über Suarès gegeben, die Flake sehr intelligent nach der nationalistischen Seite in einem Nachwort dieser Portraits ergänzt, die das Beste enthalten, was Suarès außer seiner Fahrt des Condottiere geschrieben hat. Diese Fahrt habe ich vor acht Jahren übersetzt (Kurt Wolff Verlag) und darin ein paar Sätze ausgelassen, die vom Deutschen reden wie ein Blinder von der Farbe. Suarès setzt Goethes Iphigenie ab, um Wagner Platz zu machen, dem er eine Verehrung erzeigt, die uns Suarès als Kenner des Deutschen verdächtig machen muß.

Balzac, Die tötlichen Wünsche. (Drei Masken Verlag, München.) Dies ist Peau de Chagrin, nichts neues also. Neu aber doch insofern als hier zum ersten Male Balzac von einem Dichter übersetzt wurde und nicht wie üblich von einem Gewerbetreibenden in Übersetzerei. Emil Alf. Rheinhardt heißt er, der diese erste wahrhafte Verdeutschung gegeben hat. Der große Roman Balzacs ist einer aus einer Reibe „Sindbadbücher", die der Verlag vorlegt: abenteuerliche Dinge verschiedenen Wertes. Ein spannender Roman von Norbert Jacques, der auf vielen Sätteln reitet, „Die Frau von Afrika", — utopische Minderwerte von Farrère, Ehrhardt und M. Renard, die Lesefutter sein dürften. Zu notieren: der Mensch will lesen nicht wie er ist, sondern wie er sein sollte. Das ist nicht blos heute so, sondern seit je so gewesen. Anders gäbs den Homer nicht.

Spielmannsgeschichten der Sahel. Herausgegeben und eingeleitet von Leo Frobenius. (E. Diederichs Verlag, Jena.) Atlantis nennt Frobenius das gesamte 15 bändige Werk Dokumente afrikanischer Märchen, Dichtung, Heldenlieder und Mythen. Der vielgereiste, von keinem europäischen Vorurteil verunstaltete frisch-naive und kenntnisreiche Mann entdeckte wahrhaft das Afrikanische soweit es sich im Worte Ausdruck gab. Man sieht eine spezifische Abwandlung allgemein menschlicher Grundhaltungen, mit dem Erlebnis fertig zu werden, indem man es mythisch ins Religiöse bringt, sängerisch in die ethische Norm des heldenhaften Handelns, märchenhaft-erzählend in die hinfließenden Tage. Außerordentlich groß ist der Reichtum der Formen und Gebilde des afrikanischen Menschen und er rückt in einzelnem oft früheuropäischen Formen verblüffend nah. Erst drei von den fünfzehn versunkenen Teilen der Atlantis sind ans Licht gehoben, und schon ist das Sichtbare unübersehbar.

Franz Blei.

ANEKDOTE

WAS SIND IHRE SÖHNE?

Mit nichts sollte der Mensch sparsamer sein als mit Entrüstung. Sie muß heiß genossen werden. Bleibt sie stehen, erstarrt sie schnell und wird ungenießbar.

Während des Eisenbahnerstreiks hörte ich in der Untergrundbahn folgendes Gespräch: Eine junge Dame frägt einen älteren Herrn: „Wie geht es Ihren Söhnen?"

„Ach", erwiderte der Angesprochene verdrossen, über die Frage hinweg, „mich empört dieser Streik. Wissen Sie, daß ein Lokomotivführer über 3000 Mark im Monat verdient? Und das genügt den Leuten noch nicht!"

Nach einer Pause fragt die junge Dame: „Sind Ihre drei Söhne, alle, Lokomotivführer geworden?" . . . .

Keiner der Mitreisenden war von dem jähen Streik der Eisenbahner begeistert. Aber jetzt bissen sich doch einige Zuhörer auf die Lippen.

INHALT DES LETZTEN HEFTES:
(Heft 6):

AN UNSERE LESER!

Wir bitten Leser, die noch im Besitze der Hefte 1 und 2 dieses Jahrganges sind und sie entbehren können, uns Exemplare dieser Nummern, da dringender Bedarf danach besteht, doch freundlichst zurücksenden zu wollen. Sofort nach Erhalt vergüten wir den Einzelpreis von M. 3.60 nebst Portospesen zurück.

Ernst Rowohlt Verlag,
Berlin W. 35.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamerstr. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W. 35, Potsdamer Straße 123b. Druck R. Abendroth' Riesa.

PREISAUSSCHREIBEN

Zur Gewinnung des besten Filmmanuskriptes setzen wir hiermit einen Preis von

M. 200 000.— (Zweihunderttausend Mark)

aus.

Nicht ein fertiges, kurbelfreies, im Detail ausgearbeitetes Manuskript soll geliefert werden, sondern nur die knappe, feste

FABEL,

die als Unterlage für ein großes, abendfüllendes Filmwerk dienen kann. Diese Fabel soll frei erfunden, sie soll nicht einem vorhandenen Theaterstück oder einem bereits erschienenen Roman entnommen sein; dagegen kann sowohl ein zeitgenössischer als auch ein geschichtlicher Stoff behandelt werden.

Der Film soll allgemein verständlich sein und ebenso zur Fantasie des Gebildeten wie zum Auge des Naiven sprechen. Die Herstellungskosten dürfen sich im Rahmen der Millionenkosten eines deutschen Großfilmes bewegen.

Einsendungen sind

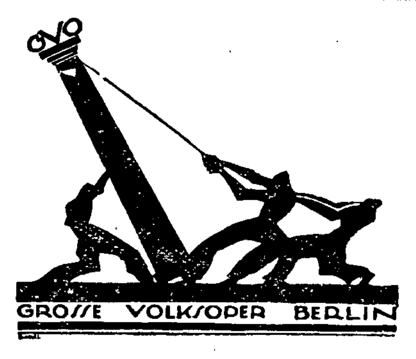
bis zum 30. April 1922, 12 Uhr nachts

bei der Post aufzuliefern und entweder an die Richard Oswald Film A.-G. Berlin SW. 48, Friedrichstr. 14 oder an die Redaktion des „Tage-Buch", Berlin W. 35, Potsdamerstr. 123b zu richten.

Das Manuskript darf nicht mit dem Namen des Verfassers, sondern nur mit einem Kennwort bezeichnet sein; ein beiliegendes, festgeschlossenes Kuvert soll Name und Adresse des Einsenders nebst Rückporto enthalten.

Als Schiedsrichter werden folgende Herren fungieren: Stefan Großmann, Dr. Hans Kyser, Alfred Polgar, Richard Oswald, Heinz Ullstein. Gegen die Entscheidungen dieses Kollegiums ist keine Berufung möglich.

Richard Oswald A.-G.



setzt sich die Erbauung eines Opernhauses mit etwa 4000 Plätzen zum Ziel, das allen Kreisen der Bevölkerung den Besuch guter Opernvorstellungen bei mäßigen Eintrittspreisen ermöglichen soll. Durch

Zeichnung von Anteilen

unterstützen Sie diesen gemeinnützigen, kulturnotwenigen Plan und haben bedeutende Vorteile idealer und pekuniärer Art.

Anteilzeichner sichern sich:

Jährlich 20 Stammsitze in der Großen Volksoper zum $^1/_2$ Kassenpreise, Stammsitze zu Vorstellungen der Staatsoper im Krollschen Theater zu $^2/_3$ des Kassenpreises. (Eröffnung Frühjahr 1922).

Anteilzeichner erhalten bereits jetzt:

Vorzugspreise für Vorstellungen in der Staatsoper. $^1/_3$ Preisermäßigung bei allen Veranstaltungen der Großen Volksoper.

Auskünfte, Werbeschriften: Berlin, Monbijou-Platz 7, Schloß Monbijou.

Der Umbau von Kroll

durch die „Volksbühne E. V." hat begonnen

Anteilzeichner der Großen Volksoper Berlin erhalten Stammsitze

zu den Vorstellungen der Staatsoper bei Kroll

ZEICHNET ANTEILE!



„REVALO"

TONVEREDLUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

Berlin N. 24, Friedrichstr. 118/119 (Eingang Hannoversche Str.) (am Oranienburger Tor)

Telefon: Norden 2082—2084 / Telegr.-Adr.: Revalotag Berlin

Einige Besprechungen üb. das Philharmonische Konzert am 20. Dez. 21 mit Revalo-Instrumenten unter Leitung von

DR. ARTHUR NIKISCH

Signale vom 28. Dez. 21. Und die Proben, die uns mit den neuen Instrumenten geboten werden, können keinen Vorurteilsfreien über den ganz außerordentlichen Fortschritt im Unklaren lassen .... Über das wesentlich erhöhte Tonvolumen braucht man nicht zu sprechen. Es ist so offensichtlich, daß eine Erwähnung überflüssig scheint. Von der Quantität abgesehen, ist aber auch die Qualitätsfrage m. E. in bedeutsamer Weise gelöst worden .... Das glänzendste argumentum für die Revalo-Instrumente aber erbrachte doch Händels Concerto, in dem wahrhaft frappierende Wirkungen erzielt wurden. Die Erfindung hat ihre Probe bestanden.

Volkszeitung vom 25. Dez. 21. Eine Betrachtung der Klangwirkung der Streicher, vornehmlich der Geigen, läßt ihr außerordentliches Wachsen erkennen. Wie Wind in den Segeln bläht sich der Ton, prall und kraftvoll, daß es scheint, als wollten die Seiten springen, unter seinem Ansturm. Etwas in dem ausgedehnten Ton ist, was anmutet wie metallischer Beiklang. Strenges Unerbittliches beinahe, um nicht zu sagen mechanisiertes, liegt in ihm. Er ist von bestechlichem, aber kaltem Glanze .... In Händels Concerto-Grosso G-moll wirkte die Wucht der Streicher gigantisch, ohne jedoch das wundervolle Gelingen zu stören. Liszts Ungarische Rhapsodie Nr. 2 war zauberhaft, reizend und leidenschaftlich, von edelster Färbung.

Berliner Börsenzeitung vom 23. Dez. 21. Jedenfalls war, besonders bei den Geigen, der Eindruck diesmal noch weit günstiger als am ersten Abend. Dieser Eindruck war der, daß die tiefe Lage einen volleren, pastoseren Klang, die mittleren und höheren Lagen eine weichere, edlere Färbung angenommen haben .... Auch das Spiel des Solisten Einar Hansen gab dafür Zeugnis. Wie zartsinnig, wie einschmeichelnd süß klang seine Geige in dem Adagio des Mozartschen A-dur Konzerts .... Alles in allem ein Erfolg, der dem neuen Instrumententyp auf jeden Fall weitere günstige Aussichten eröffnet.

Berliner Morgenpost vom 25. Dez. 21. Wiederum erwiesen sich die Instrumente als auffallend stark, groß und dabei auch schön im Ton — Eigenschaften, die besonders im C-moll Concerto-Grosso von Händel zum Ausdruck kamen .... So hätten die Instrumente auch diese Feuerprobe erfolgreich bestanden.

Berliner Börsenkurier vom 23. Dez. 21. Ich kann nur soviel sagen, daß sowohl der Gesamt-Streichkörper, sowie die von den Solisten benutzten Instrumente ihrer Wirkung nach außen hin durchaus befriedigten, daher sich durch runden, weichen und klaren Ton auszeichneten.

Welt am Montag vom 27. Dez. 21. Ich grüße den Erfinder der neuen Revalo-Streichinstrumente, die sich der Konkurrenz mit den alten nicht zu schämen brauchen .... Ich grüße unsere Philharmoniker, die sich unter Nikischs Glanz und Adel entfalten ließen.

Reichhaltiges Lager von edelsten Solisten-Instrumenten,
Geigen, Bratschen, Celli und Contrabässen.
Veredlung von gebrauchten Instrumenten.
Garantiert quintenreine Saiten und sonstiges Zubehör.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Februarwoche

Die Anschlußbewegung ist nicht gestorben. Sie wird nicht sterben, aber im Augenblick können Kurzsichtige glauben, daß mit ihr nichts anzufangen ist. Wenn die Deutschen wirklich, weil im Moment die Grenzen zwischen Deutschösterreich und Deutschland nicht wegzuräumen sind, anfingen, am Anschlußgedanken zu zweifeln oder ihn gar als Unbequemlichkeit für immer fallen zu lassen, dann wären sie ein Volk von so beschämender Kurzsichtigkeit, daß man sich sagen müßte: eine derart blutarme, nur von aktuellen Reizungen getriebene Nation ist zukunftlos. Doch ist zu solchen Jeremiasgedanken kein Anlaß. Von Westarp bis Ledebour sind alle Politiker überzeugt, daß der Anschlußgedanke bis zu seiner Verwirklichung nicht sterben wird, wenn auch der einzig offene Weg — der über den Völkerbund — vorläufig noch sehr verrammelt scheint. Unleugbar, daß die Anschlußbewegung im Augenbsick ein kritisches Stadium durchmacht. Daran ändern gelegentliche Festreden nichts. Vielmehr ist es eine Gefahr der Anschlußbewegung, daß sie bloß zum Bankettaufputz, als pathetische Melodie, als leeres Trompetensolo verwendet wird. Ein Gedanke, der Leben werden will, darf um keinen Preis zur rhetorischen Phrase erniedrigt werden. Es muß jede Chance, jede kleinste Gelegenheit zur Übersetzung in die Wirklichkeit benutzt werden. Deshalb ist ein Vorschlag freudig zu begrüßen, den der Abgeordnete Wilhelm Heile vor ein paar Tagen in der Jahresversammlung des Österreichisch-deutschen Volksbundes gemacht hat. Heile will eine Regierungsstelle geschaffen sehen, in der alle Probleme, die das Verhälltnis Deutschösterreichs und Deutschlands betreffen, von einem großen historischen Gesichtspunkt begutachtet und gefördert werden. Nehmen wir die dumme kleine Paßfrage, die doch bei einigem guten Willen, der auf Seite der Österreicher überall herrscht, leicht zu lösen wäre. Nun kauen einige Geheimräte schon länger als zwei Jahre an diesem Problem herum. Die Österreicher sind seit langem einig und zur Aufhebung entschlossen. Aber in Berlin und, wie einstimmig versichert wird, in München kann man sich zur Aufhebung dieser lästigen Behelligungen

nicht entschließen. So arg ist dieser Grenzwahnsinn, daß ein Freund, der kürzlich von Rom kam, dem Tage-Buch vor ein paar Tagen schrieb

> Wenn Sie von Italien nach Österreich reisen, so sind die Grenzschikanen auf dem Brenner nicht schlimm. Der Reisende kann in seinem Coupé bleiben, italienische und österreichische Grenzpolizei und Zollbeamte besuchen ihn im fahrenden Zug. Die Untersuchung ist schnell fertig. Aber in Kufstein, an der Grenze Deutschlands, wird alles aus dem Zug geworfen. Da wird revidiert und visiert, endlos; in langen Reihen muß gestanden und gewartet werden, da wird der reisende Staatsbürger sogleich zum willenlosen Opfer der Verwaltung. Ist es nicht beschämend, daß der Übergang von Italien nach Österreich ohne Beschwer, der Übergang von Österreich nach Deutschland mit den widerwärtigsten Plackereien verbunden ist?

Müßte nicht ein anschlußwilliges Deutschland wenigstens den Eisenbahn-Anschluß erträglicher gestalten? Aber so lange man alle diese Dinge nur den apolitischen Fachreferenten, den entsetzlich erwägenden Geheimräten, überläßt, wird das Verhältnis der beiden deutschen Staaten nicht wirklich eng und freundschaftlich ausgebaut werden. Deshalb ist der Vorschlag Heiles besonders beherzigenwert. Vor allem sollte Herr Rathenau ihn gut beachten. Wenn er an die Vermählung süd- und norddeutschen Wesens glaubt, dann müßte diese Instanz, die Herr Heile wünscht, im Auswärtigen Amt geschaffen werden. Dort müßte ein still und eindringlich wirkender Geist sitzen, der seine ordnende Kraft in alle Ministerien wirken läßt, in alle Bundesstaaten, in die Zentren der Wirtschaft und des Handels. Der großdeutsche Gedanke darf nicht kopflosen Schwärmern anvertraut werden. Aber in der Wilhelmstraße müssen seine lautlos wirkenden Förderer sitzen, die an den Verträgen von Versailles und St. Germain nicht vorbeigehen, doch das gelockerte Maschenwerk dieser schnell alternden Verträge klug überblicken. Hier kann Rathenau den Grund zu einer, vielleicht erst in Jahrzehnten sichtbaren Aufbauarbeit legen!

Die letzten Wochen haben neue Symptome dafür gebracht, daß unsere Parteien die wahren politischen Kräfte in Wirklichkeit fast durchweg nicht mehr verkörpern. Der Eisenbahnerstreik ist gegen den Willen der Sozialisten geführt worden. Herr Leipart, der Gewerkschaftsführer, lief ohnmächtig neben den Führern der Reichsgewerkschaft einher. Ursache: die Mehrheitssozialdemokratie hat zwar äußerlich noch das alte Programm, das die Interessen der arbeitenden Schichten in den

Vordergrund rückt; aber als staatsverantwortlicher Partei ist ihr innerlich der Fortgang des Staatsbetriebes längst wichtiger als alles andere geworden, hat sie sich gewisse konservative Auffassungen angeeignet, die dem wahren Wollen sehr vieler ihrer Anhänger gar nicht entsprechen. Die Deutsche Volkspartei andrerseits hat das Mißtrauensvotum gegen Wirth in schärfstem Widerspruch zu vielen ihrer Mitglieder eingebracht; die Gruppe um Kardorff, Heintze, Frau v. Oheimb ist von der Fraktionsleitung einfach überrumpelt worden. Auch hier besteht offensichtlichste Diskrepanz zwischen dem ursprünglichen autoritär-liberal-idealistischen Parteiprogramm, an das viele der Mitglieder jetzt noch glauben und der faktischen Entwicklung der Partei zu einer rein schwerindustriellen Interessenvertretung. Die Demokraten wiederum, die ihre Anhänger ursprünglich mit der Parole „Republik" und „Staat des sozialen Rechtes" gewannen, betreiben in Wirklichkeit eine Politik manchesterlichen Großhändlertums und innerlichen Desinteressements in der Frage der Staatsform. Die U. S. P., endlich, als Partei proletarischer Prinzipienfestigkeit, als Gegnerin jeglichen Kompromisses mit den Bürgerlichen begründet, treibt in Wahrheit seit langem Kompromißpolitik, hat dem Wirth-Kabinett als „stille Partnerin" monatelang seinen Bestand gesichert. All diese Parteien — nur Kommunisten, Zentrum und Deutschnationale bilden eine Ausnahme — scheinen also mehr und mehr im Begriffe, Hülsen zu werden, deren Inhalt absolut nicht mehr dem Etikett entspricht. Das mag gut gehen, solange der Inhalt es nicht bemerkt. Aber der Eindruck wächst, daß es mit den Täuschungen langsam zu Ende gehe. Überall zeigen sich schon Verfallserscheinungen. Schreitet der Prozeß vorwärts, so treiben wir einer Atomisierung unseres politischen Lebens entgegen, deren Folgen gar nicht abzusehen sind.

Vor ein paar Tagen hat Felix Weingartner in Berlin dirigiert. In einer großen Berliner Zeitung wird erzählt, daß bei dem Konzert auch „Die Frau Kronprinzessin" anwesend war. Ich habe in Stockholm oft Konzerte und Theatervorstellungen gesehen, in denen königliche Prinzen — in der sechsten oder achten Parkettreihe — neben anderen Hörern saßen. Keinem Journalisten von Selbstachtung wäre es eingefallen, daraus ein großes Wesen zu machen. Und dabei waren es wenigstens richtige königliche Prinzen. Die „Frau Kronprinzessin" gibt es aber in Deutschland gar nicht mehr. Wie wär's, wenn die Chefredaktion des republikanischen „Berliner Tageblatt" das einmal Herrn Dr. Leopold Schmidt mitteilen würde?

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

KATZENJAMMER UM RUSSLAND

In sogenannten politischen Kreisen Deutschlands saß man, als aus Paris die ersten Nachrichten über ein russisch-französisches Abkommen einliefen, mit rotem Kopf und bedrücktem Herzen da. Diese Kreise, die gern den Anschein erwecken, als seien sie über jegliches Werdende genau unterrichtet, sind sich ihrer Ahnungslosigkeit im tiefsten Herzen doch so bewußt, daß sie selbst überraschendste Meldungen über endgültig Gewordenes durchaus nicht mit dem Argumente anzweifeln: davon müßten wir doch etwas gemerkt haben!

Sie nahmen also — alle Leitartikel beweisen es — die sensationelle Geschichte mindestens einen Tag lang ernst. Und selbst wenn sie sich offiziell nur entrüsteten und über „russisches Doppelspiel" klagten, verbarg sich darunter sehr deutlich doch ein gewaltiger Katzenjammer. Ein Katzenjammer über die eigene, über die deutsche Politik, die nicht zu verhindern vermocht habe, daß das unmöglichst Scheinende Ereignis ward: daß Sowjetrußland sich ausgerechnet mit seinem erbittersten europäischen Gegner, mit Frankreich, auf dem Rücken Deutschlands zu besonderer Intimität zusammenfand.

Dieser Katzenjammer könnte heilsam sein. Bedauerlich fast, daß die Geschichte sich so rasch als unwahr erwies, daß ihre aufpeitschende Wirkung also vielleicht nicht nachhaltig genug war, und alles wieder beruhigt und gekräftigt in die alte Lethargie zurückzusinken droht. So leicht nämlich ist die Sache trotz allem nicht zu nehmen. Sie war zwar nicht wahr, aber sie barg doch Wahrheitskerne.

Zwei Einzelheiten mußten von vornherein als unwahrscheinlich gelten (und müssen es wohl für alle Dauer): erstens, von Sowjetrußland aus gesehen, die Gewährung einer monopolartigen Wirtschafts-Priorität an Frankreich; und zweitens, vom französischen Standpunkt aus gesehen, das Zugeständnis, daß Rußland einen Teil seiner Verschuldung an Frankreich dadurch abtragen könne, daß es ihm jene unlimitierten Reparationsansprüche zediert, die Rußland laut Versailler Vertrag wider Deutschland erheben kann.

Ein französisches Handels- oder Investitionsmonopol in Rußland oder auch nur eine Handels- oder Investitionspriorität, wäre eine Herausforderung Englands, die Rußland sich nicht gerade in dem Augenblick leisten wird, in dem es, vor Genua, allen Anlaß hat, mit England gut zu stehen. Es wäre überdies sinnlos für Rußland, sich wirtschaftlich gerade mit dem ökonomisch schwächsten der Westländer zu verheiraten. Will Rußland wirklich Konzessionen vergeben — und es will! — so

wird es nicht gerade dem an Geld und Wirtschaftsintelligenzen wenigst potenten Staate eine Option darauf einräumen.

Andererseits: daß Rußland nach Artikel 116 des Versailler Vertrages Reparationen von Deutschland verlangen kann, ist zwar Tatsache. Was aber hülfe es Frankreich, wenn es auch diese Tratten auf Deutschland noch in seine Hand bekäme, dafür aber Ansprüche an Rußland aufgäbe? Frankreich ist mit deutschen Schuldverschreibungen übersättigt, es hat nicht zu wenig, sondern zu viel davon. Was über eine gewisse noch nicht endgültig festgestellte Summe hinausgeht, ist schon jetzt gleich Null. 2×0 ist aber nicht mehr als 1×0, — ein Interesse Frankreichs an dieser Ablösungsoperation ist also nicht einzusehen. Im Gegenteil: Da Deutschlands Kräfte von seinen Leistungen an die Versailler Signatarstaaten in absehbarer Zeit stets voll in Anspruch genommen sein werden, hat Frankreich offensichtlichstes Interesse, alles, was es sonst noch erhalten möchte, nicht am deutschen sondern an irgendeinem anderen Spund abzuzapfen.

(Eine zweite Fassung der Zessionsidee: deutsche Sachleistungen an Rußland, dafür in gleichem Maßstab russischer Zinsen- und Amortisationsdienst an Frankreich, ist vom französischen Standpunkte aus ebenso widersinnig. Denn Frankreich besitzt heute bereits Ansprüche an Deutschland, die über das Maximum deutscher Leistungskraft, — auch für Sachleistungen — hinausgehen. Verzichtete es darauf, diese Ansprüche bis zur Höchstgrenze auszunutzen, ließe es einen Teil an Rußland ab, nur um ihn von diesem als ordentlichen Schuldendienst wieder zurückzubekommen, so wäre das ungefähr so, als ob jemand den Sperling in der Hand nur deshalb fliegen ließe, damit er, wenn man ihn wieder zurückbringt, sich einreden könne, dies sei jetzt der ebenfalls erwünschte Sperling auf dem Dach.)

In solchen Details also war die Vertragsgeschichte von vornherein unglaubhaft und es bestand kein Grund zu akutem Alarm. Auf beiden Seiten handelt es sich bei diesen Pourparlers sicher nur um den Versuch, England sänftiglich anzudeuten, daß man schließlich auch einmal linksherum tanzen könne. Die Sache hat aber auch ein allgemeines Gesicht; und aus ihm sollte jeder, der bisher etwa noch nicht darüber nachgedacht hatte, Gewißheit schöpfen, daß unser ganzes Verhältnis zu Rußland in einer Entwicklung begriffen ist, die Anlaß nicht zu akutem sondern zu permanentem Alarm gibt.

Die Geschichte unserer Beziehungen zu Rußland seit Brest-Litowsk und seit dem November ist ein Kapitel voller Kläglichkeit. Niemals

ist begriffen worden, daß wir mit Rußland gemeinsam jetzt das Proletariat unter den Völkern bildeten, und daß wir, wenn wir auch politisch mit ihm disharmonieren mochten, doch wenigstens wirtschaftlich uns mit ihm vertragen, quasi gewerkschaftlich uns mit ihm verständigen mußten. Es war in jedem Augenblick klar, daß Rußland auf die Dauer keine Wirtschaftsenklave bleiben konnte; und es war klar, daß wir, wenn die Schranken fielen, die finanzielle Überlegenheit der Siegerstaaten nur dann würden wettmachen können, wenn wir ihr den Vorteil früheren Am-Platze-Seins und freundschaftlicheren Gefühls gegenüberzustellen vermöchten. Diese Notwendigkeit, zeitliche und psychologische Priorität gegenüber der finanziellen Priorität der Westmächte zu erringen, ist in Deutschland jahrelang so hoffnungslos verkannt worden, daß jeder, der auf sie aufmerksam zu machen wagte, das Anathema des Bolschewistenfreundes riskierte. Noch lange nach Abschluß des englisch-russischen Handelsvertrages wurde hierzulande offen und verhüllt die These propagiert (und leider auch praktisch verwirklicht!), daß man mit dem Lande des Sowjetismus nicht in Wirtschaftsbeziehungen treten dürfe. Diese antibolschewistische Abstinenz war der erste Fehler.

Er wurde langsam überwunden, und es ist ganz interessant, nachträglich zu verfolgen, wie dieselbe Presse, die die Abstinenzthese früher erbittert verfochten hatte, — die Industriepresse nämlich — späterhin fast ebenso erbittert das Gegenteil tat: wie sie auf einmal zu erklären anhub, die Staatsform in Rußland gehe uns überhaupt nichts an und vor den Einflüsterungen der Emigranten müsse man auf der Hut sein. Natürlich war es die gewisse Kursänderung in Rußland, die zu dieser opportunistischen Änderung einer angeblich prinzipiellen Haltung bewog. Jedes Symptom sowjestischer Kursänderung wurde mit Zufriedenheit begrüßt, und liebevoll malte man aus, wie herrlich alles erst sein werde, wenn Rußland wieder ganz beim alten Kurs angelangt sei. Hier aber begann der zweite Fehler; er bestand darin, daß man an dieser russischen Wandlung nur die angenehme Seite sah, und daß man jeder Rechenschaft darüber auswich, daß sie in anderer Hinsicht auch äußerst gefährlich zu werden drohte.

In der Tat: niemand hat sich die Frage vorgelegt, was denn geschehen werde, wenn nun die Rückwärtsrevision des innerrussischen Kursus etwa auch zu einer Rückwärtsrevision des außenpolitischen führe. Dies nämlich mußte ja erwartet werden! Es mußte erwartet werden, daß die Russen sich sagten: „Ihr da draußen wünscht und erzwingt, daß wir sozialökonomisch mehr und mehr zur alten Methode zurückkehren? Gut! Aber indem uns das in die alte Welt rückverstrickt, gebietet es auf unsrer Seite natürlich, daß wir von nun an auch politisch wieder nach alter Methode verfahren!" Und was anders konnte

diese alte Methode sein, als: mit dem Stärkeren sich zu vertragen und über den Schwächeren zur Tagesordnung überzugehen? Es mußte, mit anderen Worten, klar sein: je mehr Rußland sich de-bolschewisierte, umsomehr mußte es sich notwendigerweise re-ententisieren. Daran aber hat keiner jener Kohlenmagnaten und Trustherren gedacht, die Deutschland durch ein Heer von Schreibern darüber belehren ließen, daß jeder neue Riß im bolschewistischen Verordnungsbau begeistert als nationaler Erfolg begrüßt werden müsse.

Heute wird sich dieser Optimismus schwerlich noch aufrecht erhalten lassen. Heute ist unverkennbar geworden: Je mehr die Russen genötigt werden, sich dem Wirtschaftsschema der kapitalistischen Welt anzupassen, umsomehr passen sie sich auch dem Regierungsschema der imperialistischen Welt an. Herr Radek erklärt, daß man über Anerkennung der Vorkriegsschulden gewiß verhandeln könne, nur müsse man dann natürlich auch über gewisse Verpflichtungen der Alliierten Rußland gegenüber reden, vor allem über die vertragliche Verpflichtung, ihm Konstantinopel zu überlassen. Das ist auch für Blinde eine Wegmarkierung! Daß bereits offen über den Eintritt in den Versailler Vertrag debattiert wird, (diesen ehedem in Grund und Boden verdammten Vertrag) ist ein weiteres Zeichen, — für Deutschland ein noch wichtigeres. Es beweist, wie die Dinge sich über Deutschlands Kopf hinweg zu entwickeln beginnen. Der Schwache, weder finanziell noch militärisch Bedeutungsvolle, wird in demselben Maße als quantité négligeable behandelt, in dem Rußland dazu gezwungen wird, die übrige Welt als quantité décisive anzuerkennen. Durch keinerlei zeitlichen und seelischen Vorsprung dem Geld- und Machtvorsprung der Anderen wenigstens einigermaßen gleichgestellt, droht Deutschland den letzten Kontakt nach Osten zu verlieren oder wenigstens auf die dünnen Fäden beschränkt zu werden, die England ihm im Interesse der deutschen Kaufkraft protektorhaft anspinnen wird. Das ist die Entwicklung unseres Verhältnisses zu Rußland, das ist der permanente Alarm, — der freilich so lange nicht gehört werden kann, als jene politisch immer wieder und wieder desavouierten (leider aber immer noch allzu einflußreichen!) Herren mit ihrem Jubel über Lenins fortgesetzte Wandlung Deutschlands Ohren betäuben.

Wird der falsche Donnerschlag von Paris, der die Augen wenigstens für einen Tag schreckhaft weitete, diese Neigung zum Jubel für die Zukunft zerstört haben? Wird der Katzenjammer, den er erweckte, auf die Dauer vorhalten, wird es ein schöpferischer Katzenjammer sein? Man meldet wieder neue deutsch-russische Verhandlungen. Vielleicht werden sie fruchtbarer sein als früher. Aber es ist höchste Zeit, die Uhr steht auf elf. Der Donnerschlag von morgen wird Wahrheit sein!

Hauptmann Peter Wright war 1917/18 zweiter Sekretär des Obersten Kriegsrates der Alliierten und Assoziierten; in dieser Stellung wohnte er fast allen Sitzungen bei, erledigte er den wichtigsten Teil des geheimen Dolmetscherdienstes und gewann dadurch tiefen Einblick in alle Interna der Ententekriegsführung. Die folgenden Ausführungen sind einem kleinen Erinnerungsbändchen entnommen, das, ins deutsche übertragen, unter dem Titel: „Wie es wirklich war!" demnächst im Verlag für Kulturpolitik München, erscheinen wird.

Generale können ein völlig künstliches Renommée genießen. Sie brauchen dazu keine Schlachten oder Feldzüge zu gewinnen. Die Arbeit wird durch das Pressebureau und die ganze zahme Herde von Sonderberichterstattern und Presseagenten für sie besorgt. Eine geschäftige Schar von Publizisten ist unablässig am Werk, die Führer in solchen Farben zu malen, daß sie sich aus der Entfernung wie lauter Napoleons ausnehmen. Schlaue Schotten*) kommen sehr bald dahinter, daß es mehr wert ist, den Bruder des Herausgebers des führenden Blattes im Staate zum Generalfeldprediger zu haben, als die deutsche Front zu durchbrechen, und daß der Besuch eines einflußreichen Zeitungsbesitzers im Hauptquartier einem guten Operationsplan vorzuziehen ist. Kritik und Zweifel gelten außerhalb der Armee als verbrecherisch und ungesetzlich so wie Meuterei in der Truppe selbst. Es ist durchaus überflüssig einen Krieg zu gewinnen; ein Feldherr bleibt auch dann Sieger, wenn er ihn verloren hat. Das ist keine Phantasie; fast das gesamte deutsche Volk hält Hindenburg auch heute noch für unbesiegt und unbesiegbar. Es glaubt, daß er niemals eine Niederlage erlitten hat, sondern daß er den Kampf abbrechen und kapitulieren mußte, weil Deutschlands Verbündete es im Stiche ließen. Ehe wir Engländer indes über die Deutschen lachen, tun wir wohl daran, uns zu erinnern, daß unter uns eine ganze Schar sonst vernünftiger Menschen lebt, die der festen Ansicht sind, daß der Rückzug der 5. Armee im März 1918 eine geniale strategische Leistung war, und daß die von den Deutschen als „Blutbad" bezeichnete Schlacht an der Somme einen Triumph der Alliierten darstellt, obgleich wir durch sie, trotz doppelter Übermacht und ungeheurer Verluste, nur

*) Anspielung auf Sir Douglas Haig, den englischen Oberstkommandierenden.

wenige Meilen Bodens gewinnen konnten. Joffre, dessen Mißgriffe in den ersten Kriegsmonaten beinahe zu einer Katastrophe führte, lebt auch heute noch im Herzen der Franzosen als ein Heros fort, trotzdem die Untersuchungskommission ihn empfindlich bloßstellte. Kein Zweifel, wäre Haig im April 1918 ins Meer getrieben worden, wie es zuerst den Anschein hatte, man hätte die Schuld einem anderen gegeben, und sein Ruhm hätte in ungetrübtem Lichte weiter gestrahlt. Heute herrscht eine neue Lehre, nach der Feldherrn unfehlbar sind und nicht zur Verantwortung gezogen werden dürfen.

Die Politiker kennen natürlich die Wahrheit. Wer sich eine Weile in den Räumen des Obersten Kriegsrates aufgehalten, kannte die Helden ohne ihren göttergleichen Glanz, ohne den funkelnden Schwarm von unterwürfigen Stabsoffizieren, Adjutantendienste versehenden Millionärssöhnen, aufwartenden Generalmajoren, Ordonnanzen und Motorfahrern, Sekretären und Köchen; ohne den Strom offizieller Lobpreisungen, der sie unausgesetzt umspielte. Dort konnte man sie in ihrer ganzen tragischen Mittelmäßigkeit und Nacktheit erkennen; nackt, weil ihre schwerfälligen, verworrenen und beschränkten Geister sich in scharfen Debatten mit überlegenen Köpfen wie Foch und Sonnino rückaltlos enthüllten; tragisch, weil die unfähigen, in den Himmel gehobenen Intriganten mutwillig die ganze hoffnungsvolle Generation unserer Jugend von der deutschen Sichel niedermähen ließen. Um so klarer mußte sie ein scharfer, beweglicher Kopf wie Lloyd George oder ein tiefer, erfahrener Staatsmann wie Lord Milner durchschauen. Allein diese falscher Sieger wurzelten unausrottbar in der Zuneigung ihres Volkes und ihrer Truppen. Vergebens protestierte der französische Ministerpräsident 1917 bei Lloyd George gegen „Haigs wiederholte Versuche, seine Instruktionen zu umgehen", und gegen „seine unausgesetzten Machinationen, den von der Konferenz angenommenen Operationsplan anzutasten". Lloyd George war machtlos. Es ist fast unmöglich, diese Napoleons zu verabschieden, so ungeheuer stark ist die Unterstützung, die das Publikum ihnen dadurch gewährt, daß es ihre Niederlagen beschönigt und vertuscht und ihre Erfolge in den Himmel hebt.

Die gleiche Erscheinung trifft auf jeden Feldherrn zu. Der italienische Ministerpräsident Salandra z. B. hatte 1916 den Mut, auszusprechen, daß der Feldherr Cadorna nicht unbesiegbar sei, mit der

einfachen Begründung, daß Cadorna bisher nur Niederlagen erlitten habe. Salandra mußte deswegen gehen, Cadorna aber durfte nach wie vor Tausende von Menschenleben seinen plumpen Offensiven zum Opfer bringen. Die Seifenblase seines Ruhmes schwoll, bis Caporetto sie zum Platzen brachte. Selbst dann erhoben seine Sykophanten in der Presse ein Geschrei, mit der Behauptung, der Verlust von 1½ Millionen Menschenleben sei nicht seine Schuld, sondern die Schuld der Verhältnisse . . . Solche Abgötterei hat der englische Ministerpräsident den „militärischen Moloch" genannt.

Am heimtückischsten und nachteiligsten jedoch wirkt dieser hochorganisierte Betrug auf die Generale selbst. Bescheiden und uneigennützig, wie sie von Natur aus gewesen sein mögen, fallen sie über kurz oder lang dem allgemeinen Wahne zum Opfer. Allmählich müssen sie sich selbst für Kriegspaladine und unfehlbar halten, da sie es ja täglich in der Zeitung lesen, mögen sie noch so viele Fehler begehen. So kommt es, daß sie in dem Glauben, dem Staate einen heiligen Dienst zu erweisen, wenn sie sich im Amte erhalten, vor keinem Mittel zurückscheuen . . . ,

Die Mittelmächte hatten unter solchen Verhältnissen noch mehr zu leiden als die Alliierten. Der deutsche Generalstab behandelte Kaiser und Kanzler als seine Lakaien, maß sich an, alles, selbst die Geburtenziffer, zu kontrollieren, und stürzte 1917 sein Volk ins Unglück, indem er Bethmann-Hollweg über den Haufen ritt . . . Indessen, in England war Lloyd George diesen Leuten gewachsen . . . .

ARNOLT BRONNEN

DIE HOFFMANNSTROPFEN

oder DER THEATERDIREKTOR IN UNTERHOSEN

Zu den nicht sehr „wunderlichen Geschichten des Kapellmeister Breisler", die jetzt im Theater in der Königgrätzer Straße gegeben werden, sendet der junge Dichter Arnolt Bronnen dem T.-B. diese Erleichterung.

Es sei gleich von vornherein festgestellt, daß er kein König bleibt; es sei gleich von vornherein festgestellt, daß man in dieses Königtum auch vordem in erheblichem Maße nicht geglaubt hat; ferner sei erwogen, daß man sich unmöglich angesichts eines enthüllten Muttermales aufregen kann; es sei also behauptet, daß in diesen Zeilen der Geist eines Mannes

(der im übrigen längst tot und ein guter Christ war) in witzloser Lächerlichkeit sich selbst nicht und absolut nichts ernst nehmen wird. Denn wozu sollte er sonst schreiben? Er ginge hin und langte jenen rechts und links je eine ins Zahnfleisch. Weil es ihm nicht ernst ist darum schreibt er.

Denn wozu sollte er sonst schreiben? Es handelt sich nämlich um eine Straße, die nach einer Niederlage (die Preußen nennen sowas Siege) so und nicht anders benannt ist. In dieser Straße, die nach einer Niederlage benannt ist, befindet sich eine Niederlage jenes weitverbreiteten Luftgeschäfts, das man Theater nennt. In dieser Niederlage dessen, was man Theater nennt, in der Straße, die nach einer Niederlage so und nicht anders benannt ist, da, (meine Herren!) legen sie sich nieder (und stehn nimmer auf). Sonst: Sie gingen hin und langten jenen rechts und links je eine ins Zahnfleisch.

Wo so viel niedergelegt ist, lüftet jeder gern den Vorhang. Es löst der Schaugierige eine Karte; mich für meinen Teil löste eine Steuerkarte (— dies zur ernstlichen Warnung an alle, von denen es ausgeht: denn wie sollte es einem mißfallen, der M. 250.— für seinen Platz gezahlt hat? Wie anders aber jener, der für M. 10.— auf benachbarten Plätzen sitzt; fast gleicht er dem antiken Schauer, der ein köstliches Geschenk von seiner Akropolis-Direktion erhalten hat und sich nahezu verpflichtet fühlt, da zu sein und zu schauen —). Eintrat also der junge Mann mit der Steuerkarte, entschlossen dazusein und zu schaun. War er nicht verdächtig? ohne Opernglas? Dieser Mann (meine Herren!) kaufte kein Programm, weil es ihm wurst war. Dieser Mann ohne Opernglas, der kaltlächelnd einen einsamen Mann auf der Bühne, der sich offenbar verirrt hatte, befetzte — hätte er seinen Namen im Programm gelesen, so wäre ihm diese Blamage erspart geblieben — dieser Mann ohne Programm, dem es wurscht war, war verdächtig. Man verhindere den Besuch dieser Männer im Theater, (wo man doch schließlich unter sich sein will). Man verlange Sittenzeugnisse. Man schaffe Abhilfe. Auch hier: man sei Puritaner; denn man kann es

Der verdächtige Mann schnupperte launig und roch. Wonach roch dies? Welche Sprache? Was ganz was Naies, bemerkte ein Ergriffener. So spricht man also — in der Direktion. Sie verstehn auch immer Direktion? Sie können einem leid tun. Denn die Bühnenbilder —. Dem Mann ohne Programm gingen die Augen über. Also Bühne; an der Wand klebten Bildchen bald oben bald unten; man begann Mitleid mit dem einsamen Mann auf der Bühne zu empfinden,

der im Laufschritt von der linken unteren zur rechten oberen Ecke segeln mußte; man studierte die Beinhaltung des einsamen Mannes auf der Bühne, die der des startenden Läufers glich; was ganz naies, bemerkte der Ergriffene.

Der Mann ohne Programm dachte — und nun wurde die Sache faul: das Theater ist ein Raum. Falls Sie (meine Herren!) nicht wissen sollten, was Raum ist: kann ich Ihnen sagen, daß an die Wand gepappte Ausschnitte keine Räume sind. Ich kann Ihnen auch sagen, daß an die Wand gepappte Worte keine Worte sind. Ich kann Ihnen ferner sagen, daß der Schauspieler links oben und der Schauspieler rechts unten sich in der Luft zerreißen werden — und es täte mir leid um den einsamen Mann auf der Bühne. Ich kann Ihnen sagen, daß dies alles keine Menschen sind und ich finde es geschmacklos süße Worte auf Ihre Lippen zu träufeln. Abgesehen von den Ereignissen, für die niemand nichts kann. Das kann ich Ihnen sagen.

Der Mann ohne Programm dachte — und nun wurde die Sache, die ohnedies schon meinhard war, immer bernauer: also man hat die Franzosen aufgeführt in Berlin; recht geschieht ihnen. Wenn ein Mann über vierzig Jahre ein Stück schreibt, so kann es auch ihm passieren, daß man ihn aufführt. Es kann allerlei passieren, dachte der Mann ohne Programm, nur daß man den Mann ohne Programm aufführt, dies wird nie passieren. Recht geschieht ihm. Denn Sie haben doch gehört? Sie haben doch gehört, daß die Theater kein Geld haben? Deswegen führt man doch die Männer ohne Programm, die außerdem noch jung sind, nicht auf. Deswegen (weil die Theater kein Geld haben) ist heute der Theaterdirektor gezwungen, Stücke zu schreiben. Denn erstens weiß er ja wie's gemacht wird; und dann ist er der nächste dazu. Also muß heutzutage — und weil sie alle insgesamt nichts wert sind — der Theaterdirektor gezwungenermaßen selbst Stücke schreiben. Denn Sie haben doch gehört?

Sie haben doch gehört, daß die Theater kein Geld haben? Deswegen kostet diese kindliche Aufführung zwo Millionen nette schöne Papiermark und der Theater-Autor wird 100 ausverkaufte Häuser brauchen, um auf seine bekannte Rechnung zu kommen. Denn, sehen Sie, es ist schwer, in dieser Not der Zeit Theaterdirektor zu sein. Hingegen, Sie glauben doch nicht, daß Theaterdichter zu sein — — was glauben Sie eigentlich (meine Herren!)?

AMOR UND ZEPHYR

Eine Molière-Anekdote

In dem Alter, in dem man die eignen Möglichkeiten zu übersehn und die eignen Grenzen zu kennen glaubt, so mitten zwischen vierzig und fünfzig, lag Molière, nicht gerade krank, aber kränkelnd ermattet von Sorge und Mühe seiner vielfachen Tätigkeit als Hofdichter, Theaterdirektor und Schauspieler in seiner Pariser Wohnung und war trüber Laune. Er war vor kurzem wieder einmal ausnahmsweise in einer tragischen Rolle aufgetreten, ich glaube, als Cäsar in einem Pompejusdrama, die Pariser hatten seiner Imperatorengestalt den Beifall versagt, den sie seinen Sganarelles, Dandins und Adolphes reichlich spendeten, die Freunde rieten ihm vom Tragischen ab, ein übelwollender Zeitgenosse schilderte ihn in einem satirischen Impromptu drastisch, wie er daherkäme, die Nase im Wind, mit vorgeschobener Schulter, die schiefe Perrücke mit mehr Lorbeer überladen als ein Mainzer Schinken, den Kopf im Nacken wie ein bepacktes Maultier, die Augen verdreht und die Worte immerfort von einem nervösen Schlucken getrennt. — Wie kam es, daß er, der die Natur so liebte und kannte, selbst so unnatürlich wirkte? Wohin mit dem Pathos, das er in sich fühlte und nicht hinaustun konnte? Er wußte um eine reinere Form des Tragischen, als die der Schauspieler seiner Zeit auf seiner und den beiden andern großen Bühnen von Paris, dieser geblähten und verrenkten Könige und Helden, die ihn lachen machten. Aber ihm war es nicht gegeben, Gestalt des eignen Geistes zu werden. Waltete der Dichter Molière mit vollendeter Sicherheit in seinem Gebiete, der großen Komödie, der Schauspieler und Theaterleiter wollte auch das andre beherrschen und entsagte nur mit schwerem Herzen.

In dieser Seelenverfassung fanden ihn seine Getreuen, die mit einer Neuigkeit ankamen. Die Frau Raisin, welcher Molière für einige Tage menschenfreundlich sein Theater zur Verfügung gestellt hatte, habe mit ihrer Truppe der „Kleinen Komödianten des Dauphins" einen erstaunlichen Erfolg gehabt und verdanke ihn weniger den Tanz- und Possenspielen ihres Repertoirs und ihren Spaßmachern und Balletteusen als vielmehr einem blutjungen Schauspielerknaben, dessen natürliche Schönheit und überraschende Anmut ganz Paris entzücke. Molière, immer besorgt, seine Truppe durch neue Kräfte zu ergänzen und zu verjüngen, wurde neugierig auf diesen Unbekannten. Der Name Baron war ihm geläufig. Es mochte ein Sohn des frühverstorbenen Schauspielers Michel Baron und seiner auch jung gestorbenen Frau, einer berühmten Schön-

heit, sein. Er erinnerte sich an das, was man von Michel Barons Tode erzählte: Der hatte sich auf der Bühne in einer Heldenrolle an einem Degen verletzt, den er mit dem Fuße beiseite stoßen mußte. An die vernachlässigte Wunde war der Brand getreten, das Bein hätte abgenommen werden müssen; Baron aber weigerte sich, die Amputation vollziehen zu lassen, erklärte, ein Theaterkönig könne sich nicht durch ein Holzbein lächerlich machen, und zog es vor zu sterben. Dieses seltsame Heldentum des Vaters und dazu die ungewöhnliche Schönheit der Mutter erhöhten seine Erwartungen von dem Sohne. An dem Tage, da er zum ersten Male von dem jungen Baron hörte, fühlte Molière sich zu schwach, um ins Theater zu gehn. Am nächsten Abend aber ließ er sich voll Ungeduld krank wie er war, aus dem Bett in die Sänfte heben und zum Palais Royal tragen. Er war so entzückt von dem Jüngling, daß er ihn noch am selben Abend zu sich einlud, gleich seinen Schneider herbeschied, um dem erstaunten Gaste für ein kostbares Gewand Maß nehmen zu lassen, und diesen die Nacht im Hause behielt. Beim Nachtmahl und Frühstück fragte er den jungen Baron nach seinen Umständen und Schicksalen aus, gab aber weniger auf den Bericht über frühe Verwaistheit geplagtes Dasein unter lieblosen Vormündern, armselige Gaucklerfahrten durch die Provinzen acht als auf die Lippen, die redeten, die Stimme, die klang, die Hände voll Unschuld und Kraft, den reichen Blick, die aus dem Sitz aufstrebende rege Gestalt. Am nächsten Tage sah sich Baron im Besitz stattlicher Garderobe und mehrerer Louisdors — „Was wünschst du dir noch, lieber Knabe?" fragte der glückliche Beglücker. — „Für immer bei Ihnen bleiben zu dürfen," war die rasche Antwort. Und er blieb. Molière hatte schon am frühen Morgen vom König einen Befehl erwirkt, welcher den Sieur Baron der Truppe der Dauphinkomödianten enthob und Molières Truppe einreihte.

So glücklich nun der Jünger im Hause und auf der Bühne seines Meisters war, das neue Dasein brachte ihm bald einen unvorhergesehenen Verdruß und zwar von Seiten der jungen Frau des alternden Dichters. Diese Armande, eine weniger schöne als reizvolle und sehr reizbare Person, hatte die helläugige Eifersucht der Untreuen. Da sie selbst jedem Antriebe, der verlockte, ohne Rücksicht und Rückhalt nachgab, vermutete sie gleiche Anlage bei dem viel mehr zu Werk und Nachdenken als zu Intrige und Genuß neigenden Gatten. Vielleicht auch sah sie tiefer als der Liebevolle selbst. Kurz, die Gegenwart des Vierzehnjährigen war ihr ein immer neues Ärgernis. Baron, noch ganz in

eigne Jugend befangen, merkte nicht viel davon und war mehr überrascht als beleidigt, als er eines Tages bei einem geringen Anlaß eine Ohrfeige von ihr bekam und dabei zum ersten Male gewahr wurde, was für ein Feuer in Armandes schwarzen Augen brannte. Sein Ehrgefühl gewann dann die Oberhand über Erstaunen und Glücksbedürfnis. Er lief ohne Abschied aus dem Hause und zu seiner alten Patronin, der Raisin, die überglücklich war, ihn wieder zu haben, und bald darauf mit ihm in die Provinz verschwand.

Einige Jahre führte er nun ein wesenloses gehetztes Grimassenschneiderdasein, erst bei der Raisin, dann bei andern Ausnutzern seiner mißbrauchten Jugend. Selbstquälerisch fand er nicht den Mut, an Molière zu schreiben. Der erfuhr von Dritten, daß der Jünger Heimweh nach Haus und Welt seines Meisters hatte, und sandte ihm nach Dijon einen liebevollen Brief, dem er gleich, seiner Sache sicher, einer Order des Königs beifügte, welche den Entlaufenen in die königliche Truppe zurückberief. Molière hatte gelitten an Barons Abwesenheit. Er hatte dies Wesen lieb gewonnen, bei dem jede Seelenregung ungehemmt und ohne Absicht sichtbar wurde, das ihn immer überraschte und zugleich hilfsbedürftig seine Belehrung begehrte, an dem er formen konnte wie an einem Bildwerk, sich selbst erneuernd. In der Zwischenzeit hatte er seinen tiefsinnigen und tragischen Misanthropen geschrieben, in dem er selbst nicht die Hauptrolle spielte, so sehr sie aus seinem eigensten Wesen geschaffen war, sondern in weiser Beschränkung den verständigen und weltklugen Philinte. Daneben gab er weiter die Mantelrollen aller Käuze, die schlauen geprügelten Bedienten und mit besonderer Kunst die Hahnreie, die cocus, deren Besonderheiten er in seiner Ehe an sich selbst studierte. Hatte er doch aus der von Kindheit an bei ihm aufgewachsenen Armande eine Mustergattin machen wollen, indem er sie mit aller Sorgfalt erzog und hoffte, ihr durch die Gewohnheit Gefühle einzuflößen, welche die Zeit nicht würde zerstören können. Diese etwas philiströse oder mindestens theoretische Einstellung, deren die Natur spottete, wurde seiner genialen Selbsterkenntnis bald bewußt, und er schuf aus schmerzlichen Erfahrungen lustige Meisterwerke. Aber darüber ging die beglückende Arbeit an dem lebenden Wesen verloren, an dem Kinde, das er zum Weibe formen wollte. Er hörte nicht auf, sie in ihrer unwiderstehlichen Anmut zu lieben. Indem er sie gelten ließ, wie sie war, erhöhte er ihr großes Theatertalent. Es gab Zeiten, in denen er sie wiederfand und väterlich teilnahm an ihren buntscheckigen Erlebnissen, tröstend und beklagend statt zu tadeln. Aber die gleichförmige

geradezu cyklische Wiederkehr des Grollens, Verzeihens, Liebens ermüdete ihn. So wuchs seine Sehnsucht nach dem Knaben, an dem er nicht ermüdet war.

Voll Ungeduld eilte Molière am Ankunftstage an das Stadttor, an dem die Postkutsche erwartet wurde. Er sah die Passagiere aussteigen, darunter einen schlechtgekleideten verwilderten Burschen, der eilig fortstürmte. — Wie königlich er seine Lumpen trägt! dachte Molière, aber er erkannte ihn nicht. Traurig, seinen ersehnten nicht gefunden zu haben, kehrte er nach hause zurück. Dort kam ihm der verwilderte Passagier entgegen und — war Baron. Von nun an waren sie unzertrennlich. Molière besaß in Auteuil ein Landhaus, wo er in seinen letzten Jahren alle freie Zeit verbrachte, sich von Hof- und Theaterdasein erholte und seine Freunde empfing. In den vielen Geschichten, die über Gespräche und Begebenheiten mit den Freunden, dem nüchtern weisen Boileau, dem trunken witzigen Chapelle, dem Maler Mignard und andern erzählt werden, steht immer der junge Baron zur Seite des Meisters, der ihm das Tun der andern belehrend zeigt und damit zugleich das ganze Menschenwesen, die „Welt", in die er ihn einführt, indem er ihn vor ihr schützt. Armande kam selten in dieses Landhaus. Sie entfaltete in Paris Glanz, Anmut und Übermut, und der Jüngling, dem sie fast nur im Theater begegnete, stand ihrem Treiben und Behagen nicht im Wege.

Für den Karneval des Jahres 1671, eine Zeit glücklich errungenen Friedens, welchen der König glanzvoll feiern wollte, sollte Molière ein großartiges Schaustück schaffen, ein Phantasiewerk, das alle Künste und Zaubermaschinen im großen Theatersaale der Tuilerien in Tätigkeit setzte. Molière wählte als Stoff das Apulejusmärchen von Amor und Psyche, das gerade durch einen Roman von Lafontaine aktuell geworden war, und entwarf eine Tragikomödie mit Ballett. Aber die Arbeit ging über seine Kräfte. Das Genre lag ihm auch nicht besonders, und für die pathetischen Szenen mußte er die Hilfe des großen Corneille erbitten, der dann mit sechsundsechzig Jahren in der Liebesszene zwischen Amor und Psyche eine seiner köstlichen Dichtungen schuf. Um das Ballett bemühten sich Quinault und Lully, und so wurde das Monstreopus rechtzeitig fertig und aufgeführt. Die Rolle des Amor spielte der junge Baron und hatte einen strahlenden Erfolg. Psyche war Armande.

Molière in der Rolle des Zephyr trug Psyche-Armande zu Amor-Baron, der ihm bekennt, daß er aufgehört habe, das Kind zu sein, welches mit den gefährlichen Pfeilern Göttern und Menschen zum Schaden

nur spielte. Zephyr muß ihm das bestätigen und sieht ihn eintreten „dans un mystère, qui ne demande rien denfant.“ Psyche erwacht aus den Schrecken der Todeshochzeit, findet sich in dem lieblichsten Palaste und sieht mit einmal den herrlichsten Jüngling vor sich. Sie weiß noch nicht, daß es der Gott selbst ist. Amor ist in dieser Komödie einer Epoche, die das Unsichtbare nicht goutierte, nicht einzig Hauch, Wort und Kuß, wie im Märchen, sondern in einen schönen Sterblichen verkleidet. Psyche, die noch nie geliebt hat, weiß nicht zu erklären, was sie fühlt. Sie weicht der Gefahr seiner Blicke nicht aus. Wenn dies alles noch die angedrohte Strafe sei, so möchte sie schon früher gestraft worden sein und es immer wieder werden. Und wie er ihr, die ihn nur auf die erwarteten Schwestern eifersüchtig glaubt, in bezaubernden Versen seine Eifersucht auf alles, was sie berührt, bekennt, auf die küssenden Sonnenstrahlen, den streichelnden Wind und das Gewand, das allzunah an ihr ist, da ist Amor und war Baron unwiderstehlich. Vielleicht noch schöner erschien er seiner Psyche und allen, als er dann streng im Scheiden sich als Gott zu erkennen gab und sie zwischen den versinkenden Kulissen ihrer Brautpracht zurückließ.

Sie finden sich im letzten Akt wieder, und die Maschinen der Apotheose entführen sie in olympische Höhen. Während nun auf der Bühne das Schlußballet zu den Göttern, Musen und Mänaden noch die Flitter, Schellen, Pickelhauben der Polichinelle und Matassins gesellte zu einem Chor, den Trompeten, Flöten und Pauken begleiteten, sanken sich hinter der Szene in der Garderobe Amor und Psyche noch einmal, den andern unsichtbar, in die Arme. Psyche-Armande sagte: „Ich hätte nie gedacht, daß Sie die Worte der Liebe mit soviel Zärtlichkeit sprechen könnten.“ „Und ich, erwiderte Amor-Baron, verging vor Staunen über Ihre süße Hingabe. Ich kannte bisher nur Ihre Strenge.“ — „Vielleicht, meinte die Zärtliche, sollte schon diese Strenge dich, Liebster, nur darauf aufmerksam machen, daß ich lebe und des Ansehens wert bin.“ — Sie waren im Taumel des gegenseitigen Erkennen und Anfassens so zeit- und ortvergessen und versunken, daß nahende Schritte eines Dritten sie nicht aufstörten und Molière-Zephyr, der erhitzt und hüstelnd herbeieilte, um die Bewunderten zum König zu rufen, sie in recht bedenklicher Stellung fand.

Was geschah in Molières Herzen, als er die Beiden sah? Auf wen war er eifersüchtig? Ach — doch das fällt mir erst nachträglich ein — zunächst vielleicht auf Corneille, der so kupplerisch schöne Verse gedichtet hatte. An wem aber verlor er mehr, wenn er verlor, an

Armande oder an Baron? Was wurde aus seinem geliebten Knaben, wenn sie all ihre Zauber restlos und schonungslos übte? Was wurde aus der strengen Steile seiner jungköniglichen Geberden, die noch ganz Natur waren? Mußte der Akteur, um sie aufrecht zu erhalten, nicht krampfhaft werden? Alles in ihm, was sich nicht ausströmen konnte bisher, was gehalten blieb und nur durch die seltsamen Windungen der Kunst ins Unendliche ging, das hatte nun sein Gefäß gefunden, seinen Abgrund. Oh Grotte, die immer wieder in ihr geheimes Dunkel reizt, obwohl es so bald ergründet ist. Nun sah er vielleicht schon seinen unversehrten Knaben im Morgengrauen mit den seligerschlafften Mienen erscheinen, die er selbst manchmal im Spiegel gefunden hatte. Und dann mit ihm den Cid, den Horace, den Achill einstudieren, all die Rollen, die ihm selbst versagt waren? Würde es noch glücken?

Gesagt wird er von all dem nichts haben, sondern nur zu ihr „Mademoiselle Molière, der König erwartet Sie" und vielleicht hinzugefügt „Bei der Majestät sind gewisse Seigneurs, die nicht versäumen wollen, der Schauspielerin die Huldigungen darzubringen, die bisher nur der schönen Frau galten". — Ihn aber hat er wohl nur gefragt: „Kommst du mit mir nach Auteuil, Michel, oder bleibst du in Paris?"

Der junge Baron ist übrigens ein sehr großer Schauspieler geworden, nach dem übereinstimmenden Urteil der Zeitgenossen der königlichste seines Zeitalters, ein letzter Römer noch vor aller Revolution, vor allem Klassizismus, noch im Schutze der letzten Gartengötter von Versailles.

Er ging wohl noch rechtzeitig zurück nach Auteuil.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Februarwoche.

Wie groß ist heute die gesamte öffentliche Schuld Deutschlands und wie verteilt sie sich auf den Kopf der Bevölkerung? Die schwebende Schuld belief sich am 10. Februar auf 259 Milliarden Mark, die fundierte auf rund 73,5 Milliarden —: die Gesamtheit der aktiven, der aufgenommenen Verpflichtungen ist also mit rund 330 Milliarden Mark in Rechnung zu stellen. Dies ergibt pro Kopf der Bevölkerung 5500 Mark. Dazu kommen nun noch die passiven, die auferlegten Verpflichtungen. Ihr Jahresdienst, soll nach dem Londoner etwa 3½ Goldmilliarden betragen. Das entspräche einer Kapitalsumme von etwa 70 Goldmilliarden, doch sei angenommen, daß die 3½ Milliarden demnächst auf die Hälfte reduziert werden. Selbst unter dieser günstigen Voraussetzung aber bleibt noch immer eine kapitalisierte Schuldsumme von 35 Goldmilliarden = 700 Papiermilliarden übrig, oder, auf den Kopf der Bevölkerung, — ungerechnet der ebenfalls beträchtlichen Landes,- Provinzial- und Kommunalschulden — übersteigt also 17000 Mark. Ob die sechsköpfige Familie des Trambahnschaffners Piesecke II für mehr als 100000 Mark aber wirklich gut ist, bedarf noch einiger Nachprüfung.

Der Viehbestand in Deutschland weist eine erfreuliche Entwicklung auf. Mehr auf allen anderen Gebieten agrarer oder rohstofflicher Produktion ist hier der Vorkriegsstatus wieder erreicht. Am 1. Dezember 1921 ergaben die Zählungen, verglichen mit den entsprechenden Ergebnissen von 1920 und 1913:

	Stückzahl (in Millionen)			Indexzahlen (1913-100)	
	1921	1920	1913	1921	1920
Rindvieh	16,84	16,80	18,57	90,7	90,5
Schafe	5,88	6,15	4,99	117,9	123,3
Schweine	15,88	14,18	22,67	70,0	62,5
Ziegen	4,24	4,46	3,20	135,7	139,4

Einem immer noch sehr bedeutenden Plus an Kleinvieh steht also ein relativ nur geringes Minus an Großvieh gegenüber, und auch der Schweinebestand, — der einzige wirklich schwer beeinträchtigte — ist wieder kräftig in Aufwärtsentwicklung begriffen. Wird hinzugefügt,

daß auch an Pferden und Federvieh die Vorkriegszahlen bald wieder erreicht sind, so ergibt sich, daß die Blockadefolgen auf diesem Gebiete ziemlich überwunden sind, und daß von empfindlicher Knappheit nicht mehr die Rede sein kann.

Bekannt ist, was Marx unter der industriellen Reservearmee versteht. Sie ist das Plus an Arbeitskräften über den normalen Bedarf hinaus. Je kleiner die industrielle Reservearmee, desto besser, je größer, desto schlechter geht es dem Industriearbeiter. Entsprechend der industriellen gibt es aber auch eine intellektuelle Reservearmee, und während die industrielle Reservearmee im heutigen Deutschland relativ kleiner ist als je, hat die intellektuelle Ziffern erreicht, die ihresgleichen in der Wirtschaftsgeschichte suchen. Als Beispiel sei hier nur der Arztberuf angeführt, der verhältnismäßig noch zu den besser situierten gehört. Im Jahre 1913, also im alten Reichsgebiet, gab es in Deutschland 34136 Ärzte; 1921 aber, also bei einer um etwa 15 % verminderten Bevölkerung, wurden nicht weniger als 36186 gezählt. Im Verhältnis zur Bevölkerung dürfte die Zahl der Ärzte demnach um rund 20 % gestiegen sein. Und da die Preise auch hier von Angebot und Nachfrage geregelt werden, ist es ersichtlich, daß der Lebensstandard der Ärzteschaft im Durchschnitt einfach sinken mußte. Gleiche Statistiken ließen sich unschwer auch für alle anderen geistigen Berufe aufmachen. Sie würden ausgibig darüber belehren, daß die Verelendung, die den Durchschnitt der deutschen Geistesarbeiter in den letzten Jahren heimsucht, nicht nur in qualitativen Ursachen — im Fehlen starker Organisationen, in der Ausschaltung von Luxusbedürfnissen usw. — ihre Wurzel hat, sondern vor allem auch in rein quantitativen, — im übermäßigen Anschwellen der Reservearmee.

Das einzige europäische Land, dem es bisher gelungen ist, seine Kohlenförderung nicht nur auf Vorkriegsstand, sondern sogar darüber hinaus zu steigern, ist Belgien. Die monatliche Durchschnittsförderung betrug im Jahre 1913 1,90 Millionen Tonnen; sie verminderte sich während des Krieges natürlich beträchtlich, erhöhte sich nach Friedensschluß aber so rasch wieder, daß sie schon 1920 nur noch um ein Geringfügiges hinter dem Stande von 1913 zurückgeblieben war, und daß sie im vergangenen Jahre mit 1,97 Millionen Tonnen summarisch sogar einen Rekord erreichte. Allerdings ist dies Ergebnis

einer Vermehrung der Arbeiterzahl zu danken, die größer ist als das Förderungsplus, die arbeitstägliche Leistung pro Mann und Kopf ist also, wie nach Einführung des Achtstundentages gar nicht anders denkbar, auch hier nicht gestiegen, sondern gesunken. Bei dieser Leistungsminderung wird es wohl überall in Europa fürs erste sein Bewenden haben, und das Problem ist eben, wie die Leistungsminderung durch Personalvermehrung ausgeglichen und überausgeglichen werden könne. Das ist im Wesentlichen ein Raumproblem — ; für die zusätzlichen Arbeitermassen müssen Wohnungen geschaffen werden. In Belgien hat man dies Organisationsproblem offenbar lösen können. In Deutschland sind wir noch nicht so weit.

PAUL VOSS UND
OTTO ERNST SUTTER

ZENTRALISATION ODER DEZENTRALISATION DER MESSEN?

Wir haben die beiden Direktoren im Leipziger und Frankfurter Meßamt zu Äußerungen über dies wichtige Thema aufgefordert. Ihre Stellungnahme ist allerdings gegeben und es wird schwer sein, all den widersprechenden Argumenten gegenüber zu abschließender eigener Meinung zu gelangen. Im allgemeinen kann aber wohl als richtig anerkannt werden, daß die lebensfähige Messe sich schon ganz allein durchsetzen wird, vorausgesetzt, daß nicht durch einseitige Reichssubventionen das eine Unternehmen dem anderen gegenüber künstlich gefördert wird.

Herr Paul Voß, Leipzig, schreibt:

Ein Blick in den Ausstellungs- und Messe-Kalender der Deutschen Industrie belehrt darüber, daß im Jahre 1921 in Deutschland nicht weniger als 45 Mustermessen gegenüber nur 42 in der ganzen übrigen Welt stattgefunden haben. Ist das wirklich eine rationelle Wirtschaft? Ist es nicht ein Unsinn, daß unsere deutschen Firmen im Lande umherziehen müssen, um an den verschiedensten Orten ihre Musterlager vorzuführen? Könnte da nicht eine Zusammenlegung an einem geeigneten Punkte erfolgen?

Nun ist ja sicherlich nicht alles das, was man heute so nennt, eine Messe. Als Messe sollte man nur jene großen Verkaufsmärkte von internationaler Bedeutung bezeichnen, die den Einkaufsinteressenten aus aller Welt in einem kurzen Zeitraum in übersichtlicher Weise einen vollkommenen Überblick über die gesamte Produktion des deutschen Volkes geben. Legt

man diese Auffassung zu Grunde, so lautet die Frage, ob Zentralisation oder Dezentralisation des deutschen Messewesens, mit anderen Worten: Soll in Deutschland im Laufe einer Verkaufsperiode nur eine derartige internationale allgemeine Musterschau veranstaltet werden, oder sollen mehrere an verschiedenen Orten stattfinden? Die Frage so stellen und dann für mehrere Messen stimmen, bedeutet zugleich das Verlangen, daß die für die Messe in Frage kommenden Firmen auf allen Messen ausstellen sollen. Was das bedeutet, wird sofort klar, wenn man hört, daß heute einer einzigen großen Firma, die sich eindrucksvoll an einer Messe beteiligen will, Unkosten in Höhe von rund einer halben Million jährlich erwachsen. Bei kleineren Firmen sind die Beträge zwar niedriger, sie wirken aber nicht minder schwerwiegend. Wenn auch in der letzten Zeit infolge unserer unglücklichen Währungsverhältnisse die Lage vielfach so ist, daß, privatwirtschaftlich betrachtet, die Folgen nicht immer so verheerend in die Erscheinung traten, so sind in gar nicht weiter Zukunft doch auch wieder Zustände zu erwarten, die bei dem schärfsten Wettbewerb auf dem inneren und äußeren Markt die genaueste Inrechnungstellung jedes kleinsten Betrages fordern. Für die deutsche Volkswirtschaft bedeuten alle diese unnötig gesteigerten unproduktiven Ausgaben schon heute gewaltige Verluste. Derartige Erwägungen veranlaßten im Dezember vorigen Jahres die „Zentralstelle für Interessenten der Leipziger Mustermessen" zu einer Eingabe an das Ausstellungs- und Messe-Amt der Deutschen Industrie, in der eine Regelung des deutschen Messewesens in dem Sinne gefordert wird, daß als allgemeine internationale deutsche Messe nur die Leipziger Messe gefördert werden soll. In der Begründung für dieses Verlangen heißt es u. a.:

„Die Industrie und der Handel können auf die Dauer die durch Beschickung mehrerer Messen als Aussteller oder Einkäufer notwendig entstehenden Kosten nicht tragen. Die Messe ist dazu berufen, insofern eine Kostenersparnis herbeizuführen, als durch den Verkehr auf der Messe, für die Aussteller zahlreiche Reisen und Versendungen von Kollektionen vermieden werden, und die Einkäufer an einem Platze die Erzeugnisse aller sie interessierenden Branchen in großer Vollständigkeit vorfinden. Wenn mehrere Messen in derselben Verkaufsperiode beschickt werden müssen, so tritt die Kosten- und Zeitersparnis zurück und wird bei einer weiteren Vermehrung der Messen schließlich geradezu in ihr Gegenteil verkehrt."

Wie ist nun die Lage, wenn die Bestrebungen nach einer Vereinheitlichung des deutschen Messewesens erfolglos bleiben? Bei Beantwortung dieser Frage ist vor allen Dingen daran zu denken, was eine

moderne Messe dem Auslande gegenüber bedeuten soll. Eine derartig wuchtige Musterschau kann innerhalb einer Verkaufsperiode nur einmal stattfinden. Es wäre absurd, behaupten zu wollen, daß sie auch bei dem besten Willen auf allen Seiten innerhalb eines halben Jahres an verschiedenen Orten durchgeführt werden könnte. Das ist heute schon unmöglich, nach Rückkehr normalerer Zeiten noch viel mehr. Der Zustand, wie er jetzt herrscht, muß also Verwirrung im Auslande anrichten. Durch eine Zersplitterung des deutschen Messewesens werden die überseeischen Kaufleute schließlich veranlaßt, ihren Bedarf in einem anderen Lande einzudecken, wo ihnen, wie in England, die Zentralisation des Messewesens den Einkauf erleichtert. Da die Londoner „Fair and Market 1922", zwar nicht die große Londoner offizielle Industriemesse aber immerhin eine bedeutende Veranstaltung, in den letzten Tagen erklärt hat, daß sie sich freuen würde, wenn auch die deutschen Industrien sich an ihrer Messe beteiligen würden, ist diese Gefahr in besonders greifbare Nähe gerückt. Was es bedeuten würde, wenn der gewaltige Strom der Meßinteressenten nicht mehr nach Deutschland kommt, und unsere heimische Industrie immer mehr gezwungen wird, die teuren Auslandsmessen zu beschicken, dürfte ohne weiteres einleuchten.

Auch die kommunal-politischen Gründe, welche für die Abhaltung weiterer allgemeiner Messen vorgebracht werden, können für die großen volkswirtschaftlichen Erwägungen, die hier in Frage kommen, nicht ausschlaggebend sein. Wie wenig Lokalinteressen und Wirtschaftsinteressen oft parallel gehen, beweist eine ganz im Westen und nahe bei Frankfurt am Main gelegene Industrie, die Offenbacher Lederwarenbranche, die durch die „Vereinigung der Lederwaren- und Reiseartikel-Fabrikation" erklärte: „Ihr Interesse gravitiere vorwiegend nach Leipzig."

Nun ist zwar durch den Beschluß des Ausstellungs- und Messe-Amtes der Deutschen Industrie vom 10. Juni 20 die Leipziger Messe als einzige allgemeine deutsche Messe anerkannt. Über die weitere Regelung des deutschen Messewesens ist jedoch nichts bestimmt worden. Man hat damals wohl gedacht, dieser Beschluß genüge, um Wandel auf dem Gebiete des Messewesens zu schaffen. Das war ein Irrtum. Die Zersplitterung ist weiter fortgeschritten und jede neue Messe möchte am liebsten die Leipziger ersetzen. Da sind nun in der letzten Zeit einige Wünsche laut geworden, die weitere Schäden infolge der Zersplitterung verhüten wollen. Eine Denkschrift,* die dem Verein Deutscher Ingenieure kürzlich überreicht wurde, verlangt zu diesem Zweck Schutz des Namens „Messe". Nur die Leipziger Mustermesse, die allein den Voraussetzungen

einer modernen Messe entspricht, soll sich „Messe“ nennen dürfen. Diese Form der Zentralisation unseres Messewesens wäre sicher eine vorzügliche Lösung des Problems, doch scheint für sie zurzeit kaum Aussicht auf Verwirklichung zu bestehen.

Ferner ist vorgeschlagen worden, das Messewesen solle durch die regelnde Tätigkeit der von der deutschen Industrie hierzu ausdrücklich berufenen Institution, des Ausstellungs- und Messe-Amtes der Deutschen Industrie, in den Stand gesetzt werden, dem Ausland gegenüber als ein organisches Ganzes aufzutreten, damit nicht die ausländische Einkäuferschaft durch eine zu weit gehende Zersplitterung und einen Wettbewerb der deutschen Messen untereinander vom Besuche dieser Veranstaltungen abgehalten wird. In der betreffenden Eingabe heißt es, daß es trotz der leider inzwischen verflossenen, langen Zeit auch jetzt noch nicht zu spät sei, unverzüglich mit den Messen in Frankfurt und Breslau in der Richtung Fühlung zu nehmen, daß sie sich, sei es regional, sei es fachlich, sei es in beiden Beziehungen, spezialisieren, d. h. beschränken. Für die Messe in Königsberg in Preußen wird mit Rücksicht auf die Tatsache, daß Ostpreußen vom übrigen Deutschland durch den polnischen Korridor abgeschnitten worden ist, eine Ausnahmestellung zugestanden. Aber auch diese Art der Zentralisation stößt bei den Beteiligten auf heftigsten Widerstand. Neuerdings findet dieser seine Stütze u. a. auch im preußischen Partikularismus. Man stellt die Leipziger Messe in Sachsen den preußischen Messen gegenüber und übersieht dabei, in wie hohem Maße gerade die Leipziger Messe als allgemeine deutsche Messe ganz besonders den preußischen Interessen dient.

Ob nach diesen Erfahrungen, unter der Einwirkung der bestehenden Gegensätze, in absehbarer Zeit mit einer gütlichen Einigung im deutschen Messewesen also noch zu rechnen sein wird, läßt sich noch nicht sagen. Daß es aber auf dem augenblicklich beschrittenen Wege nicht lange weiter gehen kann, dürfte einleuchten. Wenn man schon zugibt, daß in vielen wichtigen Punkten eine Einigung notwendig ist, sollte man doch auch noch die Notwendigkeit einsehen, die sich logisch von selbst ergibt, daß eine Einigung bezüglich des Ortes erfolgen muß, wodurch alle anderen Fragen von selbst geklärt werden. Diese Zentralisation wird trotz aller Widerstände kommen. Es ist nur zu hoffen, daß deutsche Uneinigkeit und deutsche Zersplitterung bis dahin nicht das erreicht hat, was die in den Feindbundländern während des Krieges gegründeten Messen bisher nicht haben durchsetzen können: Die Verlegung des

Schwergewichts des internationalen Meßhandels von Leipzig nach Lyon oder London.

*

Herr Otto Ernst Sutter, Frankfurt a. M., schreibt:

Zu beantworten sind meiner Ansicht nach folgende Fragen:

1. Verlangen die deutsche Wirtschaft und der Güteraustausch von Land zu Land die Einrichtung der Mustermesse?
2. Wenn Industrie und Großhandel der Mustermesse bedürfen, kann eine einzige allgemeine deutsche Mustermesse die vorhandenen Bedürfnisse befriedigen?

Zur ersten Frage nur ein paar Sätze. Daß die deutsche Wirtschaft wie der internationale Güteraustausch die Einrichtung der Mustermesse nötig haben, darf als erwiesen gelten. Der Lyoner Bürgermeister Herriot, der die Messe der von ihm geführten Stadtverwaltung besonders liebevoll betreut, hat das ökonomische Prinzip einer neuzeitlichen Mustermesse dahin definiert, daß sie das gegebene Mittel sei, im Warenverkehr mit einem Mindestaufwand an Energie jeglicher Art ein Höchstmaß geschäftlichen Erfolges zu erreichen. In der Tat ist mit dieser Umschreibung Wert und Bedeutung von Messen treffend gekennzeichnet. Es genügt, sich zu vergegenwärtigen, wie außerordentlich die Erhöhung von Post- und Eisenbahntarifen die Spesen für Güter-Anpreisung, -Absatz und Umlauf gesteigert hat, um begreifen zu können, wieviel es für den Fabrikanten und Großkaufmann bedeutet, in der Institution der Mustermesse die Möglichkeit zu besitzen, die Unkosten für Werbung und Feilhalten seiner Erzeugnisse zu mindern. Man kann für den Betrag, den die Spesen nur eines einzigen Reisenden während einiger Monate des Jahres ausmachen, mehrere Messen besuchen. Und obendrein bringt die Messe den als Aussteller erschienenen Geschäftsinhaber direkt mit dem Abnehmer in Verbindung. Der Einkäufer andererseits wird in erster Linie den ungemein günstig wirkenden Vorteil hoch einschätzen, auf der Messe Gelegenheit zum Vergleich der von ihm begehrten Waren nach Qualität und Preis zu haben. Aus allen diesen Zusammenhängen und Beziehungen erwachsen weitere, Industrie und Handel fördernde Wirkungen der Mustermesse, die im einzelnen nicht besprochen werden sollen. Ihr Nutzen jedenfalls kann nicht angezweifelt werden.

Wie indessen steht es mit der zweiten Frage? Ist die Mustermesse im Prinzip auch eine berechtigte Erscheinung, so ist damit natürlich doch

noch keineswegs gesagt, daß jede Mustermesse dies ist. Wenn jede größere Stadt eine allgemeine Mustermesse aufrichten wollte, so könnte solche Übersteigerung des guten Gedankens nur Unheil anrichten.

Es genügt aber, sich die Karte Deutschlands ins Gedächtnis zurückzurufen, die verkehrsgeographischen Bedingtheiten seiner Lage, die Vielseitigkeit der wirtschaftlichen Beziehungen seiner Haupthandelsplätze zum Ausland und eine Reihe aus diesen Tatsachen resultierender Phänomene des Güteraustausches zu bedenken, um einzusehen, daß das Bestehen einiger weniger allgemeiner Messen auf deutschem Boden, und zwar in Städten, die für die Schaffung einer Mustermesse aus irgendwelchen Gründen prädestiniert sind,noch keineswegs als ‚Messezersplitterung bezeichnet werden kann. Die großen Warenmessen des Mittelalters, vor allem Frankfurt am Main und Leipzig, konnten, solange das Instrument der ausländischen Warenmesse dem Handel zu dienen imstande war, sehr wohl neben einander existieren — jede von ihnen wurde wirklich vorhandenen Bedürfnissen gerecht. Daß sich die beiden, nachdem sie sich beträchtliche Zeit vertragen hatten, späterhin das Leben weidlich sauer machten, bestätigt nur Ben Akibas Weisheit, das alles schon einmal dagewesen ist . . .

Die Fähigkeit einer Messe, Aussteller aufzunehmen, ist nicht unbegrenzt, selbst wenn die Unterbringungsfrage aufs glücklichste gelöst erscheint. Kommt es doch für die Beurteilung einer Messe nicht so sehr auf die Zahl der Beschicker und die der Einkäufer an, als vielmehr auf die Relation zwischen den beiden! Mit anderen Worten: Wenn die Aussteller auf ihre Kosten kommen, d. h. wenn sie Geschäfte in einem ihren Aufwendungen entsprechenden Ausmaße machen sollen, so muß auf jeden von ihnen eine gewisse Anzahl von Einkäufern kommen. Eine Messeleitung, die ohne zu fragen, ob sie imstande ist, die notwendige Schar Einkäufer zusammenzuführen und zu beherbergen, aufs Geradewohl die Zahl der Aussteller sich vermehren läßt, dient der Volkswirtschaft also schlecht. Es ist unverantwortlich, beim Anwachsen der Ausstellerzahl ungeprüft zu lassen, ob man den neuen Beschickern auch hinreichend Interessenten wird stellen können. Nun liegt es aber auf der Hand, daß eine Messe, die ja doch nur sechs bis sieben Tage dauert, Einkäufer in unbegrenzter Zahl nicht anzuziehen vermag, selbst wenn ihre Propaganda mit Engelszungen redete. Das gilt für den Einkäuferbesuch aus dem Inland so gut wie für den aus dem Ausland. Nicht alle Kaufleute, die Warenbedarf zu decken haben, können Jahr für Jahr immer zur selben Zeit zweimal zur Messe fahren; einmal macht sich ein Einkäufer

nach Leipzig auf den Weg, ein ander Mal besucht er Frankfurt, — im folgenden Jahr mag es umgekehrt sein. Und warum sollte der Süddeutsche und der Westländer im allgemeinen nicht an den Main, der Norddeutsche und der aus dem Osten Kommende an die Pleiße reisen? Ganz natürlich treten auch in dieser Kategorisierung Umwechselungen auf. Jedenfalls haben z. B. Aussteller in der Abteilung Kunstgewerbe („Haus Werkbund") der Frankfurter Internationalen Messen, die auch Leipzig beschicken, feststellen können, daß sie dort einen ganz anderen Einkäuferkreis finden als hier und umgekehrt. Eine eng begrenzte Zahl allgemeiner deutscher Mustermessen — ganz bestimmt: Leipzig und Frankfurt — ergänzen sich. Es ist wahrhaftig nicht einzusehen, warum sie sich nicht sollten vertragen können! Wenn sie in ihren organisatorischen und ausstellungstechnischen Einrichtungen miteinander wetteifern, wenn die Fortschritte der einen Messe die andere anspornen, so kann aus solchem angespannten Messen der Kräfte nur Gutes erwachsen. Oder will jemand bestreiten, daß die Zusammenfassung der Messe auf einem Gelände und ihre branchenmäßige Orientierung, wie sie in Frankfurt durchgeführt wird, ältere Unternehmungen veranlaßt haben, sich selbst neue, gleiche Ziele zu setzen?

Die volkswirtschaftliche Berechtigung eines Betriebs läßt sich nicht in streng mathematischem Beweis fixieren. Auch nicht für Messen. Wenn es aber in Deutschland wirklich zu einer Messezersplitterung käme, so würde wohl bald genug der Kampf zwischen den einzelnen Messen entschieden sein. Eine Messe, die nicht lebensfähig ist, geht ganz von selbst zugrunde, und eine Messe, die Existenzberechtigung besitzt, wird sich durchsetzen, selbst wenn eine Legion von Widersachern auf sie losgelassen wird! Auch unter den Messen wird der „natürliche Gang der Dinge" die Auslese der „Gerechten" ganz von selbst vornehmen. Soweit sich die Situation im Güteraustausch innerhalb Deutschlands und von ihm zu seinen näheren und weiteren Nachbarn übersehen läßt, zeigt sich, daß Industrie und Großhandel an den neben Leipzig bestehenden allgemeinen Messen in Frankfurt, Breslau und Königsberg aufs lebhafteste interessiert sind. Das gilt für Frankfurt ganz besonders auch hinsichtlich des Besuches aus dem Ausland, der sich mit dem Leipzigs — nach genauen Beobachtungen und Ermittlungen — sehr wohl messen kann. Darum ist es durchaus vertretbar, ja, muß gefordert werden, daß die neben Leipzig verhandenen Messen, die ihre Lebenskraft und -berechtigung erprobt haben, wenn Reichsmittel für die Förderung des Messewesens aufgewendet werden, angemessen berücksichtigt werden. Das Prinzip der

Gerechtigkeit und Billigkeit muß auch in diesem Fall stark genug sein, unbegründete Monopolbestrebungen einer einzelnen Messe nicht zur Erfüllung kommen zu lassen.

Messezersplitterung — sie kann kein Einsichtiger wünschen! Gesunder Wettbewerb zwischen einer kleinen Zahl existenzberechtigter und -fähiger Messen, von denen jede in ihren wirtschafts- und verkehrsgeographischen Bedingungen fest und sicher verankert ist, kann nichts schaden und hat mit Messezersplitterung nichts zu tun. Eine Verständigung unter solchen lebensgesunden Messen ist nicht nur denkbar, sondern erstrebenswert. Zu erreichen ist diese aber nicht, wenn von einer Stelle — obendrein von der, die unbestritten an der Spitze marschiert und nicht zu fürchten braucht, diese Rolle zu verlieren — den andern das Recht auf Dasein streitig gemacht wird, und auch der verständnisvollste Verständigungsvorschlag mit einem überheblichen Nein beantwortet wird.

DARF MAN FRAGEN — — — —?

Seit mehreren Wochen steht die Vereinigte Königs- und Laurahütte im Brennpunkt des Börseninteresses. Seit Wochen kursieren Gerüchte, es sei nur eine Frage kurzer Zeit, daß den Aktionären ein Angebot auf ihre Aktien gegen Barzahlung in englischen Pfunden unterbreitet werde. Informierte Leute konnten schon zu einem um 1500% niedrigeren Kurse alles erlangbare Material aufkaufen, und die harmlosen Aktionäre, die in Unkenntnis der schwebenden Transaktionen ihre Aktien damals weggaben, werden sicherlich tiefe Freude empfinden, wenn sie sehen, daß den Aufkäufern vielleicht schon binnen kurzem das Vierfache des an sie entrichteten Kaufpreises zufallen wird. Darf man aber fragen, ob die Verwaltung der Laurahütte denn nicht eine Vertretung der Aktionärinteressen ist und ob es unter den heutigen Verhältnissen nicht das hauptsächlichste Aktionärinteresse darstellt, über etwaige Verkaufsverhandlungen mit dem Ausland, wie sie im Falle der Laurahütte schweben, Aufschluß zu erhalten? Darf man fragen, ob es gestattet ist, daß Verwaltungen günstige Dinge lediglich einem kleinen Kreise von Auserwählten mitteilen?

*

Eine der seltsamsten Verwaltungen vorgeschilderter Art ist auch die der Pomona-Gesellschaft. Trat man mit ihr in Verbindung, so hatte man stets das Gefühl, vor einer Sphinx zu stehen: sie gab nämlich entweder Rätsel auf oder sie schwieg. Und zwar tat sie jeweils das, was ihr am besten paßte und was dem Aktienkurse die wenigste Anregung gab. Die Pomona-Gesellschaft hat auf die 1000-Mark-Aktie, nachdem eine Ausschüttung von vielen Tausenden schon früher erfolgt war, jetzt weitere 8000 Mark ausgeschüttet. Wären ihre Verhältnisse aber auch nur halb so beschaffen, wie die Verwaltung sie zumeist darstellt, so hätten die Aktionäre froh sein müssen, wenn sie nach vielen Jahren den Nominalbetrag ihrer Anteile erstattet bekommen hätten. Merkwürdig erscheint in diesem Zusammenhange, daß zu jener Zeit nach der ersten Ausschüttung, in der Pomona Dank den sphinxischen Erklärungen der Verwaltung wieder auf 3000 Mark zurückgeworfen waren, ein und dieselbe Seite in Johannisburg wie in Berlin kaufte, kaufte und kaufte. Irgendwer also hatte das Sphinxenrätsel der Veraltung scheinbar doch gelöst. Darf man auch hier fragen, ob es nicht Pflicht der Verwaltungen ist, keine Preisrätsel aufzugeben, sondern der Gesamtheit ihrer Aktionäre die Sachlage nach bestem Wissen und Gewissen ausführlich zu schildern?

GLOSSEN

FRIDERICUS REX

I

Bei der dreißigsten Aufführung. Man mußte mir einen Stuhl ins Parkett stellen, alle Plätze ausverkauft. Eine sehr lebendige Vorstellung. Als das Lichtbild den ersten Parademarsch der Potsdamer Grenadiere zeigte, prasselte der Applaus von allen Seiten zu der gefühllosen Leinwand. Immer wieder, wenn militärische Übungen mit Exaktheit vorgeführt wurden, jubelten die Zuschauer, besonders die Damen. Als gar am Ende Friedrich der Große, eben gekrönt, auf dem Balkon erschien, dem jubelnden, hüteschwenkenden Volke sich zu zeigen, da gab es eine Orgie der Begeisterung im Ufapalast. War es die Erinnerung an eine andere Balkonszene, August 1914? Stand Friedrich der Große da droben auf der Leinwand? Oder nicht der Ahnherr sondern der Kronprinz, der ihm ähnlich sieht? Man hat in diesen Tagen gemunkelt, der Kronprinz sei, höchst anonym, für ein paar Tage nach Berlin gekommen — sogar seine Adresse im Westen wollte ein Freund des Tage-Buches ermittelt haben — nun, wenn er an einem freien Abend „Fridericus Rex" besucht hat, so wird er geschmunzelt haben. Nur sollte er sich vorsichtsweise auch eine Aufführung des Hohenzollernfilms in Moabit und Neukölln ansehen. Selbst im Theater am Zoologischen Bahnhof gab es gelegentlich ein paar Pfiffe. In Moabit würde der Fridericusleinwand vielleicht weniger gehuldigt werden.

Dichter und Regisseur des altpreußischen Films ist Herr Arsen von Czerépy. Ein außerordentlich begabter Madjare. Er hat eine gute Nase, dieser Ungar. Er hat geahnt, daß die deutsche Volkspartei ihre Kunstform im Kino sucht und, da kein Preuße daß Geschäft übernahm, so ist dieser kluge, umsichtige, im Bedarfsfall preußisch-nationale Ungar hurtig eingesprungen. Arsen von Czerépy ist der Houston Steward Chamberlain des deutschnationalen Films.

II

Vom Tendenziösen abgesehen, muß man sagen, daß der Film gut ist, weil sein Manuskript sehr geschickt, sehr sauber und gelegentlich sogar mit einem Anflug von Humor ausgearbeitet wurde. Der Zettel nennt drei Autoren: Hans Behrendt, Arsen von Czerépy, B. E. Lüthge. Daneben nennt der Zettel einen „Regiestab", als Chef dieses Stabes wird Wilhelm Prager genannt, auch kein Urpotsdamer. Die drei Autoren bildeten wohl den „Dichterstab", dem noch ein oder der andere revolutionäre Dichter untergeordnet war. Stab hin, Stab her, das Manuskript ist sauber und geschickt. Es zeigt sogar Friedrich Wilhelm I. als plumpen, stumpfen, grausamen Gamaschenknopf. Es simuliert in manchen Szenen historische Wahrhaftigkeit (damit man ihm die spätere Apotheose umso bereitwilliger glaubt) Immerhin wird den Potsdam-Enthusiasten vorgeführt, wie der Vater des Großen Friedrich seinen Sohn in Arrest setzt, weil

ihm Flötenspiel lieber war als Exerzieren, und wie er bereit war, den eigenen Sohn, den großen Friedrich, köpfen zu lassen, weil er militärisch nicht zu drillen war. Dazu werden die stumpfen Vergnügungen Friedrich Wilhelm I. vorgeführt: Das Sumpfen in der Tabagie, das Biersaufen und Klatschen, das entwürdigende Possenspiel mit Junkern, die als Spaßmacher auf sich herumreiten ließen, diese Atmosphäre geistloser und brutaler Blödelei. (Wenn Fridericus rex ins Ausland gehen sollte, was ich vorläufig bezweifle, so werden Amerikaner, Skandinavier und Franzosen an diesen Szenen ihre Freude haben. Frag sich nur, ob diese Freude nicht auf Kosten des deutschen Ansehens geht). Uebrigens hätten diese historischen Szenen ohne die Revolution nie gefilmt werden können. Die stärkste monarchistisch-militärische Propaganda fußt also auf den Errungenschaften des 9. November.

Die Zuschauer nahmen diese freimütigen Szenen aus dem Hohenzollernhause stillschweigend hin. Der Paradeschritt machte alle Sünden Friedrich Wilhelm I. gut Das ist das Schlimmste an der anbefohlenen Entwaffnung Deutschlands. Weil die Befreiung vom Militarismus den Deutschen nicht eigener Seele entsprungen ist, sondern von außen aufgenötigt wurde, deshalb ist das alte System jetzt glorifiziert. Ein

System soll von innen sterben. Nur dann ist es tot. Die Abtötung von außen drängt es nur in den Untergrund. Clemenceau hat Ludendorff gerettet. Er hat Potsdam in den Seelen in Abendsonnenbeleuchtung gerückt.

III

Als Film betrachtet, ist Fridericus rex eine der schönsten Leistungen der deutschen Kunstindustrie. Herr von Czerépy hat die Schönheiten von Potsdam und Rheinsberg geschickt verwertet. Er hat den besten Fotografen gehabt: Guido Seeber. Er hat dem Ganzen ein famoses Tempo gegeben. Er hat vorzügliche Darsteller gewählt. Zwar Otto Gebühr sieht für den jungen Fridericus, der als rotbackiges geckenhaftes Bürschlein geschildert wird, zu alt und zu faltig aus. Es war der reife Friedrich, der sich für die ersten Teile jung geschminkt hatte. Die grandiose Leistung dieser ersten Teile bietet Albert Steinrück, der den Friedrich Wilhelm I. als plumpen stolpernden Tyrannen mit einem teuflischen Augenblitzen und einem hämisch grinsenden Maul verkörperte. Eine mimische Leistung ersten Ranges. Wundervoll, in einigen Szenen, Erna Morena, als Kronprinzessin, mit einem Duseblick von unvergeßlicher Anmut. Auch die Rokokobewegungen der Darstellerin der Prinzessin Wilhelmine möchte ich preisen.

Die Aufführung dauerte sehr lang. Für meine Aufnahmefreudigkeit zu lange. Zwei Stunden Potsdamismus — man muß ein gelernter Potsdamer sein, um das gehorsam mitzumachen. Ich war froh, als ich in die frische Luft des Jahres 1922 hinaustrat.

DER ANGLER AM ZEITUNGSSTROM

. . . In grenzenloser Verzweiflung

Berliner Volks-Zeitung,
Freitag, 10. Februar 1922.

Die Rache des Verschmähten. Vor dem Schwurgericht des Landgerichts I stand gestern der Handlungsgehilfe Erich Stieler unter der Anklage des Mordes. Stieler hatte sich mit der 19 Jahre alten Elisabeth Wehner, die schon einmal verlobt gewesen war, verlobt. Es kam bald zu ernsten Zerwürfnissen, die schließlich zur Folge hatten, daß die W. mit anderen Männern „ging". Am

30. Oktober v. J. spiegelte die W. dem Angeklagten vor, daß sie eine Freundin besuchen wollte. In Wirklichkeit traf sie sich mit einem neuen Freund namens Klorin auf dem Alexanderplatz, um mit diesem ein Theater zu besuchen. Der Angeklagte eilte in grenzenloser Verzweiflung nach Hause, schrieb drei Abschiedsbriefe und wartete dann vor der Wohnung der W., bis diese erschien. Nach kurzem Wortwechsel gab Stieler drei Schüsse auf die W. ab, welche sie tot niederstreckten. Das Gericht erkannte auf nur zwei Jahre Gefängnis unter Anrechnung der vollen Untersuchungshaft.

Wenn der Handlungsgehilfe Erich Stieler, kein Werther, aber fast ein Othello, die zwei Jahre Gefängnis abgesessen haben wird: wird er der toten, neunzehnjährigen Elisabeth Wehner dann noch in Liebe gedenken? Wird er ihr Grab besuchen und von Reue zerfressen sein über seine Tat, die dem geliebten Mädchen den Tod gegeben, ihm selber aber das verfluchte Leben ohne Elisabeth gelassen hat? Wird er den Lokal-Reporter ausfindig machen, der die Notiz aus dem Schwurgericht des Landgerichts I in der Berliner Volks-Zeitung vom 10. Februar 1922 verfaßt hat, und ihm klarmachen, daß die ironischen Gänsefüßchen, der Sperrdruck und der Ton — (daß die W. mit anderen Männern „ging") — dort, wo es um Leidenschaft und Tod und Leben und grenzenlose Verzweiflung geht, eine journalistische Barbarentat sind, die kein up-to-date-Skeptizismus fortschmusen kann?

Zwei Jahre Gefängnis unter Anrechnung der vollen Untersuchungshaft — für einen Mord aus Leidenschaft — es ist nicht viel, und dem Täter selbst, dem zwei Jahre Gefängnismuße kaum zur Erinnerung an die tote Geliebte genügen werden, geschweige zum Vergessen — wahrscheinlich viel zu wenig. Daß aber der Lokal-Reporter ganz straffrei ausgeht —?!

Der niedere Witz, der im Angesicht einer Leidenschafts-Tragödie nicht erlahmt und erstarrt, weil er für die Wahrnehmung der Leidenschaft kein Organ und für die Tragödie nur das Klischee hat, welches ihre Alltäglichkeit feststellt — der Gott des Durchschnitts stellt immer nur die Alltäglichkeit fest! — jener niedere Witz, der doch stets etwas zu lachen haben muß, auch wenn vor seinen Augen die Herzen brechen, er denke doch einmal darüber nach, was es heißt, den Abend des Erich Stieler vom 30. Oktober v. J. zu erleben und — in grenzenloser Verzweiflung — nach Hause zu eilen: ich für meinen Teil bin der Ansicht, daß es der Höllen-

fürst nicht leicht haben wird, dem armen Handlungsgehilfen eines toten Tages mit den ausgekochtesten Strafen der Hölle zu kommen. Dem Mörder der Geliebten werden sie — im Vergleich mit jener grenzenlosen Verzweiflung vom 30. Oktober v. J. — als Vergnügungslokale mit ein wenig Jazzband-Folter vorkommen, nicht anders.

Hans Janowitz.

ZU DEM FILM-PREISAUSSCHREIBEN

Der Preis von 200 000 Mark, den die Richard Oswald A.-G. im „Tage-Buch“ für das beste Film-Manuskript ausgeschrieben hat, verdrießt einige grämliche Gemüter.

In einer norddeutschen Zeitung wird den Veranstaltern in herber Kürze vorgeworfen, das der Schillerpreis für das beste Drama 7 000 Mark, der Tage-Buch-Preis für den besten Film 200 000 Mark betrage. Erschüttert erwidern wir: Erstens ist der Schillerpreis eine dauernde Institution. Es ist also auch für den Schillerpreis, der regelmäßig verteilt werden soll, eine vielfach höhere Summe als 7000 Mark ausgeworfen worden. Aber selbst wenn die Rechnung stimmte, hätten wir sagen sollen: Guter Oswald, 200 000 Mark sind zu viel! Begnüge Dich mit einem Preis von 7 000 Mark!!

In einer westdeutschen Zeitung wird uns vorgeworfen: daß wir den Preis nicht zur Propagierung und Entwicklung des farbigen Filmes verwendet sehen wollen. Auf diesen Einwand ist zu erwidern: Wenn wir nur die Technik des Films verbessern, ändern wir nichts an seinem geistigen Gehalt! Es ist denkbar, daß mit der vollendesten Technik des farbigen Films das allermiserabelste Schundmanuskript glänzend herausgearbeitet wird. Im Uebrigen sind 200 000 Mark für einen deutschen Dichter viel, für technische Experimente wenig.

Die Verbesserung des Films muß vom Manuskript ausgehen. Das wissen wir Alle seit Paul Wegeners, seit Carl Meyers Filmdichtungen. Die Preisrichter werden glücklich sein, wenn sie eine originale Filmdichtung unter den Einsendungen treffen, die mit den besten technischen Ausdrucksmitteln eine neue Phantasiewelt offenbart. Eine schöne Gelegenheit ist geschaffen worden. An den deutschen Dichtern liegt es sie zu nützen.

WASSERMANNS „OBERLIN"

Die im Tagebuch abgedruckte Novelle Jakob Wassermanns erscheint demnächst in Buchform innerhalb des Bandes „Oberlins drei Stufen und Sturegang" (der „Wendekreis" 2. Folge) im Verlage S. Fischer, Berlin.

ANEKDOTE

PREUSSENLIEBE

Zum Czerépyfilm hat ein liebenswürdiger Leser des „Tagebuch" aus der Hohenzollern-Litteratur folgende Anekdote aufgefischt: Wenn Friedrich Wilhelm I. durch die Straßen Potsdams lustwandelte, flüchteten die Bürger, sobald sie ihn erblickten. Denn bei Begegnungen mit der Majestät kam meist eine Unannehmlichkeit für den Untertan heraus. Bisweilen aber holte der König einen Flüchtling ein, packte ihn am Rockknopf, schüttelte ihn, hob drohend den Krückstock und sprach halb bittend, halb grollend: „Hundsfott, Er, will er seinen König wohl liebhaben".

INHALT DES LETZTEN HEFTES:
(Heft 7):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamerstr. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W. 35, Potsdamer Straße 123b. Druck R. Abendroth, Riesa.


EMIL HEINICKE A.G
BERLIN SW KÖNIGGRÄTZERSTR. 12
FERNSPR. LÜTZOW 6297 · 6298 · KURF. 4626 · 6158 · 6829
FABRIK: MARIENDORF
LADENBAU
INNENBAU
EH
THEATER
KINOS ETC.
Verlangen Sie unser Album!



TONVEREDLUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

Berlin N. 24, Friedrichstr. 118/119 (Eingang Hannoversche Str.) (am Oranienburger Tor)

Telefon: Norden 2082—2084 / Telegr.-Adr.: Revalotag Berlin

Einige Besprechungen üb. das Philharmonische Konzert am 20. Dez. 21 mit Revalo-Instrumenten unter Leitung von

DR. ARTHUR NIKISCH

Signale vom 28. Dez. 21. Und die Proben, die uns mit den neuen Instrumenten geboten werden, können keinen Vorurteilsfreien über den ganz außerordentlichen Fortschritt im Unklaren lassen . . . . Über das wesentlich erhöhte Tonvolumen braucht man nicht zu sprechen. Es ist so offensichtlich, daß eine Erwähnung überflüssig scheint. Von der Quantität abgesehen, ist aber auch die Qualitätsfrage m. E. in bedeutsamer Weise gelöst worden . . . . Das glänzendste argumentum für die Revalo-Instrumente aber erbrachte doch Händels Concerto, in dem wahrhaft frappierende Wirkungen erzielt wurden. Die Erfindung hat ihre Probe bestanden.

Volkszeitung vom 25. Dez. 21. Eine Betrachtung der Klangwirkung der Streicher, vornehmlich der Geigen, läßt ihr außerordentliches Wachsen erkennen. Wie Wind in den Segeln bläht sich der Ton, prall und kraftvoll, daß es scheint, als wollten die Seiten springen, unter seinem Ansturm. Etwas in dem ausgedehnten Ton ist, was anmutet wie metallischer Beiklang. Strenges Unerbittliches beinahe, um nicht zu sagen mechanisiertes, liegt in ihm. Er ist von bestechlichem, aber kaltem Glanze . . . . In Händels Concerto-Grosso G-moll wirkte die Wucht der Streicher gigantisch, ohne jedoch das wundervolle Gelingen zu stören. Liszts Ungarische Rhapsodie Nr. 2 war zauberhaft, reizend und leidenschaftlich, von edelster Färbung.

Berliner Börsenzeitung vom 23. Dez, 21. Jedenfalls war, besonders bei den Geigen, der Eindruck diesmal noch weit günstiger als am ersten Abend. Dieser Eindruck war der, daß die tiefe Lage einen volleren, pastoseren Klang, die mittleren und höheren Lagen eine weichere, edlere Färbung angenommen haben . . . . Auch das Spiel des Solisten Einar Hansen gab dafür Zeugnis. Wie zartsinnig, wie einschmeichelnd süß klang seine Geige in dem Adagio des Mozartschen A-dur Konzerts . . . . Alles in allem ein Erfolg, der dem neuen Instrumententyp auf jeden Fall weitere günstige Aussichten eröffnet.

Berliner Morgenpost vom 25. Dez. 21. Wiederum erwiesen sich die Instrumente als auffallend stark, groß und dabei auch schön im Ton — Eigenschaften, die besonders im C-moll Concerto-Grosso von Händel zum Ausdruck kamen . . . . So hätten die Instrumente auch diese Feuerprobe erfolgreich bestanden.

Berliner Börsenkurier vom 23. Dez. 21. Ich kann nur soviel sagen, daß sowohl der Gesamt-Streichkörper, sowie die von den Solisten benutzten Instrumente ihrer Wirkung nach außen hin durchaus befriedigten, daher sich durch runden, weichen und klaren Ton auszeichneten.

Welt am Montag vom 27. Dez. 21. Ich grüße den Erfinder der neuen Revalo-Streichinstrumente, die sich der Konkurrenz mit den alten nicht zu schämen brauchen . . . . Ich grüße unsere Philharmoniker, die sich unter Nikischs Glanz und Adel entfalten ließen.

Reichhaltiges Lager von edelsten Solisten-Instrumenten, Geigen, Bratschen, Celli und Contrabässen. Veredlung von gebrauchten Instrumenten. Garantiert quintenreine Saiten und sonstiges Zubehör.



Erlebt seine
erste
öffentliche
Vorführung
am
4.
MÄRZ
im
Marmorsaal
des Zoo

des Zoo
Marmorsaal
im
MÄRZ
4.
am
Vorführung
öffentliche
erste
Erlebt seine



NOSFERATU

Eine Symphonie
des Grauens

Manuskript:
Henrik Galeen

Regie:
F. W. MURNAU

Bauten — Kostüme:
Albin Grau

Photographie:
F. A. Wagner

Musik:
Hans Erdmann



Erlebt seine
erste
öffentliche
Vorführung
am
4.
MÄRZ
im
Marmorsaal
des Zoo

des Zoo
Marmorsaal
im
MÄRZ
4.
am
Vorführung
öffentliche
erste
Erlebt seine



Das Tage-Buch / Heft 9 Jahrg. 3 / Berlin, 4. März 1922

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Märzwoche

Wenn der Herr Reichspräsident Ebert hyperempfindlich wäre — er ist übrigens durchaus nicht unempfindlich — und nach den Reden der Deutschnationalen im Reichstag auf seinem unverzüglichen Abgang bestände, so brächte er ganz Deutschland in Verlegenheit. Möglich, wahrscheinlich, daß es im Reiche einen bedeutenderen, vielleicht sogar einen geschickteren Präsidenten gibt als Ebert, im Augenblick wären alle Parteien in Verlegenheit, wenn sie einen Ebert-Ersatz nennen sollten. Wir stecken eben auf allen Seiten so tief im borniertesten Parteiensystem drin, daß weit und breit kein Mann aufzutreiben ist, der über die mittelmäßigste Parteilänge hinausragt. Das gewählte Haupt des deutschen Volkes muß eine kräftekonzentrierende Kraft besitzen, es muß ein Kopf sein, der moralischen Kredit bei Sozialisten und Konservativen genießt, es muß ein Name sein, im Ausland weder Mißtrauen, noch Mißverständnisse hervorruft. Der Reichspräsident muß sich zu seiner überparteilichen Aufgabe erzogen haben. Wo ist denn aber dieser Kopf zu finden? Die Kandidatur Hindenburg ist überall begraben. Niemand will mehr den greisen Herrn in seiner Hannoveraner Stille stören, ihm selbst genügt gelegentlich eine wackere Kommersrede an die freiwillig exerzierende Jugend. Die Kandidatur Gerhart Hauptmanns hat der Dichter selbst geschwind ausgestrichen. Er hat noch dauerhaftere Arbeit zu besorgen als den Stresemann und Ledebour Vermittlungsreden in den Bauch zu bohren. Wer ist noch da? Der Admiral Scheer wurde gelegentlich genannt. In dem Winkel, wo Scheer politisch warm geworden ist, leben einige mögliche Kandidaten. Aber wenn schon Scheer, dann gleich Kardorff, der zwar zur Deutschen Volkspartei gehört, aber doch nicht stinnensiert ist. Herrn Admiral Scheer würden die Engländer nur schwer verdauen können und Herr von Kardorff hätte in den letzten Wochen um einige Grade mutiger sein müssen. Gemessen an diesen Kandidaten ist Friedrich Ebert mindestens gleich würdig. Für ihn aber spricht entscheidend, daß sein Präsidententum die Entwicklung der Sozialdemokratie zur Staatspartei an jedem Tage still fördert, und in diesem Betracht ist er unersetzlich. Es sind in den sozialistischen Parteien immer natürliche demagogische Kräfte am Werk, die eine Politik der unverantwortlichen Agitation treiben. Durch Ebert ist die Sozialdemokratie an den

Staat, will sagen an eine Politik der Verantwortlichkeit gekettet. Ja, Ebert war Sattlergehilfe. Aber es handelt sich eben darum, daß die deutschen Sattler- und sonstigen Gehilfen endlich staatspolitisch denken und handeln lernen! Deshalb wird auch der nächste Präsident der deutschen Republik nicht anders heißen können, als Fritz Ebert.

Im Reichswehrministerium gibt es erfreulich ideenreiche Köpfe. Es ist ihnen jetzt eine Verordnung eingefallen, deren Witzigkeit namentlich in Paris bei Gelegenheit dankbar unterstrichen werden wird: eine Verordnung zur Pflege der Tradition des alten Heeres. Sie bestimmt, daß jede Kompagnie, Batterie und Eskadron der Reichswehr künftighin dazu erzogen werden soll, den Geist und die Überlieferung eines ehemaligen Vollregimentes aufrechtzuerhalten; und daß jede Kompagnie, Batterie und Eskadron deß zum Zeichen mit besonderen Abzeichen ausgestattet werde, die sie an ihre jeweilige Ahnformation allstündlich gemahnten. Das ist deutlich und voller Einsicht in Deutschland dringendste Bedürfnisse. Nur muß festgestellt werden: wenn auch den durchschnittlichen Reichsangehörigen ihr Geistes- und Gemütsleben somit eindeutig vorgeschrieben ist, bleibt doch unklar, was zum Beispiel Herr Geßler, der doch gewissermaßen auch zur Reichswehr gehört, künftighin zu denken und zu fühlen hat. Welche Tradition pflegt Herr Geßler, welches Abzeichen ist für ihn angemessen? Tradition und Abzeichen Moltkes, der für sein Schweigen bekannt war, oder Tradition und Abzeichen des Rekruten, der für sein Schweigenmüssen bekannt war?

Es war ein Opfer des Reichslandbundes, seine diesjährige Tagung nicht in Berlin sondern in Hannover an der Leine abzuhalten, wo es zwar dickere Beine, aber nur sehr viel weniger Kabaretts, Varietés, Dielen und sonstige geschätzte Amüsierlokale als in der Hauptstadt gibt. Indessen tat Jedermann sein bestes, wenigstens die Sitzungen selbst so possierlich zu gestalten, daß man gewohnte Vergnügungen nicht allzu sehr entbehrte. Ein gewisser parodistischer Einschlag war von vornherein schon dadurch gegeben, daß, während immerzu der Schrei nach Fachleuten ertönte, sämtliche Herren Agrarfachmänner dennoch nur über ihr Nichtfach Politik redeten. Das führte zu lustigsten Verwechslungsszenen im Einzelnen. Jemand trug ein Couplet wider die verfluchte Judenzwangwirtschaft vor; und da jeder der Anwesenden natürlich genau wußte, daß gerade die landwirtschaftliche Zwangswirtschaft von den guten Christen und Deutschnationalen Batocki und Michaelis gemacht worden ist, fand die karnevalistische Verdrehung brausenden

Beifall. Jemand sprach über die Staatsgesinnung, und definierte sie so: „Wir folgen getreulich der Regierung, aber nur einer Regierung, die so aussieht, wie es uns gefällt!"; die kühne Persiflage dieser Pointe wurde dröhnend bejubelt. Und als gar ein Herr, der sich wohl nur scherzeshalber Lehmpfuhl nannte, die revolutionäre Gesinnung, die sich im Reichslandbund gottseidank immer kräftiger bemerkbar mache, als konservatives und aufbauendes Prinzip feierte, da war der Erfolg der Truppe gesichert. Sie müßte sich freilich davor hüten, ihr Programm immer noch mit gar zu vielen abgeklapperten Nummern zu belasten. Aber was will man tun, wenn als Manager ein Herr von Wangenheim fungiert, der seit dem 13. März 1920 sein ganzes Gedächtnis verloren hat?

Nun sitzt Peter Grupen wieder in der Zelle. Man darf, um Gotteswillen, nicht Jurist sein, sonst kann man das Groteske dieser Situation nicht erkennen. Nicht-Juristen verstehen folgenden Sachverhalt: Grupen wird zum Tode verurteilt. Natürlich daneben noch zu ein paar Jahren Zuchthaus. Ordnung muß sein. Die Revision wird bestätigt. Grupen wird aber nicht hingerichtet. Es muß nämlich noch ein zweites Verfahren gegen ihn geführt werden. Mehr als seinen Kopf kann zwar Niemand verlieren und den hat Grupen schon verspielt. Aber Ordnung muß sein. In der Zwischenzeit will Grupen an sich selbst Justiz üben. Er wird vor dem Selbstmord zurückgehalten und für den Henker aufbewahrt. Ordnung muß sein. Die neuen Vorerhebungen über die mögliche Ermordung der verschwundenen Frau Grupen werden eingeleitet. Inzwischen flieht Grupen aus dem Zuchthaus. Ordnung muß wohl sein, aber ein Kerl voll Lebensdurst und Kommandokraft weiß Mithäftlinge und Gefängnisbeamte zu zähmen, er ist stärker als die Ordnung. Draußen hat die Organisation der Flucht nicht geklappt, so kehrt Grupen auf unerklärten Wegen wieder in die Strafanstalt zurück. Plötzlich steht er vor seinen Wächtern, offenbar nicht mehr selbstmordlustig, sondern durch das Abenteuer in dem Glauben gefestigt, daß ein unerschütterlicher Wille stärker ist als Zuchthausmauern und -gitter. Nun wird man gegen ihn neu verhandeln. Wie aber, wenn Grupen im zweiten Prozeß einen neuen Verdacht geschickt entstehen läßt? Irgend ein ungesühntes Verbrechen wird sich in seiner Vergangenheit schon finden. Da Ordnung sein muß, wird dann noch ein drittes Verfahren nötig sein. Wenn Grupen mit seinen Geständnissen haushälterisch umgeht und seine Bekenntnise weise dosiert, dann kann er den deutschen Paragraphenhütern vielleicht noch einige Verfahren entlocken? Im Laufe von einigen Jahren kann er vielleicht ein halbes Dutzend wohlbegründeter Todesurteile und Zuchthausstrafen sammeln.

Während der Wartezeit kann sich vielleicht ein oder das andere überraschende Zwischenspiel ergeben. . . . . In dem Zuschauer, der diese schaurige Grupen-Komödie übersieht, entsteht unwillkürlich ein Gefühl des Bedauerns, daß eine Vitalität von solchen Graden, eine so unbezwingliche Lebenskraft nicht sozialen Zwecken dienstbar gemacht werden konnte. Teufelsenergien wie die Grupens sind in der bürgerlichen Welt rar geworden. Ist einmal eine erfinderische, wilde Lebenskraft in dieser ermatteten Welt, muß sie gerade in das Gehäuse eines grandiösen Schurken gefahren sein!

COLIN ROSS

DEUTSCHLAND VON SÜDAMERIKA AUS

Hätte Propaganda wirklich Einfluß und Wirkung, die wir ihr nach dem Kriegsausgang zuzuschreiben geneigt sind, so sähe es um das Ansehen der deutschen Republik in Südamerika schlimm aus. Hemmungslos ergoß sich fünf Jahre lang über ganz in französischem Geist aufgewachsene Völker die Ententepropaganda. Und als sie nach Waffenstillstand und Friedensschluß abzuflauen begann, traten an ihre Stelle die nicht weniger heftigen Anfeindungen und Beschimpfungen der jungen Republik und ihrer Regierung durch die eigenen deutschnational gesinnten Volksgenossen im Ausland.

Statt dessen findet man jedoch, wenigstens unter den Einheimischen —, die Deutschen und Deutschstämmigen stehen ja leider zu einem großen Teil in offener Feindschaft gegen das heutige Deutschland — eine wachsende Sympathie und vor allem ein fast rührend zu nennendes unerschütterliches Vertrauen in die wirtschaftliche Kraft, die Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes. Man findet wenig Südamerikaner, die nicht davon durchdrungen sind, daß Deutschland in kurzer Zeit seine Weltgeltung und seinen früheren Platz unter den Völkern wieder erobert haben wird.

Auch in jenen Staaten, die im Weltkrieg an der Seite unserer Gegner teilnahmen, wie in Brasilien und Uruguay, breitet sich diese Stimmung immer mehr aus, wie ganz allgemein jene während des Krieges alliadophilen Kreise heute Annäherung an Deutschland suchen. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht ein Anspruch Silva Vindosolas, des Chefredakteurs des „Mercurio" in Santiago de Chile mir gegenüber. Der „Mercurio" war während des Krieges das schlimmste Hetzblatt gegen Deutschland, und auch Silva Vindosola, der in Frankreich und Belgien als Kriegsberichterstatter weilte, schrieb ein recht gehässiges Buch über Deutschland. Vor meiner Abreise von Santiago erklärte mir der gleiche Silva Vindosola:

Richtschnur der europäischen Politik seines Blattes sei nunmehr das Eintreten für den politischen und wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutschlands. Dieser sei unumgänglich für die Konsolidierung Europas, die ihrerseits für Südamerika lebenswichtig sei, da es nur dann darauf rechnen könne, seine Rohprodukte abzusetzen. In gleicher Weise hat auch die in Buenos Aires erscheinende „Nacion" ihre Haltung Deutschland gegenüber gewechselt und insbesondere einen ebenso umfangreichen wie von objektivem, ja freundlichem Geiste gehaltenen Nachrichtendienst aus Berlin eingerichtet.

Hier ruht der eine Pfeiler der südamerikanischen Sympathien für Deutschland: die klar erkannten eigenen wirtschaftlichen Interessen, die eine Wiedererstarkung Deutschlands und eine Revision des Versailler Friedens fordern.

Der andere Pfeiler aber ruht durchaus auf ideellen Momenten. Die Südamerikaner sind von ihren spanischen wie ihren indianischen Ahnen her ein durchaus ritterliches Volk, das stets Partei für den Schwächeren zu nehmen geneigt ist. Wenn die Alliierten während des Krieges so starke Sympathieen für sich gewinnen konnten, so in erster Linie, weil man in Frankreich und Belgien die brutal vom stärkeren Nachbar Überfallenen sah. Das hat sich geändert, seitdem Frankreich Ludendorff'sche Politik treibt und das Evangelium von den imperialistischen Notwendigkeiten und militärischen Sicherungen aufgenommen hat. Frankreich ist das beste Beispiel dafür, wie wenig Propaganda an sich auf die Dauer nützt, wenn sie nicht von großen Ideen getragen wird. Frankreichs Propaganda in Südamerika ist nicht schwächer geworden, im Gegenteil, es schickt einen Staatsmann oder General als Propagandisten nach dem andern hinüber, aber der Erfolg wird immer kleiner und die Sympathieen für das „edle und gerechte Frankreich" schwinden.

Allerdings, die großen und tragenden Ideen fehlen bisher auch auf deutscher Seite. Wir haben für uns nur unser Unglück und die Last, die auf uns ruht. Jedoch beurteilt man in Südamerika unsere Art, es zu tragen, gerechter als wir selbst, wie auch die Südamerikaner lateinischen Blutes Ehrfurcht vor dem verzweifelten Heldenkampf des deutschen Volkes haben, im Gegensatz zu jenen Auslandsdeutschen, die von der Legende „vom Dolchstoß und dem schmählichen Selbstverrat des deutschen Volkes" nicht loskommen.

In Südamerika bekommt man doch ein wenig die Meinung, daß wir alle, selbst die wohlmeinenden Beurteiler der Republik, bei der

Kritik an unseren Zuständen und den bisherigen Leistungen des republikanischen Deutschland allzu hohe Forderungen stellen.

Südamerika hatte nach der Befreiung von der spanischen und portugiesischen Herrschaft fast ein Jahrhundert Bürgerkrieg, Anarchie und Chaos durchgemacht, und seine Politiker wissen, was es heißt, nach Krieg und Revolution eine neue Staatsordnung aufzubauen.

Einer der bedeutendsten und erfolgreichsten südamerikanischen Staatsmänner, der argentinische Staatspräsident Hypolito Irrigoyen, — dem bekanntlich allein und ausschließlich Argentiniens Neutralität im Weltkrieg zu danken ist — äußerte sich mir gegenüber voll höchster Bewunderung und Anerkennung über Deutschland, daß es verstanden habe, nach einem derart katastrophalen Zusammenbruch eine neue politische und wirtschaftliche Ordnung aufzubauen. Er zeigte sich auch in Beurteilung der zukünftigen Entwicklung wesentlich gerechter als jene Volksgenossen, welche einen durch Krieg und Revolution zerrütteten Staat an einem messen, der vierzig Jahre Frieden hinter sich hatte. Irrigoyen schätzte, daß Deutschland noch etwa ein Jahrzehnt brauchen würde, um sich völlig zu konsolidieren. An dieser völligen Konsolidierung hatte aber auch er keinen Zweifel.

Die Weimarer Verfassung und die jetzige Regierung sind viel stärkere Faktoren zu Gunsten Deutschlands als man bei uns, selbst auf linker Seite, anzunehmen geneigt ist. Der Gedankengang des Südamerikaners ist dabei etwa der folgende: Wie viel hat dieses Deutschland schon unter dem kaiserlichen Regime geleistet. Welche Entwicklung wird es erst nehmen, wenn die mancherlei Hemmungen des autokratischen Systems gefallen, und wenn einmal die Folgen von Niederlage und Revolution überwunden sind. Zu dieser Erinnerung an die wirtschaftlichen Leistungen dieses alten Deutschland tritt die Bewunderung aller Südamerikaner, die das nachrevolutionäre Deutschland besuchten, für die Art, wie in Deutschland wieder gearbeitet wird. Diese Bewunderung steht in merkwürdigem Gegensatz zu den Lamentationen der deutschnationalen deutsch-südamerikanischen Zeitungen, die über die Republik zetern, weil in ihr die Arbeiter nicht mehr arbeiten wollten.

Allerdings, wenn man dann in Deutschlsnd inmitten von Streik und kleinlichstem Parteienkampf all die Misere unserer Zeit am eigenen Leib wieder neu erlebt, möchte man mit wehmütigem Zweifel des freudigen Optimismus' seiner südamerikanischen Freunde gedenken. Allein vielleicht haben sie recht. Zum mindesten sind sie Ansporn und Hoffnung, und uns allen tut es ganz gut, sich Deutschland von Zeit zu Zeit nicht nur mit unserem Pessimismus, sondern auch mit südamerikanischem Optimismus anzusehen.

Richard Dehmels Briefe sind vulkanische Entladungen. Herausgeschleudert mit der ganzen Wucht seines Wesens, müssen sie noch in den Händen der Empfänger geglüht haben. Auch heute — Frau Ida Dehmel hat jetzt bei S. Fischer einen 400 Seiten starken Band „Ausgewählte Briefe" herausgegeben — sind nur einige dieser Briefe versteinte Glut von gestern. Die meisten dieser aus dem Herzen lodernden Briefe sind noch heute heiß und lebendig. So ist dieser Band Briefe eine Autobiographie von mutigster Nacktheit. Doch Dehmel war ein grübelnder Hedoniker. In diesen Briefen ist ebenso viel Leidenschaftslust wie Lust des Denkers. Mit Erlaubnis von Frau Ida Dehmel drucke ich hier ein paar herrliche Briefe an Liliencron ab. Die bedeutendsten, die nacktesten Briefe Dehmels muß man in dem Band selbst nachlesen.

Berlin, 27. 1. 92.

Lieber, lieber Detlev!

Das hat uns sehr erschüttert. Meine Frau hat weinen müssen. Mir ist ganz bange geworden vor der Zukunft; wer kann für seine Leidenschaften gutsagen?! „Mais priez Dieu, qu'il veuille nous tous absoudre", wie der alte Francois Villon so furchtbar melancholisch spaßt (kennen Sie sein Galgenlied? erschütternd!) Lieber Detlev, — Deti (wie Ihre Verlassene klagt; was muß sie für ein süßes, zärtliches Kinderherz haben!) —

lieber Deti, ich bin so ein schlechter Tröster. Ich fühl' es viel zu sehr alles mit, erst Ihre tiefe Zerschlagenheit. und wie Sie dann die Zähne zusammenbeißen. Nein, nicht unterkriegen lassen! Leben wollen wir, leben! Keine Todesgedanken! Sie dürfen nicht so rasch wegsterben! Ich würde den Krieg verfluchen, der solche Opfer fräße; noch mehr verfluchen, wie ohnehin. O Gott, ich kann garnicht drüber weg. Ich hatte nicht geahnt, daß Sie so furchtbar unter Ihrer Natur zu leiden haben. Ich hatte Sie fast schon beneidet um Ihren sonnigen Lebenstaumelgang, trotz aller Stürme und Nebel; ich hatte fast schon gemeint, Sie würden meine Eheschmerzen, die ich Ihnen neulich klagte, garnicht ganz begreifen. Und nun schicken Sie mir diesen Brief voll Gram und Selbstanklagen und Todesahnungen, lieber Detlev, und suchen nach Entschuldigungen für Ihr freies, wildes Herz. Nicht doch, Lieber! Hat es Ihnen denn nicht Gott geschenkt? „Nenn's Liebe — Name ist Schall und Rauch." Würde denn dies liebewilde Herz so beglückend Brust an Brust geschlagen haben ohne diese unzähmbare Wildheit? Ist nicht jedes Weib, mit dem Sie Liebe genossen, durch dieses zügellose Herz unendlich mehr im Augenblick beglückt gewesen, als durch jahr-

lange zahme „Treue“? Jubeln Sie doch, Sie ewiger Bräutigam, dem die ganze Welt ein unaufhörlich neues Märchen ist! ohne Sünde und Vergebung, sondern nur voll „Lebenslust in Unschuld“! Oh daß ich diesen Kindersinn hätte! —

Sie Einziger, der nicht grübelt in dieser unsrer „sittenfinstern“ Zeit (welch schlagendes Wort!), in der wir Alle uns und Andre krank und müde hetzen auf der Suche nach dem neuen „Gewissen“. Sie, dem Natur, die ewig sündenlose, das herrliche Herz in die Brust gelegt hat, das frei sein kann, ohne frech zu werden! Das ist Ihre „Entschuldigung“. (Schluß fehlt.)

Berlin, 15. 2. 92.

Wie hast Du mir mit Deinem Brief wieder Mut gemacht, Du Lieber! Dank, Dank! Nur bitte ich Dich immer wieder: heb mich nicht so in den Himmel — und noch dazu auf Deine Kosten! Mein Glück und Unglück, das ewig reflektierende Bewußtsein, läßt mich meinen Wert als Mensch und Dichter genau so klar sehen, wie meine Defecte, und umgekehrt; und je mehr Du mich lobst, desto heftiger fühle ich meine Schwächen und Unzulänglichkeiten. Das glaube mir! — Der Pole*) sagt, ich sei der „Hahnrei meines Bewußtseins“; das ist ein vorzügliches Wort und trifft den Nagel auf den Kopf. Wie bist Du groß in Deiner Unbewußtheit! Nächstens werde ich Dir eine Nr. der „Sphinx“ schicken, worin ich ein paar Worte über Dich geschrieben habe, über Deine Aldebaran-Vision; Du wirst Dich wundern, welche tiefe, ewige Idee ich Dir in diesen wunderbaren Versen nachweise, Du Überbescheidener, Du Seher!

Nein: Strindberg ist nicht zu mir gezogen. Vielleicht kommt er aber einmal plötzlich angerückt mit seinem grünen Sack. Er ist kein Mensch, dem man geradezu etwas anbieten kann: er muß in Allem die Einbildung des freien, autokratischen Entschlusses behalten: ein König. Das ist es, was die Friedrichshagener Hamsterherde nicht an ihm begreifen konnte. Und dann ist er ein furchtbar unrastiger Wandermensch. Inzwischen war er schon wieder eine Woche in Weimar, ich glaube im Grunde nur deshalb, weil er's in der Pension, wo er wohnte, nicht länger aushalten konnte; weil's ihm aber in seiner zarten Herrenseele peinlich war, den Leuten zu kündigen, hat er die Reise angetreten, um jetzt nach der Rückkehr ungeniert ein anderes Logis beziehen zu können. Und schon jetzt geht er wieder mit der neuen Regung um, nach Eng-

*) Przybizewski.

land oder Finnland weiter zu wandern. Man hat ihn hier, weil sein stolzes Rückgrat nicht vor Neumann-Hofer, Harden, Brahmcheleben und Consorten dienern kann, in der Presse kaltgestellt, und infolgedessen sind denn auch die Herren Theaterdirektoren kühl geworden: seine großartigen neuen Stücke lagern ab, bis die „Berühmtheiten" des Tages mit ihrem Quark vor die Leute gekommen sind. Und trotzdem, unvermindert, rastlos, unverdrossen, dieser unglaubliche Arbeitstrieb! Nulla dies sine linea. Wie ein Geysir speit sich diese heiße Nordlandsseele aus. Eben: riesenhaft! Und so freudlos dieses Gottgehirn! Es ist schaurig, wenn sein irres Frauenlächeln plötzlich abreißt und sich in Medusenstarre umkehrt. Nein, Lieber: diesen Namen kann man richtig nur mit Lapidarschrift schreiben: STRINDBERG. „In einen grünen Sack gewickelt"; ich weiß wohl, daß nur Eingeweihte die reale Beziehung dieser Zeile verstehen können. Aber trotzdem gehört sie hin; denn sie soll ja auch zugleich das grausige Gebaren der „schönen geistesirren Frau" versinnlichen. Sie nimmt einen grünen Sack, um ihre Blöße zu bedecken, mit der blöden Freude, die der Wahnsinnsmensch an seltsamen Kleidungsstücken und grellen Farben bekanntlich hat. In dieser Hinsicht ist die Zeile also auch für Fremde sinnvoll, etwa wie ich einem irren Mann einen gelben Schleier oder sonst dergleichen zur Bekleidung geben könnte.

Pankow, Donnerstag, 12. 7. 94.

Mein geliebter Detlev!

Gestern also war das Böcklin-Bankett. Wärst Du doch dabei gewesen, daß ich ab und zu mit einem Menschen hätte reden können: die andern Pansgenossen waren gestern Abend Alle mehr oder weniger Geschäftsleute. Natürlich außer Böcklin und Klinger. Die saßen unter den zwei Dutzend wie die Jesusse: „meine Gedanken sind nicht eure Gedanken" — und so mocht' ich mich an sie am allerwenigsten herandrängen. Ich habe nur ein paar belanglose Worte mit ihnen gewechselt, aber desto mehr sie angekuckt. Mit Böcklin ist überhaupt nicht mehr viel zu reden. Er macht den Eindruck einer alten Eiche, durch die der Blitz gefuhrwerkt ist und die sich nicht mehr erholen kann. Nur als Klinger kam, leuchteten seine Augen plötzlich auf, ordentlich wie eines Vaters Augen, und dann ermahnte er immerfort den Kellner: „bringe Sie bitte dem Mann da zu esse, dem Mann da", woll vier- fünfmal. es war unsächlich rührend. Sonst schien er kaum zu wissen, was und mit wem er sprach; es kam Alles wie aus einem Automaten. Seine Augen sind meergrau, aber erloschen, glanzlos, wie die See nach dem

Sturme. Aber welcher herrliche Schädel auf der stämmigen, mittelgroßen Gestalt! Er hat ganz den Schädel Bismarcks, nur das silbergraue, kurzgeschorene Haar ist noch vollkommen dicht. Und dann natürlich sind Nase und Kinn des Schweizers viel, viel edler als bei Bismarck und noch massiver. Der gleichfalls kurzgehaltene, in spanischer Art gestutzte Vollbart ließ die markigen Linien des Unterkiefers wundervoll durchschimmern.

Klinger ist größer als er, etwa von meiner Größe, nur breiter und muskulöser, ohne aber stämmig zu wirken, sondern eher geschmeidig-nervös. Sein Handgriff ist geradezu stählern. Seine Augen scheinen mir an Ausdruck, Licht und Farbe den meinen zu gleichen, wirken aber anders, weil sein Haar und Kinnbart rotblond sind und auch seine Gesichtsfarbe stark ins Rötliche spielt, ins robust Rötliche; dann liegen auch die Augen tiefer in den Höhlen als bei mir. Er hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Wolfgang Kirchbach, den Du ja kennen wirst; nur ist bei Kirchbach jeder Zug flacher und zierlicher, gleichsam als wäre Barocco-Kopf ins Rococo übertragen.

Über den äußeren Verlauf der Sache wirst Du in den Zeitungen lesen. Der innere war wie gesagt das Geschäft: die Breitschlagung der Eingeladenen zur autoritären und pekuniären Unterstützung des Unternehmens. Das ist denn auch ganz gut gelungen, fast zu gut. Man ging beim Kaffee sogar so weit, schon eine Liste zirkulieren lassen zu wollen für die Beitragslustigen. Das wurde mir denn doch zu bunt, und ich erklärte ziemlich grob, wir, d. h. die modernen Künstler, hätten nicht nötig, mit dem Hut in der Hand herumzugehen, und es sei unwürdig, einen solchen Abend in solcher Weise zum Abschluß zu bringen. Mir wurde das zuerst höllisch verdacht, besonders auch von Ottju und Meier-Gräfe; nachher im Café überzeugte ich sie aber, daß meine Gefühlsaufwallung zugleich das Klügste getroffen hätte. Stell Dir bloß mal vor, wenn am andern Tage in den Blättern zwischen den Zeilen gestanden hätte: Arnold Böcklin wurde von seinen Getreuen vorgeschoben, um unter seinen Fittigen den Klingelbeutel für den PAN zu schwingen! — Es war mir sowieso schon ein Stich ins Herz, als man den herrlichen Alten beim Diner langsam dazu preßte, ein paar Worte für das Unternehmen zu sagen, trotzdem er sich vorher ausbedungen hatte, nicht reden zu brauchen. Mit seiner noch immer gelähmten Stimme, mit den dunklen schweizerischen Kehllauten ächzte er als förmlich heraus:

„Moi Herre, der Pân soll lâbe, ho — !"

Dann kuckte er sich um, wie ein fragendes Kind, ob er sei' Sach' auch gut gemacht habe. Na, das feurige Hoch der Andern beruhigte ihn wohl darüber, und so wurde er allmählich zutraulicher. Ottju saß ihm schräg gegenüber, und dessen herzgewinnendes Gesicht bewegte ihn wol, einige Worte in die Unterhaltung zu werfen. Er sprach Allerlei auf ihn ein, ohne zu wissen, mit wem er es zu tun habe, trotzdem ihm Otto Julius schon mehrfach seinen Namen genannt hatte. Endlich schien etwas in ihm aufzudämmen: „Jo, wie heiße Sie eintli?" — Bierbaum — Och, jo, Bierbaum; Sie sünd der Hörr Bierbaum. Jo: von Döm hob ich scho Gedichte gelese". Ottju war natürlich selig.

Klinger war äußerst schweigsam. — —

KURT HILLER

ANTILITTERATUR

Genie ist . . nicht allemal der schöpferische Mensch; denn jemand kann schöpferisch — und beschränkt sein. Genie ist . . nicht allemal der universale Mensch; denn jemand kann universal — und zeugungsschwach sein. Genie ist: der schöpferische Universale. Aber selbst diese Bestimmung reicht nicht aus. Denn ein sowohl schöpferischer wie universaler Mensch kann als Schöpfer beschränkt sein und seine Universalität außerhalb seiner Werke auswirken. Genie ist also: jener schöpferische Universale, der seine Universalität in seine Schöpfung tut

Die Grenze zwischen Dilettantismus und Genie ist kaum festzulegen; der Geniale ist allemal ein ins Heroische gesteigerter Dilettant Aber Genie und Talent grenzen überhaupt nicht aneinander.

Ein Freund sagte zu mir: „Es gibt kein Genie; es gibt nur Fleiß. Was ich will, kann ich auch." Ich erwiderte: „Ja, aber ich will dann nur, was ich kann!"

Unsre wissenschaftliche Litteratur wäre nicht halb so gehirnlos, wie sie ist, entschlössen sich die Gehirne, auf wissenschaftliche Art zu arbeiten. Aber dazu sind sie zu vornehm oder zu faul. In Deutschland kommen Präzision und Tiefe, Akribie und Universalität, Treue und Fülle, Disziplin und Genie, Exaktheit und Synopsis immer nur getrennt vor. (Die Gegenbeispiele sind spärlich — und meist tot.)

„Man kann ohne Geist sogar ein großer Gelehrter sein" — dieser Satz der „Götzendämmerung" gilt morgen, wie er gestern galt; und emotionsfeindlichen Aufgeblasenen, die, um sich mit einem Schein von Recht aller Verantwortung zu entziehen, jenen Begriff von „Wissenschaftlichkeit" buken, in dem Sterilität Sittenvorschrift ward, — solchen Typen haben wir, wenn nicht den Garaus zu machen, so doch den Goldglanz zu zerstören, den der Bildungsmensch ihren Häuptern umhalluziniert.

Sitzfleisch ist ein unzulängliches Surrogat für Hirn.

Die Wissenschaften zerfallen in nützliche (zum Beispiel: Zahnheilkunde) und überflüssige (zum Beispiel: Rechtsgeschichte). Während nun eine nützliche Wissenschaft unentbehrlich ist, wie das Schustern, und mit Geist soviel zu tun hat wie das Schustern, hätte eine überflüssige schon mehr mit dem Geist zu tun als das Schustern — wenn sie nicht eben überflüssig wäre und Überflüssigkeit unter allen Umständen noch entfernter vom Geist als das Schustern.

Philosophie, ihrer Idee nach Geist, ja geistigster Geist, nämlich Quintessenz allen Geistes —: wie empörend haben die Eingesetzten diese edle Essenz zu verfälschen, zu welch ekler Flüssigkeit haben „Fachphilosophen" sie zu denaturieren beliebt! Es ist da seit Schopenhauer nicht besser, eher schlimmer geworden. Der Lehrstuhldenker — sofern er überhaupt mehr tut als unzulänglich das nachzudenken, was Denker ihm vorgedacht haben — benagt sein Sonderproblemchen und steht vor entscheidenden Fragen ahndevoll wie ein Tuchagent.

Es kommt in der Philosophie nicht bloß auf Richtig und Falsch an, sondern auch sehr auf die Wertigkeit des Problems, das gelöst werden soll. Nicht das macht den Philosophen aus, daß er auf beliebige Fragen „richtige" Antworten erteilt; sondern: was für Fragen er sich stellt. Ein müßiger Streit, welcher von beiden Denkertypen vorzuziehen sei: derjenige, der denkbehördlich vorgeschriebene, vordergründige Fragen korrekt, oder der, der die höchsten problematisch behandelt. Der nützlichere von beiden wird vielleicht der erste sein; der philosophischere sicher der zweite. Aber konservativen Regierungen paßt natürlich der erste besser in den Kram; da jeder Dozent eine „Schule" für sich bildet, so kommen die armen Scholasten, vor lauter Schulenstreit, das

heißt hier: vor lauter Streit um methodologische, formale, präphilosophische Affären, gar nicht zum Kern menschlicher Fraglichkeiten; vor lauter Gezänk zwischen Pharisäern und Sadduzäern im Vorhof gar nicht zum Heiligtum; vor lauter Spintisieren nicht zum Philosophieren, . . wodurch denn ihre Gefährlichkeit fürs Bestehende in der Tat erheblich vermindert wird.

Eine wichtige Frage, falsch beantwortet, ist etwas Richtigeres als: eine gleichgültige Frage, richtig beantwortet.

Ist Ethik die Lehre davon, wie der Mensch handeln, nach welchem Gesetz er sich entscheiden soll, dann gibt es keine „wissenschaftliche", das heißt mit nachweisbarer Objektivität und Allgemeingültigkeit ihrer Normen ausgestattete Ethik, sondern nur eine vom Willen dekretierte. Dieser Wille muß durchaus nicht ein bloß subjektiv-individueller, er kann vielmehr der typische Wille des verantwortlich fühlenden, des geistigen Menschen sein, des Menschen mit der großen Ich-Erweiterung.

O Absturz des Kritizismus ins Bodenlose! O völlige politische Impotenz aller „wissenschaftlich" seinwollenden Ethik! Begreift man es noch nicht? Sollphilosophieren, das auf ein oberstes Materialprinzip verzichten zu dürfen oder gar verzichten zu müssen glaubt, sterilisiert sich, annihiliert sich, überantwortet die empirische, räumliche, menschliche Koexistenzwelt . . der Anarchie, bewirkt also genau das Gegenteil dessen, was der praktischen Vernunft in Wahrheit als Aufgabe gesetzt ist: Organisation des Stoffes.

Kritizismus, falls er sich treu bleibt, denaturiert den Willen, lähmt die Tatkraft, entmannt. Ein Kantianer schrieb mir: „Als wissenschaftlicher Mensch stehe ich, trotz aller Sympathie, auch dem Aktivismus kritisch gegenüber." — Hätte er ihn voll erfaßt, würde er vielmehr . . auch dem Kritizismus aktiv gegenüberstehen.

Der Seriöse entrüstet sich über gewisser Autoren „Paradoxe" — und wird verdrießlich, sobald sie ihm keine auftischen. In jedem Falle enttäuschen sie ihn: entweder seine sittliche Forderung oder sein sinnliches Verlangen.

Ein „Geistreicher", der sich schämte, es zu sein, obwohl er es nicht willentlich, sondern halb aus Versehen, halb aus Zwang war, fing so sein neues Werk an: Mit einem Fluche laßt uns beginnen! Mit einem derben und unwiderruflichen Fluche . . auf die Paradoxie! Mit einem Fluch und einem Gelöbnis: Wir Schreiber wollen endgültig nicht mehr leckere Sätze hinlegen zum Schlecken der Feinschmecker mit ihrem Intellektrüsseln, sondern schlichtest uns überlegen: Was ist zu tun, um von dieser Kugel die Qual zu kehren, um Unheil (abstellbares) auf diesem Stern in Heil zu verwandeln, um das verlorene Paradies unsern Nachfahren wiederzugewinnen — was ist da zu tun? Und wollen die Ergebnisse solchen Überlegens aufs Schreibpapier bringen und aufs Druckpapier. Diese Aufgabe aber ist so schwer, das Unheil-Heil-Problem so verwickelt, daß wir es nicht noch künstlich durch geistreiche Übertreibungen, prickelnde Tief- und Schiefschaltungen verkomplizieren wollen. Seien wir nicht paradox, sondern seien wir, selbst auf die Gefahr der Banalität hin, aufrichtig! Einem Frierenden ist mit ein paar banalen Kohlen mehr gedient als mit einem raffiniert facettierten Diamanten, mit welchem er seinen Ofen ja nicht heizen kann; und: sind wir alle nicht Frierende in der Eisigkeit dieser Barbarei-Ära?

Wie töricht, eine Meinung als „banal" anzugreifen! Als ob man mit dem Anwurf „Banalität!" irgendetwas widerlegte! Eine Behauptung kann banal und richtig sein, während falsche Behauptungen oft sehr unbanal sind — dann zum Beispiel, wenn sie von dumpfen Schwärmern oder koketten Luxusskriblern herrühren. Banal sind alle dürftigen Wahrheiten und alle elementaren.

Wir wollen keine Litteratur unter Glas (wie eine Nippesfigur, wie eine Pritzelpuppe); wir wollen eine Litteratur, die birst vor Tendenz, nicht Litteratur zu bleiben.

HAUPTMANNS „INDIPOHDI"

I

Dreimal, in kurzer Frist, in Dresden. Bei Heimanns „Carell", bei Hasenclevers „Gobseck", bei Hauptmanns „Indipohdi". Nun, da Berthold Viertel, der belebende, anfeuernde, versuchende Geist des Dresdener Staatstheaters nach Berlin kommt, wird die Reise nach Dresden seltener werden. Herr Reucker, der neue Intendant, der bedeutendste Inspizient des deutschen Theaters, muß, seiner trivialen Natur folgend, die lebendigste Epoche des Dresdener Schauspielhauses beschließen. Beiläufig: Sachsen hat eine sozialistische Regierung. Ist es nicht beschämend, daß die neuen Herren so gar kein Wissen, gar keine Witterung für künstlerische Notwendigkeiten haben? Mit Herrn Reucker, dem idealen Stadttheaterdirektor für Pirna, kann sich weder Hofmannsthal, noch Sternheim, noch Joachim von der Goltz verständigen. Muß sozialistische Regierung instinktive Begünstigung der Trivialität bedeuten? Ach, dieser Abend war wahrscheinlich ein Abschied von Dresden!

II

Hasenclevers „Gobseck" bedeutete eine dramaturgische Übung des Verfassers. Er gab Theater. Hasenclever'sches Theater: Komprimierte Dialoge, elektrisch geladene Situationen, gewollte Theaterkontraste. Dann und wann begleitet von der leuchtenden Musik Hasencleverscher Lyrik. Ein Versuch Hasenclevers, einmal nicht von sich zu sprechen, nicht aus dem Innern heraus, sondern Theater zu bauen, Theater für Theaterleute. Ein Versuch, wichtig — für Hasenclever. War seine letzte Dichtung „Jenseits", so war diese Arbeit „diesseits". Kein Grund, Hasenclever zu zerfleischen, sofern Kritiker sein nicht ein öffentliches Metzgergewerbe bedeutet. Diese technische Übung wird ihm nützen, das nächste Mal, wenn es ihm auf wichtigere als technische Dinge ankommen wird. Es kommt auf den Komplex eines Dichters an, auf seine dichterische Essenz, auf sein Weltbild. Die Metzger grinsen, wenn sie einem Dichter sagen können: Gestern. Ich ging von „Gobseck" mit einem Händedruck an Hasenclever weg: Morgen!

III

Es kommt auf den Komplex eines Dichters an. Das hat man im Deutschen Theater, als noch Charaktere Bühnen leiteten, beachtet Jedes neue Werk Ibsens wurde eingereiht in die Linie seines Werdens. Brahms Ibsenzyklus bedeutet eine über viele Abende ausgebreitete

Autobiographie Ibsens. „Indipohdi" gehört an das Ende der Hauptmann'schen Lebensgeschichte. Es ist noch nicht der Epilog. Aber es ist das erste Werk Hauptmanns, in dessen Mittelpunkt ein zum Sterben müder Mann steht. Ein Vater. So ist dieses dramatische Gedicht eine Antwort an die Hasenclever'schen „Söhne".

Dieser sterbensmüde Mann heißt Prospero. Er kommt aus dem Sturm und ist auf ein Eiland verschlagen. Er war ein König, blieb königlich und wird von den Indianern als Gottessohn begrüßt. Anklänge an den „Weißen Heiland", dessen Nachgeburt „Indipohdi" zu sein scheint. Dort war Cortez, der Schwertmensch, dem sanften Heiligen Montezuma gegenübergestellt. Hier wird der Sonnensohn selbst der Heilige und die Wilden wählen ihn zum König. Prospero, müde alles Herrschens und Gehorchens, soll regieren? Prospero, der die Magie der Macht bis zur Sättigung genossen, soll von Neuem den königlichen Mantel über seine Schultern drücken?

„Nein, alles möge bleiben wie bisher.
Laßt mich in meiner Abgeschiedenheit.
Dem Leben fern, bin ich dem Leben näher".

Sein Ziel ist die Vollendung durch den Tod, denn er ist müde, müde, müde. Nicht nur müde, auch schwach. Er läßt die Krone auf die Stirn sich drücken.

Macht haben, heißt Krieg führen. Von dem Augenblick, da der müde Magier den Königsmantel umgeschlagen hat, ist er schon wieder in blutige Irrungen und Wirrungen getrieben. Es erscheint ein anderer Sonnensohn auf der Insel. Aufstand, Gemetzel, brennende Dörfer. Der Rivale, jung, machtlüstern, herrschwillig tritt Prospero entgegen: es ist sein eigener Sohn Ormann. (Ormann? Ich dachte an Ormuzd und Arimann, die je eine Hälfte ihres Wesens zur Entstehung Ormanns beigetragen haben könnten.) Der Vater wirft dem Sohne den Bettel der Krone vor die Füße. Aber eben diese Kraft des Verzichtes, der tiefe Blick des Vaters, lähmt den Nachfolger.

IV

Die Indianer wollen den jungen Sonnensohn opfern. Mehr können sie für ihn nicht tun. Sterben, mit seinem Blute sühnen, — nur der Edelste ist zu solcher Sendung berufen. Heiter und mit Blumen geschmückt wird Ormann in den Tempel geführt. Aber ist er schon opferreif? Glaubt der Glücksüchtige nicht noch an die selige Insel San Borondon? Wieder ist — wie im „weißen Heiland" — die europäische Auffassung die ethisch kleinere. Sich opfern müßte dem

Opfer Seligkeit sein. So denken die Wilden. Aber dieser europäische Kronprinz lechzt nach dem eignen Leben. Ehe er den Kopf auf den heiligen Block legen soll, empfängt er die Botschaft des Vaters. Prospero kündigt an, daß er den Weg ins Nichts angetreten. Prospero will das Opfer. Prospero ist heilig geworden. Und so stürzt der betroffene Sohn, ein zweites Mal vom königlichen Wesen des Vaters geblendet, in die Nacht hinaus und über die Welt der rauchenden Berge, durch die Nacht des verlassenen Sohnes, aus der Beschämung des Unwürdigen gellt der Ruf durchs Dunkel: Vater! Vater! Vater!

Der Müde geht den heiligen Berg hinan, dem Nichts entgegen:

War ich ein König je, heut bin ich's nicht mehr.
Nicht einmal so viel, als Erinnerung
an das, was war, von meinem Königtum
enthält. Und war ich je ein Richter, heut
ist kein Gedanke mehr in mir, der auch
nur einen anderen Gedanken richtet.
. . . Nichts ist im Drama dieser Welt,
worin ich mich nicht selbst erlitt und selbst
genoß. . . . Und jetzt
fällt diese mächtige Schöpfung von mir ab
und ich verlasse sie als Liebender,
der seine wirre Schöpferhand beweint.

Weltmüdigkeit, Weltsattheit ist sein letztes Wissen. Sehnsucht nach dem Friedensreiche Indipohdis — der da hieß: Niemand weiß es — erfüllt Prospero. Das Gesetz der Wirklichkeit war: Mord.

. . . . Kampf, immer noch Kampf,
als habe ein Wutbiß diese Welt gezeugt.
. . . Zerstückt des Haies Kiefer nicht
des Menschen Leib? Ist nicht des Tigers Hunger
qualvoller Haß und Mordsucht, und zerreißt
er nicht Lebendiges und schlingt sein Fleisch?
Ward eine Kreatur in diese Welt
hineingeboren ohne Waffe?

Friedenssüchtig erreicht Prospero Vollendung. Er kommt zu Gott. Er wird Opfer seines Friedenswillens. Er versinkt selig-beseligend im feurigen Nichts.

V

Aller Achtung wert, mit wie andachtsvoller Stille die Dresdener diesem Gedicht lauschten, das sich dem Leser williger öffnet als dem Hörer. In Berlin hätten fadisierte Bankiersfrauen, überanstrengte Rechts-

anwälte, witzsüchtige Journalisten räuspernd und tuschelnd die Stille dutzendmal gestört. Hier duldeten die Lauschenden kaum nach den Aktschlüssen Applaus. Erst zum Schluß dankte man Hauptmann in langer Huldigung.

VI

Hauptmann hatte das Werk selbst inszeniert. Er brachte Adelsglanz in alle, vor Allem in Wiecke, den Darsteller des Prospero. Als Wiecke erschien, meinte man, ein weißhaariger Priester aus dem Geschlechte Hauptmanns tauche auf. Hauptmann'sches Feuer, Hauptmann'sche Feierlichkeit brach aus seinem Profetenhaupt. Der große schauspielerische Gewinn des Abends hieß: Antonia Dietrich. Sie gab ein indianisches Kind von sanftester Wildheit, eine holde Schwester von Florian Geyers Marei. Dieses reizend geformte Wiener Kind, graziös und kräftig, leicht im Ton, voll blitzender Kraft, mit einer wundervoll, dunkelblau klingenden Stimme, wird morgen Berlin erobern.

RUDOLF KASTNER

REQUIEM UND RUMMEL UM NIKISCH

Als es geschehen war, zur selben Stund, als uns der biedere Max Fiedler in Vertretung des erkrankten Nikisch Brahms vordirigierte, hub das große Blätterrauschen an. Einzelnen Nekrologen fielen die Tränen aus sonst stets tränenlosen Augen aufs Papier, sie nekro-logen so faustdick vor dem toten, wie vor dem lebenden Nikisch. Einer präsentierte brühwarm den „einzigen" Nachfolger mitten in die Nekrolügen hinein Las man all das Zeugs nacheinander, bekam man Üblichkeiten. Leise und still, wie es Wunsch des wahrhaft vornehmen Verstorbenen, wurde, indessen der zarte Körper den Flammen übergeben. Er war schon seit Jahren matt und müde geworden, keines großen Aufschwunges mehr fähig. Einmal nur, im Herbst 1917, als er mit seinen Berliner Philharmonikern für zwei Konzerte nach Wien kam, loderte der alte Feuergeist auf und brannte Beethovens Fünfte in unsere Seelen, daß man zeitlebens daran denken wird. Dann verblich der Stern und wir erlebten den Abstieg. Dekadenz vor seinem Liebling Brahms selbst, der immer resignierter erklang, Dekadenz erst recht vor der Moderne, an die er ohne Überzeugung, ohne Kraft heranging. Es wurde traurig, sehr traurig und war für Hörende, Sehende längst reformbedürftig.

Nun er Menschentribut an Natur entrichtet, nach einem Leben voll Triumphen geschieden, müssen wir offenen, klaren Blickes in die deutsche Musikzukunft blicken, denn diese soll ja an dieser Stelle, am Pult der Berliner Philharmoniker weithin sichtbar repräsentiert werden. Aber es ging, nach einem recht fadenscheinigen Requiem, das allein Furtwängler mit der Eroica noch rettete, der Betrieb um die Stellung an.

Glaubt Ihr, die Öffentlichkeit im weiteren Sinne hat da etwas dreinzureden? Der Musikreferent des Kultusministeriums etwa, die Stadt Berlin vielleicht, die doch die Philharmoniker subventioniert? Oder hatte die veranstaltende Konzertdirektion des Nikisch-Zyklus aus sich heraus soviel Einsicht, eine Enquete in aller Öffentlichkeit einzuberufen, um die elementare Angelegenheit möglichst objektiv zu erledigen, um vor Allem die Meinung weitester Kreise und nicht bloß die verstohlen, gleichsam auf Hintertreppen anschleichender Ratgeber.

Bewahre: man läßt den kokett den Sechzigern zutänzelnden Weingartner dirigieren, beruft Fritz Busch, der nun doch schon glücklich in Dresden dort untergebracht ist, wo man nicht mehr Kunst haben, sondern eine deutsch-völkisch orientierte Musikbehaglichkeit pflegen will, — ja ist gar so ungeheuer geschmackvoll, Werner Wolff zu zitieren einen gewiß begabten Dirigenten, der aber nicht an diese Stelle gehört. (Aber Nikischs wahren Nachfolger, Otto Klemperer, „vergißt" man!) Im Übrigen beschränkt man sich auf unkontrollierbare Gerüchte-Ausdünstung, widerwärtige Stimmungsmache. Kurz: mit der ragendsten Stellung deutschen Musiklebens wird Unfug getrieben, daß es zum Himmel riecht . . . .

Eine beherzte Regierung würde sich trotz aller anderen gewaltigen weltpolitischen und wirtschaftlichen Probleme, um diese kulturelle Angelegenheit des Landes, die eines der wichtigsten ethischen Güter betrifft, die uns noch verblieben, irgendwie kümmern — das Kultusministerium zum Eingreifen auffordern, mit der Stadt Berlin sich zu irgend einem gemeinsamen Vorgehen aufraffen. Ich wüßte verschiedene, sehr plausible Möglichkeiten und Wege! Aber nichts geschieht, nichts rührt sich, — wir stehen vor der hohnlachenden, grotesken Tatsache, daß deutsche Musikkultur der nächsten Jahrzehnte von einer Agentur nach prozente-, provisions-heischenden Richtlinien bestimmt wird. Unsere deutsche Musikpflege hat es herrlich weit gebracht. Die hat es nötig, über Amerika die Nase zu rümpfen!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Märzwoche.

Wer die Bewegung des Dollarkurses in Deutschland verfolgt, kann trotz aller unberechenbaren Zickzacksprünge doch eine gewisse Gesetzmäßigkeit feststellen. Von einem halbwegs ebenen Niveau aus klettert die Kurve mehr oder minder rasch bis zu einem sehr viel höher gelegenen Maximalpunkt, fällt dann wieder zurück, — aber nicht um die ganze Spanne ihrer vorherigen Aufwärtsbewegung, — und stabilisiert sich für kürzere oder längere Frist auf einem neuen Niveau, das höher liegt, als das Niveau des Haussebeginns, aber tiefer, als das Niveau des Haussezeniths. Abgesehen von einer längeren Periode relativer Ruhe in der ersten Hälfte 1921 läßt sich der ganze Verlauf der beiden letzten Jahre unschwer in solche Bewegungsperioden aufteilen:

	Anfang der Bewegung	Höchstpunkt	Ende der Bewegung
1. Dollarhausse 1920	34.75 (25. Mai)	44.87 (3. Juni)	37-38 (23. Mai-17. Juli)
2. „ „	38.50 (19. Juli)	51.62 (21. August)	49-50 (26. Aug.-6. Sept.)
3. „ „	51.75 (7. Septemb.)	62.75 (18. Septemb.)	60-61 (27. Sept.-4. Okt.)
4. „ „	63.75 (5. Oktober)	87.62 (12. Novemb.)	71-73 (Dezember)
Ungefähre Stabilität 1921	74.50 (3. Januar)	— —	74.37 (5. Juli)
1. Dollarhausse 1921	75.12 (6. Juli)	91.— (16. August)	85-87 (24. Aug.-2. Sept.)
2. „ „	89.— (3. Septemb.)	127.84 (5. Oktober)	121-123 (6.-11. Okt.)
3. „ „	132.— (12. Oktober)	185.— (17. Oktob.)	158-165 (20.-26. Okt.)
4. „ 1921/22	173.75 (27. Oktober)	310.— (8. Novemb.)	190-200 (Januar 1921).

Auch die neue Bewegung im Februar wird diesen Verlauf nehmen. Es ist eine Echternacher Springprozession: zwei Schritte vorwärts und ein Schritt rückwärts. Nur, daß am Ende des Weges nicht Heil und Erlösung winkt.

Die deutschen Großstädte leiden wieder unter der schwersten Kartoffelnot, die seit dem Winter 1916/17 dagewesen ist; und konnte man vor Wochen glauben, es handle sich wirklich nur um eine Transportkrise, so ist dieser Optimismus inzwischen ebenfalls entschwunden. Was wir durchmachen, ist kein Beförderungs- sondern ein Ablieferungsfiasko, das sich, auf seine Ursachen untersucht, als notwendige Folge gänzlich verfehlter Obrigkeitspolitik entpuppt. Mit Beginn des neuen Erntejahres befanden wir uns in Deutschland — (abge-

sehen von jener Getreid-Umlage, die nur einen kleineren Teil der Ernte erfaßt) — wieder in freier Agrar-Wirtschaft. Die Preise regulierten sich wie die Preise aller anderen Produkte und Erzeugnisse: auf Grund von Angebot und Nachfrage einerseits, auf Grund der Markwertentwicklung andrerseits. Als aber die Preistendenz auch der Kartoffel naturgemäß aufwärts wies und als sich herausstellte, die Ernte sei knapp, (1½ Millionen Tonnen weniger als im Vorjahre), kam man im Reichsernährungsministerium plötzlich auf den absurden Gedanken, innerhalb der freien Gesamternährungswirtschaft das eine isolierte Gebiet der Kartoffel wieder unter Preiskontrolle zu stellen. Im November schrieb man einen Richtpreis von durchschnittlich 85 Mark pro Zentner vor, und hielt an diesem Preise beharrlich bis heute fest, obwohl die Großhandelspreise für Weizen, Roggen, Hafer, alle Hülsenfrüchte, Heu, Stroh und Kleie inzwischen munter weiter gestiegen sind. Die Dinge liegen jetzt also so, daß ein Bauer den Zentner Kleie mit 300—350 Mark bezahlen muß, für den Zentner Kartoffeln aber bei Strafe nicht mehr als 85 Mark vereinnahmen darf. Es ist klar, daß er, trotz ihres geringeren Nährwertes, dann lieber Kartoffeln als Kleie verfüttert. Und es ist klar, daß der reelle Handel, der sich einerseits keiner Wucheranklage aussetzen will, zu den amtlichen Richtpreisen aber andrerseits keine Ware erhält, die Hände zur Zeit überhaupt in den Schoß legt und das Feld bedenkenloseren Manipulanten überläßt. Dieser reelle Handel erklärt, daß er für 130 Mark pro Zentner durchaus zureichende Quantitäten auf dem Lande erstehen könne. Aber, da er so viel nicht bieten darf, bleibt das Geschäft jenen dunkleren Verkaufs- und Einkaufs-Ehrenmännern überlassen, die ihre Abschlüsse, einschließlich Risikoprämie, zu 200 Mark tätigen, sodaß sich die Ware im Kleinverkauf auf nicht weniger als 2.80 bis 3 Mark pro Pfund stellt. Effekt: um der unbemittelten Bevölkerung eine Preissteigerung von 50 Pfennig pro Pfund zu ersparen, zwingt man ihr tatsächlich eine Steigerung von 1.50 bis 1.80 auf! Wann wird man endlich lernen, daß, wie immer es mit der regulierten Wirtschaft an sich stehen mag (und es steht unter gegenwärtigen psychologischen Verhältnissen miserabel mit ihr!) ein Nebeneinander von freier und regulierter Wirtschaft innerhalb desselben Wirtschaftsgebietes nie und nimmer zu vernünftigen Resultaten führen kann?

Zu dem vorwöchentlichen Aufsatz über „Zentralisation oder Dezentralisation der Messen" werden wir noch um eine Erklärung gebeten. Es war darin von einer Eingabe die Rede, die eine Regelung des deutschen

Messewesens in dem Sinne verlangt habe, „daß als allgemeine internationale deutsche Messe nur die Leipziger Messe gefördert werden solle". Die Eingabe stammte von der „Zentralstelle für Interessenten der Leipziper Mustermessen". Wir werden nun gebeten, darauf hinzuweisen, daß diese „Zentralstelle" nicht etwa eine bedeutungslose Camouflage-Institution der Leipziger Messeleitung sei, sondern daß ihr die hervorragendsten deutschen Industrieverbände und Handelskammern angeschlossen sind.

Sehr verspätet finden sich in „Wirtschaft und Statistik" einige Zahlen über die deutsche Schaumweinproduktion 1919. Sie belief sich auf 13 Millionen Flaschen gegen 10,5 im Jahre 1913. Das ist eine Steigerung von rund 25%, wobei zu bemerken ist, daß das Deutschland von 1919 auch räumlich nicht mehr das Deutschland von 1913 war. Nur 0,37 Millionen Flaschen wurden ins Ausland ausgeführt, fast die gesamte Produktionsvermehrung kam also dem heimischen Konsum zugute; und überdies wurden noch 0,67 Millionen Flaschen (nur 0,33 Millionen weniger als 1913!) aus dem Ausland, vorwiegend aus Frankreich, sogar importiert. Da nicht anzunehmen ist, die Entwicklung habe sich seit 1919 in ihr Gegenteil verkehrt, läßt sich also feststellen, daß, am Sektverbrauch gemessen, die wirtschaftliche Lage Deutschlands außerordendlich glänzend sein muß.

Was Herrn Reinhold Schünzels Film: „Das Geld auf der Straße" nur halb ironisch anzukündigen wagte, scheint allen Ernstes jetzt Wahrheit werden zu wollen: Ein Unternehmen ist im Gange, das Koehns und Klantes Rennwettbanken vom Turf genialisch nach der Börse verpflanzt. Hallelujah, Ihr kleinen Leute, Ihr kleinen Sparer, Ihr kleinen Verdiener! Der Börsenspielverein, die Börsenspielgenossenschaft wird endlich auch Euch das Füllhorn goldenen Überflusses öffnen. Tragt euer Geld nur munter der neuen Gründung zu. Sie wird es zu großen Summen vereinen, wird so, als Macht, an der Börse spekulieren, und von den bekanntlich totsicheren Gewinnen wird sie Dividenden und nochmals Dividenden ausschütten, so viel, daß Euch Hören und Sehen vergeht. „Deutscher Handelsring" wird die Sache heißen, und die „Spar- und Kredit-A. G., Berlin" ist Gründerin. Hineinspaziert, Ihr braven Leute! Es ist reell, es ist kein Schwindel! Denn hätte sich wenn es Schwindel wäre, nicht schon die Staatsanwaltschaft gemeldet?

DR. ROBERT MÜLLERS

DIE ÜBERHOLTEN KOHLEN-ZWANGSLIEFERUNGS-MENGEN

Die deutschen Kohlenzwangslieferungen haben bisher, trotz außerordentlicher Verminderung der Produktionskraft des deutschen Steinkohlenbergbaues infolge Verlustes von vier Fünfteln der oberschlesischen Förderung, keine Verringerung erfahren. Im Gegenteil: nicht nur werden die Qualitätsansprüche ständig gesteigert, auch die Sortenanforderungen gehen, namentlich in letzter Zeit, immer mehr ins Einzelne und nehmen auf unsere eigenen Bedürfnisse keinerlei Rücksicht. Die Zwangskohlenlieferungen wirken infolgedessen immer drückender auf unsere heimische Wirtschaft.

Angesichts dieser Sachlage liegt die Frage nahe, ob und gegebenenfalls in welchem Umfange eine Verminderung der Lieferungspflicht auf Grund des Friedensvertrages möglich ist.

Die zur Beantwortung dieser Frage in Betracht kommenden Bestimmungen des Versailler Vertrages unterscheiden feste und variable Kohlenleistungen.

Bei den festen Jahresleistungen ist eine Herabsetzung nur nach einer entsprechenden Änderung des Friedensvertrages möglich. Eine solche dürfte für die nächste Zeit nicht in Frage kommen.

Anders aber verhält es sich mit den variablen Leistungen. Diese sollen Frankreich für den Förderungsausfall in den kriegsbeschädigten Gruben der Departements Nord und Pas de Calais entschädigen. Der Friedensvertrag bestimmt darüber:

> „Außerdem liefert Deutschland jedes Jahr an Frankreich eine Kohlenmenge gleich dem Unterschied zwischen der Jahresförderung der durch den Krieg zerstörten Bergwerke des Nord und des Pas de Calais vor dem Kriege und der Bergwerke dieses Beckens in dem in Betracht kommenden Jahre."

Deutschland hat also, wenn die Förderung in diesen Gebieten zunimmt, einen klaren Anspruch auf Herabsetzung der Zwangslieferungen Und nun ist festzustellen: die Förderung hat sich tatsächlich erhöht! Zahlen, die der französischen Fachzeitschrift „Revue de l' Industrie Minéral" entnommen sind, beweisen das unwiderleglich. Es ist notwendig, daß man sie weithin kennen lerne.

Die Steinkohlenförderung in dem vom Krieg heimgesuchten nordfranzösischen Becken belief sich 1913 auf 18,7 Millionen Tonnen, das sind 46,5 Prozent von Frankreichs Gesamtkohlenförderung. Zu den kriegs-

beschädigten Gruben gehören sämtliche neun Bergwerke des Norddepartements (Anzin, Aniche, Azincourt, Crespin, Douchy, Escarpelle, Flines, Thivencelles und Vicoigne) und 9 von den 18 Bergwerken im Pas de Calais (Carvin, Courrières, Dourges, Drocourt, Lens, Liévin, Meurchin, Ostricourt und Vimy).

Von diesen Werken war Ende 1918 nur eines im Betrieb, Ende 1921 aber waren es bereits nicht weniger bis 15. Nur zwei Gesellschaften, nämlich Flines und Meurchin, haben bis Ende 1921 den Betrieb noch nicht wieder aufnehmen können. Die Grube von Vimy, die 1913 im Bau begriffen war und damals ebensowenig förderte wie heute, kommt in diesem Zusammenhang überhaupt nicht in Betracht.

Wie stellen sich nun, — was entscheidend ist — die Ergebnisse der bergbaulichen Gewinnung in diesen Werken? Sie haben sich von Monat zu Monat mit großer Stetigkeit aufwärts entwickelt, worüber folgende Statistik Aufschluß gibt:

Förderung im	1913	1919		1920		1921	
		t	in % v.1913	t	in % v.1913	t	in % v.1913
Januar	Monatsdurchschnitt: 1 555 128 t = 100 %	1 535	0,09	122 054	7,85	352 847	22,68
Februar		1 535	0,09	118 565	7,62	321 225	20,65
März		14 570	0,94	77 532	4,99	364 295	23,42
April		22 577	1,45	139 631	8,98	392 045	25,20
Mai		30 723	1,98	103 999	6,69	383 683	24,67
Juni		17 641	1,16	188 332	12,11	449 310	28,89
Juli		49 620	3,19	215 701	13,87	438 483	28,19
August		60 671	3,90	248 723	15,99	484 047	31,12
September		76 518	4,92	279 537	17,97	510 045	33,05
Oktober		96 552	6,21	306 676	19,72	541 249	34,80
November		100 704	6,48	323 604	20,80	553 218	35,57
Dezember		109 880	7,07	323 599	20,80	574 815	36,89
im ganzen Jahr	18 651 532	582 526	3.12	2 447 953	13,11	5 365 262	28,23

Die Monatsförderung, die im ersten Jahre nach Kriegsbeendigung noch wenig über 100 000 t betrug, hat also bereits Ende 1920 das dritte Hunderttausend, im September 1921 gar die erste halbe Million überschritten. Ende 1921 nähert sich die Monatsförderung sogar der Zahl 600 000. Der vorübergehende Rückgang in den Monaten März und Mai 1920 ist nur auf Streiks zurückzuführen.

Mithin: durch die im Jahre 1921 von den kriegsbeschädigten Gruben erzielte Förderung von 5,36 Millionen t, (die gegenüber 1920, dem Jahre von Spaa, eine Zunahme von 120 Prozent bedeutet) gelangt Frankreich, welches schon seit vielen Monaten mit Kohlen vollkommen übersättigt ist, zu weiteren erheblichen Kohlenmengen. Dabei steht zu erwarten, daß die Förderung des laufenden Jahres nicht nur in bisherigem Umfang, sondern, da die Wiederherstellungsarbeiten weiter fortschreiten, in beschleunigtem Maße steigen wird!

Frankreich ist also auf dem besten Wege, die Schäden der Kriegszeit zu überwinden und in wenigen Jahren die Vorkriegsförderung wieder zu erreichen. Vergegenwärtigt man sich ferner noch, daß die auf den Halden liegenden Kohlenvorräte Frankreichs und des Saargebiets stets außerordentlich groß sind, während in Deutschland erdrückendste Kohlennot herrscht, so muß aus alledem erhellen, daß ein offizielles Ersuchen um wesentliche Verringerung der deutschen Kohlenlieferungspflicht vollkommen vertragsgemäß und berechtigt wäre. Es wäre nichts weiter, als eine Anwendung des Friedensvertrages selbst, wenn der Oberste Rat beschlösse, die deutschen Kohlenlieferungen an Frankreich in dem Umfange zu ermäßigen, in dem die Förderung der kriegsbeschädigten Kohlengruben Nordfrankreichs gestiegen ist. Es scheint an der Zeit, daß die deutsche Regierung diese Frage aufrollt.

Die Reparationskohlen sind gottlob ein recht gutes Geschäft für Frankreich! Der jetzige Finanzminister de Lasteysie hat das, als er noch Referent des Finanzausschusses der Kammer war, in einer hierzulande merkwürdigerweise unbemerkt gebliebenen Rede mit Zahlen belegt. Jetzt werden diese Zahlen vom „Journal des Charbonnages" publiziert. Von September 1919 bis September 1921 hat Frankreich 20,58 Millionen Tonnen Reparationskohlen von Deutschland empfangen. Die wurden dem Reiche zum deutschen Inlandspreis auf Reparationskonto gutgeschrieben, und der Gesamtbetrag der Gutschrift beläuft sich auf 960 Millionen Franken. Aber was tat die französische Regierung mit diesen Kohlen? Sie verkaufte sie an Eisenbahnen, Hütten-, Walz- und Gußwerke, an Industrieunternehmungen und Exporteure. Und welchen Erlös konnte sie verbuchen? Nicht weniger als 2,57 Milliarden Franken! Glatter Gewinnsaldo: 1,61 Milliarden! Es stimmt also nicht ganz, wenn derselbe Herr de Lasteysie behauptet, durch das bekannte Abkommen von Paris sei Frankreich für 1921 völlig leer ausgegangen.

Die neue Hausse

Ehe die Börse selbst und vor allem das große Publikum es sich versah, sind wir wieder in eine große Aufwärtsbewegung am Aktienmarkt geraten. Ganz wie im vergangenen Jahre haben starke Auslandskäufe, insbesondere in oberschlesischen Werten, den Anstoß gegeben. Dann begann die Börse zu erwägen, daß die anderen Montanwerte doch nicht durchweg nur den halben Wert der oberschlesischen repräsentierten. Und schließlich erstreckte sich die Bewegung auf nahezu alle Marktgebiete.

Noch konnte die Hausse nicht zur vollen Entfaltung gelangen, weil gewisse Umstände retardierend wirkten, die an sich sehr für die Gesundheit der jetzigen Börsenlage sprechen. In erster Reihe sei erwähnt, daß ein großer Teil der Kleinkundschaft, die in den Dezembertagen des vergangenen Jahres harte Nackenschläge erhielt, dermaßen geschwächt ist, daß er voraussichtlich überhaupt nicht mehr an die Börse zurückkommen kann oder will. Die Mitläuferschaft dieser kleinen und kleinsten Spekulanten fehlt der Börse heute; dadurch ist aber bis zu gewissem Grade auch Garantie dafür geschaffen, daß die Kurswelle sich nicht schon im Anfang der neuen Aufwärtsbewegung überschlägt und es wiederum zu einem Einbruch gleich demjenigen des Dezembers kommt.

Ferner muß man sich darüber klar sein, daß über dem Kursniveau noch immer eine Wolkenschicht von hohen Verkaufslimiten solcher Leute hing, die zu den Novemberkursen auf ihren Effekten sitzen geblieben waren und nun schon seit langer Zeit den Augenblick abwarteten, in dem es ihnen möglich sein würde, diese alten Bestände ohne Verlust abzustoßen. So konnte die hauptsächliche Ursache der letzten Haussebewegung, nämlich der Materialmangel, noch nicht voll zur Wirkung kommen, denn das von dieser Seite herstammende, allerdings nicht billige Angebot übte noch einen gewissen Druck auf das Kursniveau aus. Von dieser Limitenschicht werden aber täglich größere Teile absorbiert, denn vielfach sind die Kurse bereits wieder auf ihr Novemberniveau emporgeklettert, auf manchen Marktgebieten, wie beispielsweise dem Markte der Oberschlesier und der Kaliwerte, sogar beträchtlich höher.

Als drittes Moment, das der sich entwickelnden neuen Hausse zunächst noch hemmend in den Weg trat, ist die Versteifung des Geldmarktes anzusehen. Allerdings haben sich hier Börsengerüchte bedeutender Übertreibungen schuldig gemacht; doch ist es Tatsache, daß für den

Geldmarkt zunächst einige Schwierigkeiten bestanden, den plötzlich an ihn herantretenden Ansprüchen, die aus der neuen Haussebewegung resultierten, ohne weiteres gerecht zu werden. Wie in der Presse mehrfach ausgeführt, handelt es sich bei diesen Vorgängen eigentlich weit weniger um eine Verteuerung des Geldes, als vielmehr um eine gewisse Unwilligkeit der großen Geldgeber, in ihrer Kreditgewährung zu weitherzig vorzugehen. Aus diesem Zusammenhang heraus ist also eine weitere Hemmung für die neue Hausse unverkennbar, — eine notwendige Hemmung, weil nur diese Möglichkeit vorliegt, Übertreibungen vorzubeugen und Zusammenbrüche nach Art der Dezemberkatastrophe zu verhindern.

Alle diese Momente dürften aber nur vorübergehend auf den Markt wirken. Mit dem Ultimo werden die Geldschwierigkeiten, (die, wie gesagt, wohl mehr künstlich herbeigeführt worden sind,) und mit Erledigung der alten Verkaufslimite wird der auf den Märkten noch bestehende Kursdruck beendigt und einer neuen Aufwärtsentwicklung freie Bahn geschafft sein.

Für diese neue Entwicklung sind im übrigen alle Voraussetzungen und Ansätze vorhanden. Seit den Novembertagen des vergangenen Jahres hat sich die Teuerungswelle in Deutschland mit unerhörter Wucht fortgesetzt, ohne daß ihr die Effektenkurse auch nur in annähernd gleichem Maßstabe folgen konnten. Die Inflation hat weiter im stärksten Maße zusätzliche Kaufkraft geschaffen und die Aussichten, den Reichsetat zu bilanzieren, werden schon dadurch weiter verringert, daß die gewaltigen neuen Forderungen der Staatsarbeiter und Staatsangestellten selbst noch so scharfe Tariferhöhungen von vornherein absorbieren. Auf der anderen Seite beginnt sich das ausländische Kapital, das bei der zum Teil sehr mißlichen Lage der eigenen Industrien im Heimatlande ungern Anlage sucht, in immer steigenderem Maße am deutschen Industrieaktienmarkt zu betätigen. In zahlreichen Fällen sind durch diese Auslandskäufe dem deutschen Publikum überhaupt erst die Augen über den wahren Wert unserer Industrieaktien geöffnet worden. Und schließlich ist in markttechnischer Hinsicht noch zu bedenken, daß die Spekulation infolge der am Monatsschluß hervortretenden Geldknappheit ziemlich ausverkauft ist, sodaß im neuen Monat die Lage nach längerer Zeit vermutlich wieder einmal so sein wird, daß die ganze Börse wohl über Geld, nicht aber über Effekten verfügt.

GLOSSEN

DAS ALTENBERG-BUCH

Der 57 jährige Dichter Peter Altenberg schreibt an die Schauspielerin Anni Mewes: „Ich bete Dich an, Anni Mewes, der Klang Deiner Stimme, der Speichel Deines Mundes seien in gleicher Weise gesegnet!!! Ich denke an Deinen heißgeliebten Leib, den ich nicht kenne und dennoch heiß liebe! Nie wird je ein Mann diese Zärtlichkeit haben für Deinen Leib und Dein Sein!"

Er schreibt ihr: „Nie, nie, nie wird je ein Mannes-Herz Zeit Ihres ganzen Jugend-Daseins diese Gefühle zehrendster melancholischer Verehrung aufbringen wie ich . . . ."

Er schreibt ihr: „Keine Hand der ganzen Welt könnte Sie so liebevollst-zärtlichst streicheln wie die meine, denn dazu gehört eben die Zärtlichkeit aller Väter, aller Brüder, aller Liebhaber, aller Hofmacher, aller Gatten zusammengenommen!"

Noch zärtlich-intimere Offenbarungen findet Peter Altenberg für seine Verehrung, die ich mich scheue, aus dem Zusammenhang gerissen einer unkontrollbaren Leserschaft preiszugeben. Auch bei denen, die ich wiedergebe, scheint mir das Zitat fast ein Sakrileg zu sein.

Aber er schreibt auch in diesen selben Briefen an Anni Mewes: „Es ist Dir nicht mitgegeben vom sonst ziemlich gnadenreichen Schicksal, Fraue, süße Fraue, allersüßeste A. M., es mitzuspüren, mitzuerleben, mitzuträumen, was unter Deinem sittsamen Gewande erlebt und träumt!" Er schreibt: „Wenn man unsere Gefühls-Symphonien vergleicht mit dem schwachen dünnen Echo der Horcherin, müßte man das ganze tiefe Konzert für überflüssig halten. Aber tut man es denn für sie?! Was hat sie denn davon?!" — „Was nützt es Dir wenn ich den Platz, auf dem Du saßest, mit Küssen bedecke?! Was nützt es Dir?!"

Er schreibt ihr: „Frauen sind merkwürdig: ihre tiefste, ihre beste, ihr vollkommendste Wirkung achten sie für nichts. Was sie andererseits brauchen, benötigen, ist nicht der Mühe wert, schön apart, anmutig zu sein!"

„Sie begehen ein tiefes Unrecht an mir ...

nicht, daß Sie mich nicht erhören, wie der „technische Ausdruck" nun einmal lautet,

sondern, daß Sie von meinem Gefühl nichts wissen wollen! Nichts wissen werden je."

Und er schreibt hier weiter: „Ich habe nie so gelitten,

obzwar diesbezüglich zu leiden, des Dichters Schicksal, oder, wie Manche perfid es auslegen, des Dichters natürliche Bestimmung ist!"

Nirgends, scheint mir, in der Weltliteratur ist des Dichters, des Genies, des Propheten, des Erlösermenschen Bestimmung so hellseherisch klar und deutlich, so gedrängt und so überzeugend niedergelegt, wie in diesen wenigen kurzen Briefstellen. Die unerschöpfliche Liebe zu aller Kreatur Gottes — denn es ist gleich, ob dies die Schauspielerin A. M. ist oder ein Kind oder eine Blume oder ein See oder ein Schnaps —; das unendliche furchtbare Leiden über die Kreuzigung dieser Liebe durch Nicht-Verstanden-Werden, durch Nicht-Kompensation des Unkompensierbaren; der vergebliche hoffnungslose Protest gegen das auferlegte Leidensschicksal, — „so lasse diesen Kelch an mir vorübergehen", hat es ein anderer Erlöser formuliert —!

und die Unterwerfung unter den göttlichen Willen: „Du lieblichste Verborgene und dennoch Unverborgene!!! Sei bedankt! Peter Altenberg an Anni Mewes". So endigt der letzte dieser Briefe.

Eine spanische Tänzerin, so berichtet Felix Salten, schrieb an Altenberg: „Votre lettre . . . je comprends que vous me comprenez . . . c' est tout ce qu' il nous faut . . . c' est plus!" Das Bekenntnis einer Bekehrten, ein gläubiger Augenblick in einer Welt, in einem Meer des Unglaubens, der Mißverständnisse, der menschlichen Unzulänglichkeit. P. A. wird nicht müde, seinen Anhängern einzuschärfen, daß sie ihm anhängen sollen. An Anita M. schreibt er: „Bleibe auf Deiner möglichen Höhe! Das bist Du mir, das bist Du Dir schuldig, Anita! Wozu sonst die tiefen Leidenswege?!?!" — „Verleugne mich nie, Anita, Du verleugnest Dich selbst! Halte zu mir innerlich, über Alles hinüber — — —"

Oder an Egon Friedell: „Mögest Du mich nie verleugnen, es würde nämlich an Dir ausgehen, . . ." Und: „Deshalb bitte ich Dich inständigst, enttäusche mich nie, . . ." Und, als Friedell in einer Ankündigung eines Altenberg'schen Buches offenbar ein starkes Bekenntnis zu ihm abgelegt hatte: „Egon, wir müssen zusammenhalten, gegen alle diese neuen Schwindler, Hochstapler, Gauner, Impotente in Literatur, Musik, Malerei, wir müssen sie vernichten!"

Peter Altenberg fehlen die Augenblicke nicht, in denen er der Unvollkommenheit des Daseins, dessen Vollkommenheiten er besser als irgend ein anderer erkannt und gepredigt hat, entfliehen wollte. „Betrunken sein können, heißt außerhalb der kleinlich-wertlosen Lebenssphäre, für wenige Stunden sich befinden können". Und, auch an Friedell: „Ich leide namenlos unter der Unzulänglichkeit der Menschen, was Du mit Alkohol auszugleichen verstehst! Während es mich noch verzweifelter macht und Alles Alles Alles durchschauend!"

Über seine Stellung im Leben spricht er sich, als ein Kritiker ihm jegliches Talent abgesprochen hatte, selber so aus: „Ich bitte Herrn Ludwig Wehring ganz einfach inständigst, mir zuliebe, mich dennoch für ein Genie zu erklären, und mich nicht gegen eine Menge anderer zurückzusetzen, denen es in jeder Beziehung viel besser geht als mir".

Aber es gibt auch heute noch viele solche peinlich strengen Kritiker. Sie stoßen sich daran, daß man P. A. einen Dichter nennt und fragen mit gedämpfter Entrüstung, wo denn das „oeuvre" dieses Dichters sei? die randfüllende Reihe von Büchern großer Anlage und fleißig durchgeführter Komposition? Gerade die Klügsten unter den literarisch Bewanderten, scheint mir, sind es, die eine schulterklopfende Stellung gegen ihn einnehmen und nur aus rücksichtsvoller Scheu für die ekstatisch Begeisterten nicht wie jener Banause sagen: „Schwacher Impressionist". Da ist z. B. Thomas Mann, vielleicht der Allerklügste und Allergebildetste, der mit feinem Lächeln auf Epigonentum nach Nietzsche verweist, obwohl Altenberg selbst heilig beteuert, daß er niemals etwas von diesem anderem Genie gelesen habe und das alle seine Freunde von seiner „krassen Unwissenheit" überzeugt seien. Aber dieser ungläubigste aller Thomase sagt, Peter Altenberg sei unter den Sternen des literarischen Firmaments seiner Zeit „nicht

einmal einer von erster Größe" gewesen und wertet ihn schließlich — politisch (!) als einen Freund des alten Österreich gegenüber der Revolution. Womit mir wieder einmal bewiesen zu sein scheint, daß nicht nur Genie sondern auch Erkenntnis des Genies nicht ohne einen Gran Kindlichkeit möglich ist, und daß große Klugheit der schlimmste Feind der Genialität ist. Was aber die Betitelung Peter Altenbergs betrifft und seine Einreihung in eine Kategorie des literarischen Schulunterrichts, so möchte ich mich über die Worte lieber nicht streiten, aber ich weiß, daß die Benennungen „Dichter" oder „Genie" jedenfalls verflucht wenig Wert haben können, wenn Peter Altenberg sie nicht tragen sollte. Sollten sie ihm aber zuerkannt werden, so adelt und erhebt er sie, denn sie erhalten durch ihn eine religiöse Bedeutung.

Alle Zitate dieses Aufsatzes sind dem von Egon Friedell im Verlag der Wiener Graphischen Werkstätte herausgegebenen, wunderschönen „Altenbergbuch" entnommen, das mit größter Liebe und höchstem Verständnis ausgewählt und zusammengestellt ist und für das wir dem treuen Eckermann zu größtem Dank verpflichtet sind. Ich hoffe, er wird sich damit nicht begnügen, sondern alle Briefe zum Druck befördern, die von Peter Altenberg erhalten sind. Denn, da ja nun einmal über die Expression dieses religiösen Genies Zweifel herrschen, so möchte ich meine Meinung dahin aussprechen, daß sie

am stärksten, geschlossensten, zentriertesten, erschütterndsten und erhebendsten in seinen Briefen vorhanden ist. Ich hoffe auf die Periode der Generation, die sie in der Kinderschule gelesen, die an ihr lesen und die Schöpfung lieben gelernt haben wird.

Rudolf Olden.

„DEUTSCHLANDS DÜMMSTE STADT"

Verehrter Herr Thomas Wehrlin! Wenn Sie in Heft 2 des T.-B. „festgestellt" zu haben glauben, München sei die dümmste Stadt Deutschlands. Der Treue zu meiner bairischen Heimat und der Liebe zu München, wo ich 24 Jahre meines Lebens verbrachte, bin ich es schuldig, mich auf Ihre Frage: „Zweifelt irgend jemand noch an dieser Feststellung?" als Zweifler öffentlich zu bekennen.

Erst will ich zugeben, daß Sie in Vielem recht haben. Der Urmünchner ist eine schwerfällige, plumpe Masse, die erst angeheizt werden muß, ehe sie beweglich wird. Da ihm geistige Beweglichkeit und echtes Temperament fehlen, betrachtet er jede Neuerung mit Mißtrauen und bedarf einer gewissen Hetz und Gaudi, um munter zu werden und deutliche Lebenszeichen zu geben. Wird er falsch angepackt oder unversehens gereizt, wird er unvermittelt saugrob und Götzens unsterbliche Einladung gehört zu seinem täglichen Brot. Vor allem möchte er sei' königlich boarische Ruah hab'n und da er in dieser vom geistig beweglicheren Bruada Preiß fortwährend gestört wird, ist er ständig gegen ihn geladen und dankt nun Gott, daß er die eiserne Militärklammer und das ewige Kommandieren in äußerer und innerer Politik los ist. Zu eigener Politik ist er aber, wie figura täglich zeigt, weder fähig noch erzogen, was freilich auf alle Deutschen zutrifft. Daß sich ein Volk wie das altbairische, speziell der Münchner, ohne seinen für ihn denkenden und sorgenden Königsvater verwaist und hilflos fühlen muß, leuchtet ein und selbst der „Königlich bairische Sozi", wie wir schon als Studenten in München um 1871/80 den Herrn von Vollmar und sein damals noch kleines Häuflein von Genossen nannten, vermißt das Bürgerkönigtum als Zielscheibe seiner allergetreuesten Opposition. Der französische Geschäftsträger, den sich die Münchner zum

Aufputz „eräugelt" haben, wird, obwohl selbst Republikaner, an der Sehnsucht des Münchners und Altbaiern nach seinem wärmenden und schützenden Königsmantel seine Freude haben. Es sei übrigens dazu bemerkt, daß die gleichen Münchener, die den alten Ludwig III. mit Familie bei Nacht und Nebel aus dem getreuen München fliehen ließen, seinen Nachfolger Kurt Eisner begeistert bejubelten, ihn dann mit königlichen Ehren begruben, und schließlich wieder ihrem verstorbenen Ludwig III. ein Leichenbegängnis bereiteten, als wäre er Alexander der Große gewesen.

Nun komme ich zu dem, worin ich Ihnen, verehrter Herr Wehrlin, nicht recht geben kann. Das ist, wenn Sie die Tatsache, daß in München zur Zeit die Mittelmäßigkeit regiert in Politik wie Kunst und Wissenschaft, als Ausfluß der störrischen, anmaßenden, gewalttätigen Dummheit des Münchners betrachten. Sie haben reiflich im Englischen Garten darüber nachgedacht, warum München die dümmste Stadt Deutschlands ist: geheimnisvolle klimatische Störungen, zu kleiner Beisatz von Judentum, der zu reichliche Genuß von Mehlspeisen (besonders Dampfnudeln!), das schwer, dumpf und unbeweglich machende Bier und die Überhäufung mit Malern (den blödesten Mitbürgern!), alles ist Ihnen dabei eingefallen.

Warum haben Sie, Herr Wehrlin, nie an die Massenseele gedacht? Wir leben im Zeitalter der Massen. Das Talent wird von der Masse angefeindet und unterdrückt, das Genie wird verfolgt und gehaßt. Das geschieht freilich auch sonst, aber für die Seele, die sich in den Massen entwickelt und äußert, ist es charakteristisch. Die Massenseele zeichnet sich auch dadurch aus, daß ihre Meinungen und Beschlüsse dumm sind, jedenfalls stets dümmer als die von Einzelmenschen:

„Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich
klug und verständig,
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein
Dummkopf daraus".

klagt schon Schiller. Somit wird verständlich, warum zur Zeit jede Richtung in München dumm wird. Als ich in den 70er und 80er Jahren in München lebte, bestimmte eine große Zahl hervorragender Köpfe das geistige und künstlerische Leben der Stadt, die Presse beherrschte die öffentliche Meinung, heute werden die geistigen „Führer", auch die Presse, von der Masse beherrscht.

Sehen Sie sich, verehrter Herr Wehrlin, in anderen großen Städten Deutschlands um und Sie werden finden, daß nicht viele klüger, manche vielleicht noch dümmer sind als München. Mag sein, daß beim Münchner Dickschädel die Dummheit, wo sie sich bemerkbar macht, noch mehr auffällt. Und noch eine persönliche Bemerkung: die bairischen Mehlspeisen, besonders die Dampfnudeln, lasse ich mir nicht antasten. Ich esse sie sehr gern und will Ihnen, wenn sie mich einmal in Braunfels besuchen, aus meiner Lebensgeschichte dennoch beweisen, daß an den Dummheiten, die mir, wie jedem Menschen, im Leben passierten, die Dampfnudeln nicht schuld sind. Geheimrat Dr. Gerster.

DER BLAUE VOGEL

In der Goltzstraße 9, im dunkelsten Schöneberg, ist er dieser Tage wieder leuchtend aufgestiegen. Der blaue Vogel, der ins Goldgrüne, ins Orangerote, ins Perlmutterblaue, ins Samtgraue schillert. Vogelzüchter ist Herr F. Jushnij, ein russischer Weltmann von schlagfertigster Liebenswürdigkeit. Unsere deutschen Conferenziers in Cabaretts strengen sich furchtbar an und schwitzen Geist, der dann von schlechtem Geruch ist. Herr Jushnij strengt sich gar nicht an, sein scharmantes Wesen wirkt mit gelassener Laune, als gäbe es gar keine Oeffentlichkeit. Die stärksten Helfer des Cabaretts sind die jungen Maler. Die russische Bauernbuntheit ist der Grundton. Räusche der Farbenlust. Wichtigster Helfer: die Melodien der russischen Volkslieder. Besondere Talente, Genies des Vortrags, sind gar nicht da. Aber jede Nummer ist mit liebevollster Präzision und launigsten Einfällen vorbereitet. F. Jarosy, der Wächter an der deutschen Grenze, hält jede Gemeinheit, jede Plumpheit fern. Sehr hübsch hat er die Szene „time is money" in deutsche Reime gebracht. Das ist ein origineller Scherz. Eine Firma

liebt eine andere, Mstr. Ford, Steinplatz 1213 liebt Mss. Boden, Kurfürst 2308. Sehr nett diese Durchwirkung von kommerziellen mit erotischen Motiven, höchst amüsant der Chor der Propagandisten, die für ihre Firma singen. Der Regisseur verwandelte die Handelnden in Wachsfiguren zweier Auslagefenster. Man kann die Liebes- und Handelssachen auf dem Spittelmarkt nicht liebenswürdiger ironisieren. Das Erquickende an diesem angenehmen Unternehmen ist dies: Der „blaue Vogel" bleibt immer liebenswürdig. Es wird nicht gegeiselt, keine Dirnentragödie enthüllt, man wird nicht per Du angeredet, Kein Wunder, daß dieser kleine blaue Saal Abend für Abend voll besetzt ist und daß man dort ein Lachen hören kann, wie nirgendwo sonst in Berlin.

ANEKDOTEN

D'ALBERT ZERFETZT BEETHOVEN

Nach einem Konzert, in dem d'Albert Beethoven unvergleichlich schön gespielt hatte, gab es beim Abendessen eine musikalische Diskussion, in der d'Albert Beethoven in Grund und Boden zerfetzte.

„Ist es möglich", fragt eine Dame ihren Tischnachbar, „daß diese Worte der Mann sagt, der soeben Beethoven so gespielt hat?"

Der Angeredete erwidert: „Es ist nicht der Pianist d'Albert, der jetzt redet, es ist der Komponist!"

DER DOLLAR

Einem Theaterdirektor war es gelungen, für sein Unternehmen amerikanisches Geld zu bekommen. Das nächste Stück wurde mit Valutapomp inszeniert. Als eine Sensationsszene besonders grell und laut gebracht wurde, sagte ein eingeweihter zu seinem tief ergriffenen Freunde: „Hörst Du, wie der Dollar grollt!"

INHALT DES LETZTEN HEFTES:

(Heft 8):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamerstr. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W. 35, Potsdamer Straße 123b. Druck R. Abendroth, Riesa.

VON CREMONA BIS REVALO

Cremona — —, gesegneter Ort! Von hier aus ist vor Jahrhunderten das Licht beseligender Klangwunder entdeckt und in die Welt gesandt worden. Und heute noch leuchtet es an tausend Stellen, über allen Meeren, allen Landen auf, wenn große Künstler eines der Instrumente spielen, das aus damaliger Zeit auf uns überkommen ist. Cremona — — und Brescia — — und Florenz — — ewige Sehnsucht nordischer Menschen — — ist es nicht, als ob aus dem Ton Eurer Meistergeigen Luft, Licht, Landschaft, Eure ganze Schönheit, zu uns getragen kommt, über Zeit und Raum von Jahrhunderten hinweg sich uns mitteilt, — ein Wunder inmitten aller Realitäten dieses Lebens.

Wie sie entstanden, diese Instrumente? Wer will es unter sicheren historischen Beweis stellen? Begnügen wir uns mit einem ohnmächtigen einzigen Blick auf Jahrtausende: Das Ravanastron aus Indien, das Rebab aus persisch-spanischer Herkunft, die Fiedel der Minnesänger, Trouvères und allen fahrenden Volkes, müssen wir als Urahnender Geige anerkennen.

Bis, im Zeitalter erwachenden Kulturgefühls nach blutigen Kriegszeiten im blauen Lande südlicher Sonne, in Italien und Tirol, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts das geniehafte Phänomen der endgültigen Geigenform, von zwei Gebirnen gefunden wurde. Gewonnen aus gotischen und aus Renaissance-Elementen des Ornaments und der Linie. — — Gasparo da Salo, genannt nach dem paradiesischen Orte Salo am Gardasee und Caspar Duiffoprugcar sollen es gewesen sein. Dieser Duiffoprugcar soll ursprünglich Tieffenbrucker geheißen, — in Tirol oder Bayern das Licht der Welt erblickt haben. Sein Genie lassen aufgefundene sechs Geigen von ihm erkennen. Sie sind bereits von der Gamba- (Kniegeigen) Manier befreit und weisen sämtliche Züge der nachfolgenden Cremoneser Geigen auf. Nicht minder schön aber sind die Instrumente des etwas jüngeren Gasparo da Salos.

Diesen ersten Schöpfer der Violine folgten rasch in Brescia mit Maggini usw andere Meister, die schon an dem Lack und an F-Löchern Variationen vornehmen Und nun sind wir bei den drei größten, bedeutendsten Dynastien der Geigenbauer: bei den Familien Amati, Guarneri und Stradivarius. Das kleine lombardische Städtchen Cremona wird, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zum glücklichen Wirkungskreis der unsterblichen Meister unerreichter Geigenbaukunst bis auf denheutigen Tag. In allen drei Familien kann man mehrere Generationen und mehr verfolgen, in allen drei Familien ist es eine spätere Generation, welche — — basierend auf der Vorarbeit der ersten — — in einem Sprossen die ganze Summe von technischer Kunst, von liebevoller Versenkung in das Detail und von fast mysteriöser Spürsicherheit für die letzten Geheimnisse der Kombination von Materie (Holz, Lack) und Form vereinigt und ihn zum unvergänglichen Meister machte. Bei den Amatis ist es Nicolo, bei den Guarneris ein Außenseiter außerhalb der eigentlichen Geigerlinie, Giuseppe Guarneri del Gesu, bei den Stradivaris aber der große Antonius, in welchem sich zenithhaft Kunst und Ruhm der Cremoneser Schule kristallisieren sollten.

Noch heute, nach mehr als drei Jahrhunderten gelten Ton und tausendfach gebrochene Klangdifferenziertheit der Stradivarius-Geigen als ein Geheimnis und werden es wohl bleiben. Denn seither hat man wohl zahllose Male versucht, durch Zerlegung der Instrumente, durch chemische Zersetzung des Lackes auf dieses Geheimnis zu kommen: vergeblich! Vergeblich ist es auch danach zu forschen, ob es die Auswahl des aus oberitalienischen oder

nordtirolischen Wäldern geholten Holzes, die dünnere oder dichtere Schichtung dieser Hölzer auf Boden und Decke der Geige war, die das wunderbare Resultat zeitigten, — — oder irgend eine Beimengung eines ganz besonderen, nur damalig erreichbaren Spiritus-, Weingeist-Zusatzes oder dgl. im Lack — — wir müssen uns mit der geheimnisvollen Tatsache selbst abfinden und zusehen, wie seither, in England, Frankreich und Deutschland sich eine Geigen-Industrie entwickelt hat, die jetzt in allerletzter Zeit wieder durch ein Verfahren alarmiert wird, durch das Verfahren der Revalo-Geigen, von dem wir gleich noch sprechen werden.

Vorher noch gilt unser Gruß dem Zeitgenossen der altitalienischen Meister, dem Jacobus Stainer, dem werkwürdigen Einsiedler der Tiroler Berge, der als einziger unangefochtener deutscher Meister Instrumente von einer wundersamen Pracht des Tones, von eigenartiger etwas größerer Konstruktion als die Cremoneser Violinen, gebaut hat.

In dem bayrischen Ort Mittenwald aber eingeleitet von der Familie Klotz (1660—1784) sehen wir dann eine deutsche Geigenindustrie aufblühen, die später auf Markneukirchen übergeht, von wo aus ungezählte Geigen in die ganze Welt exportiert worden. In allen deutschen Städten arbeiten, für sich und ihre Liebhaber oder Berufskreise, viele ehrsame Geigen-Cello- und Bässebauer.

Diese kleine neben der großen Industrie ist ja nur eine natürliche Folge der Entwicklung der Musik selbst. Die Gründung von Orchestern, die Vergrößerung der Orchester analog der fortschreitenden Sinfeniemusik erforderte Massenbesetzung des Streichkörpers, — also Massenproduktion von Instrumenten für die vielen hundert Orchester auf der ganzen Welt. Hinzu tritt die Tätigkeit tausender Geigenlehrer an hunderttausend Schülern. Nötig wurde daher eine Verbilligung des Instumentes, — also Verbilligung der Materalien, Mechanisierung der Produktion. So ist der Zauber persönlicher Kunst, individuellen Geheimnisses des Genies der Stradivari, Stainer, Maggini, usw. geschwunden. Man mußte sich jahrhundertelang begnügen mit einer relativ guten Imitation der altehrwürdigen Modelle. Und man kann doch dieser ganzen Industrie, sei es Mittenwald, sei es Markneukirchen, wahrlich keinen Vorwurf machen.

*

Neuerlich sind die Revalo-Instrumente auf den Plan getreten. Artur Nikisch hat sie noch in seiner letzten Schaffenszeit in den Philharmonischen Konzerten zu Berlin eingeführt, hat sie wiederholt an klassischen und neueren Werken erprobt, man hat Kammermusik auf ihnen gehört und steht vor dem immerhin erstaunlichen Resultat, daß nämlich durch Bearbeitung mit dem Revalo-Verfahren gewöhnliche neue oder billige ältere Instrumente einen ganz großen, tragfähigen Ton von einer merkwürdigen Sonorität und Schönheit erhalten. Sowohl im Orcherspiel als bei Solovorträgen bewährte sich diese Tonqualität. Ohne einen Vergleich mit den unsterblichen italienischen Meisterwerken heraufbeschwören zu wollen, muß man dieses erstaunliche Ton-Resultat doch feststellen. Seine erste Folge dürfte sein, daß Sinfoniemusik in Orchestern mit einfacherer Besetzung der Streicherpulte ausgeführt werden kann, daß man mit 10 oder acht ersten Violionen die gleiche Ton-Stärke, aber eine noch größere Klang-Einheit erzielen wird, als bisher mit 14 oder 16 Violinen. Die Erwartung dürfte aber auch nicht trügen, daß Solisten welchen die Erwerbung eines alten Instruments verunmöglicht ist, in den Revalo-Instrumenten oder in einem mit Revalo-System bearbeiteten Instrumente, einen guten Ersatz willkommen heißen werden Zu wünschen ist, daß sich die ganze internationale Instrumenten-Industrie ohne Eifersucht, ohne Hader, ohne nationalen oder lokalen Partikularismus, einer solchen Neuerung annimmt und sie ausbaut.



Musik von Eduard Künneke

14. März
Erstaufführung Ufa-Palast am Zoo

Vorverkauf nur an den Kassen im Ufa-Palast am Zoo.
Täglich zwischen 11 und 1 Uhr.

Das Tage-Buch / Heft 10 Jahrg. 3 / Berlin, 11. März 1922

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Märzwoche

Zuweilen erschrickt man, wenn man vernimmt, wie die Mehrheit der Universitätsprofessoren die jungen Leute in einer unproduktiven Wut gegen die militärlose Republik hineindoziert, aber mit ein bischen Geduld wird auch das bald anders werden. Der durchschnittliche Universitätsprofessor will auch heute, wie zu Arthur Schopenhauers Zeiten, bloß „mit Ehren ein redliches Auskommen für sich, nebst Weib und Kind, erwerben, auch ein gewisses Ansehen vor den Leuten genießen." Wie viele vor ihnen dürfen mit Schopenhauer sagen: „Ich habe die Wahrheit gesucht und nicht eine Professur." Keine Sorge, die Below und Bornhak von morgen werden um die Republik scherwenzeln, wie sie gestern um die Hohenzollern geflattert sind. Viel schwieriger und zu Sorgen treibend ist die Frage: Woher Studenten aus armen Elternhäusern nehmen? Es gehört bürgerlicher Heroismus dazu, heute als armer Teufel sich an die Hochschule zu wagen und dieser Mut zu Hunger, Not und Freudlosigkeit wird morgen noch viel größer sein müssen. Das hat einer von den geschmähten Neuen Reichen, der eben verstorbene Bankier Hugo Herzfeld, gefühlt und er wollte hier in großem Stile rettend eingreifen. Zuerst gab er selbst fünf Millionen Mark, aus deren Zinsen begabte und bedürftige junge Menschen mit Stipendien ausgestattet werden sollten, er hatte die Absicht, Jahr für Jahr weitere fünf Millionen hinzuzufügen, er wollte Werber und Mittler für seine Stiftung sein und, wahrhaftig, er hat sich auf Werbung und Mittlung verstanden. Da hat ihn der Tod mit einem Schlage umgehauen. Wo sind die patrizischen Reichen, die Herzfelds angefangenes, für Deutschland unerläßliches Werk vollenden. Wird Franz von Mendelssohn die Lebensaufgabe seines ehemaligen Banklehrlings aufnehmen? Hat Fürst Henckel-Donnersmarck, der durch die Polenlösung nicht ärmer geworden ist, Lust in die Bresche zu springen? Hundertzwanzig Millionen Mark hoffte Herzfeld in einigen Jahren für seine Studentenstiftung beisammen zu haben! Die patrizischen Reichen werden sich doch nicht von der leichteren Hand der neuen Millionäre beschämen lassen? Oder sind am Ende die eben Parvenierten freigebiger, einsichtsvoller und verständiger als die Enkel der fünf Frankfurter?

Der 24. Dezember 1921 war für den Reichskanzler, der ja eher zu viel als zu wenig arbeitet, ein besonders harter Tag. Rathenau war erst spät abends aus London heimgekehrt, die Konferenzen dauerten bis in die heilige Nacht. In später Stunde rief ein freundlich gesinnter Bekannter bei Wirth, dem Junggesellen, an, ob er nicht eine Stunde bei einfachen, musikliebenden Menschen verbringen wolle. Der Reichskanzler, froh, unter unpolitische Leute zu kommen, sagte zu und er aß an diesem Abend ein Stück Karpfen und ein Stück Gänsebraten! Trank zuletzt auch ein Glas Bier! Wird man es für möglich halten, daß dergleichen harmlose Freuden Gegenstand öffentlicher Diskussion werden? Aber der Reichskanzler hat noch wildere Ausschweifungen auf dem Gewissen. Er ist in der Sylvesternacht im Bühnenklub gewesen und in seiner Gegenwart wurde **nicht** gespielt! Freilich hatte es bei der Weihnachtsfeier einige Geschenke gegeben, beileibe nicht vom Reichskanzler, und in der Neujahrsnacht stand Dr. Pfeiffer neben Wirth. Das sind Erschwerungsgründe, gewiß. Aber, Mitbürger, Zeitgenossen, wohin kommen wir, wenn ein Abendessen am Feiertag, eine mehr oder minder launige Clubfeier zu „Material" wird? Vergessen wurde in der öffentlichen Diskussion, daß Wirth in jener erschrecklichen Sylvesternacht sich auch auf dem Closett des Bühnenklubs längere Zeit aufgehalten hat. Fette Lettern her: Der Reichskanzler bei einer geheimen Sitzung im Bühnenklub!!!

Drei Jahre nach Kriegsende hat man in Paris noch einmal zu einem furchtbaren Schlag gegen Deutschland ausgeholt, indem man die „rue de Hambourg" entschlossen in „rue de Boukarest" umtaufte. Es ist schon grauenhaft, was man uns alles zu bieten wagt, und wenn wir nicht aufrechte Männer hätten, immer darauf aus, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, so wären wir den Pariser Attentaten einfach wehrlos ausgeliefert. Aber Gott sei Dank haben wir noch solche Männer, und einer davon ist Professor in Heidelberg. Ihm haben wir die Repressalie zu verdanken, daß das Elektromaß „Ampère" jetzt erbarmungslos in „Weber" umgewandelt wird, — wohlverstanden: in Heidelberg. Nun sind die Pariser also eklig reingefallen, und es ist ein großer moralischer Sieg.

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

BRIEF ÜBER DEN BOLSCHEWISMUS DES KAPITALS.

Mein sehr verehrter Herr Generaldirektor,

als wir gestern auseinander gingen, baten Sie mich, einige Gedanken, die ich Ihnen zum Thema Reichsbudget, Marksturz, Reparationen, Steuern, Zwangsanleihe und Kreditaktion entwickelt hatte, auch schriftlich zu fixieren. Sie wünschten, sich mit Freunden darüber zu besprechen.

Dankbar für die Gelegenheit, in den Kreis, den es angeht, mit Unterstützung eines so ausgezeichneten Interpreten vielleicht doch ein wenig hinüberwirken zu können, folge ich ohne Zögern Ihrer Aufforderung und zeichne noch einmal die Perspektiven nach, die sich, durchdenkt man die Haltung Ihrer Standesgenossen, Kollegen und Freunde jenen Fragen gegenüber konsequent, eröffnen müssen.

Alle Hochachtung vor den gewaltigen privatwirtschaftlichen Leistungen dieses Ihres Kreises kann nämlich nicht davon zurückhalten, hinter der Art und Weise, mit der er manche volkswirtschaftlichen Probleme, insbesondere aber alle Angelegenheiten der Staatsfinanzen seit Jahr und Tag behandelt, bedrohliche und gewalttätige Absichten zu vermuten.

Um welche Vermutung handelt es sich? Um keine andere als daß jene industriellen, agraren und kommerziellen Führer, die das Verhalten ihrer mächtigen Berufsgruppen den Staatsfinanzen gegenüber letztlich diktieren, gar nicht so sehr defensive, als vielmehr offensive Ziele verfolgen. Daß sie weniger, — was immerhin eine natürliche Regung wäre, — ihren eigenen finanziellen Status vor Verschlechterung bewahren, als vielmehr den finanziellen Status anderer Volksschichten möglichst weitgehender Verschlechterung planvoll ausliefern wollen. Daß es sich, um drastisch zu reden, im Grunde nicht um eine anti-expropriatorische Verteidigung ihrer selbst, sondern um einen expropriatorischen Angriff auf Dritte handelt.

Diese Dritte aber sind Alle, deren Vermögen sich nicht aus Produktiv-, sondern aus Rententitres zusammensetzt. Der dringende Verdacht besteht, mein sehr verehrter Herr Generaldirektor, daß die Haltung Ihrer Freunde mit vollem Bewußtsein darauf abzielt, das deutsche Rentenkapital der Vernichtung entgegenzuführen, damit als einzige Kapitalmacht im Lande nur noch das Produktivkapital übrig bleibe!

Das Rentenkapital ist ja absolut vom Markwert abhängig. Mit jedem Prozentsatz, den die Mark an Wert verliert, ist das Rentenkapital um ebensoviele Prozent zusammengeschrumpft. Dem Produktivkapital

dagegen schadet die Markentwertung nur sehr viel weniger, auf die Dauer wahrscheinlich überhaupt nicht. Denn die Warenpreise sind ständig im Prozesse der Angleichung an das neue Markniveau begriffen, der Kapitalwert der mobilen und immobilen Produktivvermögen bleibt also im wesentlichen und auf lange Sicht unverändert.

Betrachtet man daher die Macht, die von der Gesamtheit aller in einer Gesellschaftswirtschaft vorhandenen Kapitalsarten verkörpert wird, als einen großen Kuchen, so kann nicht bestritten werden, daß der Anteil des Rentenkapitals an diesem Kuchen umso geringer, der des Produktivkapitals aber umso größer wird, je mehr der Wert der Währung verfällt. In dem Augenblick, in dem die Mark ihren Wert vollkommen verloren haben wird, wird die gesamte Kapitalmacht Deutschlands (und das ist zur Zeit fast die einzige effektive Macht!) ganz automatisch dem Produktivkapital zugefallen sein.

Am Endpunkt der Markentwertung steht für das Produktivkapital theoretisch und objektiv also die Alleinherrschaft. Niemand wird bestreiten wollen, daß ihm dies Ziel, vom Machtstandpunkt aus gesehen, erwünscht sein muß. Fraglich bleibt nur, erstens: ob das objektive Ziel subjektiv auch schon erkannt worden ist; und zweitens: ob der Wille zur Macht als so brennend eingeschätzt werden darf, daß man annehmen muß, die Erreichung des theoretischen Machtzieles werde vom Produktivkapital praktisch, mit vollem Bewußtsein also, auch wirklich angestrebt; und zwar dadurch angestrebt, daß es sich einer Besserung des Markkurses mit passiver Resistenz entgegenstemmt.

Niemand, mein sehr verehrter Herr Direktor, wird in der Lage sein, in schlüssiger Beweisführung diese beiden Fragen zu bejahen. Man kann in Hirn und Herz der Menschen nicht hineinsehen, man kann Gedanken ebensowenig photographieren wie Motive. Mehr als ein Indizienbeweis ist nicht möglich, und selbst der wird angesichts der besonders verwickelten Lage dieses Falles nur schwer zu führen sein. Was aber gesagt werden kann, ist dies: das produktive Kapital und seine politischen Vertreter könnten nicht anders als jetzt verfahren, wenn ihr Motiv wirklich die Erreichung jenes Machtzieles wäre.

In der Tat hat sich das Produktivkapital gegen alles gewehrt und bis heute alles verhindert, was einer Stabilisierung oder gar Besserung unsrer Währung dienen konnte. Gewiß wurden in jedem Falle teilweise recht einleuchtende Spezialgründe dafür vorgebracht, aber die Kontinuität dieser Einsprüche, die Häufung dieser Verneinungen legt doch den Schluß nahe, daß es sich um eine weitausschauende Strategie mit ganz

anderen Motiven handelt, als den vielfach schillernden, die öffentlich angegeben wurden, — mit höheren Zielen als momentanem Vermögensvorteil.

Die Reichsverschuldung beträgt heute rund 350 Milliarden, der Etat pro 1922 rechnet (viel, viel zu niedrig!) mit einem Aufwand von 265 Milliarden, von denen 183 Milliarden ungedeckt sind. Was hat das produktive Kapital früher und jetzt getan, diese erdrückenden Lasten zu mildern?

Es hat das Reichsnotopfer bis zur Wirkungslosigkeit verklausuliert. Es hat jeden Versuch, die Steuereinnahmen durch Verwendung von Goldmaßstäben in gleitende Relation zum Geldwert zu setzen, verhindert. Es hat die Ausfuhrabgaben, die noch heute eine große Einkunftsquelle sein könnten, zerschlagen und ihren Wiederaufbau hintangehalten. Es hat die Kreditaktion, die eine im Verhältnis zu seiner finanziellen Kraft geringfügige Goldsumme beschaffen sollte, durch aussichtslose Gegenforderungen zum Stocken gebracht. Und es ist jetzt wiederum dabei, auch die Zwangsanleihe sowohl zeitlich hinauszuschieben als auch sachlich abzuschwächen, obwohl sie selbst günstigstenfalles nicht mehr als ¼ des Bedarfes von 1922 (des einen einzigen Jahres 1922!) einzubringen vermöchte.

Mit einem Worte: das Produktivkapital war bis zum heutigen Tag tatsächlich in Opposition zu jeder Maßnahme, zu jedem Plan, der den Wert der Mark zu heben oder auch nur zu halten versprach. Ist es gar so leichtfertig, daraus zu folgern, daß ihm an der Gesundung der deutschen Valuta garnichts liegt?

Ich glaube, dieser Argwohn mindestens ist berechtigt.

Zwar nicht in dem Sinne, den französische Kritiker ihm unterschoben haben. Nicht um den Reparationen zu entgehen, kann das produktive Kapital D eu schlans weiteren Markverfall wünschen; denn es muß sicher sein, daß, wie immer auch die Mark stehe, seine Sachwerte schließlich doch einmal mit größtmöglicher Quote zur Reparation herangezogen werden. Nein, das Interesse am Markverfall, in dessen Verdacht das produktive Kapital nach und nach geraten muß, bezieht sich nicht auf das Aus- sondern auf das Inland. Jedes Sinken des Markkurses ist, vom Standpunkt des Produktivkapitals aus gesehen, nicht so sehr ein Schlag gegen die Reparationsstaaten, als vielmehr gegen das innerdeutsche Rentenkapital. Und in diesem Zusammenhang, mein sehr verehrter Herr Generaldirektor, wird eindringlich klar, was ich Ihnen als „Bolschewismus des deutschen Produktivkapitals" bezeichnet habe.

Denn diese Art der Vernichtung bestehender Kapitalien ist nur ihrer Form, nicht ihrem Wesen nach von jenen Expropriationsformen

verschieden, die zum Schrecken all Ihrer Freunde in Rußland angewandt worden sind.

Dort sind wohlerworbene Rechte zertrümmert worden, um die Macht der politischen Führerschicht wie einen rocher de bronce zu stabilieren. Hier werden wohlerworbene Rechte zertrümmert, um die Macht der ökonomischen Führerschicht wie einen rocher de bronze zu stabilieren. Ebenso wie dort müssen im Verfolg solcher Expropriation auch hier die sekundären Wirtschaftsexistenzen von den Eignern sämtlicher Produktionsmacht immer abhängiger werden, sowohl inbezug auf Arbeitsart und -dauer, als auch inbezug auf Entlohnung und Sicherung. Und die Schicht der Intellektuellen gar, nur noch aus einem einzigen ökonomischen Borne gespeist, muß immer mehr in trostloseste finanzielle Hörigkeit geraten, muß sich zu einer geistigen Leibgarde des alleinherrschenden Produktivkapitals entwickeln, deren rapides Wachstum wir schon heute schaudernd gewahren.

Es sind diese Zustände, mein sehr verehrter Herr Generaldirektor, denen wir, parallel mit der Vernichtung des Rentenkapitals, (die ihrerseits mit der Markentwertun gparallel läuft,) entgegentreiben. Und Ihre Freunde, die Eigner des Produktivkapitals, die Einzigen, die wirklich etwas tun könnten, tun nichts und wieder nichts, das Rad zu bremsen. Soll man glauben, daß sie die Gefahr überhaupt nicht sehen? Muß man nicht eher vermuten, sie wünschten diese Entwicklung und suchten sie durch ihre Passivität sogar zu fördern? Und ist, wenn diese Vermutung zutrifft, die Charakteristik „Bolschewismus“ zu schroff gewählt, gerade aus Ihrer Denkungsweise heraus?

Ich glaube es nicht, bei aller Neigung zur Vorsicht. Auch Sie, sehr verehrter Herr Generaldirektor, wurden, als ich Ihnen gestern das alles sagte, nachdenklich und still und in sich gekehrt. Nun wohl: ich wünsche nicht mehr, als daß Sie die gleiche Wirkung auch bei Ihren Freunden erzielten. Denn es ist sehr übel, was jetzt geschieht, und es birgt Ansätze zu noch weit schrecklicherem Übel. Und wäre der Verdacht in seiner schlimmsten Form sogar unberechtigt: wer will, bei so starken Indizien, verhindern, daß er Tausenden und Millionen bald als erwiesen gelten wird?

ARTHUR TOUPINE GESPRÄCHE MIT LUNATSCHARSKY

Lunatscharsky, der Leiter des russischen Unterrichts- und Volksbildungswesen, erinnert in seiner Erscheinung an Lenin, er ist nur weniger mongolisch Arthur Toupine findet ihn in der Arbeiterbluse „elegant". Lunatscharsky spricht mit gleicher Vollendung deutsch wie russisch, französisch wie italienisch. Er pflegt seine Sprache wie seine Hände. Dramatiker, Historiker, ästhetischer Schriftsteller, ist er zweifellos einer der kultiviertesten Volkskommissare. Er liebt es an seine Vielseitigkeit zu erinnern. Seine behutsamen Antworten muß man mit kritischem Auge lesen, der Wille zur Beschönigung ist da und noch mehr die Dunstwolke, die vor jedem Herrschenden die Wirklichkeit verbirgt.

Schulfragen

„Ist es wahr, daß in Rußland die Professoren unter allen geistigen Arbeitern am schlechtesten gestellt sind?"

„In Petersburg und Moskau leiden sie keinen Hunger. Sie bekommen ihre Ration und die akademische Ration ist ausgezeichnet. Sie erhalten etwas Salz, Zucker, Butter und 30 Pfund Mehl monatlich, nach Maßgabe der Kopfzahl der Familie und der Tüchtigkeit des Professors. Die Unverheirateten können sehr gut leben."

„Und die einfachen Lehrer auf dem Lande?"

„Man kann nicht sagen, daß ihre Lage im Vergleich zu früher sich gebessert hat."

Ich weiß nicht, was er unter diesem Früher versteht: Die Zarenzeit? Eine schlimmere Epoche der Bolschewistenzeit? Ich weiß es nicht.

„Man sagt, daß die Lehrer seit einigen Monaten ihr Gehalt nicht erhalten haben."

„Ja, die, die von den Zentren weit entfernt wohnen, das liegt an den Schwierigkeiten des Geldtransportes. In den großen Städten ist die Lage der Professoren und Lehrer besser: Sie kommen schneller zu ihrem Gehalt und sie haben Gelegenheit, durch Arbeit in den verschiedenen Büros in der Stadt ihre Einkünfte zu vergrößern. Das Gehalt allein reicht gerade für ein Drittel des Monats aus."

„Und wovon leben sie in der übrigen Zeit?"

Eine Geste Lunatscharskys deutet an, daß er es auch nicht weiß. Dann fährt er fort:

„Sogar die Rationen, von denen ich Ihnen vorhin sprach, sind nicht zahlreich genug. Wir verteilen 200000 Rationen, aber wir haben 700000 Professoren und Lehrer. Die weniger Begünstigten leben miserabel und gehen in Fetzen, da sie seit langem ihre anständige Garderobe verkauft haben."

„Die Sendungen mit Lebensmitteln und Kleidern, die von den europäischen Gelehrten den russischen Kollegen gesandt werden, erreichen sie ihren Bestimmungsort, ohne geplündert zu werden?"

„Gewiß, die Organisation der Petersburger Gelehrten hat die Verteilung übernommen. Es reicht gerade für sie selbst.

Rußland hat sich sehr geändert. Früher lebte das Heer der Landlehrer von den Naturalspenden, die ihm die Bauern brachten. Heute geben die Bauern den Lehrern nichts. Das Volk ist egoistisch geworden."

„Was tut die Regierung, um den Professoren zu helfen?"

„Gerade eben hat ein Kongreß aller russischen Professoren stattgefunden. Er hat ausführlich die Mittel zur Verbesserung der materiellen Situation beraten. Wir sind im Begriff, ein neues System einzuführen. Mein Kommissariat hat der Regierung die Idee einer Schulsteuer unterbreitet. Die Regierung hat unseren Vorschlag angenommen. Unter der kommunistischen Herrschaft ist der Unterricht unentgeltlich, von der Volksschule an bis zur Universität. Daran darf sich nichts ändern Aber das Unterrichtsbudget bildet bei uns 80 % des Gesamtbudgets und kostet uns 200 Milliarden Rubel monatlich. Um uns etwas zu entlasten, müssen wir dem Volk eine Steuer auferlegen. Ein „Wirtschaftsrat der Schule", der sich aus Bauern zusammensetzt, wird in den Finanzangelegenheiten der Schule entscheiden und die Taxen festsetzen, die als Natural- oder Geldleistungen an das Zentralkomitee des Distrikts geleistet werden müssen."

„Bedenken Sie auch, daß diese Steuer die Unentgeltlichkeit des Unterrichts, auf die Sie so stolz sind, vernichtet?"

„Keineswegs, alles bleibt wie früher, der Unterricht bleibt unentgeltlich in Rußland. Wir haben schon 150 000 Schulen für Erwachsene, wo 4800000 Analphabeten unterrichtet werden. Wir werden den Kampf gegen die Ignoranz fortsetzen. Wir haben schon 2½ Millionen Fibeln verteilt.

Die Kirche

„Wie verhält sich der Einfluß des Klerus auf das Volk den Sowjets gegenüber?"

„Der Klerus hat sich jetzt machtvoll organisiert. Seitdem der religiöse Unterricht nicht mehr in den Schulen erteilt wird, unterrichtet er die Kinder im Katechismus. Ich glaube, daß die Bauern, die sich an unser System gewöhnt haben, dagegen protestieren, daß die Geistlichen nicht unentgeltlich unterrichten."

„Ist es wahr, daß das Volk gläubiger geworden ist?"

Lunatscharsky scheint erstaunt.

„Vielleicht in den Städten. Das Volk und das Kleinbürgertum gehen in die Kirchen, die Arbeiter sehr selten. Die Bauern dagegen, glaube ich, haben sich vom Glauben ganz abgewandt."

Zu meinem großen Bedauern stützt mein Gesprächspartner diese Meinung, die im Gegensatz zu dem steht, was die Sowjetblätter darüber bringen, auf keine einzige Tatsache.

„Der Klerus bemüht sich, durch den Prunk der kirchlichen Feiern, seine Macht zu verstärken. Jede kirchliche Zeremonie ist ein Kirchenkonzert, wo die großen russischen Künstler singen. Die ästhetische Seite des Kultus war niemals so auf der Höhe wie jetzt. Seit der Trennung von Kirche und Staat bezahlen wir den Klerus natürlich nicht mehr. Wir haben ihm die Kirchen übergeben und haben die Predigtfreiheit nicht eingeschränkt unter der Bedingung, daß keine gegenrevolutionäre Propaganda getrieben wird. Darauf achten wir sorgfältig."

„Gibt es auch Geistliche, die mit Ihnen sympathisieren?"

„Ja, aber nur wenige, ungefähr ein Fünftel der gesamten Geistlichkeit. Diese Minorität wird von Wladimir, dem ehemaligen Bischof von Pensa geführt. Dieser Geistliche — sagt Lunatscharsky lächelnd — betet zu Gott genau so für uns wie er früher für den Zaren gebetet hat."

Lunatscharsky skizziert das Porträt dieses bolschewistischen Bischofs: „Der ist ein Mann von majestätischem Gehaben und von großer Kultur. Er spricht wundervoll italienisch, da er früher als Gesandter beim Papst in Rom war. Er entstammt einer der vornehmsten Familien der Hocharistokratie." Nachdenklich meint Lunatscharsky: „Meint er es Ernst? Ist es nur Ehrgeiz? Ich weiß es nicht. Er macht übrigens gute Karriere. Er ist jetzt Metropolit von Kasan."

ARNOLD ZWEIG

THEORETISCHE GRUNDLEGUNG DES FILMS IN THESEN

1. Die Freude am Film ist identisch mit der Freude des Menschen am Erleben (Funktionslust*). Einem Seiltänzer zuschauen und die Gefahr, in der er schwebt, selbst ungefährdet innerlich mitmachen: einem Wettrennen beiwohnend die Lust an der erreichten Schnelligkeit und den

*) Vgl. Utitz, Funktionsfreuden im ästhet. Verhalten, Halle 1911.

bewältigten Wiederständen haben; eine dargestellte Erregung in sich mitspielen; ein neues Land in der Fantasie mitentdecken und die Lust an der Ausweitung des eigenen engen Daseins haben: dies sind Beispiele der Funktionslust, gewählt aus der Sphäre des Zuschauers. (Funktionslust nämlich fundiert auch die Leidenschaft für das Bestehen von Gefahren und das Vollziehen körperlicher Übungen selbst: Berg- und Skitouren etc., wie sie in der Lust nach überstandenen Aufregungen des realen Lebens zitternd wirksam ist.)

2. Da der Film wirkliche Menschen und wirkliche Gegenden photographisch wiedergibt, steht er als Surrogat des wirklichen ganz unter den Gesetzen, die für das ungefährdete Zuschauen des Wirklichen selbst gelten. Das heißt: das Darstellungs-, das Kunstmoment spielt in ihm zunächst gar keine Rolle. Beweis: die reine Filmwirkung wird von mitwirkenden Tieren ebenso, ja besser erreicht als von mitwirkenden Menschen, denen das Bewußtsein, Rollen zu spielen, die Unbefangenheit des Daseins verdirbt. Das gleiche gilt von mitwirkender Brandung, Sandwirbel und Wind.

3. Der Reiz, der von Gegenständen im Film ausgeht, ist der, ein Unbelebtes als Belebtes zu sehen. Der Film steht ganz auf der freien Entfaltung des Lebendigen.

4. Der Film hat mit dem Dramatischen nur so zu schaffen, daß auch im Drama Menschen vor Zuschauern sich bewegen, und auch im Erleben des Dramas Funktionslust mitwirkt. (Während sie im Film den ganzen Anteil des Zuschauers trägt, gibt sie dem Erleben des Dramas nur eine bestimmte Tönung.) Den Film deswegen Drama nennen, hieße, die Heilsarmee, deren Andachten stets mit Blechmusik vor sich gehen, einen Orchesterverein oder eine Militärkapelle nennen.

5. Der Film ist, im Gegenteil, rein epischer Art. Er erzählt mit Gesten eine aufregende Begebenheit. Je intensiver die Fantasie des Zuschauers dabei angeregt wird, exotische Gegenden, Meeresgrund, Berggipfel — desto stärker die funktionell-epische Wirkung. (Das Drama im Gegenteil bleibt, auch wenn es exotische Schauplätze wählen sollte stets im Kreise des Gewohnten (Beweis: Shakespeares Böhmen, Athen Rom) und zwar wesensgesetzlich, weil es sonst unverständlich würde, (Die fabelhafte tiefe Kennerschaft hält Shakespeares dramatisch bedingte Formgesetze für mangelnde Bildung.) Das Drama nämlich kann nur summarische Erklärungen abgeben, der Epiker allein kann exponieren. Wesensverschiedenheit der Welten des griechischen Dramas und der homerischen Epen.)

6. Mit dem Drama hat der Film gemein, abgesehen von der sub 4) genannten Eigenschaften, daß auch das moderne Drama einmal sehr stark fast ausschließlich, auf funktionslust-stillenden Qualitäten stand, und daß die soziale Situation des Theaters und Dramas von damals der heutigen des Kinema und Films äußerst ähnlich war. Gemeint ist natürlich das elisabethanische, präshakespearische Drama und Theater: Das Publikum füllt die Theater (Kinemas), die Puritaner (Klerus, Lehrerschaft predigen dagegen, die Behörden konzessionieren nur wenige Bühnen (lassen Brunners und andere Zensoren dagegen los) die Literatur nimmt das Drama (den Film) nicht für voll, seine Autoren bleiben oft im Dunkeln und legen (W. Sh.!) auf ihre Dichtungen in offiziellen Formen mehr Wert; das Drama (Film) entfesselt in der Tat durch ausgesuchte Greuel- und Wollustszenen die heftigste Funktionslust und nicht als das (Jew of Malta, Spanisch Tragedy, Titus Audronikus), die gute Gesellschaft aber patronisiert Theater und einzelne Schauspieler (Divas) und macht die Theater (Filmindustrie) lukrativ.

7. Zur Beantwortung stehn folgende Fragen: a) wie kam das elisab. Drama aus seiner Funktionsrolle zur Kunstrolle? b) gibt es für den Film gleiche Möglichkeiten, entweder imitativ oder autonom? c) was für Folgen hätte eine Sublimierung des Films für die kulturelle Lage?

8. Folgende Antworten seien versucht: Nicht durch gesetzmäßige Entwickelung der dramatischen Form allein, sondern durch die Nebenkräfte des Dramas: die gehobene Rede (aus lyrischen Quellen gespeist), die Durchseelung der lustvoll anschaubaren Scheusale zu grandiosen Charakteren (Richard III, Jago) und die Vergeistigung der dramatischen Situationen zu sinnbildhaften Gesten, die Einblick in die Gesetzmäßigkeiten der geistigen Welt, des Schicksals, geben: Hamlets Körper, schilderhoben über die Leichen einer ganzen Epoche durch Fortinbras; Lear, die Leiche Cordelias im Arm; Othello, seine Raserei durch Raserei gegen sich selbst vor Desdemonas Leiche sühnend; Prospero, Ariel entlassend und einen Zauberstab zerbrechend). [Notwendige Abschweifung: die bloßes Vervollkommnung der gattungsmäßigen Form (Kunstform, innere Form) allein hebt und adelt eine an sich niedere, funktionslustgetragene Kunstgattung nicht. Beweis: der Abenteuerroman, von Dumas père formal zur Höhe gebracht, bleibt guter Abenteuerroman und schlägt nicht in den großen Roman Balzacs, Stendhals, Flauberts, um. Genau wie beim großen Drama sind es Qualitäten, die mit dem Roman als Form wenig zu tun haben, denen diese Erhöhung, Weitung und Veredelung des Romans zu danken ist.] Dagegen bleibt, noch das grandiose Shakes-

pearische Trauerspiel streng innerhalb der Gesetzmäßigkeiten der dramatischen Form (ebenso die Antike und Calderon), die erst im deutschen klassischen Drama durch die mechanische Übernahme des französischen klassischen Wesensstückes durchbrochen und aufgehoben wird, zum Schaden der deutschen Bühne und des deutschen Dramas.

9. Die unmittelbare Trägerin der Veredelung von Drama und Roman ist die Sprache als dichterische Rede. Sie fehlt beim Film wesensmäßig. Daher ist eine analoge, imitative Sublimierung des Films ausgeschlossen. (Die Filmmusik, bloßer Stimmungsträger und Ohrbeschäftiger, vermag die leidenschaft- und geisttragende Rede selbstverständlich nicht zu ersetzen, und sei sie selbst von Beethoven geborgt.)

10. Soll also diese Erhöhung des Films als Kunstgattung möglich sein, so hat sie ganz autonom zu erfolgen. Erstens muß der Film als Form aus seinem Wesen entwickelt werden. Wesen des Films: die Möglichkeit, Situationen und Handlungsteile anschaulich so nebeneinanderzusetzen, daß z. B. ein Geschehnis und die (irrige) Meinung, die der Held davon hat, unmittelbar konfrontiert werden. Oder daß die Folgen einer Tat anschaulich mitgeteilt werden, bevor der Held von ihnen noch weiß. Wesen des Films: sich von dem epischen Nacheinander frei spielend zu lösen. Wesen des Films: die Spannung des Zuschauers ununterbrochen zu beherrschen, nicht sie blöd durch Häufung von Affekten immer nur zu überhöhen. Wesen des Films: seine Lautlosigkeit; daher, dies ist gelegentlich geschehen, die Lippengebärden ebenso zu beseitigen wie die geschriebenen Mitteilungen an den Zuschauer. (Nicht zu beseitigen: die Kapitelüberschriften.) Wesen des Films: bewegte Körper in großer Natur zu geben. Prinzipiell falsch ist die Verfilmung großer Dramen und Romane der Weltliteratur, weil ihre Größe unverfilmbar ist, nämlich ihre geistige Bedeutung an sich und für das Werk. Beweis: man filme einmal die letzte Fallstaffszene von Heinrich dem Vierten 2. Teil, oder den Dialog Egmont-Oranien, oder Büchners Danton-Robespierreszene. Allgemein falsch ist die Überbetonung der Gesichtsmimik im Film, weil in unbedeutender und geistloser Handlung oder Szene die Überakzentuierung der, objektiv garnicht fundierten, Gefühle und Seelenlebens glatt erlogen und albern wirkt, nämlich sinnlos ist. Hauptmittel des Films ist die stimmungsauslösende Geberde des ganzen Körpers in Stimmung tragender Natur.

11. Aber das wesentlichste Mittel zur Sublimierung des Films ist die bedeutend erfundene Handlung, die für den Film eigens erfundene,

ein Weltgefühl ausdrückende Handlung; Schicksalsgestaltung, die in wortlos anschaubaren Szenen ein Leben oder einen Handlungsablauf so anordnet, daß aus dem Zusammentreten der bewegten Menschen und der belebten Natur ein Sinnbild für die Verlassenheit oder Erhabenheit, für das Geleitet- oder Preisgegebensein des Menschen auf der Erde sich darbietet. Darum erinnere ich mich als besten Films des Wegenerschen „Golem".

12. Ein Spezialfall des Films bleibt der für einen genialen Filmspieler besonders erfundene Film — speziell wie das für die Réjane oder Bernhard erfundene Stück.

13. Die Sublimierung des Films ist nicht nötig, solange man die Masse Dreck fressen lassen will um dabei zu verdienen. Sie ist nicht nötig, solange man wartet, daß aus ihr, der Masse als solcher, die unerschöpflich ist, Impulse zur Sublimierung kommen. Sie ist nicht nötig, solange man die Freude an den entfesselten Affekten blind spielen läßt und den Gähnkrampf des Zuschauers nach der Nervenorgie als unumgänglichen Nachtisch bucht. Und unnötig ist sie, solange man nicht begreift, daß, Spannung vorausgesetzt, die Masse nach Weltdeutungen lechzt, nach jeder Hilfe, die ihr, der dumpf abgehetzten, den Sinn ihrer eigenen Existenz näher bringt.

14. Sah man aber ein, daß, wie einst im Shakespearischen und Schillerschen Theater, diese Masse heute nur im Kinema zu fassen ist nur dort noch wirklich der Mensch der Menge zu allem Guten und Bösen geöffnet dasitzt und in seiner unerlösten ratlosen Seele gestaltet werden kann; sah man ein, daß, Roman und großes Drama ganz unbeeinträchtigt für die schon Geistigeren existierend, das Kinema zum ersten Male wieder einen Weg zur Masse öffnet, am Ende erstmals öffnet: sah man ein, daß die gestaltende Hand des Geistes im Film ein Werkzeug bekommt, etwas gröber, schwieriger zwar als das dramatische Wort für den Zeitgenossen Kydds und Marlowes, aber a priori nicht weniger machtvoller Seelenhebel — so wird man die Frage ob der Film sublimiert werden soll, nicht erst stellen. Es fragt sich nur, ob das Ingenium eines Erfinders da ist, der, ohne das strahlend magische Wort zu gebrauchen, durch Geberde, Körper und Natur des bewegten Menschen, durch Wind und Ebene, Baum und Welle eine fesselnde Handlung so führen kann, daß in ihrem Verlaufe auch dem einfachsten Geiste auf die Grundfrage: wozu leben denn wir Menschen?, eine wenn auch nur vage aber nachwirkende Antwort wird. Der Film ist sublimiert, wenn auf den Gesichtern der Masse, die das Kinema verläßt, nicht mehr der stumpfe Schlaf nach der Orgie, sondern die nachdenkliche Wachheit der angerührten Menschen zu konstatieren ist.

RUDOLF LEONHARD

FORSTER ALS GROSSINQUISITOR

Alle Berliner Kritiker wissen den Niedergang der Berliner Theater nicht nur einstimmig zu beklagen, sondern auch einmütig zu begründen; sie weinen freigebig über die Tatsache dieses Niedergangs und erläutern immer wieder, welche Antriebe auf die abschüssige Bahn geführt haben, welche Erscheinungen die ersten Anzeichen des Verfalls waren und ihn zugleich beförderten. Der Organismus des Theaters, soziologisch verwickelt wie kein andrer, ist aber so einheitlich und hält alle Teile so verschlungen, daß mit dem Theater die Kritik degeneriert und, die gleichen Verfallserscheinungen wie die Bühnen aufweisend, den von ihr erkannten Weg nach abwärts mit betritt und nach unten fortreißt. Alle Kritiker und die meisten Theaterbesucher wissen schon auswendig, daß Anzeichen der Entartung und Weitertrieb in der Entartung die Tatsache, daß es kaum noch ein wirkliches Ensemble in Berlin gibt, darstellt. Aber während die Kritik beklagt, daß unsre Bühnen zu Startheatern vergröbert sind — was übt sie andres als Starkritik? Daß, während der Weg von Kottbus über Hamburg nach Berlin ebenfalls noch offen steht, der Übergang aus der zweiten Besetzung in die erste fast unmöglich ist: wenn die Kritik nicht schuld daran ist, so ist sie reichlich mitschuldig. Der Schauspieler braucht die Kritik — in einem Grade, der, den Leistungen mancher Kritiker gegenüber, rührend wirkt. Dem sechsten Sinn, den er zur Aufspürung und Auffassung von Kritiken entwickelt hat, wird von der sehr einsinnigen Kritik nichts Gleichwertiges entgegengeboten. Es wäre nicht zu viel, ein Recht der Schauspieler auf Nennung zu statuieren; nicht nur aus ökonomischen Gründen und nicht nur als psychologisches Stimulans brauchen sie es, ihren Kurswert in der Morgenzeitung ablesen zu können. Und wenn es in einer Formel geschieht analog dem „Ferner liefen . . ." des Rennberichts: jeder Schauspieler gehört so in den Organismus der Bühne und des Stücks, das Dabeisein seiner Existenz und seiner Arbeit ist — denn daß es Nebenrollen im verkleinernden Sinne nicht gibt, ist längst eine Binsenwahrheit — so wichtig, daß er, wenn nicht ein Zeugnis, doch eine Quittung dafür verlangen kann, ein Urteil oder einen Dank.

Die Einstellung der Kritik auf die Hauptrollen und die Stars ist aber bereits so befestigt, daß auch große Schauspieler und große Leistungen unbeachtet bleiben und entweder überhaupt nicht oder flüchtig mit trübem Wohlwollen erwähnt werden, wenn der Gang ihrer Rolle nicht in der Mittelachse des zensierten Stückes liegt.

Seit einiger Zeit gehört dem Verbande des Staatstheaters der Schauspieler Rudolf Forster an. In einer Stadt mit Theaterkultur wäre er populär wie — nun, wie in andern Städten ein Boxer oder ein General; in Berlin konnte es geschehn, daß ihn jetzt, nach einer Leistung seltensten Ranges, die Hälfte der Kritiken nicht erwähnt.

Ich sah ihn zuerst als Buckingham in „Richard III". Schon das war einprägsam; wie er vor der Mauer stand, auf der Richard versteinert raste, wie er zu ihm aufgebogen war in versteinerter Erwartung, mit auseinander gerissenen Armen — man schauderte schon; man griff an den eignen Arm und tastete; denn es war, als habe dieser ein Gelenk mitten im Unterarm, das ihm erlaubte, die Hand dringender als ein andrer nach dem Boden oder zum Himmel zu stoßen. Es war ein Moment; aber einer von denen, die von ewigen Dingen platzen.

Dann spielte er den Giamettino im Fiesco. Unvergeßlich war, wie er die Vorwurfsrede des Alten anhörte. Er stand unbewegt, aber nicht unbeweglich; mit den Händen in den Taschen — aber nein, das ist der gleiche Ausdruck im modernen Kostüm; seine Hände lebten nicht während er hörte, man sah sie nicht —, und er hörte hinter der Stirn seines wächsernen Gesichts. Dann wippte er schweigend einmal, ein einziges Mal nur, auf den Zehen, und ging schweigend, sehr gleichmäßig, bis zur rechten Kulisse. Dort stand er wieder. Das war Psychologie, wie sie sich für den Schauspieler gehört: ohne Willen nämlich, fast ohne Wissen. Der da stand, war, bei Gott, kein Bösewicht; das war ein von der Leere, vom dumpfen Selbst Bedrückter; einer, der wohl weiß, aber nicht versteht, was er tut. Der Oheim hat schon recht, wenn er schimpft, aber man kann nicht mehr als „Hm" dazu sagen. Das war eine Stirn, hinter der in Zerrbildern grausam das Leben erstarrte. Das war ein von dem Fluche Getroffner, daß seine Jugend golden war. Und war es in einem Wippen des Fußes schon.

In den „echten Sedemunds" sah ich Forster nicht; aber einen seiner Kollegen — man denke! — hörte ich sagen, daß seine Leistung göttlich war

Jetzt aber spielte er, im Don Carlos, den Großinquisitor. In einer Aufführung, in der sich doch immerhin sogar Deutsch als Posa ausströmen konnte, schuf er etwas, das diese Aufführung, dieses Theater, diese Saison weit überragte. Das Blut erstarrte abgebrühten Besuchern, als sich der Vorhang über seiner Szene hob.

Über seiner Szene; denn so gewaltsam und fragwürdig Jeßner gestrichen hatte, so unvorsichtig mitunter, daß die dramatischen Mängel des Stückes härter fühlbar wurden — hier hatte er, durch Zusammenziehung

alles dessen, was dem Großinquisitor gehört, ein neues Drama anfangen lassen. Das Drama Philipps auf der andern Seite; das Drama des Königs, nachdem der Kronprinz und der Freund gefallen und schon fast vergessen sind; die Tragödie um die letzte Formel dieser Menschen — die Tragödie des Monarchen, des unter der nicht untergehnden irdischen Sonne Mächtigen — gegenüber der Kirche.

Daß Jeßner dies konnte, verdankt er Forster, der den Großinquisitor spielte. Der stand hoch oben, über dem irgendwo knienden Könige, und weit von ihm. Er sah ihn nicht; seine Augen waren weiß und erloschen, es gab kaum noch die Spuren von Augen. Und das Meiste, das er sagte, ließ er nicht einmal in der Richtung nach dem Könige gehn: nur am Beginn seiner Anwort sprach er vag über den Knieenden hin, bald kehrte er den Kopf ab und sprach — in die grenzenlose Leere, die ihn umgab. Dieser Kopf war winzig, locker auf einem trocknen hageren Vogelhals, wippend und unumstößlich, zerbrechlich und unerschütterlich (überaus geschickt war die Anordnung: auf zwei schwarze Mönche stützte sich der Kardinal; von ihren Kleidern war der untere Teil seines roten Rumpfes rechts und links ein wenig beschnitten, so daß dieses Monument zugleich die Wirkung einer Herme hatte). Unerschütterlich sprach er, erschütternd; Hals, Kinn und Lippen arbeiteten sichtbar an den Worten, die als hölzernes Gerüst, aber älter und fester als Erz in ihm standen von Urzeiten her. Denn Forsters Kardinal war mehr als alt, mehr als uralt, er war alterlos. Er fühlte nicht und glaubte nicht, er wußte nur, von je und für immer, er kannte und urteilte. Er ordnete. Hier gab es keinen Sturm und keine Berufung. Das Kinn fiel herab, schlaff unter klappendem Munde, wenn er einen Satz gesagt hatte: aber der Satz stand im Raum, weit über den König hin war die Luft voll von ihm. Und manchmal, wie es auch in Wirklichkeit bei Greisen vorkommt, dröhnte mit eigentlich schon vergessner Kraft eins der Worte, die seine Urworte waren, aus dem hohlen Gekrächz des Alten: „lieber die Verwesung als die Freiheit" — da gähnte im ganzen Raum der Geruch der Verwesung. Hier hatte Philipp verloren. Ihm gegenüber stand nicht ein Gegenspieler, nicht ein Mensch, nicht ein Kirchenfürst — der da über ihm repräsentiere nicht, sondern war purpurn, richtend und unbewegt, die Kirche: die von Tragödien, Kriegen und Revolutionen nicht erschüttert wurde. Hier war das gelungen, was dem Schauspieler, an den sein Werk doch unlöslich gebunden ist, am seltensten glückt: die Leistung war, ohne der Abstraktion und dem Schematismus zu verfallen, überpersönlich geworden, allgemeingültig wie die Dichtung selbst.

HOCHZEITSESSEN

Ungarns stärkster Epiker, von dem Ignotus in Heft 6 des T.-B. erzählt hat, nimmt seine Aufgaben nicht aus der halben Welt von Budapest, sondern aus dem vollen Sein des madjarischen Bauern. Von der Urkraft des Darstellers, von der Erdkraft der Dargestellten gibt auch diese Erzählung Kunde.

Jeder im Dorfe sprach von der Hochzeit der Tochter Sarudys, die morgen stattfinden sollte.

Auf dem großen gelben Felde kribbelten die ameisenfleißigen Menschen fröhlich umher, während der unmenschlich großen Arbeit, die unendlich und grenzenlos zu sein scheint; sie fanden ihre Freude darin, daß sie ihre Arme bewegten, ihre Zunge gebrauchen konnten und die Burschen und Mädchen reizten einander mit Worten und Handgreiflichkeiten, so ausgelassen lachend, als wäre das das Allerwichtigste, was sie im Leben zu tun hätten.

János Kiß verspeißte den Apfelbrei, den ihm sein pockennarbiger blödmäuliger ihm abschreckend ähnlicher Junge gebracht hatte. Dann blickte er umher, aber er war zu faul bis zu den nächsten Garbenhaufen zu gehen und ließ sich dort, wo er war, auf die Stoppeln niedergleiten. Er tat seinen Hut auf sein Gesicht und schlief sofort ein. Was er noch zuletzt hörte, war, daß Pál Sarudy für die Hochzeit auch ein Kalb hatte schlachten lassen.

Und damit schlief er ein.

Keiner kümmerte sich um ihn, auch sein eigener Sohn nicht. Der nahm den irdenen Topf zur Hand, schaute hinein ob sein Vater auch für ihn etwas zurückgelassen hätte? Nein, Nein. Das hatte er nicht getan. Das Gefäß war so leer, als hätte es der Hund Bodri blank gescheuert. Er stellte den Topf umgestürzt hin und ging nach dem Hund Erdtuffeln suchen.

Als János Kiß erwachte war sein erstes, sich die Lippen zu lecken. Er war im Traum auf einer Hochzeit gewesen und hatte sich tüchtig vollgegessen. Unmutig dachte er daran, daß er alles vergessen hatte: wo er gewesen war und was er gegessen hatte. Wäre er doch wenigstens nicht aufgewacht.

Er war es gewohnt in seinem ganzen Leben immer auf alles verzichten zu müssen, also grämte er sich auch jetzt nicht lange. Er drehte sich auf die andere Seite und wollte wieder einschlafen. Es gelang ihm nicht. Sein Gesicht wurde so rot unter dem Hut wie ein

gesottener Krebs. Er schleuderte seinen von Schmutz geschwärzten Strohhut von sich und es tat ihm wohl, daß der leichte Feldwind kühl seine Haut berührte.

— Der Teufel soll diesen alten Sarudy holen, dachte er bei sich, hab genug für ihn gearbeitet in meinem Leben, er könnte mich schon zur Hochzeit seiner Tochter einladen, daß ich mich einmal satt essen könnte.

Er hob den Daumen.

— Fleischsuppe wird's geben. Gute gelbe, fette Hühnersuppe. Die wird gut schmecken. Von der eß ich eine Schüssel voll.

Und schon schlang er sie gierig in sich, sog an den weichen gelben Nudeln, die er haufenweise seinen Schlund hinabgleiten ließ.

— Zur Arbeit, Leute! rief jemand.

János Kiß rührte sich nicht. Es fiel ihm ein, daß er einmal als Kind auf einer Hochzeit gewesen war. Er war auch verwandt mit der Familie und dennoch gab man ihm vom ganzen Mahle nichts als einen Hühnerfuß.

Ohnmächtiger Groll, wilde Wut bemächtigte sich seiner. Seine Hand ballte sich zur Faust und er fühlte, er könnte jetzt einen Hieb tun, einen Hieb, daß alles in Trümmer und Splitter ginge, wo er hinträfe.

Aber sein Daumen stand starr, und das führte ihn zu seinem vorigen Gedanken zurück.

— Dann gefülltes Kraut . . . Sechzig Rollen könnt ich essen . . . aber wenn nicht fünfzig, dann nicht eine einzige.

— Zur Arbeit! rief es.

Schwerfällig raffte er sich auf. Er fühlte Hunger. Er blickte zu dem schwarzen Topf hin. Leer . . . Übrigens war ja bloß so schales Zeugs drin gewesen,

Er gab dem Topf einen Stoß mit dem Fuß: verächtlich und zornig. Der Topf brach auf der einen Seite ein. Er war übrigens mit Draht umbunden gewesen und ein Drahtfaden hackte sich in seinen Riemenschuh ein.

— Der Schlag soll dich treffen, fluchte er, und stieß den Topf von sich. — Solang ich lebe werde ich mich immer in diesem Elend abrackern müssen. Der alte Schuft wird mich nicht einladen.

Den ganzen Tag war er übel gelaunt. Aber niemand bemerkte es. János Kiß war so eine Art von unsichtbarem Menschen, den man nicht sah. So lebte er sein ganzes Leben, nie war er, auch nur eine Minute lang, irgendwie interessant gewesen. Weder stark noch schwach, nicht

klein und nicht groß; nicht krumm und nicht stattlich: was hätte an ihm auffallen können? Er war so wie ein Mensch; hatte zwei Augen und eine Nase. Auch einen Schnurrbart hatte er. Und ihm fiel nie etwas ein. Wenn es Morgen wurde, stand er auf, abends legte er sich nieder; als die Zeit da war, heiratete er. Damals hatte er sich zum letzten Male satt gegessen, er war auch krank geworden davon. Soldat war er nicht gewesen, das Dorf hatte er keine zehnmal verlassen und das auch nur dann, wenn er zum Markt ging. Von Herzen gelacht hatte er nur einmal in seinem Leben; es war, als ihn sein Vater niederhauen wollte, weil er die ganze Schüssel Klöße aufgegessen hatte; der Vater wollte einen Schlag gegen ihn führen, verlor das Gleichgewicht, fiel hin und schlug mit dem Kopf gegen die Wand. Er starb dann auch daran.

Eines konnte ihn noch interessieren: das Essen. Wenn er seine Frau prügelte, so wars wegen dem Essen und wenn er zu Zeiten etwas dachte, so dachte er daran, was jetzt wohl gut zu essen wäre. Aber viel dergleichen vermochte er sich nicht vorzustellen. Die Erfahrung kam ihm nicht zu Hilfe.

Am Abend, als sie nach Hause gingen und dem Wirt berichteten, was sie gearbeitet hatten — in seinem Dorfe wurden die Leute nicht vom Arbeitgeber verköstigt — sagte der alte Sarudy:

— Leute, morgen Abend kann jeder auf die Hochzeit meiner Tochter kommen. Ihr könnt essen so viel in euch hineingeht.

János Kiß wurde beinah von Schwindel ergriffen. Er erschrak bei dem Gedanken, daß er der Aufgabe nicht werde entsprechen können. Die Übrigen jubelten, riefen éljen, er schwieg. Er stand im Hintergrunde, der Abend dunkelte, niemand kümmerte sich um ihn. Mit den Andern machte dann auch er sich mit schwerfälligen Schritten nach Hause auf.

Zuhause verzehrte er das Abendbrot; es bestand aus Kleiensuppe. Still und wortlos aß er. Er stieß die Katze beiseite, die sich an sein Bein klammerte und miaute. Er dachte an nichts. Aber es war ihm ganz sonderbar zumute, als ob ihn eine große, große Aufgabe erwartete, die größte seines Lebens. Er war sich nicht klar über sie, aber er dachte beklommen an die morgige Hochzeit.

Er konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Oft wachte er auf und wälzte sich wach im Bette, aber wenn er an die morgigen Dinge dachte, erfaßte ihn eine große Unruhe.

Er reckte den Daumen:

— Zuerst wird es Hühnersuppe geben . . . Davon eß ich ein volles Schaff.

Er lächelte. Er dachte daran, wie das wäre, wenn man die viele Kartoffelsuppe, Kümmelsuppe, den Weichsel-Hirse- und Musbrei und all die sauern- und Milchsuppen, die er in seinem Leben schon gegessen hatte in einen Bottich schütten würde, — oh einen so großen Bottich gibt es ja auf der ganzen Welt nicht, nicht mal im Keller des Bischofs von Eger gibt es ein so großes Faß. Und wenn man dann die guten Speisen zusammenschütten würde, die er je in seinem Leben gegessen hat — davon würde nicht einmal der Topf voll werden, den er heute auf dem Felde umgehaut hat.

Plötzlich schien es ihm als säße ihm der Riemenschuh am Fuße und er fühlte, wie sich der Topf mit dem Draht daran hängte. Er tat einen mächtigen Stoß mit dem Fuße. Wäre er im Bette gelegen, es wäre unfehlbar unter ihm zusammengestürzt, aber er scherte sich nicht viel um derlei Gezappel. Und es war ein mächtiger Stoß, den János Kiß tat. Er stieß die Armut von sich.

Mürrisch erwachte er am nächsten Morgen. Wie er sich den schlechten Traum aus den Augen rieb, fühlte er eine große Schwere auf der Brust, als ob sie von eisernen Bändern zusammengepreßt wäre.

Er zog mit einem Ruck die Brauen zusammen.

— Der Teufel soll den alten Sarudy holen, heute eß ich ihn arm. Hab genug geschuftet für ihn.

Er traute sich nicht zu frühstücken. Mittag kostete er nicht einmal das Essen. Er fürchtete, er könnte am Abend keinen Hunger haben.

Oft, wenn er mit seiner Frau Streit hatte, pflegte er den ganzen Tag über keinen Bissen zu essen — er spürte es garnicht. Jetzt bebte sein ganzes Innere und es schwindelte ihn vor Hunger.

Er preßte die Zähne zusammen, seinen breiten, starken großknochigen Unterkiefer und sah mit seinen grauen Augen starr vor sich hin. Er kämpfte mit der verbissenen Wut eines wilden Tieres mit sich selbst. Aber er aß nicht, er hielt es aus.

— Fünfzig Rollen gefülltes Kraut! — wiederholte er bei sich und mit eiserner Energie schnitt er mit seiner Sense das Korn, im Takte, wie eine Mähmaschine.

Die Welt um ihn hatte aufgehört zu sein. Er sah nicht die große Korntafel, noch die Leute, die um ihn herum arbeiteten, nichts war für ihn da, er hatte keine Vergangenheit, keine Zukunft sein ganzes Wesen hatte sich zu dem einzigen großen Willen verhärtet. Er ging

dem Hochzeitsmahl, wie einer Menschenkräfte übersteigenden Aufgabe entgegen. Und er fühlte, daß sein ganzes Innere, sein Magen sich umgestaltet hatte und der unglaublichen Arbeit gewachsen war. Wie er mit seinen blitzenden Augen in die Welt sah, hätte er sich unterfangen, die Korngarben so in sich hinabgleiten zu lassen, wie sie bei der Dreschmaschine vom Trichter in die Trommel fallen.

Endlich wurde es Abend. Man ging von der Arbeit nach Hause. Im Dorf war schon seit Mittag das Hochzeitsfest im Gange. Man hatte keine Zeit zu verlieren, man mußte sich gleich an den gedeckten Tisch setzen.

János Kiß kam in einem Winkel zu sitzen. Umso besser. Er stemmt den Rücken gegen die Wand und nun mag der Feind kommen.

Man brachte die Suppe.

János war nichts zu wenig, nichts zu viel. Er bekam einen recht tiefen irdenen Teller, den ihm die Köchin bis zum Rande füllte. Fingerdick schwamm das gelbe Fett auf der Oberfläche, es löste sich nicht in Augen, sondern verfloß in eins.

János Kiß ergriff den hölzernen Löffel und begann ruhig und ernst die Arbeit. Seine Eingeweide zitterten und er konnte seine Gier kaum beherrschen

Bei dem zehnten Löffel hatte er eine furchtbare Überraschung.

Er fühlte sich satt.

Blässe überzog sein Gesicht. Nun fühlte er, daß er eine riesenhafte Aufgabe auf sich genommen hatte. Er fühlte seine menschliche Schwäche. Durch sein Hirn flatterte der Gedanke, er würde, was er unternommen, nicht bewältigen können.

Er zog die Brauen zusammen; lotrechte Falten furchten seine niedrige Stirne, sein breiter eiserner Kiefer klappte hammerkräftig zusammen und er stürzte sich wieder in den Kampf.

Maschinenmäßig, wie er die Sense im Bogen von rechts nach links schwingen ließ, hob er jetzt im Takte den Löffel zum Mund, bis der Teller geleert war.

Dann fühlte er Schwindel und widerlichen Ekel. Die Speise war für seinen an kraftlose, schale, magere Brühen gewohnten Magen zu fett gewesen.

Es folgte eine Topfenmehlspeise, geschmackvoll mit Milchrahm, Grieben und reichlichem Fett zubereitet. Man füllte ihm seinen Teller tüchtig an.

Und János Kiß nahm die gebrochene Gabel mit dem gelben Beingriff zur Hand und verstaute auch jetzt so ruhig wie vorher, alles in

sich. Er spürte den Geschmack der Speise nicht. Er fühlte einen Druck in seinem Innern und wäre gern an die Luft hinausgegangen. Oder hätte sich wenigstens gern tüchtig ausgeflucht. Und mit unendlichem Schmerz und bitterem Neid sah er rings auf das Hochzeitsvolk. Jeder war fröhlich, lachte und tat sich gütlich. Er aber wußte schon, daß er zu Ende war. Nie in seinem Leben hatte er mehr auf einen Sitz gegessen, als er bis jetzt schon hier gegessen hatte. Aber er preßte seine Zähne knirschend zusammen und hielt seinen Teller für die dritte Speise hin. Es gab jetzt Linsen mit Schweinekopf.

So ging das zwei Stunden lang fort, ohne Pause und ohne Rast.

Dann erst kam das gefüllte Kraut.

Große Stücke Fleisch waren als Draufgabe zwischen die gefüllten Krautrollen gelegt. Als János Kiß nach drei mächtigen Krautrollen auch ein Stück zähes, ungekochtes, lederartiges Fleisch hinabzwängen wollte — stand er entsetzt auf. Seine Augen waren vorgequollen, sprangen fast heraus unter den dicken Brauen, die Adern an seinem Halse waren geschwollen wie Taue.

Mit dem Rest von Besinnung, der ihm noch geblieben war, stürzte er aus dem Hause.

Er war zu dem Maulbeerbaum gelangt, als er sich von dem Übel befreite. Das Fleisch, das in seinem Schlunde stecken geblieben war und ihn beinahe erwürgte, rutschte in seinen Mund zurück.

Tränen füllten seine Augen und er preßte seinen Kiefer so fest zusammen, daß man nicht einmal einen Keil zwischen seine Zähne hätte einrammen können.

Leidenschaftlich wie im Rausch, sagte er bei sich:

— Krepier du Hund.

Er schlang das Fleisch wieder hinunter.

Und auch jetzt konnte er es nicht bewältigen. Es blieb in seinem Schlunde stecken und wollte weder hinunter noch hinauf.

Die Hände des Mannes griffen in die Luft: sein magerer langer Körper machte eine Drehung und schlug der Länge nach hin.

Lautlos, in furchtbaren Zuckungen wand er sich auf der Erde, bis er endgültig regungslos verblieb.

Niemand hatte bemerkt, daß er verschwunden war, so wie man es nicht bemerkt hatte, daß er gewesen war, oder daß er überhaupt gelebt hatte.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Märzwoche.

Das neue Sachlieferungsabkommen ist in der deutschen und auch in Teilen der ausländischen Presse merkwürdigerweise als Abänderung jenes Paktes von Wiesbaden angesehen worden, durch den zum ersten Male, — zwischen Frankreich und Deutschland, — eine Umwandlung von Bar- in Realleistungen kodifiziert wurde. Das neue Sachlieferungsabkommen hat aber mit dem Wiesbadener Vertrag garnichts zu tun, es erhält ausdrücklich die Bestimmung, daß sein Inhalt sich nur auf das Verhältnis zwischen Deutschland und den übrigen Ententestaaten, nicht aber auf das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich beziehe. Das Wiesbadener Abkommen, dessen Schattenseiten bekannt sind, besteht vorerst also weiter. Es hat allerdings noch immer nicht den Konsens der Reparationskommission erhalten, mag sein also, daß diese Körperschaft sich jetzt bemühen wird, noch gewisse Änderungen im Sinne der neuen Berliner Absprache zu erwirken. Aber ob das gelingen wird, steht noch dahin; und selbst wenn es gelänge: ob das Reich selbst und mit ihm die Allgemeinheit in allgemeiner Anwendung des neuen Schemas einen so großen Fortschritt begrüßen könnten, wie vielerorts geglaubt oder behauptet wird, scheint doch noch keineswegs erwiesen. Das neue Schema versetzt Deutschland zwar nicht in die schlimme Lage, daß es über seine Gesamtlasten hinaus 7 Jahre lang noch zusätzliche Lasten tragen und finanzieren muß; es enthält auch gewisse Erleichterungen inbezug auf Zahlungs- und Verrechnungsmodalitäten. Aber da es die Preisnormierung ganz dem freien Verkehr zwischen ausländischem Besteller und deutschem Produzenten überläßt, da also der heimischen Industrie gegenüber nicht mehr das Reich als Auftraggeber auftritt, entfällt auch jede Möglichkeit für den Staatsfiskus, den Unterschied zwischen Inlands- und Auslandspreis in der Weise für sich nutzbar zu machen, daß es dem Produzenten nur die Inlandspreise vergütet, während es selbst die Auslandspreise gutgeschrieben bekommt. Mit einem Wort: die Industrie wird zwar weit bessere Preise erzielen als nach dem Wiesbadener Abkommen, das Reich wird aber auch weit mehr zahlen müssen. Bewirkt ist also eine Besserstellung der Industrie auf Kosten des Staatssäckels. Das wäre nationalwirtschaftlich noch immer erträglich und sogar vorteilhaft, wenn wenigstens Gewißheit bestünde, daß es möglich sein wird, den zusätzlichen Profit der Industrie

wenigstens auf dem Wege ordentlicher Steuerleistung wieder flüssig zu machen. Aber da fast die gegenteilige Gewißheit besteht, ist die Gefahr sehr nahe gerückt, daß diese Preisregulierung nur zu neuen Hochgewinnen für die Industrie führen wird, — Gewinnen, die von der Allgemeinheit in Form höherer Steuern oder neuer Inflation zu bezahlen sein werden. Ob die sonstigen Vorteile des Abkommens groß genug sind, diesen entschiedenen Nachteil willig in Kauf nehmen zu lassen, entzieht sich vor genauer Kenntnis des Vertragstextes endgültiger Beurteilung.

Die deutschen Getreidepreise rasen beängstigend aufwärts. Während 100 kg. Weizen am 1. Oktober noch mit 460 und am 1. Januar noch mit 758 Mark bezahlt wurden, zahlte man am 3. März in Berlin bereits 1290 Mark, — also fast dreimal soviel wie im Oktober, obwohl die Dollardevise im gleichen Zeitraum nur aufs doppelte gestiegen ist. Und dabei ist der freie deutsche Getreidemarkt ja keineswegs nur mit Auslandsware beliefert, sodaß die Devisenlage allein eigentlich nicht maßgeblich sein dürfte! Auch an Friedensparität gemessen, hat dies freie Inlandsgetreide die Kurssteigerung des Dollars nicht nur mitgemacht, sondern um eine Kleinigkeit sogar überholt. Der Vorkriegspreis des Weizens war 21,50 Mark, er hatte sich am 3. März, unsrem Stichtage, also etwas mehr als versechzigfacht. Am selben Tage wurde der Dollar in Berlin mit 250 bewertet, das ist gegenüber der Friedensparität noch keine volle Versechzigfachung. Wie geht es zu, daß inländisches Getreide in einer Zeit, in der die innere Kaufkraft der Mark noch weit höher ist als ihr Auslandskurs, (— oder zahlt der Landwirt Löhne und Hypothekenzinsen etwa in Goldmark? —) dennoch bereits die volle Auslandsentwertung der Mark im Preise eskomptiert? Es wäre interessant, die Meinung des Reichslandbundes darüber zu hören.

Über den französischen Wiederaufbau liegen folgende Ziffern vor, die den Stand vom 1. Januar anzeigen:

	Es waren zerstört bezw. beschädigt	Es sind wieder aufgebaut bezw. wiederhergestellt
Häuser	672 000	235 979
Fabriken (m. üb. 20 Arbeitern)	4 084	3 926
Straßen und Wege . . .	53 000 km.	31 865 km.
Schiffahrtswege	1 112 km.	1 027 km.
Ackerland	3 127 000 ha	3 813 000 ha

Es sind Zahlen, die der französische Wiederaufbauminister selbst der Kammer mitgeteilt hat. Ihnen seien bereits in der vorwöchentlichen Tagebuch-Ausgabe enthaltene Ziffern über die Wiederherstellung der Bergwerke angefügt: am 1. Januar waren von 18 zerstörten Gruben bereits 15 wieder in Betrieb, und ihre Ausbeute belief sich im Dezember auf 36,9 Prozent der Friedensausbeute, — wobei aber zu bemerken ist, daß nicht nur die Zerstörungen, sondern auch Arbeitszeitverkürzungen und dergleichen für den Rückgang verantwortlich zu machen sind. Man kann also sagen, daß der Stand der Wiederaufbauarbeiten im Allgemeinen günstiger ist, als angenommen und gelegentlich auch behauptet wird, — vorausgesetzt, daß der Minister richtige Zahlen genannt hat, was wir höflicherweise für gewiß halten wollen. Ob das Ergebnis nicht noch günstiger sein könnte, wenn nicht aus propagandistischen Motiven, wie oft behauptet wird, ein Teil der Ruinen absichtlich in ihrem kläglichen Zustand belassen würde, bleibe ebenso höflich dahingestellt.

DR. GERHARD SCHACHER

BÖRSENPARADE

Irrtümer und Irreführungen.

Ein Hauptargument gegen die heutigen Effektenkurse, aber auch ein Argument der Börsenfeinde überhaupt war bisher dies: die Rentabilität der Industrie-Aktien sei, gemessen an den hohen Börsenkursen, miserabel, diese hohen Kurse hätten also schon deswegen keine Berechtigung, weil für den Wert eines Gutes letzten Endes doch die Rentabilität ausschlaggebend sein müsse. Auch die Erwiderung, daß man an Industrieaktien heute Sachwerte und nichts als Sachwerte bezahle, und daß Aktien in der Mehrzahl der Fälle ohne jede Rücksicht auf die Rente lediglich in der Hoffnung darauf erworben würden, einen Teil des Vermögens vor der ständig fortschreitenden Papiergeldentwertung zu schützen, brachte die Kritiker selten zum Verstummen; ebensowenig auch der Hinweis darauf, daß der Erwerbswert der Industrieunternehmungen, insbesondere im industriellen Konzentrationsprozeß und für das Ausland, schon deswegen ein außerordentlich hoher sein müsse, weil es heute nur mit ungeheuren Geldopfern möglich ist, neue Betriebstätten ins Leben zu rufen.

Die jetzt täglich zur Vorlage kommenden Abschlüsse der Industriegesellschaften beweisen nun auch zahlenmäßig, daß die Leute, die schon vor Jahresfrist Industriewerte zur Kapitalsanlage wählten, nicht so ver-

blendet waren, wie manche Kritiker glauben machen wollten. Betrachtet man insbesondere Papiere mit sogenanntem Goldcharakter, so mehren sich die Fälle, in denen, gemessen an den vor etwa Jahresfrist notierten Kursen, schon die heutige Dividende eine 5 %ige und sogar höhere Verzinsung des Anlagekapitals darstellt. Zweifellos ist das letzten Endes von der Geldentwertung verursacht. Diese Geldentwertung muß heute aber bei jedweden geschäftlichen Transaktionen in Rechnung gezogen werden, da trotz allen Redens darüber an ein Ende der deutschen Inflationspolitik einstweilen leider noch nicht zu denken ist. Gegen diese Geldentwertung bleibt nach wie vor der Erwerb von Sachgütern, also auch von Industrie-Effekten, der wirksamste Schutz, und weder die inländische noch die ausländische Kapitalistenwelt scheint sich durch Hinweise auf die schlechte Rentabilität der Aktien von weiteren Käufen abhalten zu lassen. Schließlich bleibt stets zu bedenken, daß die Rentabilität der Aktien nicht allein auf Grund der Dividendenausschüttungen, sondern in entscheidender Weise auch auf Grund der den Aktionären zufallenden Bezugsrechte errechnet werden muß. Leider fehlen uns auf diesem Gebiete noch immer die notwendigen Statistiken. Man geht aber sicher nicht zu weit, wenn man behauptet, daß Rentabilitätsberechnungen, die unter Beachtung der Bezugsrechtskurse aufgemacht werden, auch heute noch, trotz der absolut genommen hohen Kurse, ein recht günstiges Bild für die Aktionäre bieten dürften.

Auch das Ausland scheint den Argumenten der Gegner der Inflationskurse weiterhin ablehnend gegenüberzustehen und sich durch die vermeintlich schlechte „Rentabilität" der Industrieaktien keineswegs von ihrem Erwerb abhalten zu lassen. Ganze deutsche Industrien gehen auf dem Weg über die Börse in ausländische Hand über, und es sind merkwürdigerweise dieselben Leute, die gegen die hohen Kurse wettern, die sich andrerseits nicht genug darin tun können, die Börse wegen ihrer Mithilfe beim Übergange wertvollen deutschen Eigentumes an das Ausland zu beschimpfen. Mit Logik ist da wenig zu machen: immer und stets ist die Börse schuld. Treibt sie die Aktienkurse hoch, so spricht man von Wucher und Inflationsgewinnlern; sind die Kurse aber gerade ihrer Billigkeit wegen besonders reizvoll für das Ausland, so spricht man von Verschleuderung deutschen Eigentums. Die Zahl der Börsenfeinde mehrt sich von Tag zu Tag, und die Regierung sollte einmal überlegen, welche Bedeutung es für das deutsche Wirtschaftsleben hätte, wenn es in Berlin einmal zu ähnlichen Vorgängen käme, wie wir sie in Wien erlebt haben.

Selten ist ein Kampf so unterirdisch und mit so geringer Kenntnis auch nur der einfachsten wirtschaftlichen Verhältnisse geführt worden, wie dieser sinnlose, unter der Oberfläche schwelende Hetzkampf gegen die Börse. Wie gedankenarm und wie böswillig diese Leute vorgehen, sah man wieder so recht klar bei dem Inkrafttreten der neuen Devisenverordnung. Das andauernde Zetern gegen die Devisenspekulation, in der man plötzlich den Hauptfeind der Valuta (alles nach Wiener Muster) erkannt haben wollte, hat bekanntlich zum Erlaß einer Verordnung geführt, die nahezu jede Devisenspekulation größeren Maßstabes unmöglich macht. Nun freute man sich seiner rettenden Tat und wartete auf die Erfolge, die da kommen sollten. Aber was trat ein? Der Devisenmarkt zeigte ein nervöseres Aussehen, als selbst in den Zeiten größter internationaler Kursschwankungen, die Tendenz änderte sich von Stunde zu Stunde. Jede Kontermine fehlte, jede Möglichkeit war verbaut, anders als durch Reichsbankabgaben einen gewissen Ausgleich bei der Kursbewegung zu erzielen. Es kam so weit, daß selbst in Zeiten, in denen die internationalen Märkte in ruhigster und gleichmäßigster Haltung verkehrten, der Dollarmarkt an der Berliner Börse jede Stunde eine besondere Sensation zeigte, weil jedes Angebot zu sofortigen Kurssprüngen, jede Abgabe zu sofortigem Kursdruck führte und die ausgleichende Spekulation fast völlig fehlte. Wird es in Zukunft an den internationalen Märkten erst einmal nicht mehr ganz so ruhig hergehen, erfolgt wirklich wieder einmal ein starker ausländischer Hausse- oder Baissevorstoß in der Mark, so wird sich diese Bewegung in Berlin sicher in geradezu bizarren Kurssprüngen wiederspiegeln. Aber nun, was war schon am ersten Tage jener neuen Ära, die doch eine starke Ausschaltung der Spekulation bewirkt hatte, im Börsenberichte eines für jene Kritikerschicht typischen deutschnationalen Abendblattes zu lesen? Nichts anderes, als: die Spekulation sei es gewesen, die den Dollar in wilden Kurssprüngen hin und her getrieben habe. Mit solchen Mätzchen und Torheiten kämpft man in Kreisen derjenigen, die nicht alle werden, wider die Börse!

Sollte sie sich ihren vielen versteckten und offenen Feinden gegenüber nicht einmal zur Wehr setzen und der Öffentlichkeit zeigen, einen wie wenig sachlichen Kampf diese Leute führen und wie sehr ihr letztes Ziel nur in der Verunglimpfung gewisser politischer Anschauungswelten besteht? Jedenfalls sollten mindestens die Verständigen im Land, ob Börsenfreunde oder Börsengegner, das ihrige dazu beitragen, daß dieser schwelende Brand nicht eines Tages offen auflodere, und unsrer Volkswirtschaft, die durch sonstige Unvernunft wahrhaftig schon genug geschädigt ist, neue schwere Wunden beibringe.

DR. HEINRICH PINCASS

JUNGFRÄULICHES LAND DER CHEMISCHEN INDUSTRIE

I. Kunstseide

Wer den Namen Kunstseide hört, wird auch heute noch unwillkürlich an jene „Ersatzstoffe“ üblen Andenkens erinnert, die im Kriege eine so unglückliche Rolle spielten. Jedenfalls glaubt die Mehrheit des Publikums, Kunstseide sei zumindest ein minderwertiges Präparat. Dies Odium ist in Wahrheit unberechtigt. Hat doch schon im Jahre 1903, auf dem Internationalen Kongreß für angewandte Chemie, festgestellt werden können, daß die Kunstseide allen natürlichen Fasern ebenbürtig zur Seite steht. Bei dieser Qualität der Erfindung kann es — obwohl auch dies weithin unbekannt ist, — nicht wunder nehmen, daß die deutsche Kunstseidenindustrie sich rasch zu einem führenden Wirtschaftszweig emporentwickelt hat.

Den ersten Impuls, Europa von der teuren chinesischen Seide zu befreien, hat Réaumur, der bekannte Erfinder des Thermometers, gegeben. Er warf schon anno 1734 in seinem Buche „Mémoire pour servir à l'histoire des insectes“ die Frage auf, ob man nicht die von den Raupen ausgeschiedenen gummiartigen Flüssigkeiten, die zur Seidenfabrikation dienen, durch andere Klebstoffe ersetzen könne. Aber erst hundert Jahre später, von französischen und englischen Forschern aufgegriffen, führt Réaumur's Gedanke zu greifbaren Resultaten: dem Patente des Schweizers Audemars (1805), dem später die Herstellungsverfahren von Chardonnet und Gérard (1885/86) folgen.

Sie alle benutzen als Ausgangsmaterial die Schießbaumwolle oder Nitrozellulose. Diese wird aus Zellulose und einem Gemisch von Salpeter- und Schwefelsäure gewonnen (Nitrierprozeß). Die Zellulose ist ein aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehendes Polysacharid von hohem Molekulargewicht; sie ist ein Bestandteil pflanzlicher Zellwände, z. B. der Baumwolle, des Holundermarks und des Holzes, und präsentiert sich als ein weißes, den üblichen Lösungsmitteln widerstehendes Pulver. Behandelt man Zellulose mit einem großen Überschuß von Salpetersäure, so bildet sich ein sechsmal nitriertes Produkt, das Hexanitrat, welches den Namen Nitrozellulose oder Pyroxylin führt. Nitrozellulose aber ergibt, mit Chlorzinn, Anilin, Äther und Alkohol oder mit Gelatine und Eisessig verbunden, eine dicke Flüssigkeit; und diese, durch Kapillarröhren getrieben, liefert feine, seidenglänzende Fäden. Es ist dieser Vorgang, auf dem alle Kunstseidenfabrikation beruht.

Natürlich wurde das Grundprinzip sofort nach seiner Erfindung vielfach verbessert, und zwar zunächst ausschließlich von englischen und französischen Forschern. Erst im Jahre 1889 erwirbt Dr. Lehner in

Augsburg das erste deutsche Patent auf künstliche Seide, das insofern eine grundsätzliche Neuerung bringt, als nach diesem Verfahren Seidenpapier oder Baumwolle oder andere zellulosehaltigen Produkte mit ammoniakalischer Kupferlösung behandelt werden.

Aber auch Lehner's Methode vermag noch nicht einen entscheidenden Übelstand zu beseitigen: die Nitrierung. Durch sie wird dem künstlichen Produkt nämlich ein explosibler Bestandteil der Salpetersäure zugeführt, von dem er seiner Feuergefährlichkeit wegen wieder befreit werden muß. Die Denitrierung aber ist eine ebenso umständliche und kostspielige Prozedur, wie das nachträgliche Unverbrennlichmachen nach Lehner's Vorschrift. Um Denitrierungsmethoden haben sich besonders die deutschen Forscher Knöfler und Richter verdient gemacht, aber entscheidendes war doch erst geleistet, als es gelang, eine künstliche Seide aus überhaupt nicht nitrierten pflanzlichen Stoffen herzustellen.

Die chemische Grundlage dafür war gegeben, als entdeckt worden war, daß Zellulose auch in Kupferoxydammoniak lösbar ist. Hierauf beruhen die Methoden von Despaissis (1890), Pauly (1897) und das technische Verfahren der Vereinigten Glanzstoffabriken Elberfeld (1905). Mit Hilfe des Kupferoxydammoniaks konnte nämlich der Umweg über die Nitrozellulose vermieden werden. Es wird jetzt nicht Nitrozellulose, sondern die Zellulose selbst in Kupferoxydammoniak gelöst; die dicke Flüssigkeit treibt man dann durch haarfeine Röhrchen in eine Lösung von Schwefelsäure oder Essigsäure oder auch in andere Bäder, in denen sie unter Ausscheidung von Kupferoxyd zersetzt wird, während die Zellulosefäden übrigbleiben. Um die Zähigkeit der Fäden zu erhöhen, kann man, wie es die Hanauer Kunstseidefabrik tut, auch Ricinusöl oder Glyzerin hinzusetzen.

Mit Erfindung dieser Methode (der sich später übrigens noch ein Ersatz des Kupferoxydammoniaks durch Zinkchlorid zugesellte) setzt die Fruchtbarkeit und der Wettbewerb deutscher Firmen recht eigentlich erst ein. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts bereichern sie die Industrie mit einer Fülle von Methoden und maschinellen Einrichtungen, insbesondere sind zahlreiche deutsche Verfahren zu rationeller Darstellung der Kupferoxydammoniaklösung patentiert worden.

Auf ihre eigentliche Höhe, in ihre dritte Epoche gelangte die Kunstseidefabrikation jedoch erst durch das englische Patent von Cross, Bevan und Beadle (1893). Diese Forscher haben nämlich das Verdienst der Entdeckung, daß Zellulose sich auch in Schwefelkohlenstoff und Laugen löst, und zwar zu einem sogenannten Zellulosexanthogenad, Viskose genannt. Das Viskoseverfahren ist seither das wichtigste und verbreitetste geworden. Es ist, wie gesagt, englischen Ursprungs, wurde von deutscher Seite in den folgenden Jahren aber durch eine wahre Flut von Patenten

verbessert und vervollkommnet, so durch Verfahren zur Reinigung der Viskose, zur rationelleren Herstellung der Bäder, zur Ausgestaltung der Maschinen und sonstigen technischen Vorrichtungen usw., — Probleme, an deren Lösung die Vereinigten Glanzstoffabriken in Elberfeld, die Vereinigten Kunstseidefabriken in Frankfurt a. M., die Chemische Fabrik von Heyden und das oberschlesische Werk des Fürsten Henkel von Donnersmark, (dessen Patente später auf die Elberfelder Fabrik übertragen wurden), ferner die Crefelder Chemiker Lange und Walther, sowie die sächsischen Kunstseidewerke in Elsterberg i. V. hervorragend beteiligt sind. Und vermöge dieser Fortentwicklung der ursprünglich französischen und englischen Gedanken (— jede Kunstseidefabrik hat heute ihre eigenen Filtrier-, Spinn-, Wasch-, Trocken-, Wasserfestigungs-, Entglänzungs-, Undurchsichtigmachungs- und Appretierverfahren —) hat die deutsche Kunstseideindustrie diejenige anderer Länder heute sogar bei weitem überflügelt. Das trifft besonders auch auf die Färbemethoden zu, die ohne Casella, Agfa, Meister Lucius und Knoll & Cie. niemals geglückt wären.

Die auf die eine oder andere Art hergestellten Kunstseiden sind der Naturseide völlig gleich, zum mindesten sehr ähnlich. Die Chardonnet- und die Lehnerseide zeigen höheren Glanz als Naturseide, dafür weniger deren charakteristisch krachenden Griff. Abgesehen von chemischen Verfahren gibt es aber nur ein einziges sicheres Unterscheidungsmittel: das mikroskopische Querschnittsbild. Die großen Zentren der Posamenten-, Besatzartikel- und Damenkonfektions-Branche im Wuppertal und im sächsischen Erzgebirge verarbeiten jetzt jedenfalls fast ausschließlich Kunstseide. Auch in der Stoffindustrie findet sie weiteste Verwendung. Mit Vorliebe werden Möbelstoffe, Vorhänge und Tapeten aus Kunstseide hergestellt, da ihr Effekt größer ist und da sie sich auch leichter als Naturseide vom Staub reinigen läßt. Des weiteren wird die künstliche Seide mit gutem Erfolg für Krawatten, Futterstoffe, Kammgarn-Anzugstoffe, in der Spitzenindustrie, für Tülle, Gazen, Schals, Strumpfwaren und Wäsche benutzt. Durch Verkleben mehrerer feiner Fäden entsteht künstliches Stroh oder Bast, aus dem Hüte, Perrücken und Zöpfe fabriziert werden. Neuerdings werden auch die Drähte elektrischer Leitungen mit Kunstseide umsponnen, ebenso wie man Glühstrümpfe aus künstlichen Seidenfäden herzustellen beginnt. Schließlich sei noch auf ihre Verwendbarkeit in der Filz-, Teppich- und künstlichen Roßhaarfabrikation hingewiesen.

Kurz: Aus bescheidenen Anfängen hat sich eine gewaltige Industrie entwickelt, die Deutschland, wie es auf anderem Gebiete schon die Industrie der künstlichen Farben und künstlichen Düngemittel tat, in die Lage versetzte, von fremder Einfuhr sich freizumachen. Was das bedeutet, bedarf keiner Erklärung.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

DIÄT!

Letzthin schreibe ich Ernüchterungsschriften für die Deutschen.

Hübsche fünf sind schon erschienen: Berlin oder Juste milieu, Tasso, Fairfax, Libussa und die deutsche Revolution. Es war meine Absicht, jeder Erwachsene sollte in Film, Orgesch, Sarotti, Tagore und Devisenräusche hinein dreimal täglich einen Eßlöffel nehmen.

Ich kann nicht sagen, daß der Absatz schlecht ist; ziffernmäßig bin ich im Gegenteil zufrieden, finanziell und hinsichtlich meines Ansehens komme ich sehr auf die Kosten. Für ein sechzigmillionen Volk jedoch, das sich an feudalen und demokratischen Vorurteilen und Kommandos gründlich bis in die Eingeweide den Magen verdorben hat, ist der Absatz mäßig. Und ich veröffentliche hier das Fazit meiner Beobachtungen über den Grund des dem Wert meiner Aufklärungen nicht entsprechenden Gelingens.

Nämlich: Man schnitt zum Beispiel kurzerhand überhaupt meine angebotene Arznei und veranstaltete just nach Erscheinen meines „Tasso oder Kunst des Juste milieu", einer Schrift, die sich ernüchternd mit Goethe aus einander setzt, in Frankfurt am Main die Goethewoche, auf der Tag für Tag und Abend für für Abend Juste milieu so tat, als sei trotz meines Büchleins mit dem Altmeister noch alles beim alten. Zu der der Reichspräsident mit dem Kultusminister gereist kam und in drolliger längerer Rede erklärte, er sei gewillt, „Goethe aus dem kleinen Kreis sachgelehrter Bewunderer herauszuführen, und ihn der ganzen Nation, für die er gelebt habe, zu geben". Während ich umgekehrt Goethe der ganzen Nation hatte nehmen und ihn einzig noch einem kleinen Kreis sachgelehrter Bewunderer überlassen wollen.

Da darüber hinaus noch Gerhart Hauptmann aus der Autorität seines von der Nation demnächst mit niedagewesenen Pomp zu feiernden sechzigsten Geburtstags, und andererseits Fritz von Unruh, bei dem es seine Jugend macht, sich auf vielseitiges Verlangen ausdrücklich für J. W. von Goethe erklärten, wird die Wirkung der Diät, die ich dem Deutschen im Fall Goethe verordnete und bei der die Gewichtsteilchen genau dosiert sind, in Frage gestellt, und ich werde für diese deutsche Krankheit eine schärfere Medizin verschreiben und in den Handel bringen müssen.

Während besonders Fairfax und Libussa daneben im allgemeinen gern genommen werden, habe ich beobachtet, man beginnt in letzter Zeit zu finden, es habe sich auch in meinen Komödien aus dem bürgerlichen Heldenleben, die ich Jahre vorher ohne den eigentlichen Zweck der Aufklärung schrieb, ohne mein Zutun in der Zwischenzeit so starke Ernüchterungssäure gebildet, daß der bürgerliche und feudale Magen sie nicht mehr unmittelbar verträgt, sondern ein gemildertes Kompositum aus ihren Säften verlangt, womit ich auch in diesem für mich wich-

tigeren Fall um meine direkte Wirkung auf Zeitgenossen gebracht zu sein fürchten muß.

Eine ganze Reihe litterarischer Talente nämlich ist auf die Idee gekommen, die für einen nötigen erlösenden deutschen Stuhlgang gebrauchten Bestandteile meiner Apotheke zu entnehmen und sie in milderen Ersatzformen an den nach Ernüchterung dürstenden Deutschen zu bringen, und die Presse, die mit Respekt meine Produkte für das von ihr betraute Publikum als zu ätzend abgelehnt hat, beteuert gerade in diesen Wochen wieder allenthalben, man vertrage die Kaiserschen, Kahnschen, Taggerschen Verdünnungstränke und die Rehfischchen viel besser als die von mir selbst hergestellten hochwertigeren Präparate.

Dem aber widerspreche ich auf das Nachdrücklichste in dieser Anrede an das deutsche Volk: Ist es schon schwer, Arzt zu sein bei eines Einzelnen verkorkster Verdauung, und sich als solcher zu bewähren, bedarf es, ein großes leidendes Volk von so gründlichen Durchfällen, wie si: die Deutschen in dieser Epoche heimsuchen, zu heilen, doch des brutaleren Arztes, der nicht mit Diätchen, zu denen sich die Patienten allenfalls verstehen, doch mit langandauernder Enthaltsamkeit, gründlicher Entleerung und scharfen Antitoxinen den geblähten Organen Labung bereitet.

Carl Sternheim.

POSAUNENSTOSS

Wilhelm Michel, der stärkste Essayist, den Deutschland zur Zeit hat, läßt soeben im Verlag Paul Stegemann, Hannover, eine kleine Schrift erscheinen: „Verrat am Deutschtum", eine Streitschrift zur Judenfrage, die hier nur kurz, aber mit einem Posaunenstoß angezeigt werden soll. Deutscher als dieser Michel ist keiner, und sein Deutschtum ist mit den edelsten Früchten des deutschen Geistes genährt

In einer Rede voll jugendlicher Frische weist nun Wilhelm Michel nach, daß Judenhaß Verrat am Geiste Hölderlins und Goethes, Verrat an der schöpferischen Mission des deutschen Geistes ist. Die Schrift, aus einem glühenden Herzen entsprungen, ist im schönsten Deutsch geprägt. Sie zu lesen ist eine helle Freude; sie in die Welt geschickt zu haben, ist die Tat eines frohen, tapferen, unbeirrten Kopfes. In der ganzen, oft ins Kleinliche versinkenden Diskussion über die Judenfrage gibt es kaum ein bedeutenderes Werk als diese dem Umfang nach kleine Schrift.

FILM

DIE SCHWEDISCHEN FILME

Weshalb gewinnen uns die schwedischen Filme? Warum haben sie ein Publikum, das sie über Alles stellt? Es ist kein großes Getue in ihnen, keine Massenentfaltung, kein Zirkustrick, keine kostspieligen Bauten. In ihnen wirkt die Natur mit. Die schwedische Natur. Totenstille Schneefelder, vom Frühlingswind gerippte Seen, die milden Hügelketten von Darlekalien und vor allem der Darsteller selbst ist dort ein Stück Natur geblieben. Es treten nicht (oder selten) verschminkte Großstadtmimen auf, nicht bäurisch verkleidete Stars, sondern schöne Menschen einer imponierenden Rasse. Die alten Leute zeigen eckige charaktervolle Gesichter, die Frauen haben den ahnenden Lebensblick, der Kopf der Männer sitzt, himmelwärts gerichtet, auf graden Schultern. Vor allem sind es die Frauen, die Natur geblieben sind und mit der bezaubernden Einfalt von Kaninchen, Rindern, Pferden dreinschauen. Die Regisseure wissen diese glücklichen, unaffektierten Naturen vor den Tricks der Routine zu bewahren. Viktor Sjöström, der das „Mädchen von Moorhof" nach einer Erzählung der Lagerlöf geschaffen, leitet zu einer untheatralischen Noblesse der Darstellung, die im Film selten geworden ist. Auch diese Filme sind fürs Publikum gearbeitet, aber die Erzeuger glauben nicht, sich deshalb gemein machen zu müssen. Im Gegenteil! Was die schwedischen Filme von den Filmen der ganzen Welt unterscheidet, das ist ein Unterschied der Atmosphären. Hier ist nichts Parfümiertes, Gelüsteltes, Getifteltes. Hier atmen reine Menschen in einer reineren Natur.

FILM-HUMORE

BOLTEN-BÄCKERS

Das Publikum weiß nicht, wer die B.-B.-Filme fabriziert. Sie sind mehr für Glauchau und Pirna erzeugt als für Berlin, aber man weiß nicht, wie viel Glauchau und Pirna auch in Berlin lebt und ins Kino geht. Die Filme B.-B. werden nicht in protzigen Premieren vorgeführt und wer sie beurteilen will, tut gut, sich in die Abendvorstellung, auf den Balkon zwischen still kauende Mitbürger und -Bürgerinnen zu setzen. So saß ich gestern im we-sten Berlin W. und sog einen neuen B.-B.-Film ein, in dem Richard Alexander eine komische Hauptrolle spielt.

Diese B.-B.-Filme haben im gewissen Sinne Ewigkeit. Es treten meistens dieselben Personen auf. Ein Gelehrter, der in allerlei Abenteuer verstrickt wird, eine Ehefrau, die erschreckend philiströs aussieht und zu dem schwer erkrankten Onkel Thimoteus abreisen muß und eine verführerische Soubrette, die in der Zwischenzeit bei dem Hallodri von Professor die Gattin vertritt. Bedingung für Pirna, daß auch die Verführerin nicht allzu verlockend aussieht, sodaß die Bürgersfrau in Glauchau sich sagen kann: Wenn ich wollte! . . . An diese Filme kann die Kritik nicht ran. Sie sind gefeit. Es gibt da eine Identität zwischen Erzeuger und Genießer, Produzenten und Konsumenten, die durch aesthetische Zwischenrede nicht zu stören ist. Wissen Sie, daß die „Fliegenden Blätter", die wir nie ansehen, noch immer eine enorme Auflage haben? Bei Bolten-

Bäckers fühlt sich Pirna, Jüterbog, Friedrichroda, Freienwalde, Glauchau geborgen. Der Professor war immer nur ein, zwei Nächte ein Ausreißer. Er kehrt immer wieder zurück und der Sieg der mit dem Regenschirm sanft drohenden Gattin ist vollkommen.

Nur eine Frage, lieber B.-B. Warum trägt Ihre Frau Professor immer eine so lächerliche Turmfrisur? Warum hängt sie eine ganz altertümliche Mantille um? Und warum trägt sie meistens eine perlengestickte Reisetasche? Damit, an dieser absurden Gestalt gemessen, die Damen von Pirna, Glauchau, Friedrichroda sich noch als Modedamen vorkommen? Aber finden sie es nicht allmählich abgeschmackt, daß die deutsche Bürgersfrau in allen Ihren B.-B.-Filmen als ziemlich abschreckendes Ungeheuer dasteht, immer wieder betrogen, immer wieder zu einem faulen Ehefrieden bereit? Die sechzigjährige Frau, immer wieder verulkt und verhöhnt — gestern ließen Sie sie in ihrem alten Seidenkleid von einem Gärtner mit der Wiesenspritze abdouchen — finden Sie dieses grausame Spiel nicht allmählich etwas unmenschlich? Aber vielleicht ist auch das für den Erfolg in Pirna nötig. Vielleicht gehen die Ehemänner in Glauchau und Friedrichsroda deshalb gern zu den B.-B.-Filmen, weil wenigstens dort ihre Ehefrauen unbarmherzig mißhandelt werden. Müssen Sie ein Menschenverächter sein, unerschütterlicher Bolten-Bäckers!

JOURNALISTEN-ANEKDOTEN

DER LEITARTIKEL

Es gab in Wien eine demokratische Zeitung, die immer Angst hatte, Angst vor den Lesern, Angst vor der Regierung, Angst vor Angriffen. Ihre Leitartikel mußten deshalb so geschrieben, daß sie nicht süß und nicht sauer, nicht heiß und nicht kalt wirkten. Dafür hatte sie einen Balanciervirtuosen, der sich auf die Kunst der vielen Worte um den heißen Brei verstand. Aber der Mann haßte seine Zeitung. Er kam, schrieb, lief davon. An einem Abend hatte er über das eben veröffentlichte Budget zu schreiben.

Schnell, schnell, schnell, selbstverständlich ohne auf sachliche Details einzugehen. Allgemeinheiten. Als er fertig war, den Hut auf den Kopf gesetzt und eben wieder ins Café stürzen wollte, hielt ihn der Chef auf: „Halt! Es ist etwas geschehen! Sie müssen einen anderen Leitartikel schreiben. Es ist ein Schiffsunglück geschehen. 200 Tote.“

Doch der Leitartikelschreiber ließ sich nicht aufhalten. Im Abstürzen rief er dem Chefredakteur zu: „Na, da ändern Sie den Titel“.

DIE LESER

In der Wiener Nationalversammlung wurde ein Gesetzentwurf eingebracht, der Straf- und Arbeitskolonien für Schieber, Ketten- und Schleichhändler vorschlug. In der Redaktion des demokratischen Blattes beriet man, unter welchem Titel man die Vorlage ins Blatt geben solle. Endlich rief ein junger Redakteur: „Setzen Sie drüber: An unsere Leser!

INHALT DES LETZTEN HEFTES:
(Heft 8):

AN UNSERE LESER!

Wir bitten Leser, die noch im Besitze der Hefte 1 und 2 dieses Jahrganges sind und sie entbehren können, uns Exemplare dieser Nummern, da dringender Bedarf danach besteht, doch freundlichst zurücksenden zu wollen. Sofort nach Erhalt vergüten wir den Einzelpreis von M. 3.60 nebst Portospesen zurück.

Ernst Rowohlt Verlag,
Berlin W. 35.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamerstr. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W. 35, Potsdamer Straße 123b. Druck R. Abendroth, Riesa.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Märzwoche.

In Deutschland gibt es gegenwärtig gottlob 137 Reichs- und Landesminister, das macht je 7¼ auf das Reich und jedes der Länder. 16 von ihnen nennen sich parteilos, die übrigen verteilen sich von rechts nach links wie folgt: Deutschnationale 0, Bayr. Volkspartei 5, Deutsche Volkspartei 10, Zentrum 14, Bayrischer und Mecklenburgischer Bauernbund 2, Demokraten 27, Sozialdemokraten 49, Unabhängige 16, Kommunisten 0. Es ist interessant zu sehen, wie wenig die Gesamtverteilung all dieser Ministerien, die ja auf dem Umwege über den Reichsrat von entscheidender Bedeutung auch für die Reichspolitik wird, den durch die Reichstagswahlen kundgegebenen Parteigruppierungen der Bevölkerung entspricht. (Z. B. 14 Zentrumsleute gegen 27 Demokraten!). Die Institution des Reichsrates kann vom Standpunkte der Demokratie aus kaum einen schwereren Schlag empfangen, als durch diese Feststellung. Denn wenn der Reichsrat auch eine Körperschaft sein soll, die aus anderen Gesichtspunkten als der Reichstag an die Probleme der Politik herangeht, so ist doch nirgendwo gesagt, daß seine Zusammensetzung in dezidiertem Widerspruch zur Volksmeinung stehen soll.

In einem dieser widerwärtigen Berliner Nachtlokale wird von einer Ballettruppe eine Pantomime aufgeführt, worin der Überfall einer weißen Frau durch vier Schwarze dargestellt wird. Die Überfallene wehrt sich verzweifelt, zuletzt stirbt sie vor den fletschenden Mäulern der Neger. Das Weibstück, das mit dieser rohen Spekulation Geld verdienen wollte, heißt Offeney. Die schwarze Schmach wird von vier Kamerunnegern dargestellt, von denen zwei im Kriege das eiserne Kreuz erworben haben. Der Polizeipräsident von Berlin verbot die Szene. Da wandte sich die Nutznießerin der schwarzen Schmach, jenes Fräulein Offeney, an den

Rechtsanwalt B a h n, einen treudeutschen Mann. Dieser weiße Anwalt verlangte die Aufhebung des Verbotes, weil durch die Szene (im Nachtlokal) dem deutschen Volke (das sich zum Ballet des Fräulein Offeney drängt) in augenfälliger und abschreckender Weise die schwarze Schmach vorgeführt werde. Von diesem Standpunkte aus muß man es bedauern, daß dieses Schmach-Ballet sich mit der Fingierung des Attentates begnügt, denn je realistischer die Vergewaltigung vorgeführt wird, desto stärker die (nationale) Erregung. Vielleicht könnte man zur Unterstreichung der sittlichen Tendenz des Ballettes der überfallenen Dame schwarzweißrote Unterwäsche anziehen? Aus dem Gedankengang des weißen Anwalts könnte auch Frau Celly de Rheydt Nutzen ziehen. Sie soll ihre nackten Mädchen um eine Bismarckgestalt tanzen lassen und im Handumdrehen wird aus der Nackttänzerei eine nationale Feier!

Mit wie viel Flaschen Wein ist ein deutscher Finanzminister zu bestechen? Wem dreht sich bei so kurzer Formulierung des Falles H e r m e s nicht der Magen um? In dieser erquickenden Diskussion handelt es sich um hundert oder zweihundert Flaschen Wein. Der veröffentlichte Briefwechsel bewiese, wenn er echt und vollständig wäre, eine selbst für deutsche Politiker unstatthafte Einfalt. Ein Minister wird mit hundert Flaschen Wein bestochen und beschwert sich über drei oder vier Flaschen, die fehlen? Er reklamiert amtlich durch einen Beamten seines Ministeriums? Die Geschichte ist zu einfältig, um ganz glaubwürdig zu sein. Gesetzt, die Ankläger bewiesen nun ihre Anschuldigungen, Herr Hermes hätte wirklich so und so viel Flaschen Wein zu allzu billigem Preis bezogen, soll ihn wirklich das bißchen Differenz, und wenn's ein paar tausend Mark gewesen wären, um seine Objektivität gebracht haben? Dann wäre sein Preis noch niedriger als seine Gesinnung gewesen. Denkt man daneben an ausländische Korruptionisten, etwa an Clémenceaus Verhältnis zu Cornelius Hertz, ja auch nur an die Beutezüge polnischer Abgeordneter im altösterreichischen Parlament, so müßte man diese — buchstäbliche — Trinkgeldkorruption auch um ihrer Kleinlichkeit willen verachten. Nächstens geht einer, wenn seine G. m. b. H. nicht zugelassen wird, zum Handelsminister und läßt dort ein paar neue Wildlederhandschuhe liegen. Nein, dieser Weinflaschenkrieg ist nicht einmal Panama . . .

Verdrießlich auch die pünktliche Regie der Enthüllung. Genau zwei Tage vor der Ernennung Hermes' zum Reichsfinanzminister geht der Skandal in Szene. Die Regisseure hatten den Text des Entrüstungsstückes schon längst in Händen, sie legten ihre glühende Empörung aufs Eis und vertagten die Première auf die günstige Stunde. Darf man an dem frisch geschaufelten Grabe des Herrn Hermes — noch liegt er nicht in dieser Grube — ganz prinzipiell feststellen, daß sachlich gegen den Reichsfinanzminister wenig vorgebracht wäre, auch wenn man ihn moralisch gerichtet hätte? Darf man prinzipiell sagen, daß die erfolgreichsten Politiker zuweilen moralisch zweideutige Gestalten waren? Clémenceau mußte sich, nach der Panamageschichte, in Paris verkriechen, dennoch hat er später seinem Vaterlande ungeheure Dienste geleistet, und während er mit eiserner Faust Frankreich vor dem hysterischen Zusammenbruch bewahrte, hat er, wie der Fall Meunier wahrscheinlich macht, die Advokatengeschäfte seines Bruders ungeniert gefördert. Ein anderer Fall, den unlängst Professor Wolbe erzählt hat: Ein deutscher Staatsmann wollte eine Mühle erwerben, die neben seinem Gute lag. Der arme Müller setzte sich zur Wehr und fand Hilfe beim Lehrer des Dorfes. Das verdroß den mächtigen Nachbarn so sehr, daß er bei dem von ihm abhängigen Regierungspräsidenten in Köslin in einem eigenhändigen Brief die Versetzung des Lehrers begehrte. Pünktlich erschien der Ortsschulinspektor bei dem Angezeigten und meldete ihm seine schleunige Abtransportierung. Der Gutsherr, der diesen ungeschminkten Amtsmißbrauch gewagt hat, hieß: Otto von Bismarck. Der Brief an den Regierungspräsidenten ist im Original erhalten. Der moralische Beweis ist lückenlos. Die Gründe Bismarcks waren unzweifelhaft rein privatwirtschaftliche. Vom moralischen Standpunkt aus hätte man Bismarck vor einen Parlamentsausschuß stellen und wegen dieses eigennützigen, einen Unschuldigen schwer schädigenden Vorgehens seines Amtes entheben müssen. Vom Standpunkt der deutschen Politik hätte sich dagegen immerhin einiges einwenden lassen. Freilich, Bismarck war Bismarck, und zwar der Bismarck von 1873, nach der Reichsgründung, und Herr Hermes ist nur Herr Hermes.

HENRI BARBUSSE
und ROMAIN ROLLAND.

„DER TURM VON ELFENBEIN"

Eine Debatte.

Diese Diskussion über den Kommunismus, von der New-Yorker „Nation" angeregt, geben wir im Einverständnis mit dieser Zeitschrift auch unseren Lesern in ihren wesentlichen Teilen wieder, sowohl um der beiden Autoren, die gerade in Deutschland so großen Ruf genießen, als auch um des Inhaltes willen, der an den Kern eines der entscheidendsten politischen Probleme rührt.

HENRI BARBUSSE: DIE ANDERE HAELFTE DER PFLICHT

Es ist nicht auffallend, daß unter den „Geistesarbeitern" eine kompakte Majorität besteht, welche wesentlich konservativ ist. „Literatur" ist immer eine bessere Form der Sklaverei gewesen und besonders in den „großen Zeiten" war es die Aufgabe der Schriftsteller, Denker und Künstler, den Formen der Herrschaft und den geheiligten Institutionen beim Volk dieselbe Achtung zu verschaffen, die eingebürgerten Sitten und Denkweisen entgegengebracht wurde.

Nun zeigen sich gegenwärtig aber sogar unter der Minorität der nicht-reaktionären Intellektuellen schwere Mißverständnisse, und hier erhebt sich ein Problem, dem wir näher treten müssen. Denn es handelt sich um die Haltung von Männern, welche zwar, geleitet von Ehrenhaftigkeit und Wahrheitsliebe, Anklagen über Anklagen gegen das alte, vielgestaltige Regime geschleudert haben, das uns jetzt vom Ruin in den Tod führt; die heute aber dennoch als die Feinde unseres Ultra-Republikanismus erscheinen. Diese Schriftsteller, Denker und Künstler, welche viele unklare Schüler haben, gebrauchen — und mißbrauchen nach meiner Überzeugung — die Autorität und das Beispiel Romain Rollands.

Mögen sich unsere Gegner nicht zu früh freuen und glauben, daß meine Kameraden von der „Clarté" und ich uns an irgendeiner der Schmähungen gegen den Mann beteiligen werden, auf welchen stolz zu sein unsere Epoche allen Grund hat. Wir beabsichtigen nicht, den moralischen Mut und das literarische Genie Romain Rollands einer Untersuchung zu unterziehen, und wollen auch nicht im geringsten die Tragweite des Schreies verkleinern, den er gegen den Krieg zu einer Zeit geschleudert hat, als er, er ganz allein, sich über die menschliche Wildnis erhob, und als er, er ganz allein, so wunderbar recht hatte. Wir ziehen einen Namen, wie den seinen,

nur deshalb in die Diskussion, weil es sonst unmöglich ist, die soziale Gefahr und den intellektuellen Irrtum aufzudecken, den wir laut hinausrufen wollen.

Ein ehrenhafter, scharfsinniger und mutiger Mann dient der Freiheit des Geistes aufs rühmlichste, wenn er sich, indem er von seinem Urteilsvermögen Gebrauch macht, über einen wahnsinnigen Krieg erhebt. Was nützt aber die Verurteilung vollendeter Tatsachen? Sie dient dazu, Romain Rolland selbst hat es gesagt, die „Unabhängigkeit" des Geistes und die Rechte des Denkens zu retten und in dem materiellen Zusammenbruch den geistigen Schatz zu bewahren, den uns die großen Gewissen früherer Zeiten vermacht haben.

Genügt das? Nein, das tut es nicht! Es bewirkt keine Änderung in den Dingen. Und was uns betrifft, so sind wir nicht länger imstande, einem Drang, der sich in uns erhoben hat, zu widerstehen: einen neuen Krieg zu verhüten, oder, zum wenigsten, auf dies Ziel hinzuarbeiten. So schön und klangvoll auch die Anklagen sein mögen, welche von den Helden der Gerechtigkeit und des Mitgefühls ausgesprochen worden sind, Kriege werden wieder beginnen, wenn sie gestorben sind. Denn die sozialen Ursachen der Kriege bleiben bestehen. Die Rolle, die von den reinen Moralisten gespielt wird, ist negativ. Sie sind dazu verurteilt, zu folgen, immer zu folgen, wenn das Unglück im Lauf ist.

Diese fürchterliche Impotenz muß aufhören. Um ihr zu entrinnen, muß man sich klarmachen, daß der Kampf gegen die falschen Gesetze der Gesellschaft in zwei Teile zerfällt, in den destruktiven und den konstruktiven, und daß ohne den Untergrund eines positiven Planes die stärkste und erhabenste Kritik wie eine Wolke dahintreibt.

Und hier ergibt sich die zweite Aufgabe für die Intellektuellen: Im Gegensatz zur bestehenden sozialen Ordnung, welche die tatsächliche Wahrheit ist, eine ideale Ordnung aufzurichten, die zunächst nicht mehr ist als eine theoretische Wahrheit, ein Werk des Geistes, wie eine Wissenschaft — wie eine Wissenschaft, die festbegründet ist und positiv und für praktische Anwendung geschaffen.

Die sozialistischen Theoretiker haben in der Tat die willkürlichen Vorstellungen von dem, was die Leute in einer seltsamen Götzendienerei „die bestehende Ordnung" nennen, verlassen; sie

haben nachgewiesen, daß ihr einziger Existenzgrund der ist, daß sie besteht und daß sie über alle moralischen und materiellen Zwangsmittel verfügt.

Und nun müssen wir die traurige und überraschende Erklärung abgeben, daß die „Rollandisten“ sich systematisch von den systematischen Denkern und den sozialen Organisatoren fern halten und kein Interesse „an der praktischen Seite des Problems“ zeigen. Ist dies eine Antipathie gegen alles, was etwas mit Politik zu tun hat? Ein Widerstreben gegen jene Kühnheit, welche zu sagen wagt: Dies ist die Wahrheit? Ist es die Furcht vor gewissen Begriffen, wie dem der Gewaltanwendung? Ist es die Hoffnung, daß es möglich sein werde, die Heilung der Menschheit durch andere Mittel zu bewirken? Jeder dieser Gründe ist zugleich schwach und kindisch. Betrachte das Wort „Politik“, von welcher Seite du willst, und du wirst dich der Tatsache nicht verschließen können, daß es Verwirklichung bedeutet auf einem Gebiet, wo Verwirklichung alles ist.

Welche Garantien bietet der Plan der sozialistischen Rekonstruktion gegenüber den Forderungen des Verstandes und des Gewissens? Wir werfen nicht mit magischen, in geheimnisvoller Weise entdeckten Rezepten um uns. Die ganze Struktur der idealen Reorganisation ist beherrscht von dem Gedanken, Anomalien zu beseitigen. Es kann keine Fehler in den Berechnungen dieser Geometrie der sozialen Revolution geben, welche die Prinzipien der „Clarté“ begrenzen und umfassen. Und es ist nicht größere Vermessenheit, wenn wir dies aussprechen, als wenn Männer der Wissenschaft die Unfehlbarkeit von fundamentalen Gesetzen der angewandten Wissenschaften behaupten, auf jenen bestimmten, begrenzten praktischen Gebieten, wo die angewandten Wissenschaften berechtigt sind, das große Wort „Wahrheit“ auszusprechen.

Andere Lösungen? Es gibt keine. Ein Ausweg wäre vielleicht gegeben, wenn es gelänge, den Menschen individuell so zu erneuern, daß er, nachdem er sich aus einem Egoisten zur Güte gewandelt hat, nicht länger das Bedürfnis nach einer Organisation oder gesellschaftlichen Regulierung hätte, die ihn befähigte, das Gute zu tun und in Übereinstimmung mit dem Ideal zu leben. Aber wir können doch nicht im Ernst unsere Arbeit unterbrechen im Hinblick auf diese Vision einer wunderbaren Lösung. Die Menschheit ist dem Wucher überantwortet, wird in den Abgrund gerissen und

man mutet uns zu, zu warten, bis alles von selbst in Ordnung kommt, da es, wie behauptet wird, möglich sein soll, alle Menschen ohne Ausnahme nach dem Muster derjenigen umzuwandeln, die hier auf Erden doch selbst nur wunderbare Ausnahmen sind!

Und was die „Gewaltanwendung" betrifft, so mag hier gesagt sein, daß dies Wort im Übermaß vergröbert und entstellt worden ist, mit dem Erfolg, daß wir eine unklare Vorstellung von etwas bekommen haben, was nur eine einfache Forderung des gesunden Menschenverstandes ist. Gewaltanwendung — oder besser Zwang — kann an sich nicht als gut oder schlecht bezeichnet werden, sondern nur nach dem Gebrauch, welcher davon gemacht wird. Selbst ein Mann, der ganz mit humanitären und sentimentalen Ideen durchtränkt ist, wird zugeben, daß Zwang gegenüber gemeingefährlichen Verbrechern angewendet werden darf, um es ihnen unmöglich zu machen, Schaden anzurichten. Das imperialistische, militaristische System ist gekennzeichnet durch eine Reihe von Akten, die, zu spät, als eine Reihe von Vergehen gegen das gemeine Recht erkannt worden sind. Gewaltanwendung ist hier nichts anderes als Entwaffnung. Ihre Anwendung ist aber, zu allen Zwecken, in der allgemeinen Auffassung der sozialen Revolution — und wir wägen die Worte, ehe wir sie gebrauchen! — nur ein Ausnahmefall, eine vorläufige Einzelheit.

Ich glaube, daß in der Tat keine Berechtigung oder Entschuldigung für die Geistesrichtung vorhanden ist, von der ich spreche. Sie ist entstanden aus der Absonderung und wendet auf moderne Verhältnisse die überlieferte Formel des „Turms aus Elfenbein" an. Diener des Geistes glauben, daß sie ihre Aufgabe erfüllt haben, wenn sie eine feindliche Demonstration gegen die Flut von Übeln unternommen haben, und mehr als einmal geben sie sich nicht einmal die Mühe, durchzudringen und sicheres Verderben zu verhüten. So erweitert sich mehr und mehr die Kluft zwischen denjenigen, die in ihrem Haß gegen die herrschende Barbarei einig sind. Da es sich darum handelt, ein Ideal in die Wirklichkeit umzusetzen, oder die Ordnung der Dinge zu ändern, und da zugleich Konservative und Reformer sich auf der allgemeinen Bühne befinden, so sind die negativen Reformer nichts anderes als Schützer der alten Ordnung. Sie bilden eine Art dekorativer „Linken" zwischen dem „Pazifismus" und dem „Liberalismus", und sie sind unglücklich, weil sie unnütz sind.

Die Jugend von heute aber muß bedenken, daß in unserer Zeit Anklagen, die sich nicht auf Konstruktion und exakte Bestrebungen stützen, rein dekorativ und beinahe tadelnswert sind. Das männliche Denken muß sich unabhängig machen, um reif zur Aktion zu werden, nicht bloß um unabhängig zu sein. Die „Rollandisten“ haben nur den ersten Teil ihrer Pflicht als Männer des Gedankens erfüllt. Immerhin aber waren die Angriffe der Moralisten diesmal zu tiefgründig, um nicht trotzdem den Weg zur Tat freizumachen. Diesen Weg werden nun die Füße ihrer Schüler feststampfen.

ROMAIN ROLLAND: IN TYRANNOS!

Mein lieber Barbusse!

Ich habe nicht die Absicht, Ihnen heute im einzelnen zu antworten. Weder die Zeit, die ich zu meiner Verfügung habe, noch der Raum eines Artikels würden dafür genügen. Ich werde es lieber in Muße in einer allgemeinen Darlegung meiner Ideen und meiner Überzeugung tun. Wenn ich dies bisher unterlassen habe, so geschah das zum Teil deshalb, weil Sie selbst mich gebeten haben, Ihren Bestrebungen nicht entgegenzutreten; und Sie wissen wohl, daß meine Vermittlung nicht ohne Einfluß auf den Anschluß mehrerer ausländischer Führer an die Clarté gewesen ist. Ihr höflicher Angriff auf den „Rollandismus“ zwingt mich aber, einen festumgrenzten Standpunkt einzunehmen. Vielleicht wird das zur Gründung eines „Rollandismus“ führen, der bis zum heutigen Tag nicht existiert. Ich für meinen Teil würde einen solchen Ausgang eher bedauern, denn ich habe eine Abneigung gegen alles, was geeignet ist, die individuelle Initiative und den Sinn für Freiheit zu schwächen. Jedenfalls schreibe ich nicht als „Rollandist“, sondern als Romain Rolland selbst.

Sie sind erstaunt, mein lieber Barbusse, daß ich mich dauernd weigere, mich mit Ihrer Gruppe für intellektuelle Aktion zu verbinden. Erlauben Sie, daß ich Ihnen mein Bedauern darüber ausdrücke, daß Sie diese Zurückhaltung als „Absonderung“ auffassen, als einen Rückzug in den allzu berühmten „Turm von Elfenbein“. Jeder, der mich kennt, jeder, der ein einziges meiner Bücher gelesen hat, mag sagen, ob ihr Ton der eines Mannes der „Absonderung“ ist, oder ob er nicht im Gegenteil der Ton eines

Mannes ist, der von den Leiden der Welt zerrissen wird und unablässig kämpft, um sie zu lindern oder zu beseitigen. Was man auch immer über meine Ideen sagen mag, es wird schwer sein, mir die Anerkennung für meine Treue und Aufrichtigkeit zu verweigern. Ich würde nicht einen einzigen Tag der bitteren moralischen Existenz, die mein Los war, überlebt haben, hätte nicht diese Treue und dieser Glaube mich von meiner Jugend an in allen Prüfungen aufrechterhalten.

Verzeihen Sie mir aber ein freundschaftliches Lächeln, wenn ich in Ihrem Artikel lese, daß „es keine Fehler in den Berechnungen dieser Geometrie der sozialen Revolution geben kann, welche die allgemeinen Prinzipien der Clarté begrenzen und umfassen." Was ist das für eine abstrakte Auffassung des Menschen, — des Menschen, der eine unversiegliche Quelle von unterbewußten Energien, von primitiven Kräften und von kosmischen Strahlungen ist. Sie sind royalistischer als der König und rationalistischer als diese Männer der Wissenschaft von heute, mit denen Sie sich vergleichen, und die selber in Wirklichkeit weit davon entfernt sind, die „Unfehlbarkeit fundamentaler Gesetze" zu behaupten! Ich für meinen Teil jedenfalls, mein lieber Barbusse, glaube nicht an die „Unfehlbarkeit" der Gesetze Ihrer „sozialen Geometrie" und geselle mich nicht ihren Verfechtern zu.

Zunächst, weil in der Theorie (aber was ist in sozialen und politischen Dingen die Theorie? Verwirklichung ist alles!) die Lehre des Kommunismus (in der absoluten Form, in der er gegenwärtig auftritt) mir nicht im Einklang mit dem wahren Fortschritt der Menschheit zu sein scheint. (Die Frage ist viel zu kompliziert, um sie hier zu erörtern, ich werde darauf zurückkommen.) Und zweitens, weil sie in der tatsächlichen Praxis, bei ihrer Anwendung in Rußland, mit traurigen und grausamen Irrtümern in Verbindung gekommen ist (das verbrecherische Verhalten der vereinigten Bourgois-Regierungen von Europa und Amerika trägt allerdings die schwerste Verantwortung hierfür); und weil bei ihrer Anwendung die Führer der neuen Ordnung zu oft und bei wichtigen Gelegenheiten die erhabensten moralischen Werte preisgegeben haben: Menschlichkeit, Freiheit, und das kostbarste von allem, die Wahrheit.

Es ist leider nur zu gewiss, daß bei der Mehrzahl der führenden Geister in Rußland, wie auch im übrigen Europa, alles der „Staatsraison“ untergeordnet ist. Ich führe aber nicht Krieg gegen eine „Staatsraison“, um mich einer anderen zu bedienen. Und Militarismus, Polizeiterror und brutale Gewalt sind für mich nicht dadurch geheiligt, daß sie die Werkzeuge einer kommunistischen Diktatur geworden sind anstatt die einer Plutokratie.

Ich bin traurig, Sie sagen zu hören, daß „die Anwendung der Gewalt nur eine provisorische Maßregel sei“, denn ich glaube, daß ein Minister für nationale Verteidigung und eine Bourgeois-Ordnung wohl dieselbe Formel anwenden würden. Sie ist falsch in beiden Fällen. Wenn ein solcher Anspruch auch nur einen Schein von Berechtigung haben sollte, so müßte die menschliche Seele eine „tabula rasa“ sein, eine Schultafel, auf die man mit Kreide zeichnen und die man dann mit einem Schwamm abwischen kann. Aber ein lebender Organismus besteht aus einer ultra-sensitiven Substanz, in der die feinsten Eindrücke festgehalten werden; und Gewalt hinterläßt dort unzerstörbare Spuren.

In diesem Sinne schrieb ich im „Clerambault“ (und ich halte meine Meinung mehr denn je aufrecht): „Es ist nicht wahr, daß der Zweck die Mittel heiligt. Die Mittel sind von viel größerer Bedeutung für den wahren Fortschritt der Menschheit als die Zwecke.“

Und das kommt daher, daß die Endzwecke (die so selten und immer so unvollkommen erreicht werden) nur die äußeren Beziehungen der Menschen untereinander verändern, während die Mittel die Seelen der Menschen entweder nach dem Rhythmus der Gerechtigkeit formen oder nach dem der Gewalt. Und wenn es in der Richtung der letzteren geschehen ist, so wird keine Regierungsform je imstande sein, die Unterdrückung des Schwachen durch den Starken zu verhindern.

Aus diesem Grunde halte ich es für das wesentliche, die moralischen Werte zu verteidigen, — und sie in revolutionären Zeiten noch kräftiger als in gewöhnlichen zu verteidigen. Denn Revolutionszeiten sind Zeiten der Bewegung, Zeiten, in denen die Seelen der Völker am meisten zur Veränderung geneigt sind.

Ich glaube also fest, daß der beste Dienst, den Sie der kommunistischen Sache erweisen können, nicht darin besteht, daß Sie sie verteidigen, sondern daß Sie eine wahre und freie Kritik an ihr

üben. Solange ich in einer Partei nicht diese leidenschaftliche Liebe zur Wahrheit finden kann, deren notwendige Folge die Achtung vor der freien Kritik ist; solange ich nur den Willen zur Macht in ihr finde, koste es, was es wolle und mit welchen Mitteln auch immer, und die Verwechslung der Interessen der Bewegung mit den Forderungen der Gerechtigkeit und des absolut Guten — mit einem Wort, solange die Geistesrichtung der Diener der Revolution rein politisch bleibt und Verachtung zeigt gegen die heiligen Forderungen des freien Gewissens, denen sie die Bezeichnung „Anarchie" und „Sentimentalismus" anhängen, so lange halte ich mich abseits, ohne mir Illusionen über den Ausgang des Kampfes zu machen.

Alleinbleiben heißt aber nicht untätig sein. Jeder soll an seinem Werk arbeiten. Während Sie bestrebt sind (und ich rühme Sie deshalb), sich gegen die unmittelbaren Gefahren zu wenden, habe ich für meinen Teil das Gefühl, daß die gegenwärtigen Konvulsionen der Welt nichts mehr und nichts weniger sind als der Ausbruch einer in die Länge gezogenen Krisis in der Entwicklung der Menschheit, das Resultat einer Ära der Umwälzungen, in deren Verlauf die Menschen noch durch viele andere Stürme werden hindurchgehen müssen, als die, welche sie jetzt erlebt haben.

Wir suchen für unsere Nachkommen darum jene Kräfte der Vernunft, der Liebe, des Glaubens, zu retten und zu sammeln, die sie befähigen werden, im Sturme auszuharren, wenn, nachdem es sein Tagewerk vollendet hat, Ihr Credo — verzeihen Sie, wenn ich sein Ende voraussehe —, Ihr kommunistisches Credo im Dunkel verschwunden sein wird, befleckt durch die Ungerechtigkeiten des Kampfes, oder lahmgelegt durch die Gleichgültigkeit, welche mit Notwendigkeit allen rein politischen Siegen folgt.

Mißverstehen Sie mich nicht. Ich bewundere, mein lieber Barbusse, Ihren Mut, Ihr Feuer und Ihre ritterliche Loyalität. Die Richtungen unserer Betätigung stehen nicht im Widerspruch, sie ergänzen sich. Wir beide sehen nach vorwärts in die Morgenröte und suchen die tödlichen Bande der Vergangenheit zu brechen, die Hemmungen, die den Fortschritt der Menschheit verhindern. Aber ich möchte nicht die alten Fesseln mit neuen noch drückenderen vertauschen.

Mit Ihnen und den Revolutionären gegen die Tyranneien der Vergangenheit, mit den Unterdrückten der Zukunft gegen die Tyranneien der Zukunft vereint, werden immer die Worte Schillers meine Losung sein: „In Tyrannos."

Neben vielen begabten und bedeutenden Menschen sah ich im Leben nur zwei, die ich für geniale Naturen hielt. Warum schien Carl Ludwig Schleich genial? Daß er zu vielem berufen war, zum Musiker, zum Maler, zum Dichter, zum Arzt, zum Naturforscher, das machte sein geniales Wesen nicht aus. Er selbst nannte sich zum Arzt verpfuscht, und er ist auch in allen anderen Begabungen nicht zur Meisterschaft vorgedrungen. Seine Dichtung blieb bruchstückhaft, seine Malereien waren Anfänge, auf dem Cello hat es stärker führende Hände gegeben. Es ist nicht die Leistung, die das Wesen des genialen Menschen ausmacht, sondern der Antrieb. Er war ein Mensch der Eingebung. Er hat keine Leistung erarbeitet, seine Schöpfungen überfielen ihn. Das Talent ist ein Produkt weiser Züchtung, das Genie explodiert aus jeder Erde. Ein feuriger Mensch wie Carl Ludwig Schleich hätte unter Eskimos ebenso hervorgeragt wie unter ermüdeten Europäern. Er war eine heiße Quelle. Er stieg mit ungeheurem Elan vital in die Höhe, unvermutet, jählings, leuchtete und schäumte. Er war ein Naturereignis.

Es war sein Schicksal, daß er in einer Epoche der Exaktheit und Mittelmäßigkeit geboren wurde. Er hatte Naturwissenschaften und Medizin studiert und ist doch immer ein Mensch der Intuition gewesen. Er beherrschte die Terminologie seines Standes, aber diese Terminologie wurde ihm ein Mittel zum Ausdruck seiner Phantasie. Als Forscher hat er gedichtet, als Dichter hat er geforscht. Nie ist er ein Pfennigfuchser des Laboratoriums gewesen. Immer ist Muße, frische Luft, Laune, blauer Himmel um ihn gewesen, sein Leben war besonnt. Auch die Entdeckung, um derentwillen ihn heute die Ärzte — nicht ganz leichten Herzens — preisen, weil sie müssen, die Lokalanästhesie, hat er nicht erarbeitet und ergrübelt, sondern sie ist als Einfall oder Eingebung an einem Krankenbett über ihn gekommen. Seines Entdeckerglückes voll, trug er die Sache auf einem Ärztetag vor. Aber weil er die Worte nicht behutsam setzte, sondern seine Eingebung mit dem kühnen Schwung des Beglückten in die Versammlung der Korrekten warf, deshalb wurde er mit dem Ingrimm der kompakten Majorität empfangen. Er hat dieses Doktor Stockmann-Erlebnis nie verwunden. Er hat es für so typisch gehalten, daß jeder, der den Widerstand der organisierten Mittelmäßigkeit zu spüren bekam, bei ihm schon einen Stein im Brett hatte. Sein hartnäckiges und unerschütterliches Eintreten für den Tuberkulose-

friedmann ist sicher auch aus diesem ersten Erlebnis mit der Standesgenossenschaft zu erklären.

Er war kein Freund der Organisation: Zuviel wird organisiert, und immer wieder auf Kosten des Übermittelmäßigen. Neben ihm hat August Strindberg gelitten, hungernd, landflüchtig, von den kläglichsten Sorgen benagt. Die kompakte Majorität, auch der Modernen, empfand Strindberg nur als Unbequemlichkeit, als Lästerer, als Psychopathen. Dehmel hat in den Briefen an Liliencron, die unlängst im T.-B. veröffentlicht waren, erzählt, wie fest der Ring von Brahm zu Schlenther und Fischer gegen Strindberg geschlossen war. Nie hat es Schleich gelüstet, in die siegreiche Organisation der Arrivierenden einzutreten. Aber mit dem vertriebenen, unterschätzten, von seinem Dämon gepeitschten Strindberg verband er sich freudigen Herzens. Es ging Strindberg bei den modernen Literaten von 1890 genau so wie Schleich bei den geldverdienenden Medizinmännern. Am liebsten hätten sie beide aus der Standesorganisation feierlich ausgeschlossen.

Dreißig Jahre danach war Strindberg der gespielteste Autor des deutschen Theaters und Carl Ludwig Schleich war Professor und Geheimrat dazu. Aber er lächelte immer wieder, wenn man ihn Geheimrat nannte, und ganz korrekt ist er nie geworden. Die Legende umwob ihn, er gehörte, wie alle Kraftnaturen, zu den beschwätzten und beklatschten Mitbürgern. Weil eine dämonische Kraft in ihm loderte, deshalb konnte er auch nicht maßvoll sein. Es zog ihn gelegentlich in die Tiefe. Er saß zuweilen bis in die späte Nacht in einer Kutscherkneipe, sein Trieb zu schenken und zu sinken war so grandios wie seine Kraft, aufzusteigen und sich zu sammeln. Etwas herrlich Verschwenderisches war in seinem Wesen. Er war zu reich, um ökonomisch zu sein. Es trieb ihn aus den öden Gauen der Zivilisiertheit. Weil er ein Genie war, deshalb kannte er auch den Straßengraben. Die Männer, die in schwarzen Gehröcken geboren scheinen, können diesen Trieb zur Tiefe nicht verstehen, sie rümpfen die Nase und klatschen.

Über sein Arzttum zischelten sie. Aber wenn einer je ein Arzt, will sagen: ein Menschenseher und Menschenfreund gewesen, dann war es Schleich. Nie ist er zum Medikamentenschreiber, nie zum Ordinationshändler herabgesunken. Die an ihn glaubten, wußten, daß er den Patienten mit dem stumm-mitleidigen und mitfreudigen Blick des alten Arztes ansah, der eine Krankheit aus dem ganzen

Lebenskomplex des Beobachteten ansah. Er wußte, daß jedes Menschendasein seinen eigenen Rhythmus habe, er hat nicht erst versucht, aus einem Schnelläufer einen Bedächtigen, aus einem Schwermütigen einen Leichtblütigen zu machen. Er, der ein Chirurg von Gottes Gnaden war, sparte mit dem Messer. Nie entartete er zum Spezialisten. Arzt sein, das bedeutete ihm, die Weisheit des Leibes erkennen und jeden zum Gesetze seines Leibes zurückzubringen. Deshalb war er ein großer Diätetiker, und es ist bitterschade, daß er sich nicht einmal entschlossen hat, eine neue Diätetik des Leibes und der Seele zu schreiben. Man sollte aus seinen Schriften ein solches Buch zusammenstellen. Was er über die Heiligkeit des Schlafes, über die Pflege der Haut, über den Unsinn des täglichen Badens geschrieben, über die Tollheit unserer konstanten sexuellen Überreizung gesprochen hat, das hätte ein menschenfreundliches Werk von dauerndem Wert ergeben. Zu diesem Buch hätte Peter Altenberg die Vorrede schreiben müssen, denn die beiden, die sich nie gesehen, waren Verwandte.

Er war kein Spekulant, er war eine gläubige Seele. Der große breitschultrige, blonde Mann wurde immer wieder ein lachendes Kind. Seine gefurchte Stirn, eine Beethovenstirn, barg ein frohes Wesen. Jedes Inferno wurde ihm allmählich zum Himmel, sein Gedächtnis vergoldete jedes Erlebnis, der düstere Tag von gestern war heute schon besonnte Vergangenheit. Er gehörte zu den aussterbenden germanischen Sonnensöhnen. Sein Wesen war ein fortwährendes Spenden und diese strahlende Kraft kann in vier Holzwänden nicht verschlossen sein!

KURT PINTHUS

LUBITSCH IN ÄGYPTEN

Selbst zu Reinhardts bester Zeit waren die Premièren nicht so bestürmt wie dies „Weib des Pharao“. Am Tage der Erstaufführung wurden 1000 Mark für eine Eintrittskarte geboten. Hätte ich also meine beiden Plätze verkauft, so würde ich das Vielfache des Honorars für diesen Artikel erzielt haben und könnte mir 8 Dollar oder eine Frühlingsreise dafür leisten. Und ich müßte nicht nachts nach der Vorstellung diese kritische Abrechnung halten, während ich fühle, wie mich jener goldbronzierte Pharao aus dem Düster meines Zimmers drohend anglotzt, der im Vestibül des Ufa-Palastes zwischen den beiden Kassahäuschen besucherumströmt wie das goldene Kalb hockte.

Indien mit seinen ewig-beturbanten Maharadschas und Wunder-Yoghis ist von den melkenden Filmkühen bereits abgegrast. Drum wird jetzt das Land der Fleischtöpfe kultiviert, jenes Mizrajim-Ägypten, nach dem sich nicht nur die Juden des alten Testaments zurücksehnten, sondern auch Ernst Lubitsch und die Generaldirektoren der Efa ... das Land, wo die Pharaonen blühn ... Kennst du das Land?

Man kannte es nicht, — und konnte auch nicht hinreisen: aber Lubitsch, der unerbittlich-Arbeitsame, baute es einfach im märkischen Wüstensande auf, mit Palästen und Tempeln und der sagenhaften Stadt Theben, mit Volk, König und Priestern. Archäologen und Museen sorgten dafür, daß alles historisch getreu und stilecht schien; Ernst Stern, Kurt Richter, Ali Hubert stilisierten Bauten und Kostüme ein wenig ins Zeitlos-Epochenferne. Und nun bestaunen den bisher größten deutschen Monumentalfilm zu gleicher Frist die Bewohner Alaskas wie die von Hinterpommern.

*

Kann man ein Filmwerk wirklich kritisch betrachten? Dann darf man sich nicht damit begnügen, die geniale Regie der Massenszenen zu bewundern, und zu erzählen, wie viel Tausend Statisten mitwirkten und wieviel Millionen der Film kostete. Sondern man muß mit subjektiver Sachlichkeit sagen, was man auf Grund kritischer Erfahrungen und besonders auf Grund seiner Filmkenntnisse im Anblick des Filmwerks ernst und heiter empfindet.

Die Fabel von jener schönen Sklavin, die wider Willen und Wissen unsägliches Unheil über Könige, Völker und Länder bringt, ist nicht aus dem Lande Ägypten erwachsen; sie könnte in jedem anderen Königreich des Altertums spielen. Das „Weib des Pharao" ließe sich auch benennen „Die verhängnisvollen Schwüre". Alles Unglück wird nämlich bewirkt durch Schwüre, die nicht gehalten werden können. Der Sohn des pharaonischen Schatzhausbaumeisters entführt die griechische Sklavin des Äthiopierkönigs, der gerade den Pharao besucht, um ihm Bündnis und Tochter anzubieten. Jüngling und Sklavin schwören sich ewige Liebe. Der Pharao aber schwört dem Äthiopier, daß er ihm die Sklavin zurückbringen würde. Entbrennt aber selbst in Liebe zu der Sklavin, die dadurch das Leben des Geliebten rettet, daß sie unliebend die Frau des Pharao wird. Ihr zuliebe zieht der König in den Krieg gegen die Äthiopier; weil nun aber die junge Frau ihm nicht ewige Treue

schwören will, läßt er sie im Schatzhaus einmauern und sticht dem Baumeister, der allein den geheimen Zugang kennt, die Augen aus. Der begnadigte Jüngling, der seine Geliebte tot glaubt, entkommt aus den Steinbrüchen und schwört seinem geblendeten Vater, das unselige Weib des Pharao zu töten. Er findet den geheimen Zugang, zückt den Dolch und erkennt ... Führt dann die geschlagenen Ägypter zum Sieg, wird selbst Pharao; der alte, ebenfalls tot geglaubte Pharao aber ist gar nicht gefallen, kehrt als Bettler zurück, fordert das Weib, erhält aber von seinem Nachfolger nur — die Krone. Am Schluß müssen alle sterben, teils von geschleuderten Steinen, teils vom Schlag getroffen. ... (Solchermaßen ist heutzutage der Inhalt eines Monumentalfilms beschaffen.)

Dies Manuskript, so erkennt jeglicher, ist sehr gewaltsam, und mit der Aufzählung der Unwahrscheinlichkeiten würde man ein Quartal dieser Zeitschrift füllen können. Manuskript und Regie begehen den Fehler, daß für sie das ganze unendliche Ägypten sich eigentlich nur in dieser vorgeführten Kleinstadt darstellt, so daß mit Raum und Zeit so leichtfertig hantiert wird, als ob Einstein im Regiekollegium gesessen hätte, um die Relativitätstheorie im Film praktisch auszuprobieren.

*

Man müßte unterscheiden: was ist in diesem Film ägyptisch, was ist berlinisch? Es sei nur festgestellt, was berlinisch ist... was alles dann übrig bleibt, mag als ägyptich gelten. Berlinisch ist der Jargon der Zwischentitel, sowohl der heiteren, wie der kitschigen, z. B. „Was sind die Augen eines Menschen wert, — wenn ein König bangt um sein Weib?“ (Was würde der Kritiker Norbert Falk, der mit H. Kraely das Manuskript schrieb, äußern, wenn er diesen Satz auf der Schaubühne hören müßte?) Berlinisch ist mancherlei in der Darstellung, insbesondere der vortreffliche Harry Liedtke; trotz der geringen Bekleidung eine bezaubernde Berlin W-Type; nicht nur mit dem Mund, sondern auch mit den Augen so reizvoll lächelnd, daß er vergeblich in den Nil springt, — man weiß doch, es ist Spree oder Havel. Berlinisch ist auch — und das ist die Hauptsache — die Regie Ernst Lubitschs ... berlinisch im guten wie im bösen Sinne.

Dreierlei Regiefähigkeiten begründeten (mit Recht) Lubitschs Glanz und Ruhm: erstens die sogenannten Einfälle, zweitens die

sorgfältige und hinreißende Durcharbeitung der Spielszenen, drittens eine noch nicht dagewesene exakte Abrollung der Massenszenen. An detaillistischen Einfällen ist das „Weib des Pharao" nicht reich, da die komplizierte Intrige zu viel Arbeit verschlingt. Auch die Spielszenen sind infolgedessen mehr zurückgedrängt als in Lubitschs früheren Filmen; in den ersten Akten sind diese Spielszenen zu gedehnt und durch zu häufige Großaufnahmen unterbrochen. Dieser hauptsächlich mit amerikanischem Gelde, hauptsächlich für Amerika gedrehte Film mußte natürlich Massenszenen darbieten, wie man sie in Europa noch nicht erblickte: in Tempo, Mannigfaltigkeit, Menge der Komparserie und historischer Interessantheit. Und so sieht man in rascher Folge flink vorüberflitzend jene von oben aufgenommenen pompösen Empfänge, Aufzüge, anrückenden Heeresmassen, Schlachten, Durcheinanderrasen des Volkes. . . Alles wunderbar exakt gemacht, tadellos klappend, verblüffend in der wirbelnden und doch übersichtlichen Bewegung. Aber wir haben dies alles in Lubitschs früheren Filmen und in denen seiner Nachfolger schon oft gesehen, wenn auch noch niemals so technisch vollendet.

Und ich fühlte beim Zuschauen beinahe visionär, wie Sie, Meister Lubitsch, wiewohl ich Sie noch niemals bei der Arbeit sah, klein und zappelnd auf der Regietribüne standen, sprudelnd und explodierend von Energie und Intensität, mit Stimme und Geste zauberhaft die Massen dirigierend wie ein kolossaler Stratege. Haben Sie, Meister Lubitsch, weil auch Ihr Name mit den beiden Buchstaben Lu— beginnt, den Ehrgeiz, der Ludendorff des Films zu werden? — Bedenken Sie, welches Unheil Ludendorff zeugte, weil er allzu sehr der Regie der Massen vertraute.

Es ist selbstverständlich, daß Sie, Ernst Lubitsch, wieder viele schöne Dinge: Landschaften, Bauten, Raumaufteilungen, Belichtungen, Bewegungen dem Auge zum Entzücken und zur Erregung boten. Sie hantieren nunmehr die Regie Ihrer Filme so sicher wie ein Virtuos den Flügel. Aber es ist Gefahr vorhanden, daß Ihre Regiekunst zu technischer Virtuosität erkaltet, daß das von Ihnen einst Geschaffene zum Schema erstarrt, daß die Bewältigung des ungeheuren Apparats zum Endziel wird, und daß die Bestandteile Ihrer Films, trotz sorgsamen Schneidens und Klebens, nicht mehr zum organischen Ganzen zusammenwachsen. Der hitsorisch-romanhafte Massenfilm ist, auch für Sie, nicht mehr steigerungsfähig.

Sie haben, Meister Lubitsch, zu nächtlicher Stunde in der kleinen

Kneipe mir gegenübersitzend, oftmals Ihre leidenschaftliche Überzeugung verfochten, daß der Film eine „Kunst“ werden müsse. Sie waren in Deutschland der Erste und sind bislang fast der Einzige geblieben, der dies Ziel wirklich verwirklichen wollte. Jetzt sitze ich zu nächtlicher Stunde Ihrem Pharao, den ich bewundere, gegenüber und muß Sie fragen, weil ich Sie verehre: Wollen gerade Sie es sein, der den jungen Film durch Übereifer und Überarbeit mit der Riesenhaftigkeit des Apparats und der aufs äußerste angespannten Technik tothetzt? Ängstigt Sie, der von gesundem Ehrgeiz getrieben ist, nicht die Gestalt Ihres schwedischen Kollegen Maurits Stiller?

*

Lubitsch wurde diesmal von seinen Schauspielern nicht hinreichend unterstützt, trotzdem man überall merkte, wie er versuchte, das Letzte aus ihnen herauszulocken. Das Bemühen, Dagny Servaes als großen Filmstar zu managen, mißlang; sie sieht manchmal, besonders im Profil, stumm aufblickend oder lächelnd, sehr schön aus, aber ihr Gesicht und ihr Körper geben doch nicht genug für das Filmspiel her. Der herrliche Histrione Bassermann war auffallend matt; Biensfeldt bot als speichelleckerhaft-durchtriebener Vertrauter des Pharao eine gut herkömmliche Charge ebenso wie Kühnes Oberprieser. Liedtke: siehe Seite 418; in tragischen Szenen unmöglich.

Wegener allerdings, warf sich grandios in barbarisch-schmieriger Wildheit als Äthiopierkönig umher, — aber seine Rolle ist nur klein. So bleibt als Leistung ersten Ranges allein der Pharao des Emil Jannings. Nicht ein überkultivierter, zartnerviger Pharao vom Typ des Sonnenkönigs Amenophis IV., sondern derb an Gestalt, von schwerem Blut durchtobt, mit der hoffnungslosen Melancholie uralter Inzucht, ein Tyrann nicht aus Bösartigkeit, sondern aus selbstverständlicher Überlegenheit, aus Tradition und Langeweile. Das spärliche Mienenspiel des glattrasierten glänzenden Schädels sprach mehr als lange Monologe und Ausbrüche von Ironie, Liebesschmerz, Verzweiflung.

Lubitschs großartiges Filmwerk, mit ungeheurem Fleiß, in langwieriger Arbeit technisch einwandfrei durchgeführt, eine bewundernswerte Leistung berlinischer Energie, schwerflüssig einsetzend, dann bunt und mannigfach zerflatternd, wäre vielleicht noch mehr auseinandergesprengt worden, wenn nicht Eduard Künnekes wunderschöne Musik, die in motivischer Verknüpfung schmiegsam und melodiös die Handlung begleitet, alles zusammengehalten hätte.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Märzwoche.

Daß die Zwangsanleihe nicht entfernt den Fehlbetrag des Jahres 1922 decken wird, war bekannt. Daß sie aber auch methodisch zu stärkstem Bedenken Anlaß gibt, ist der Öffentlichkeit kaum zum Bewußtsein gebracht werden. das vernichtende Urteil, das der finanzpolitische Ausschuß des Reichwirtschaftsrates kurz nach der endgültigen Einigung fällte, mag manches harmlose Gemüt also in Erstaunen gesetzt haben. Wer das Werden dieser unheimlichen Transaktion verfolgt hat, wußte aber von allem Anfang an, daß es sich bei dem ganzen Gedanken um nichts anderes handelte als um eine Verwässerung der sogenannten „Kreditaktion der Industrie und Landwirtschaft". Die Tragschicht des Kredites sollte verbreitert, das Opfer in eine Zinsangelegenheit umgewandelt werden. Daraus folgte alles weitere: die Aufnahme am inneren, nicht am ausländischen Markt. die der Hoffnung auf Zustrom fremder, gesünderer Blutkörper in die Adern deutscher Finanzwirtschaft wieder einmal den Garaus macht; die Zwangsform, die der Emission regulärer Anleihen vielleicht auf lange Zeit hinaus einen psychologischen Riegel vorschiebt; die Beleihbarkeit, die notwendigerweise zu neuer Notenausgabe führen muß; und manches andere, das in diesem Rahmen nicht erörtert werden kann. Die Zwangsanleihe stellte in Wahrheit fast die unglücklichste Form dar, in der versucht werden konnte, das Budget des Reiches zu entlasten. Daß sie gar noch mit einem großen Aufputz von Gegenforderungen in die Welt gesetzt wurde, hätte angesichts der Selbstverständlichkeit (aber auch Belanglosigkeit) dieser Gegenforderungen fast komisch wirken können, wäre nicht in einem Punkte entweder ganz erschreckende Unwissenheit oder noch erschreckendere Demagogie zutage getreten. Dort nämlich, wo verlangt wird, die Einkünfte der Zwangsanleihe dürften nur zur inneren Abgeltung von Reparations-Sachleistungen, nicht aber zum Einkauf von Reparations-Devisen verwandt werden. Für das Reich handelt es sich hier wirklich nur um Buchungsmätzchen. Realiter ist es vollkommen gleichgültig, ob wir weniger Papiergeld für die Sachleistungen und mehr für die Devisenkäufe, oder umgekehrt weniger für die Devisenkäufe und mehr für die Sachleistungen

drucken. Daß solcher Nonsens einem Volke, das auf seine Bildung stolz ist, mit Pathos vorgesetzt wurde und vorgesetzt werden konnte, stimmt trüber, als daß man ganz darüber schweigen dürfte.

Auf der Pariser Konferenz der alliierten Finanzminister soll Sir Robert Horne zum ersten Male amtlich den Plan eines internationalen Schuldenausgleiches entwickelt haben; er soll die Bereitwilligkeit Englands deklariert haben, seine Forderungen an Frankreich abzuschreiben, falls Frankreich auf eine entsprechende Milderung der deutschen Reparationspflicht eingeht. Natürlich würde ein solches Angebot, wenn es wirklich bindend erfolgt wäre, mit gleichem Verhalten Amerikas nicht nur Frankreich, sondern auch England selbst gegenüber rechnen. Aber so lange Frankreichs interalliierte Schulden weder verzinst noch amortisiert werden, ist schwerlich anzunehmen, daß es sogar einem so weit gehenden Projekt sich sonderlich geneigt zeigen könnte. So lange würde es sich nämlich nur um einen Tausch aktueller Einkünfte gegen inaktuelle Verpflichtungen handeln. Vom französischen Standpunkt aus gesehen kann ein Schuldenausgleich dieser Art also erst dann Interesse gewinnnen, wenn definitiv klar wird, daß England und Amerika sich nicht länger mehr mit der Rolle bescheidener Moratoriumsgläubiger abfinden werden. Dann aber wird Frankreichs Interesse plötzlich sehr bedeutend sein. Denn nimmt man die für 1922 anscheinend in Aussicht genommenen 2,17 Milliarden Goldmark als Maximum deutscher Reparationsfähigkeit, so ergibt sich, daß der 52%ige Jahresanteil Frankreichs daran höchstens 1,12 Milliarden Goldmark betragen wird. Frankreichs Verschuldung an Amerika und England beläuft sich aber auf rund 23½ Milliarden Goldmark, was für Zinsen (minimal 5 %) und Amortisation (1 %) einem jährlichen Dienste von 1,42 Milliarden Goldmark entspricht. Erst von dem Augenblick an, in dem die Gläubiger diesen Dienst wirklich einmal einzufordern sich anschicken, wird Frankreich reif für die Erkenntnis geworden sein, daß ein Tausch von Reparationsansprüchen gegen Schuldverpflichtungen kein Akt der Edelmut, sondern ein gutes Geschäft ist.

*

Dies Kapitel aus Keynes' neuem, noch immer unübersetztem Buche „A revision of the Treaty" mag zugleich als Antwort auf all die Kritiken gelten, die, in Zuschriften, an der (unabhängig von Keynes) mehrfach hier vertretenen Ansicht geübt wurden, der Markverfall in seinem gegenwärtigen Ausmaß sei nicht entscheidend mit der Inflation zu erklären.

Der Goldwert eines Papiergeldes, für das keine Gold-Einlösungspflicht besteht, kann sinken: entweder, wenn die Landesregierung mehr ausgibt als sie in Anleihen und Steuern einnimmt und das Defizit durch Ausgabe neuen Papiergeldes ausgleicht; oder, wenn das Land einem Zwange unterliegt, dem Auslande für Anlagetransaktionen oder für Schuldentilgung erhöhte Summen zu zahlen. Vorübergehend mag auch die Spekulation einen Einfluß ausüben, das heißt also, die berechtigte oder irrige Antizipation demnächstigen Wirksamwerdens einer jener beiden Ursachen; aber die Bedeutung der Spekulation wird ihrer immensen Augenblickswirkung wegen im allgemeinen überschätzt.

Beide Einflüsse können sich nur auf dem Wege über die Schuldenbilanz geltend machen, — der Bilanz aller sofort fälligen Zahlungen zwischen dem in Frage stehenden Lande und der übrigen Welt. Unmittelbar wirkt auf sie die Verpflichtung, dem Auslande Zahlungen zu leisten. Und mittelbar die Inflation der Währung; entweder weil das zusätzliche Papiergeld, indem es die innere Kaufkraft auf dem gegenwärtigen Wertniveau erhöht, die Einfuhr anregt und die Ausfuhr hemmt; oder weil die Erwartung solcher Wirkung antizipatorische Spekulation anregt. Die Aufblähung des Umlaufs kann auf die Wechselkurse so lange keinen wie immer gearteten Einfluß ausüben, als sie nicht auf die Ein- und Ausfuhr einwirkt oder die Spekulation ermutigt; und da die Spekulation sich früher oder später der Wirklichkeit anpaßt, gibt es einen dauernden Einfluß der Umlaufsvermehrung auf die Wechselkurse überhaupt nur auf dem Wege über Einfuhr und Ausfuhr.

Diese Grundsätze können unschwer auf den Wechselkurs der Mark seit 1920 angewandt werden. Zu Beginn wirkten die verschiedenen Einflüsse nicht durchweg in gleicher Richtung. Die Währungsinflation tendierte auf Entwertung der Mark; ebenso der Kauf von Auslandswerten durch Deutsche (die „Flucht aus der Mark"). Aber der Erwerb deutscher Bonds und deutschen Geldes

durch Ausländer (wo hier die Grenze zwischen Anlage und kurzfristiger Spekulation verläuft, ist schwer zu sagen) wirkten scharf in entgegengesetzter Richtung. Nachdem die Mark so tief gefallen war, daß man für einen Dollar 25 Mark erstehen konnte, bildete sich bei Vielen die Meinung heraus, eines Tages werde wieder eine Rückkehr zum Friedenswert erfolgen, der Erwerb von Markgeld oder Markbonds sei daher eine gute Kapitalanlage. Diese Art von Kapitalanlage wurde in so gewaltigem Umfange betrieben, daß sie Deutschland eine Summe ausländischen Geldes zur Verfügung stellte, deren Gesamtbetrag auf 3,2 bis 4 Milliarden Goldmark geschätzt worden ist. Diese Milliarden ermöglichten es Deutschland, mindestens teilweise seine Ernährung zu ergänzen und die Läger seiner Industrien aufs neue mit Rohstoffen zu füllen — Bedürfnisse, die einen anderweitig gar nicht bezahlbaren Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr insolvierten. Außerdem wurden deutsche Einzelindividuen dadurch sogar in den Stand gesetzt, Teile ihres Vermögens zur Investierung in anderen Ländern aus Deutschland herauszuschaffen.

Mittlerweile nahm die Währungsinflation ihren Fortgang. Im Verlaufe des Jahres 1920 verdoppelte sich der Umlauf an Reichsbanknoten ungefähr; während sich der Wechselkurs der Mark, verglichen mit seinem Stand zu Jahresbeginn, verhältnismäßig nur wenig verminderte. Auch hatte Deutschland bis Ende 1920 und sogar noch während des ersten Quartals 1921 keine Barzahlungen für die Reparation zu leisten, im Gegenteil, dem Abkommen von Spaa zufolge erhielt es für einen beträchtlichen Teil der Kohlenlieferungen sogar seinerseits Barzahlungen.

Nach der Jahresmitte 1921 indessen begannen all die Einflüsse, die einander bis dahin teilweise aufgehoben hatten, nach einer und derselben Richtung zu wirken, und zwar zu Ungunsten des Markwertes. Die Noteninflation dauerte an, während 1921 wurde der Reichsbanknotenumlauf fast verdreifacht, er erreichte fast den sechsfachen Stand von zwei Jahren zuvor. Der Wert der Einfuhr überstieg beharrlich den Wert der Ausfuhr. Einige fremde Markbesitzer bekamen es mit der Angst und suchten ihre Bestände nicht mehr zu vegrößern, sondern zu vermindern. Und schließlich wurde die deutsche Regierung jetzt auch aufgerufen, große Barsummen auf Reparationskonto zu entrichten. Deutschland mußte nun auch seinerseits Mark verkaufen; und seine Verkäufe wurden nicht von

ausländischen Markinvestitoren aufgenommen, im Gegenteil, sie mußten mit den eigenen Verkäufen jener selben Investitoren sogar konkurrieren. Natürlich brach die Mark zusammen. Sie mußte bis zu einem Wertpunkte fallen, an dem entweder neue Käufer auftraten, oder an dem die Verkäufer aufhörten, zu verkaufen.

In alledem gibt es kein Geheimnis, gibt es nichts, was nicht leicht erklärt wäre. Daß gewissen Geschichten von einer „deutschen Verschwörung" zu absichtlicher Verschlechterung der Mark Glauben geschenkt wird, ist nur ein neuer Beweis für die überwältigende Unkenntnis der Öffentlichkeit in bezug auf die Einflüsse, die den Wechselkurs bestimmen, — eine Unkenntnis, die schon einmal (damals zum großen pekuniären Vorteil Deutschlands) in dem internationalen Rummel der Markkauferei zutage trat.

In seinem späteren Stadium war der Zusammenbruch hauptsächlich von der Notwendigkeit verursacht, Auslandszahlungen für Abgeltung der Reparationen sowie Rückzahlungen an ausländische Markinvestitoren zu leisten; dies führte zu dem Ergebnis, daß der Sturz des Auslandswertes der Mark bei weitem die Grenze überschritten hat, die als Folge des jetzigen Standes der Noteninflation gerechtfertigt wäre. Deutschland würde, wenn sich seine Inlandspreise den Goldpreisen anpassen sollten, eine noch viel höhere Notenausgabe als jetzt nötig haben. Wenn darum die anderen Einflüsse beseitigt wären, das heißt also: wenn die Reparationsforderungen vermindert würden und die ausländischen Markbesitzer wieder Mut faßten, könnte eine scharfe Erholung eintreten. Anderseits würde ein ernster Versuch Deutschlands, die Reparationsforderungen zu erfüllen, zu einer so ungeheuren Vermehrung der Regierungsausgaben über die Einnahmen hinaus führen, daß sich Noteninflation und inneres Preisniveau der Auslandsentwertung vollständig anglichen.

In beiden Fällen sind die Aussichten für Deutschland unglücklich. Wenn die gegenwärtige Entwertung anhält und das innere Preisniveau sich ihr angleicht, wird die daraus folgende Neuverteilung der Vermögen auf die verschiedenen Bevölkerungsklassen einer sozialen Katastrophe gleichkommen. Wenn der Wechselkurs sich anderseits bessert, wird das Erlöschen des künstlichen Stimulus' für die Industrie und das Erlöschen der Börsenkonjunktur vielleicht zu einer finanziellen Katastrophe führen.

Die verantwortlichen Leiter der deutschen Finanzpolitik stehen

also einem beispiellos schwierigen Problem gegenüber. Ehe die Reparationspflicht vernünftig geregelt wurde, ist es allerdings kaum der Mühe wert, daß sich eines unlösbaren Problems wegen irgendwer den Kopf zerbreche. Wenn eine Stabilisationspolitik aber einmal praktisch durchführbar sein wird, wird es wahrscheinlich am weisesten sein, auf dem Niveau zu stabilisieren, dem sich Preise und Handel zu jenem Zeitpunkt am meisten angepaßt haben werden, gleichgültig, wie hoch oder tief es sei.

DR. GERHARD SCHACHER BÖRSENPARADE

GOLDWERTE

Letzten Endes ist es immer wieder der Goldwert, der dem Publikum in die Augen sticht, und man geht nicht fehl, wenn man tausende aller Börsenartikel in Zeitungen und Zeitschriften zuletzt auf den einen einfachen Gedankengang zurückführt: Eine Industrieaktie, die im Frieden den Paristand einnahm, kostete 50 Zwanzigmarkstücke; die Werte, die hinter der Aktie stehen, sind heute kaum geringer, infolge der internationalen, warenverteuernden Gesamtgeldentwertung im Gegenteil sogar oft größer als im Frieden; da der Gegenwert für 50 Goldstücke heute aber etwa 55 000 M. beträgt (sogar an dem Ankaufspreis der Reichsbank, der den Tatsachen nicht voll Rechnung trägt, gemessen, über 42 000 Mark), muß auch die Aktie ebenso hoch bewertet werden.

Freilich werden immer neue Pakete junger Aktien auf die Märkte geworfen und diese Tatsache trägt zu ihrem Teil stark dazu bei, eine endgültige Angleichung der Effektenkurse an die Devisenkurse zu verhindern. Auf der anderen Seite ist aber zu bedenken, daß in der Ausschüttung von Bezugsrechten darauf ein beträchtlicher Teil der Rente liegt, die dem Aktionär für sein vor dem Kriege in Goldmark eingezahltes Kapital zu gewähren ist. Im Verein mit den Dividendenerhöhungen, die der Geldentwertung allerdings weit weniger Rechnung tragen, entsteht in der Tat eine Rente, die den Erträgnissen eines sogenannten Goldwertes zum mindesten oft sehr nahe kommt. Einige Gesellschaften haben sich von der Aktieninflation bisher noch frei gehalten. Beim Publikum sind diese Gesellschaften oft nicht besonders beliebt, da die Kurse ihrer Aktien naturgemäß in schlechtem Verhältnis zur Dividende zu stehen pflegen. Anders urteilt aber vielfach die Börse. Einerseits drückt sie die Chance hier im Kurse aus, durch späterhin vielleicht dennoch

unvermeidliche, ganz große Bezugsrechte auf einen Schlag nachzuholen, was von anderen Gesellschaften nach und nach geboten wurde; anderseits vor allem aber auch die Tatsache, daß der Aktionär hier Besitzer eines reellen Friedenswertes wird und im Gegensatz zu dem Erwerber „verwässerter" Aktien einem eventuellen Konjunkturumschwunge mit völliger Ruhe entgegensehen kann.

Zu den Gesellschaften der letzteren Art gehören die Anglo-Kontinentalen Guano-Werke in Hamburg. Mit der Verwaltung dieser Gesellschaft hat sich die Presse schon mehrfach auseinandersetzen müssen, da die Form, in der sie den öfters verbreiteten Börsengerüchten über eine beabsichtige Kapitalserhöhung entgegentrat, reichlich Anstoß erregte. Durch all diese Dementis sind Anglo-Guano-Aktien aber nicht billiger geworden, sondern befinden sich seit Jahr und Tag in einer nur selten unterbrochenen aufsteigenden Kursentwicklung. Früher oder später wird den Aktionären auch äußerlich erkennbar werden, daß ihre Aktien reinen Goldwert darstellen. Ob dies mittels baldiger Ausschüttung eines Bezugsrechtes, oder einer der Geldentwertung Rechnung tragenden Dividende erfolgt, ist an und für sich nicht von Bedeutung.

Auch die Aktionäre der Aktiengesellschaft für Verkehrswesen, die ohne Schwanken an ihrem Besitz festgehalten haben, sind nicht enttäuscht worden. Auch diese Gesellschaft arbeitet noch mit reinem Goldkapital und verdient dazu noch in ausländischer Valuta. Die Verwaltung der Gesellschaft hat, obwohl sie ihrer starken Thesaurierungen wegen vielfachen Angriffen der Aktionäre ausgesetzt war, nicht schlecht gewirtschaftet und der Goldwert der Aktien scheint jetzt immer mehr zum Ausdruck zu kommen. Die Verwaltung beantragt dieses Mal neben einer 50%igen Dividende die Verteilung von je einer jungen Aktie auf zwei alte, ohne Einzahlung irgendwelcher Gegenwerte. Nicht aber nur, was die Gesellschaft wirklich ausschüttet, sondern mehr noch, was sie hätte ausschütten können, gibt ein richtiges Bild von dem Wert dieses Unternehmens. So geht aus der Bilanz hervor, daß allein das Bankguthaben der Gesellschaft etwa fünfmal so hoch ist, wie das gesamte Aktienkapital. Eine Aktie dieser Art ist mit dem zehnfachen Friedenspreis schwerlich zu teuer bezahlt.

Auch das Interesse für ausländische Renten, in erster Hinsicht Goldrenten, scheint wieder zu erwachen. So sollen hinsichtlich der in Berlin notierten 6%igen Bulgarischen Gold-

anleihe besondere Dinge bevorstehen. Die 5%ige Bulgarenanleihe hat soeben in Frankfurt innerhalb weniger Tage eine sensationelle Kurssteigerung erlebt und steht jetzt mehr als doppelt so hoch wie die in Berlin notierten 6%igen Renten, die bisher stets als beste bulgarische Anleihe galten. Findige Leute haben nämlich herausbekommen, daß die 6%igen Goldbulgaren in London zwischen 36 und 39 % stehen, was einem Kurse von fast 2000 % in Berlin entsprechen würde. Wie verlautet, soll die bulgarische Regierung sich bereit gefunden haben, die Zinszahlung einstweilen in französischen Franken aufzunehmen; über die englische Forderung, pflichtgemäß auch in Sterling zu zahlen, wird noch verhandelt. Einstweilen aber scheint sich das Ausland für die in Deutschland befindlichen Anleihestücke lebhaft zu interessieren.

DARF MAN FRAGEN

Es gibt auch andere Verwaltungen, als diejenigen, die seit Jahr und Tag immer flau für ihre eigenen Aktien sind und dieser Stimmung ungefragt durch dauernde Veröffentlichungen Ausdruck verleihen. Die Aktien der Frister & Roßmann A.-G. sind in kurzer Zeit von 1000 auf über 8500 % gestiegen, ohne daß die Verwaltung, in der schließlich doch auch recht gewissenhafte und tüchtige Kaufleute sitzen, sich verpflichtet gefühlt hätte, die Öffentlichkeit über diese Kursbewegungen aufzuklären. Die Börse verdient, die Aktionäre verdienen und das Unternehmen selbst hat sicher keinen Schaden von der Höherbewertung seiner Aktien. Darf man fragen, ob nicht auch gewisse andere Gesellschaften dem Renommé ihres Unternehmens und vielleicht auch dem eigenen besser dienen würden, wenn sie die Kursbewegung ihrer Aktien als außerhalb ihrer Dienstverpflichtung liegend ansehen würden?

*

Die Aktiengellschaft Weser in Bremen legt einen dividendenlosen Abschluß vor. Ein Blick auf die Bilanz zeigt aber, daß das Unternehmen bei einem Aktienkapital von 15 Millionen Mark nach überreichlichen Abschreibungen zirka 6½ Millionen Mark Reingewinn erzielt hat. Dies Vorgehen ist an und für sich schon merkwürdig und wird auch mit der Angabe, man habe von einer Dividendenverteilung deswegen abgesehen, weil die Zukunft der ganzen Werftindustrie so unsicher sei, um so weniger erklärt, als gleichzeitig auch versichert wird, das Unternehmen sei für ein ganzes Jahr reichlich mit Aufträgen versehen. Noch merkwürdiger aber erscheint das Vorgehen der Verwaltung, wenn man beobachtet, daß das reichliche Material, das auf den dividendenlosen Abschluß aus Publikumshänden auf den Markt kommt, von immer gleichen Käufern aufgenommen wird. Hier scheint es sich um ein eigenartiges Vorgehen gewisser Kreise zu handeln, die eigenen Aktien billig zu erwerben. Darf man fragen, warum die Verwaltung es so eilig hat, die Dividendenlosigkeit mitzuteilen, und so sehr zögernd erst die Gewinnziffern herausbrachte? Darf man fragen, wem man durch solches Vorgehen dienen will, dem Unternehmen selbst, den Aktionären oder wem sonst?

GLOSSEN

DER ROTHSCHILD VON CASTAN.

Eine Lizitationshyäne schreibt dem Tage-Buch:

Infolgedem, daß in den Kaisersaal von Castans Panoptikum an Stelle der wächsernen Hohenzollern die lebendigen Aufsichtsräte des Bankhauses v. Beneckendorf kommen, um die Vergrößerung der Hausmacht besagter Firma zu beschließen, und infolgedem, daß jetzt in der bisherigen Schreckenskammer (III. Stock) das Börsenbureau seine Geschäfte abwickeln wird, — so ändern sich die Zeiten. Potentaten erzielten bessere Preise als Verbrecher, indem daß sie bessere Uniformen hatten. Kurfürst Friedrich I. (1371—1440) wurde um 10 000 Mark losgeschlagen, weil er einen pikfeinen Hermelin am Leibe hatte und einen plüschenen Thron unter demselben und einen Seidenbaldachin darüber und Schmuck um den Hals und ein Zepter in der Hand. Noch mehr kriegten Castans Erben für Kaiser Wilhelm I., denn der saß auf hohem Roß mit Sattelzeug und Riemenwerk, das allein unter Brüdern die zehntausend wert war. Seinen Enkel kaufte ein Amerikaner um 10 Dollars. Fünftausend Mark war überhaupt so die Durchschnittstaxe für bessere Potentaten. Die Verbrecher, selbst Sternickel, Hennig und der Hauptmann von Cöpenick, kamen billiger weg wenn auch nicht so billig wie Scheidemann, Ebert, Poincaré und Wilson. Präsidenten von Republiken haben keine Dynastien gezeugt und wir können daher für sie keine 5500 M. hergeben. Geschweigedenn mehr.

Den Höchstpreis von allen Potentaten hat bei der Versteigerung Anselm Rothschild errungen. Das Bankhaus Rothschild hatte nämlich beschlossen, die Figur ihres Stammherrn in ihren Besitz zu bringen, sei es, um ihn vor dem Schicksal zu bewahren, auf seine alten Tage wieder von Jahrmarkt zu Jahrmarkt zu ziehen, sei es, daß sie mit diesem Monument eine wächserne Ahnengalerie begründen wollten. Tip-Spione hatten diesen Operationsplan der Rothschilds an die Interessenten der Castan-Versteigerung verraten, und diese schlossen sich zusammen, um den Preis hinaufzulizitieren. Von 1000 Mark stieg er über 4000 Mark, bis zu welcher Höhe noch zwei ehrlich kauflustige Schaubudenbesitzer mitsteigerten, auf 16 500 Mark und blieb bei diesem Betrage — den bisherigen Besitzern in der Hand. Die waren schön erschrocken. Was fangen wir mit dem alten Juden an? Sie kamen zum Vertreter des Hauses Rothschild. „Bis 16000 haben Sie mitlizitiert, um den Preis geben wir ihn also ab." Aber der Vertre-

ter von Anselm Rothschilds Erben wollte nicht mehr. Beratung der glücklichen Besitzer. „Zum Teufel, nehmen Sie ihn also zum normalen Potentatenpreis, 5000 Emm.“ Aber **Rothschilds Beamter** machte einen **Abzug** von zehn Prozent, und die Castanianer mußten froh sein, die Wachsfigur um 4500 loszuwerden. In diesem Momente — Ehrenwort! huschte über das Wachsgesicht des seligen Amschel Rothschild ein Schmunzeln. e. e. k.

DER TÄNZER GAVRILOV.

In dem Programm des Variétés „Scala“ dieses Monats ist eine Nummer, die man sehen muß: der Tänzer Garvilov mit **seinen Damen.** Zuerst einige Ensembletänze, die guter Durchschnitt sind, ausgeführt in aparten Kostümen mit der technischen Exaktheit, die man von jeher bei russischen Tänzern gewöhnt ist. Dann aber: auf die Bühne schiebt sich geduckt melancholisch Gavrilov als Clown mit nach oben gesträubter, dreizipfliger Perücke. Er hebt an, Tranzschritte **zu machen** . . gehemmt, verschüchtert . . . ein tragischer Schlemihl, der weiß, daß er zum Ausgelachtwerden da ist. Nun aber zuckt in straffem Rhythmus der Körper . . . immer gelöster schwingen sich die Glieder, springt und hopst der Körper, das Gesicht strahlt blödbeseligt, Leib und Seele entfalten sich zu jauchzender Schlenkrigkeit und in panischem Rasen tobt sich der Tanz aus.

Während sich der beglückte Tölpel verschnauft, ertönt plötzlich die



trockene-starre Klimpermusik, zu der der Volksmund den Text gedichtet hat: „Freu dich Fritzchen, freu dich Fritzchen, morgen gibt's Selleriesalat!" Und herein stelzen ganz auf Spitzen, ganz gestrafft Bein- und Schenkelmuskeln, zwei große steife, strahlendsaubere Puppen, mit ganz kleinen, festen, genau parallel zueinander abgestimmten Schritten; — die Unterarme marionettenhaft, rechtwinklig vorwärtsgestreckt, ausdruckslos - leer — geschminkte Gesichter, brandrote Perücken, und seidenzarte Puppenröckchen in Knallorange, Knallrot und Knallgelb. Dazu staunt nun der Clown, und seine Glieder beginnen in gleichem Rhythmus mit den Puppen mechanisch zu zucken. Dies ist das berückendste Entrée, das man je in einem Ballett sah.

Und die beiden grellschimmernden Puppen schreiten mit kurzen, raschen, unglaublich exakten Bewegungen ihren Tanz ab . . . wie ein automatisches Spielwerk, und doch eine bezaubernde Erotik ausstrahlend, angesichts deren man erst gänzlich die Rohheit der üblichen Nacktballetts erkennt. Diese spielerische Erotik entzündet auch das rhythmische Staunen des Clowns, und wie ein beduselter Faun flattert er hinter den steif hinwegschreitenden Puppen her.

Jeder Zuschauer wird entzückt sein; jeder Tänzer kann von Gavrilov lernen. Denn diese Russen kennen das Geheimnis des guten Tanzes: sie tanzen nicht mit den Beinen oder den Händen, sie machen nicht eingelernte Bewegungen des Körpers, — sondern sie tanzen jeden Rhytmus der Musik mit jedem Muskel ihres ganzen Körpers.

Kurt Pinthus.

FILM

DER REGISSEUR F. W. MURNAU

Nichts kennzeichnet den Stand der Filmproduktion so deutlich, wie die Tatsache, daß der Filmdichter neben dem Regisseur eine ganz unbeträchtliche und meist nebensächliche Rolle spielt. So kommt es, daß wir heute über eine Anzahl hervorragender Filmregisseure verfügen und über keinen Schriftsteller von Phantasie und technischer

Sicherheit, der die Bewegungsphotographie als künstlerisches Ausdrucksmittel mitreißend benützen könnte.

Zu diesen drei oder vier großen Könnern ist nun F. W. Murnau zu rechnen, und doch sind die beiden Filme, die er in der letzten Woche sehen ließ, Stückwerk geblieben, hauptsächlich weil das Manuskript den Regisseur im Stich ließ oder weil der Regisseur beim Autor nicht genügende Hilfe suchte, weil der Autor am Schreibtisch, der Regisseur im Atelier arbeitete, weil die Einheit und logische Geschlossenheit, die in der Zusammenarbeit entstünde, nicht einmal angestrebt wurde. Der Prana-Film „Nosferatu" hat prachtvolle Szenen. Murnau hat in diesen Film tausendmal mehr Phantastik hineingebracht als die gewitzten Bühnentechniker Meinhard und Bernauer in ihr trockenes Theaterstück: Die durch den Wald rasende nicht zum Stillstand zu bringende Kutsche, das düstere Schwanken des fast versinkenden Schiffes, die Verschwörung der Ratten im Schiffskeller — all das ist wirklich gruselig, daneben gibt es freilich auch traditionelle Schrecken, vor allem Herr Schreck selbst, der, dämonisch geschminkt, nur theatralisch wirkt. Zum Kontrast wirkt das Lyrische, Frühlingsmorgenhafte sehr heiter. Murnau hat nur junge Leute in diesem Film verwendet. Das gibt seinem Werk Zartheit und Lyrik. Leider wirkt die Rahmenerzählung sehr wenig und manche Szene ist logisch unbegründet. Auch fehlt ein hier notwendiges Fünkchen Humor. Manuskripte! Manuskripte!

Der zweite Murnau-Film, von der Deulig-Film-Gesellschaft herausgebracht, „Der brennende Acker" ist theatralisch konventioneller. Drei Autoren haben ihn erzeugt, darunter die dichterischer Eingebung fähige Thea von Harbou und der kluge, kritisch-sichere Willy Haas. Hier stört das Schema des Dramas: Eine böse Erzkokette, eine edle Schwesterseele, ein nichtswürdiger Streber, ein braver Bauer. Solche Primitivität des Schemas ist nicht mehr erlaubt. Auch aus diesem Stoff hat Murnau wundervolle Bilder zu holen gewußt: Mägde beim Federlesen, einsame Wanderer über Schneefelder. Bauerngesinde am Mittagstisch — nur ein feines Malerauge weiß das zu sehen und festzuhalten. Am Schluß bekommt der nichtswürdige Streber die russische

Krankheit, er bittet jeden, der ihm begegnet, um Verzeihung. Das wirkt nicht echt, sondern angelesen slawisch und larmoyant. Mimische Leistungen ersten Ranges von Klöpfer, Werner Krauß und dem edel-natürlichen Wladimir Gaidorow, der eine wichtige Entdeckung für den deutschen Film werden kann. Von störender Absichtlichkeit die Kurfürstendammbeauté, die sich Lya de Putti heißt und so ähnlich wirkt, doch mehr Leah als Putti. Auch dies war kein voller Erfolg und das Gebrechen lag an der trivialen Ausarbeitung des Manuskriptes, aus dem man etwas hätte machen können. (Wie? Das auszuführen würde hier zu viel Platz einnehmen. In der Ordinationsstunde erklär' ich's.)

F. W. Murnau! Verschaffen Sie sich andere Manuskripte!

NOCHMALIGE ERKLÄRUNG.

Ich dachte, die Commis würden mich verklagen, weil ich im Tage-Buch vom 17. Dezmber Herrn Dr. Kurt Martens eine Commisseele nannte. Es hat mich aber Herr Dr. Martens verklagt. Ich zahlte im Vergleichwege hundert Mark in die Armenkasse und erkläre: Herr Dr. Kurt Martens möge die Ausdrücke, welche ihn beleidigen, entschuldigen. Ich meinerseits nehme sie als beleidigend zurück.

Dr. Franz Blei.

JOURNALISTENANEKDOTEN

BEKÄMPFUNG DER BEAMTEN.

Der Budapester Journalist Paul Keri, der von der Horthybande zum Tode verurteilt und zu Zuchthaus „begnadigt" wurde, war immer ein mutiger und kluger Mensch. Einmal wurde er von seinem Blatt nach Arad geschickt. Dort enthüllte man gerade das Denkmal der von der österreichischen Reaktion hingerichteten Freiheitsgenerale.

Um ¾6 brachte er seinen langen Bericht aufs Telegramm. Der Postbeamte sagte: „600 Worte? Kann ich nicht annehmen. Höchstens 15 Worte. Wir schließen um sechs Uhr."

Nach einer Minute reichte Keri dem Beamten ein neues 15 Worte nicht übersteigendes Telegramm: „Handelsminister Budapest. Postdirektor von Arad verweigert aus Faulheit Annahme eines nationalpolitisch wichtigen Telegramms. Paul Keri."

Im nächsten Moment hörte man eine Stimme aus dem Schalter: „Geben Sie mir lieber das längere!"

RACHE AM VERLEGER.

Von einem als schäbig bekannten Zeitungsverleger erhielt Paul Keri den Auftrag, über die Stichwahl zwischen Michael Karoly und Stefan Tisza zu berichten. Er verlangte einen Reisevorschuß von 1000 Kronen, erhielt aber nur 100 Kronen.

Um 9 Uhr abends kam folgendes Telegramm: „Heutige Stichwahl ergibt nach genauer Stimmenzählung mit knapper Mehrheit von 223 Stimmen das überraschende Ergebnis — — hier endet Vorschuß."

LIEBE UND EHE

Liebe — tausend und eine Nacht
Ehe — eine und tausend Nächte.

E. Th. Kauer.

INHALT DES LETZTEN HEFTES:
Heft 9):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Märzwoche.

Im Jahre 1867, in einem inzwischen verschollenen Buche „Paris Guide", entwarf Victor Hugo folgendes Bild der zukünftigen französischen Seele: „Im zwanzigsten Jahrhundert wird es ein ganz besonders geartetes Volk geben. Es wird groß sein, aber das wird es nicht hindern, frei zu sein. Glänzend, reich, gedankenvoll und friedliebend, wird es nur herzlichste Empfindungen für die übrige Menschheit hegen. Im milden Ernst einer älteren Schwester wird es sich zeigen. Erstaunt wird es den Ruhm betrachten, der heutzutage die raffinierten Werkzeuge der Zerstörung umstrahlt; es wird ihm kaum gelingen, einen General von einem Metzger zu unterscheiden: der Purpur des einen wird es nicht viel anders anmuten, als das rote Blut, das den anderen befleckt. Es wird für Kriege nur das Achselzucken übrig haben, mit dem wir von Inquisitionen sprechen, und das Schlachtfeld von Sadowa wird dasselbe Empfinden in ihm erwecken, wie in uns der Richtplatz von Sevilla. Die Pendelbewegung der Geschichte, die in immer gleicher Weise vom Sieg zur blutigen Wiederherstellung des Gleichgewichts führt und die ein Austerlitz unweigerlich von einem Waterloo vergolten werden läßt, — die Pendelbewegung der Geschichte wird es herzlich dumm finden. . . . Paris wird die Hauptstadt dieses Volkes sein!" Was ist von Victor Hugos Bilde bis heute, da wir das erste Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts fast vollendet haben, Wirklichkeit geworden? Foch, Fahnen, Feiern, Ultimata, Druck, Bündnisse, Heere, Heere! Und eine Politik, die Keynes in seinem ersten Friedensbuch als von der Anschauung ausgehend umschrieb: „daß auch für die Zukunft der Bruderkrieg innerhalb Europas als normaler oder mindestens immer wiederkehrender Zustand zu gelten habe und daß die Art von Konflikten zwischen organisierten Großmächten, die die letzten hundert Jahre angefüllt, auch die kommenden in Atem halten werde. Diese Anschauung sieht in aller europäischen Geschichte ein fortwährendes Preisboxen, dessen gegenwärtige Runde Frankreich gewonnen hat, eine Runde aber, die mit Sicherheit nicht die letzte sein wird. Die Politik Frankreichs folgte

ganz konsequent dem Glauben, daß sich die alte Ordnung der Dinge, da sie auf der ewig gleichbleibenden Menschennatur beruhe, im wesentlichen niemals ändern werde!"

Keine einzige deutsche Zeitung hat, so weit wir sehen können, davon Notiz genommen, daß in England eine Persönlichkeit von der politischen Bühne abgegangen ist, die in den entscheidenden Jahren 1916—1921 einen kaum überschätzbaren Einfluß auf die Weltgeschichte ausgeübt hat: Philipp Kerr, bis vor einem halben Jahre Lloyd Georges Privatsekretär und intimster Berater, dann Leiter des „Daily Chronicle", den er zu einem Sprachrohr Lloyd Georgescher Politik ausbaute. Ganz überraschend hat er jetzt auch die Zeitungsdirektion niedergelegt, hat sich in irgendeinen unbekannten Winkel vergraben und in einem Brief an seine Freunde nur hinterlassen, daß er für eine Weile nichts anderes treiben wolle, als Golf spielen, nachdenken und die Politik vergessen. Ist es Ekel an der heutigen Weltlage, ist es Katzenjammer über vieles, an dem er persönlich ausschlaggebend mitgewirkt, ist es Resignation in bezug auf Lloyd George selbst und seine Ministerschaft, die diesen Schritt eines Mannes veranlaßten, der im Staatsdienst und Pressewesen seines Landes jahrzehntelang an hervorragendsten Stellen gestanden hat, und von dem Eingeweihte zu sagen pflegten, daß er das unvergleichliche Hirn des unvergleichlichen Instinktmenschen Lloyd George sei? Niemand weiß es. Aber jedermann weiß: dieser Mann hat im Kriege, während Versailles und danach vielleicht größeren Einblick in den Zusammenhang der Geschehnisse und Bestrebungen gehabt als irgendwer sonst. Herr Ray Stannard Baker, amerikanischer Pressechef in Versailles, der jetzt in den „New York Times", von Wilson beauftragt und mit allen Geheimdokumenten, Entwürfen und Aufzeichnungen von ihm beliefert, seit Wochen die Geschichte von Versailles beschreibt (kein Wort davon ist in Deutschland bisher davon zitiert worden!), hat vieles Interessante und Wichtige ans Licht gebracht. Aber sind den Amerikanern die tiefsten Bewegungskräfte dieser im Grunde doch europäischen Angelegenheit wirklich offenbar geworden, haben sie sie verstanden und überhaupt verstehen können? Philipp Kerr, Lloyd Georges Gehirn, hat sie gesehen und hat sie verstanden. Wenn er einmal, procul negotiis, die Fächer seiner Schatullen und seines Gedächtnisses öffnet, wird die Welt aufhorchen, — sogar die müde deutsche.

Die Goethewoche in Frankfurt am Main, zu der Reichspräsident Ebert, Minister Köster, Gerhart Hauptmann, Tomas Mann, Fritz von Unruh mobilisiert wurden, hat ungefähr eine Million Mark gebracht. Damit ist die Erhaltung des Goethehauses noch nicht gesichert! Ein Abend im Palais de danse, in Berlin gewiß, in Frankfurt wahrscheinlich auch, bringt eine größere Einnahme.

Die „Erinnerungen des Kronprinzen Wilhelm" erscheinen Ende April im Cotta'schen Verlage. Der Verfasser und der Herausgeber — (Herausgeber ist nicht der Verfasser, sondern der Altpreuße Karl Rosner, Sohn eines ausgezeichneten Wiener Buchhändlers) — rechnen mit starkem Absatz, es erscheinen 200 000 Exemplare des Werkes. Der Verlag J. G. Cotta ist von dem Werke sehr entzückt. Er kündigt das Buch mit hellen Lobesworten an: „Die Lebenserinnerungen, . . . werden als eines der politisch und historisch interessantesten, menschlich ergreifendsten Bücher der Weltliteratur in die fernste Zukunft dauern." — Da Herr Rosner, wie der Verlag mitteilt, „den Verfasser bei der Herstellung des Buches unterstützte" so ist man bei diesen Huldigungen nicht ganz im klaren, wem sie gelten. Der Cotta'sche Verlag schwärmt: „Überraschend und bewundernswert die Klarheit seines schon in jungen Jahren bewiesenen Scharfsinns". Nun, Herr Rosner hat einige sehr saubere und anständig geschriebene Romane verfaßt, aber seinen Scharfsinn hat er doch erst in späteren Jahren bewiesen, als er Kriegsberichterstatter des „Lokalanzeiger" und Hohenzollernpriester wurde. Er hat mit seinen tüchtigen, solide gearbeiteten Romanen Erfolg gehabt, auch seine Zeitungsartikel waren sehr geschickt, dennoch ist es eine krasse Übertreibung, wenn der Cottasche Verlag in der Ankündigung des Kronprinzenbuches (Herausgeber: Karl Rosner) schreibt: „Ein völlig neues Bild gewinnt das deutsche Volk hier von dem Manne, der zu seinem obersten Führer durch die Geburt bestimmt, durch Begabung und Wesensart befähigt war". Herr Rosner, Sohn des Anzengruberverlegers Rosner in Wien, war in jungen Jahren gewiß zu guten Dingen befähigt, zum obersten Führer der Deutschen ist er aber doch nicht berufen. „Begabung und Wesensart" des Herrn Rosner sind außerordentlich sympathisch, ein Hauch von wienerisch-jüdischem Wesen ist unverlierbar — aber oberster Führer, nein, das ist doch zu viel.

DIE LEHRE RUDOLF STEINERS

I.

Wir leben im Zeitalter des Essais. Der Essai hat gesiegt, weil er als Ausdrucksform jenem bruchstückhaften Denken entspricht, zu dem entweder Unfähigkeit oder intellektuelle Rechtschaffenheit verdammt ist. Die Geschlossenheit eines Systems oder gar einer Kosmologie muß daher auf alle, für die intellektuelle Rechtschaffenheit ein Fremdwort ist, von ungeheurer Wirkung sein.

Damit ist die eine Säule gegeben, auf der jenes Architrav ruht, in dessen Mitte die Anthroposophen das Bildnis Rudolf Steiners verehren. Die andere heiße — vorläufig — „die Säule der Erlösung". Denn Steiner verspricht denen, die ihm folgen, eine Seligkeit, die sie nicht nur stark genug macht, das irdische Los zu ertragen, sondern auch — soweit es möglich ist — durch Tat zu bessern. Und zwar kann jeder zu dieser Seligkeit und dieser Tat gelangen, der sich bestimmten, geistigen Übungen unterwirft.

Es gibt also zwei Wege, um zur Anthroposophie zu kommen: einen für die „Intellektuellen" und einen für das „Volk". Der eine ist für die, die keinen Finger rühren, bevor sie nicht auf dem Wege der Erkenntnis von der Notwendigkeit überzeugt sind, es zu tun (und — vor allem — es so zu tun, wie Steiner will!) — und der andere ist für die, die intellektuelle Bedenken nicht haben und zu jedem Experiment bereit sind. Die Lehre entspricht also den — von Natur aus — Gläubigen und den — von Natur aus — Ungläubigen und damit einem entscheidenden Gegensatz der Menschheit.

Es ist vergeblich eine solche Lehre durch Nichtbeachtung zu erledigen.

II.

Steiner verdankt das Vertrauen, das ihm bis zu einem gewissen Grade selbst kritisch Gesinnte bisher entgegengebracht haben, nicht der Geschlossenheit seines „Systems", seinen „Übungen" und ähnlichen Künsten, sondern der Herausgabe von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften (die ein Ereignis war) und der „Philosophie der Freiheit". Denn dieses Buch war ein Versprechen — trotz seines zweifelhaften Unterbaues. Aber es befanden sich einige Sätze darin, die man — als Aphorismen — bejahen konnte, ohne mit ihrer Herleitung und Hinleitung einverstanden zu sein.

Einer von diesen Sätzen lautete:

„Ich frage keinen Menschen und auch keine Regel: Soll ich diese Handlung ausführen, sondern ich führe sie aus, sobald ich die Idee davon gefaßt habe. Ich prüfe nicht verstandesmäßig, ob meine Handlung gut oder böse ist; ich vollziehe sie, weil ich sie liebe. Sie wird „gut", wenn meine in Liebe getauchte Intuition in der rechten Art in dem intuitiv zu erlebenden Weltzusammenhang drinnen steht; „böse", wenn das nicht der Fall ist."

Mit einigem Bedenken gegen den Begriff der „Intuition" und des „Weltzusammenhangs" wird man geneigt sein, sich diese Stelle anzustreichen — obgleich die dionysischen Erkenntnisse Nietzsches hier nur ins Protestantische übersetzt worden sind.

Weiter (S. 241):

„Die . . . Ideale entspringen aus der moralischen Phantasie des Menschen. Sie sind s e i n e Intuitionen, ... er will sie, weil ihre Verwirklichung seine höchste Lust ist. Er hat es nicht nötig, sich von der Ethik erst verbieten zu lassen, daß er nach Lust strebe, um sich dann gebieten zu lassen, wonach er streben s o l l." „Er wird nach . . Idealen streben, wenn seine moralische Phantasie tätig genug ist, um ihm Intuitionen einzugeben, die seinem Wollen die Stärke verleihen, sich gegen die in seiner Organisation liegenden Widerstände, wozu auch notwendige Unlust gehört, durchzusetzen."

Prachtvoll! — Weiter (S. 208/9):

„Die Freiheit muß dem menschlichen Wollen zugesprochen werden, insofern dieses rein ideelle Intuitionen verwirklicht . . . Findet der Mensch, daß eine Handlung das Abbild einer solchen ideellen Intuition ist, so empfindet er sie als eine freie . . . Frei sein, heißt also, die dem Handeln zugrundeliegenden Vorstellungen (Beweggründe) durch die moralische Phantasie von sich aus bestimmen zu können."

Hm!

Ergebnis des Buches: Der Mensch ist nicht frei — aber er kann frei werden.

III.

Philosophische Spekulationen? Müßige Spekulationen?

Mir scheint nicht. Dennn welches ist die entscheidendste geistige Tatsache der Gegenwart? Daß der Glaube an die Möglichkeit freien Handelns zwar die Privatansicht einiger Millionen Menschen ist — aber im übrigen nicht die geringste Rolle spielt. Der F u r o r, den dieser Glaube einst auszulösen vermochte, ist entwichen. Die Wissenschaft hat ihn getötet — ein Ereignis von weit-

tragender Bedeutung. Denn damit schien jede Möglichkeit genommen, irgendeinen (geistigen) Hebel zu finden, um in Zukunft (geistige) Menschen zu irgendwelchen Taten zu bewegen. So schien es — wenigstens im ersten Augenblick; denn mittlerweile gibt es neue Kräfte, die beschworen werden können.

Wer daher die Frage nach der Freiheit oder Unfreiheit des Willens so stellt, daß er sagt: die Wissenschaft hat recht und unrecht; der Mensch ist unfrei — aber er kann frei werden. Ich selbst zeige ihm den Weg — der paralysiert durch diese Verschiebung des Problems noch einmal und im letzten Augenblick jene neuen Kräfte und rückerobert, soweit ihm der Apell gelingt, nicht nur mit dem uralten Bewußtseinsphänomen der „moralischen Freiheit", die alte Macht, den alten Furor — sondern auch die Gemeinschaft derer, deren moralische „Freiheits"-Bedürfnisse nach dem Auftreten Nietzsches als Äußerungen eines minderwertigen Typus verdächtig geworden waren!

Von hier aus muß man sich im Kreise umsehen.

Von hier aus ist es auch erst möglich, jene beiden Bücher zu verstehen, die wie die „Geheimwissenschaft im Umriß" und die „Erkenntnis höherer Welten" für den Außenstehenden in fast allen Fällen jene Optik herzugeben pflegen, unter der er den ganzen Fall der Anthroposophie betrachtet. Denn die „Philosophie der Freiheit" ließ die Frage offen: Wie man „frei" wird — und auf diese Frage gibt das zweite von diesen beiden Büchern Antwort.

IV.

Die exakte Frage, die sich Steiner in diesem Buche vorlegt, lautet: Wie kann ich einem Menschen zur „Freiheit" verhelfen, wenn ich als „freien Menschen" den definiert habe, der die Vorstellungen (Beweggründe) seines Handelns durch die moralische Phantasie selbst produziert? — Antwort: Dadurch, daß ich ihm zu dieser „moralischen Phantasie" verhelfe; denn verhelfe ich ihm zu mehr, so handelt er nicht mehr frei.

Wie aber verhelfe ich ihm zur „moralischen Phantasie?" — Einfache Frage: Genau so wie man einem Menschen zur physischen Kraft verhilft — durch Übungen. Also gibt er in diesem Buche eine ganze Leiter solcher geistigen Exerzitien und verspricht dem, der es mit ihnen ernst nimmt, Erfolg.

Ich habe mich diesen Übungen nicht unterworfen — denn ich zweifle gar nicht an dem Erfolg. Weil ich von dem Erfolge überzeugt bin — werde ich mich sogar hüten, es zu tun. Denn solche Übungen müssen, um zu wirken, in der Übung bestimmter Vorstellungen bestehen und folglich muß die Seele durch ständige Wiederholung so bewirkt werden, daß man im Sinne dieser Vorstellungen schließlich fühlt, denkt und handelt.

Notwendig! Denn Vorstellungen sind keine neutralen Dinge wie Turnreck oder Barren. Sie sind Geist — und müssen daher zu dem Geist zurückführen, aus dem sie stammen. Wer an Gott glaubt, dessen Übungen werden deshalb zu Gott führen, und wer an den Teufel glaubt, dessen Übungen werden zum Teufel führen. Der „Erfolg" beweist nicht das Geringste für den Wert des Geistes, aus dem sie kommen und zu dem sie führen.

Es ist wahr: „Durch einen von außen hinzugefügten Beweis" kann dieser Wert nicht „bewiesen" werden. Aber es ist auch falsch zu sagen: daß dieser Geist sich durch sich selbst beweist, da „der Weg . . . schon ein beweisender ist." Ach nein! Die Freude an dem „Blick", den man von einem Berge hat, beweist nur eine — vielleicht sehr großväterliche — Sehnsucht; und die Freude an der „Wärmeentwicklung" beweist nichts anderes — als daß man geht. Q u o vadis — heißt die Frage.

*

Es ist die ganze Lehre von den „Übungen", ein genialer Hokuspokus. Sie ist — an intellektueller Sauberkeit — das exakte Gegenteil zur Lehre Loyolas. Denn auch Loyola wußte, daß „unser innerster Grund weder der Verstand, noch die Vernunft ist, sondern die Bilder." Er wußte, „daß die sichtbaren Gestalten der Dinge, einmal in unser Gehirn gebracht, sich dort ordnen, wiederholen und mit unwillkürlichen Verwandtschaften und Zusammenhängen einprägen." Er wußte auch: „daß, wenn wir dann später handeln, wir dies in dem Sinne und durch den Antrieb der so erzeugten Kräfte tun und unser Wille ganz und gar wie eine sichtbare Pflanze aus den unsichtbaren Sämereien keimt, welche die innere Gärung ohne unsere Hilfe hat aufsprießen lassen." (Taine). Aber er hat im Gegensatz zu Steiner niemals behauptet, daß dieser Wille, trotz aller scheinbaren Freiheit, der individuelle Wille des „Erweckten" sei, der nun das tun kann, „was er liebt" — sondern er wollte ihm

die Liebe zu einem ganz bestimmten Objekt, der Kirche, geben. Er betrog nicht seine Schüler. Er wußte, daß der Schüler der Gesellschaft Jesu immer nur — im besten Falle — unbewußt aus später Nachwirkung seiner eigenen Autorität handeln kann, deren Geist er durch die Übungen zu seinem Geist gemacht hat.

V.

Wäre die „Geheimwissenschaft" nicht bereits geschrieben worden, man hätte prophezeien können, daß Steiner sie eines Tages schreiben würde. Denn dieser Mann ist viel zu klug (er ist der universalste Kopf der Gegenwart), um nicht jene Stelle zu untermauern, wo der Boden seiner Lehre am meisten schwankt.

Ich habe auf diese Stelle bereits den Fuß gesetzt. Es ist (bereits in der Formulierung der „Geheimwissenschaft") die Behauptung von dem „Wege, der sich selbst beweist" — ein Satz, dessen Voraussetzungen identisch sind mit jenem anderen: daß, wenn wir beide wirklich aus der Idee schöpfen . . ., wir uns nur in dem gleichen Streben, in demselben Intuitionen begegnen können." (Philosophie der Freiheit). Die Voraussetzung ist in beiden Fällen, daß es nur einen Weg, resp. eine Idee gibt.

Folge: Steiner muß die Einzigkeit seines Weges, seiner Idee, seines Geistes irgendwie demonstrieren — und er tut das durch eine Kosmologie, die auf Grund übersinnlicher Wahrnehmungen den Zustand der Welt vor einigen — Jahrbillionen bis zu einigen Jahrbillionen „im Umriß" gibt. Er notzüchtigt also — im Gegensatz zu Hegel (von dem er herkommt) — gleich das ganze Universum; und wie in der Geschichte Hegels die Weltentwicklung mit dem Jahre 1820 zirka gipfelt, so gipfelt sie bei Steiner — in der Erscheinung Christi.

Die Weltentwicklung gipfelt seit Jahrbillionen in der Erscheinung Christi. Sie ist das „bedeutendste Ereignis". Steiner und Blüher reichen sich hier die Hände.

Es ist gut, daß Steiner die „Geheimwissenschaft" geschrieben hat. Durch die ungeheure Projektion auf den Hintergrund von Jahrbillionen, zeigt sich hier selbst für den Blinden, was man bisher nicht fassen, sondern nur riechen konnte: Daß nämlich diese ganze „Anthroposophie" nichts anderes ist als ein ungeheurer Rettungsversuch der gnadenlos untergehenden Christus-Religion.

D i e s ist die tiefste Wurzel der Bewegung. Und von hieraus sieht man alle Wege bis zum Ziele laufen. Denn man kann in diesem Buche lesen: Daß der Genuß, den „das Ich erzeugt hat, ohne damit dem Geist zu dienen, nach dem Tode als Wunsch bleibt, der vergeblich nach Befriedigung dürstet." Und es wird mit aller Ausführlichkeit beschrieben, wie entsetzlich dieser Durst sei, den die „nicht ausgelöschten Begierden nach Genüssen der äußeren Welt hegen", da doch der Mensch bekanntlich nach dem Tode „keine Organe hat, um sie zu befriedigen."

Es ist die H ö l l e, die hier prophezeit wird, und selbst der Teufel (er heißt hier Ahriman) nebst Gefolgschaft ist wieder da. Die Hölle, das Jenseits („ein Band, das zwischen zwei Menschen gewoben ist, führt sie auch im neuen Leben wieder zusammen") die Gnade, die Erbsünde, die Schuld — alles ist wieder da! Und selbstverständlich auch die Verachtung des Leibes und der Griechen, die „im Erdenleben die Pflege des sinnlich-physischen Daseins zur Blüte gebracht haben" und sich damit „zu einem Schattendasein nach dem Tode verurteilten."

Es ist zum Speien!

VI.

Bleibt die Frage: Ob Steiner ein Schwindler ist. Ich glaube es — trotz allem — nicht. Denn der gleiche Fall ist in der Weltgeschichte vor nicht allzu langer Zeit erst dagewesen und hieß damals: Swedenborg. Die Fälle liegen sogar so identisch, daß auch Swedenborg zu seiner Zeit (er wurde 1688 geboren) der universalste Kopf gewesen ist und genau wie Steiner durch das Wissen, das man kontrollieren konnte, seinen Schülern den Glauben zu dem Wissen gab, das sich ihrer Nachprüfung entzog. Auch Swedenborg wurde damals als der „Messias" gefeiert, und es gibt sogar noch heute in Paris (und ich glaube auch noch an anderen Orten) Tempel, wo sich seine Gläubigen zu versammeln pflegen.

Also ist die Realität des Jenseits durch z w e i Zeugen bewiesen? Ach, nein! Sondern es handelt sich in beiden Fällen um ein „moralisches Sehen", d. h. um Gesichte oder Bilder, die durch ständige Vertiefung in bestimmte Vorstellungen als Gegenbilder dieser Vorstellungen sichtbar werden — und folglich nur für die Menschen Wahrheits-Charakter haben, für die dieselben Vorstellungen zentral gelagert sind!!

Und dies ist — nach den Übungen — der zweite Nagelkopf, auf den man nur zu schlagen braucht, um diesen ganzen Anthroposophen-Block zu sprengen. Denn für wen die Trinität: Gott, Schuld und Erlösung das Herz ist, aus dem jede Faser seines Körpers das Blut empfängt, für den muß selbstverständlich die Schilderung einer Welt, die mit Gott, Schuld und Erlösung alle Phänomene erklärt, die bisher rätselhaft geblieben sind (und vielleicht auch bleiben werden) die „offenbarte" Welt sein.

Es ist zum Lachen. Wie ein Bauer, der jahrhundertelang nach Fuß mißt, zwischen einer Lehre, die das Maß des Fußes noch an den Proportionen seiner Hinterbacken aufweist, und jeder anderen Lehre bedenkenlos wählen wird — so haben sich die letzten Christen für die Anthroposophie entschieden, weil hier die Welt geschildert wird, seufzend unter dem Fuß — des Teufels; — der „sinnlichen Begierde". Weil ein Rüssel herausschaut, während sie hineinsehen, glauben sie — die Welt sei ein Rüsseltier.

VII.

Ich war daher nicht überrascht, während des „Hochschulkursus" der „Anthroposophen", der vom 6. bis 11. März unter der „Mitwirkung" von Rudolf Steiner in Berlin abgehalten wurde, jene Menschen versammelt zu finden, deren Augen keinen Zweifel darüber lassen, welcher Begierden Erfüllung oder Beherrschung ihnen versagt blieb. Ich war auch nicht überrascht, neben ihnen die zu finden, bei denen seelische Entgleisungen notorisch sind. Also vor allem: Frauen Frauen Frauen; dann: junge Volksschullehrer, Theologen, Kaufleute, die ihren Beruf verfehlt haben, Postassistenten, Klavierstimmer und Fürstlichkeiten. Ferner: die körperlich Gezeichneten, Frauen mit zerschnittenen Gesichtern, Blinde, Männer mit Kehlkopffehlern, schwere Anämiker und Skrofulöse — wobei ich die Schar jener Kranken noch nicht einmal mitzähle, die mit Vollbart und Bubikragen herumlaufen, da sie überall zu finden sind, wo „Freiheit" gepredigt wird.

Die ganze „Nachhut des deutschen Idealismus" war in corpore vertreten.

VIII.

Es zeigte sich, daß sich der Wert jeder Lehre durch ihre S e l e k t i o n beweist.

CARL LUDWIG SCHLEICH APHORISMEN ÜBER DIE ARROGANZ

Aus dem letzten Buche, das Schleich vor einigen Monaten unter dem Titel „Ewige Alltäglichkeiten" im Ernst Rowohl-Verlag herausgegeben hat.

Arroganz ist schon peinlich bei höchstem Verdienst, sie wird unerträglich schrill ohne das Sordino einer Gegenleistung.

Sie ist geistiger Egoismus, ein phantastisches Auftrumpfen des Ichs beim Manne, ein krampfhaftes, bellendes Betonen von Überlegenheit. Wie die Frauen an einer maßlosen Überschätzung ihrer Reize, leiden solche Männer an einer snobistischen Überhebung. Diese Herren mit dem bei jeder Bewegung stolz zurückgeworfenen Kopf und dem hochmütig umschleierten, halb höhnenden Blick sprechen immer apodiktisch, auch wenn sie Flachheiten oder Erhabenheiten zitieren. Sie leiden an Monomania hypercritica. Sie verwechseln ihre Unduldsamkeitsinstinkte, ihre aggressive Grundstimmung mit Verstandesschärfe, ihre Triebe mit ihrer Intellektkraft. Sie wissen gar nicht, wie sehr sie gedacht werden von dem Mechanismus ihrer Nörgelsäfte und wie wenig sie selbständig denken.

Die nützlichen Denker mit großen Resultaten kann nur das Bewußtsein der Relativität und Doppelseitigkeit aller Bekenntnisse vor Arroganz retten. Nur Humor und der Mut zur Selbstverspottung und die Toleranz gegen alle, auf welche sie — ihnen wohlverständlich — komisch wirken, kann sie vor der Vergiftung ihrer schönsten Ideen mit Arroganz bewahren.

Die Arroganz ist die Dummheit der Gescheiten. Die Bescheidenheit ist die Klugheit der Dummen. Arroganz ist der Star des objektiven Blickes. Die Fähigkeit zur Objektivität mag dasein, die Arroganz schaltet sie aus. Schon ein kleiner Eitelkeitszusatz färbt den schönsten Stil wie ein Körnchen Anilin das klare Wasser in einer Kristallschale.

Putzsucht der Frauen und die Sucht der Geistreichen, apodiktische Formeln zu prägen, stehen auf demselben Schuldbrett. Beide wollen Naturgegebenheiten übertrumpfen. Sie versehen ihre Gaben, für welche sie kein Verdienst beanspruchen können, mit Ausrufungszeichen. Kein Mensch ist der Urheber seiner Schönheit oder seiner Geistigkeit.

Bei Arroganten fällt die Dankbarkeit unter die Stelzen des Hochmuts. Wirklich berechtigtes Selbstbewußtsein ist ruhig und launig, Arroganz ist immer gereizt und launisch.

Selbstbewußtsein ist Akkordmusik, Arroganz Koloratur.

Überlegenheit braucht Milde zur Würze, Arroganz versalzt und verpfeffert selbst Götterspeisen.

Man kann nur lehren, indem man sich tiefer stellt als die zu Belehrenden. Darum haben alle Weisheiten etwas so einschmeichelnd Volkstümliches; die schönsten Ideen müssen volksliedartig ausdrückbar sein. Alle Volkslieder haben an irgendeiner Stelle etwas offenbarungsartig Geniales, Zwingendes. Gemüts- und Geistesreichtum in schlichtester Form.

Alles Goethesche hat etwas mild Großes. Ein behagliches Schwimmen über unendlichen Tiefen. Im Spiegel seines ruhigen Selbstbewußtseins beginnt man selbst zu leuchten.

Strindberg sagte einmal: „Der Dichter muß beinahe alles wissen, aber man darf nie merken, daß er überhaupt etwas weiß. Es muß so aussehen, als habe er nur Ahnungen!" Goethe ist einer der größten Verschweiger und Verhüller seiner Worte. Er steht oben, aber man erfährt nicht, wie er zu dem geschilderten Panorama aufgestiegen ist. Er läßt dem Leser immer etwas zu ergänzen übrig, deshalb kommt man sich so klug vor, wenn man auch nur einige Seiten in ihm liest.

Die Wissenschaft ist arrogant, die Kunst bescheiden ihrem Wesen nach. Kunst rührt, Wissenschaft beleidigt immer ein wenig. Sie ist auch immer ein bißchen dogmatisch, reine Kunst ist religiös. Wissenschaft kettet ans Besondere, Kunst ans Allgemeine. Der Arrogante fühlt sich isoliert, der Bescheidene gebunden.

Bescheidenheit ist weise und wirkt tief, Arroganz blendet und hat nur Oberflächenglanz.

Es gibt arrogante Lyrik, sie ist sehr modern. Hebbel hat etwas von ihr, man vergleiche damit Moerikes behutsamen Gang: wie des Vogels Tritt im Schnee.

In Wagners Musik ist eine gute Dosis Anmaßung, die nur erträglich wird durch unerhörtes Können. Bei Mozart und Schubert ist kaum Bewußtsein ihrer Schönheit zu spüren. Man unterscheidet ja auch Salonschönheiten von Dorfschönheiten. Wagner sah sich oft im Spitzenschmuck im Spiegel, Beethoven sah sich im Wolkenspiel, Schubert im Bächlein. Bei Kant und Bach analysiert sich die ganze Natur zur höchsten Synthese. Sie waren weder arrogant noch bescheiden. Aber sie haben das Temperament zu beidem. Darum wirken sie beide absolut, unpersönlich.

LEO N. TOLSTOJ: LETZTER BRIEF AN SEINE TOCHTER.

Neun Tage vor seinem Tode auf der Flucht von zuhause geschrieben.

29. Oktober 1910, Optina Putinj.

. . . alles, was mich betrifft, wird Dir mein lieber Freund Sascha erzählen. Ich kann ein drückendes Gefühl nicht loswerden. Die Hauptsache bleibt, nicht zu sündigen.

Das, die Hauptsache, wünsche ich Dir vor allem anderen. Umsomehr, als ich weiß, daß Dir eine harte Aufgabe zufiel, die Deine Kräfte übersteigt. Ich habe keinen Beschluß gefaßt und will auch nichts beschließen. Ich bemühe mich, das zu tun, was ich tun muß, und das zu lassen, was ich nicht zu tun brauche.

Aus dem Briefe an Tschertkow wirst Du ersehen, daß ich nicht bin, was ich zu sein scheine, und daß mein Gefühl nicht starb. Große Hoffnung setze ich auf den guten Einfluß Tanjas und Serjoschas. (Tolstois Kinder.)

Vor allem müßten sie verstehen und sich bemühen, ihr (der Gräfin Sophie Andrejewna) nahezulegen, daß mir mit diesem Belauern, Belauschen, mit den ewigen Vorwürfen und den launenhaften Verfügungen über mich, mit der ewigen Kontrolle und dem ungezügelten Haß gegen den mir nächststehenden und unentbehrlichen Menschen (W. G. Tschertkow), mit diesem offenen Haß gegen mich und der erkünstelten Liebe, — das mir ein solches Leben zuwider, ja geradezu unmöglich ist, und, wenn jemand Grund hat, ins Wasser zu gehen, nicht sie, sondern ich ihn habe, daß ich nur Eines wünsche, frei zu werden von ihr, von dieser Lüge, Verstellung und Bosheit, wovon ihr ganzes Wesen durchdrungen ist.

Das allerdings können sie ihr nicht beibringen, wohl aber vermögen sie ihr nahezulegen, daß ihre ganze Handlungsweise mir gegenüber nicht bloß jeder Äußerung von Liebe bar ist, sondern gewissermaßen das klare Ziel hat, mich zu töten, was ihr auch gelingen wird, da ich hoffe, daß ich beim dritten Anfall, der mir droht, nicht nur sie, sondern auch mich aus der schrecklichen Lage befreien werde, in der wir lebten und in die ich nicht zurückkehren will.

Du siehst, meine Liebe, wie schlecht ich bin. Ich mache vor Dir kein Hehl. Dich rufe ich noch nicht, doch werde ich es tun, sobald es nur möglich sein wird, und das ehestens. Schreibe, wie es um Deine Gesundheit steht. Es küßt Dich

L. Tolstoj.

Für den Entschluß eines mittlerweile emeritierten deutschen Staatsmannes, den angetragenen Posten des höchsten Reichsbeamten zu übernehmen, ist, wie er öffentlich mitgeteilt hat, ein Bibelspruch bestimmend geworden, den er an dem kritischen Tage in seinem Kalender las. Dieses Bekenntnis hat einigen Tagespolitikern heitere Überlegenheitsgefühle verschafft, und auch wohlwollende Beurteiler, wie der Herausgeber dieser Zeitschrift, haben ein Lächeln nicht unterdrücken können. Es sei mir hierzu eine kleine Anmerkung erlaubt.

Als Petrarca dereinst unter Gefahren einen Berg erstieg und, zum Gipfel gelangt, das mitgeführte Bekenntnisbuch des heiligen Augustinus aufschlug, fiel sein erster Blick auf die folgende Stelle: „Und da gehen die Menschen hin und bewundern hohe Berge und weite Meeresfluten und mächtig daherrauschende Ströme und den Ozean und den Lauf der Gestirne, vergessen sich aber selbst darob.“ Ihn hatte zuvor der beglückende Gipfelrausch gepackt, den jeder Bergsteiger kennt. Die Worte des Kirchenvaters machten ihn schweigsam und traurig.

Wir sehen hier den Menschen einer vergangenen Zeit, und wir bemerken, daß seine Handlungen im Letzten und Entscheidenden von anderen Gesetzen als den unmittelbaren des Triebes oder des Zweckes bestimmt werden. Ein Buch, von vielen Jahrhunderten aufbewahrt, begleitet ihn wie ein lebendiger Mentor, und ein einziger Satz daraus hat Macht genug, ihm Sinn und Wert eines lange vorbereiteten und mühsam durchgeführten Unternehmens in Frage zu stellen. Die Vergangenheit des Geistes ist ihm nicht Vergangenheit; der überkommene Bestand an Erkenntnissen und Postulaten nicht nur ein Anlaß zu antiquarischer Erbauung, die in Feiertagspausen geübt wird und dem Werktage keine Verpflichtung noch Folge hinterläßt. Einer meint es noch ernst, noch „wirklich“ mit sich und den Dingen, und was wäre ihm Augustinus oder Vergil, wenn sie nicht wirklich wären, so wirklich, daß sich das Tun der nächsten Stunde nach ihnen entscheiden könnte. Von diesem Menschen ließe sich sagen, er habe Religion. Denn Religion ist nur da, wo eine Idee lebendig und substanziell geglaubt wird.

Petrarca starb 1374. Was den Menschen betrifft, der im heutigen Europa lebt, so scheint es ihm nicht mehr erlaubt, sich für eine Handlung oder Unterlassung auf Augustinus zu berufen.

Rechenschaft ablegen, heißt der Gegenwart nichts anderes mehr als einleuchtende Gründe vortragen, die dem jeweiligen Zusammenhang unmittelbar entnommen sind. Sage: Ich tat es, weil ich mir Nutzen davon versprach. Sage: Ich unterließ es, weil ich an meine Familie dachte; weil ich meinen Kräften mißtraute; das Risiko nicht zu tragen vermochte. Sage meinethalben auch: Weil ich Lust oder keine dazu verspürte. Alles dies wird entgegengenommen. Aber komm nicht mit Gründen wie dem, du habest bei Jesaja gelesen, daß alles eitel sei, oder von Mark Aurel den Rat empfangen, deine innere Freiheit zu bewahren. Hier handelt sich's um „das Leben". Wir scheiden da streng, wir sind nicht für Vermengungen zu haben. Glaube an Gott und das Gute, soviel du willst, — wir konzedieren dir gern eine „Weltanschauung": aber trage sie, bitte, peinlich versiegelt in einer entbehrlichen Seitentasche, und hüte dich, sie in Gebrauch zu nehmen, es sei denn für Vorträge oder Tischunterhaltungen.

Religio depopulata lautet das seltsame Wort, das vor Jahrhunderten ein Mönch dem Pontifikate des jüngst verstorbenen Papstes geweissagt haben soll. Die entvölkerte — besser: die entvolkte Religion. Der Glaube dem Volke, das Volk dem Glauben entzogen. Gott und Lebendiges furchtbar voneinander geschieden, das Göttliche ohne Wirksamkeit, das Wirkende ohne Gott, und jedes ohne das andere tot. Hin und wieder legt ein Mensch in der Kirche die Hände zusammen, oder er beugt sich nächtens über ein Buch. Aber in den Augen, die er am Tage trägt, gleicht kein Blick mehr dem Blick jener Nacht, und seine tätigen Hände haben mit den gefalteten keine Verwandtschaft. Eine heillose Isolation ist eingetreten, die nur ein mechanisches Weiterleben noch möglich macht. so wie sich der Rumpf eines Huhnes, dem man den Kopf nahm, noch eine Weile weiterbewegt. Religio depopulata: Die Religion ihrer Zeugungskraft beraubt, von allen Lebensadern abgeschnitten, — eine geduldete Parenthese, ein nutz- und schadloses Präparat in sterilisierter Luftschicht.

Über die staatsmännischen Qualitäten des Dr. Georg Michaelis habe ich nicht zu urteilen. Aber das Gelächter, das er fand, als er einem Mahnwort des großen Buches einen unmittelbaren Einfluß auf seine Entscheidungen einräumte, darf uns vielleicht daran erinnern, daß das Leben der Gegenwart eine Fiktion ist und nicht viel mehr als ein atmender Tod.

Es sind ungefähr fünfzehn Jahre her, da ersuchte mich ein Gymnasiastenklub in Wien, ich möge bei Ihnen sprechen. Es war die Auslese der reiferen Schüler, die Gesichter der jungen Leute glühten vor innerem Ernst, man fühlte sich verantwortlich für jedes Wort, das man in so lautere Seelen wirft. Unter diesen Knaben war Berthold Viertel. Nach einiger Zeit las ich seine ersten Gedichte. Verse an die schlafende Schwester. Zum zweiten Mal hatte ich den Eindruck höchster Lauterkeit und innerer Unversehrtheit.

Dann schuf ich die Volksbühne in Wien und nahm mir den jungen Berthold Viertel mit. An jungen Schauspielern hatte ich damals ausgewählt: Ernst Deutsch, Auguste Pünkösdy, Rudolf Forster, Emilia Unda, Jürgen Fehling, Maria Mayer, Karl Götz den Älteren, Lindner, der jetzt die Säule des Dresdener Staatstheaters ist, und einen jungen, etwas penetranten Anfänger: Fritz Kortner. Ich glaube nicht, daß irgendwo sonst ein so reich besetztes Theater der Hoffnungen entstanden ist. Wäre ich damals nicht krank geworden und Wien-überdrüssig, so hätte mich die Vereinsdemokratie der Volksbühnenorganisation nicht mürbe gemacht. Dem Halbgesunden setzte ein „Ausschuß" zu und vor Vereinsherrschaft floh ich.

Damals ging Berthold Viertel noch etwas traumverloren durch die Theaterwelt. Seine Lauterkeit war ihm geblieben, sein inbrünstiger Ernst war unerschütterlich, er konnte nicht frivol und nicht zweideutig werden.

Seine ersten Inszenierungen sah ich in Dresden. Immer waren seine Arbeiten sehr geistig, doch schien er eine Zeitlang am Fehler der jüdischen Künstler zu leiden, es fehlte ihm die Phantasie im Räumlichen, das plastische Bild, die sinnliche Vision. Gerade in diesem Betracht wurde ihm die Dresdener Bühne, mit ihrem idealen Bühnenapparat, eine ausgezeichnete Schule. Meister Linnebach ist ein Erzieher zum Licht, und im übrigen wird ein im Grunde geistiger Mensch in den dreißiger Jahren immer sinnlich freier. Bei der Inszenierung von Heimanns „Armand Carell" sah ich, daß Viertels Geist Augen bekommen hatte. Es war ihm gelungen, nicht nur die Gespräche, sondern auch die Räume seelisch zu beleben, zu erwärmen. Der Schreibtisch, an dem Carell saß, in rotbraunes Abendlicht getaucht, war das Zentrum einer Welt.

Nun hat Holländer den geistigsten Regisseur des Deutschen Theaters eingefangen. Ich sah Viertels „Judith" und fand alle Vorzüge seines Wesens drin: Herausarbeitung des innerlichen Vorganges, Zurückdämmung des äußerlichen Bildes. Bei Reinhardt waren die Volksszenen der Juden Höhepunkt der Aufführung — das Drama hätte folgerichtig heißen müssen: Judas Befreiung —, bei Viertel ist die Judith-Tragödie im Zentrum geblieben, die Volksszenen waren bewußt in den Hintergrund gedrängt. Die Tragödie begann still und sie wurde immer wieder zur Stille geführt. Auch die Gewalttätigkeit des Holofernes ist ja keine laute, sondern eine geistige. Holofernes schreit nie, weil ja schon sein Gedanke tötet. Er stürzt sich nicht über Judith, denn sie ist verloren, wenn er ihre Hand anfaßt. Diese Ökonomie im Ausdruck ermöglichte die höchsten Steigerungen. Und sie war das einzige Mittel, die Konturen der Tragödie rein darzustellen.

Viertel gewinnt die Schauspieler, weil er der Sachwalter des Dichters bleibt. (Im Gegensatz zu den Regisseuren, die den Dichter als Turngerät für ihr bißchen theatralischen Treppenwitz anschauen.) Er hat die Straub zu einer Leistung getrieben, die unvergleichlich war. Die Gefahr der Straub liegt in den Extremen, ihre Milde wird leicht süßlich, ihr dämonisches Wesen gerät leicht ins Kreischen. Die gedankliche Stille, die Viertels Element ist, gab auch der Straub eine seltene Ökonomie und damit eine Steigerung vom Leise-Monologischen zum Medusenhaften, zum tragischen Antlitz, das vor sich selbst zurückschreckt; absteigend gab sie wieder die Stille nach der Tat, die Erschöpfung des Menschen, der seine Mission hinter sich hat. Nie war die Straub so konzentriert, nie war ihr dämonisches Wesen beherrschter, nie ist mit ihrer leicht gefährdeten Stimme haushälterischer verfahren worden! Nie war sie schöner, nie glühender, nie stiller! Ihr Genie ward dem Hebbelschen Genie gehorsam und solches Dienen bereichert.

Im Herbst kommt Berthold Viertel ganz nach Berlin. Holländers Verbrauch an Regisseuren ist nicht gering. Er hat Ludwig Berger nicht zu halten vermocht, Karlheinz Martin ist, tief verdrossen, von ihm gegangen. Wird er Viertel halten können? Dann darf er diesen leidenschaftlichen, lauteren, um den Erfolg nicht bekümmerten Arbeiter nicht im wilden Tempo abnutzen. Darf ihn vor allem nicht im Zirkus allein abrackern lassen. Darf ihn nicht in Hetzarbeit treiben. Muß dafür sorgen, daß die Schauspieler in Glut bleiben.

Ein geistiger Regisseur — das Berliner Theater kann ihn brauchen. Man lege einmal dem letzten Faust-Regisseur, Herrn Barnowsky, die Aufgabe vor, zehn Sätze eigenen Faust-Erlebens niederzuschreiben oder zu sagen, er wird — selbst mit Gregoris Hilfe — über ein Stammeln nicht hinauskommen. Man verlange vom Treppen-Jessner einige selbständig erlebte Sätze über Hebbel und die Tragik des Judenmädchens, das mönchisch werden muß, weil sie eine Nacht einen geliebten Feind im Schoß gefühlt hat — er wird in bitterste Verlegenheit geraten. Hier ist endlich ein Regisseur, der in der höchsten Atmosphäre der Dichtung heimisch ist, ein demütiger Arbeiter, der sein Werk, nicht sich, inszenieren will.

FRANZ HESSEL. DIE RADLAMPE

Lieber Eduard!

Es ist nun höchste Zeit, daß Du es erfährst. Wie oft wollte ich es Dir sagen und konnte nicht. Du mußt es wissen. Ich will Dir's schreiben. Es ist vielleicht gemein, daß ich erst jetzt spreche. Aber Du selbst bist schuld, daß ich es bisher nicht konnte.

Als wir uns zum erstenmal sahen auf dem Sommerfest vor drei Jahren, sagtest Du, ich sähe einem flachshaarigen Kinde ähnlich, das unter Deinem Fenster mit seinen Gespielen immer Ringelreihen tanzte. Dieses Kind, das ich nie gesehen habe, hat mir Gewalt angetan. Seit Du mich ansiehst, bin ich so „rührend“, so „töricht“. Das Kind ist nun in mir. Ich selbst? — Nein, glaube nicht, daß ich Dir Komödie vorgespielt habe. Ich konnte nicht anders, es war mir ganz natürlich. Verstehst Du das?

Du bist edel, ich liebe Dich, ich werde Dir immer für alles dankbar sein, auch wenn Du mich jetzt vielleicht verläßt. Du hast mich geschont wie ein krankes Tier. Du hast nie meine Schwäche ausgenutzt und bist doch ein Mann. Aus all dem Zufall von Worten, Kleidern, Mienen, Frisuren, Gedanken, Gebärden, aus all meinem Gestern und Heute hast Du ein Ding gemacht. Und das — bin ich. Bevor ich so war, gab es mich gar nicht. Vielleicht habe ich vorher nur in Deinem eigensinnigen Schädel gesessen.

Du, kein Verführer kann so Gewalt antun, wie Du Tugendhafter. Keine Mutter kann so über ihr Kind wachen. Und ich liebe Dich für diese Gewalt, aber — ach Liebster, ich darf Dir keinen Vorwurf machen. Es gibt nichts Köstlicheres im Himmel und auf Erden als Deinen Handkuß. Aber nun kommt das, was vielleicht nur Zufall war; und mir ist so furchtbar bange, daß Du es nicht verstehst. Und verstehst Du's nicht, dann ist alles aus, dann muß ich fortgehen von Dir.

Zufall vielleicht — oder doch was anderes. Du hast mir von den keuschen Frauen der Stadt Babylon erzählt, die einmal im Tempel der Göttin sich preisgeben mußten dem, der irgend woher kam. An diesen Tempel habe ich oft gedacht. Vergib mir, Liebster. — Nun muß ich erzählen.

Es war im zweiten Jahr unserer Bekanntschaft, am Fastnachtdienstag, Du trugst eine blaugraue Mönchskutte, in der alle Deine Bewegungen lang und gelassen waren. Aber bald wurdest Du nervös, hastig, Deine Hand tat mir weh, Dein Kuß machte meine Lippen bluten. Du hast später einmal von dieser Nacht gesprochen und gesagt, ich wäre damals anders gewesen als sonst, böser, verführerischer.

Ich trug ein grünseidenes Sommerkleid, ein Erbstück aus dem Schrank der Großmutter. Du meintest, es wäre die altertümliche Farbe, die so seltsam wirkte zu meinem Hals und Haar. „Du bist so fern und viel zu nah“, sagtest Du. Das Kleid war übrigens für Krinoline gearbeitet und machte mir Hüften. Mir war etwas ängstlich zu Mut in dieser Seide, die meine natürliche Gestalt veränderte. Alle Blicke, die meine Taille streiften, taten mir weh.

Um Mitternacht wolltest du fort vom Fest. Du batest mich, Dich nicht allein zu lassen. Wir fuhren zu Dir. Du gabst mir Dein Schlafzimmer, und als ich im Bett lag, kamst Du herein und setztest Dich zu mir, um mich in Schlaf zu schwätzen, was Du so gut kannst. Aber Du warst nicht ruhig wie sonst. Deine Blicke waren voll Fieber. Dann knietest du, und legtest Deinen Kopf in meinen Schoß. Deine Schultern zuckten vor Schmerz. Du tatest mir leid, wie ein Kind der Mutter leid tut. Ich streichelte Dein Haar. Aber da richtetest Du Dich auf, sahst mir ins Auge und fragtest: „Olga, hast Du nicht einmal zu mir gesagt: Dir kann man ganz vertrauen? Ist das noch wahr? Kann man mir noch ganz vertrauen?“ Ich zog Dich in

meine Arme und küßte Deine Stirn — und dann gingst Du ins Wohnzimmer hinüber.

Die Kerze brannte noch und gab so liebes Licht. Das grüne Kleid lag auf dem Stuhl in grotesken Falten. Wie lauter Hüften waren die Falten. Ich konnte nicht schlafen. — Leise stand ich auf. Ich mochte Dich nicht wecken, Du armer Lieber — nein, mir war bange vor Deinem Erwachen, ich wollte davon und ich hatte ein schlechtes Gewissen. Daß er nur nicht erwacht, dachte ich, zog lautlos das Kleid an und schlich fort.

Ich bin ja oft in der Nacht allein nach Hause gegangen. Mein Gott, in München braucht man sich nicht zu fürchten. In dieser Nacht fürchtete ich mich und wollte erst den kürzeren Weg übers Feld vermeiden und lieber in den Straßen bleiben. Aber dann schämte ich mich meiner Furcht und ging mir selbst zum Trotz auf die Wiese.

Mit einmal tat was Grelles meinen Augen weh: Es war das Azetylenlicht einer Blendlaterne. Unheimlich langsam kam es näher, den Fußpfad herauf. Ich verließ den Weg und ging über Gras und Geröll, um dem, der da kam, nicht gerade vor's Rad zu laufen. Mit einmal stand er vor mir. Die Lampe blendete mich. Ich konnte nicht von der Stelle.

„Wohin?" fragte er, dessen Gesicht ich nicht sehen konnte. „Ich muß aufs Fest zurück", sagte ich hastig. Warum ich das sagte, weiß ich nicht.

Er lachte schrecklich: „Unsinn, es ist Aschermittwoch. Du kannst wohl nicht schlafen?"

Woher wußte er das?

Er faßte mit der Linken nach meinem Handgelenk. Mit der Rechten dreht er das Rad so, daß das Licht mich grell bestrahlte. Mein Mantel klaffte: Er sah mein Festkleid. „Verrückte Mode", sagte er. Die Trivialität seiner Sprache machte mich schwach. „Komm," sagte er, „wir gehen aufs Fest."

Nun war ich an seiner Seite, sah sein knochiges unangenehmes Profil mit der niedrigen Stirn, den kleinen tiefliegenden Augen. Nur seine Nase war edel. Und da, wo sie in der Stirn wurzelte, war viel Gewalt.

„Lassen Sie mich los," rief ich, „ich werde um Hilfe schrei'n."

„Warum?" fragte er und faßte mein Gelenk fester.

Ich schluchzte. Die Stimme versagte mir wie in einem Traum.

Liebster, ich weiß nicht, wie das kam: Ich lief an seiner Hand wie ein Kind, das man mitzieht. Er stieg eine Treppe hinauf in einem Haus, das Rad links und mich rechts. Er stieß eine Tür mit dem Fuß auf, nahm die Lampe vom Rad und stellte sie auf den Schemel. Auf einer Matratze am Boden lag ich. Die Laterne stach mir in die Augen, in die Brust. „Das Licht tut so weh. Hast du keine Kerze?" — „Nein, mach doch die Augen zu." —

Ein furchtbarer Gasgeruch drang auf mich ein. Mir war als strömte mein Leben aus, aus einem Gashahn, den eine dumme Magd in der Küche aufgelassen hat.

Und dann stand er auf, ging an sein Rad und pumpte den Reifen auf. Die Tränen stürzten mir aus den Augen. Ich konnte mich nicht regen. Da drehte er sich um und machte ein gutmütiges Gesicht, eine Grimasse von Mitleid. Das gab mir Kraft. Ich stand auf, ich lief, ich war im Freien. —

Ich jagte durch die Nacht zu Dir zurück. Sacht schlich ich ins Schlafzimmer und warf die Kleider ab. Die Kerze brannte noch. Die Tür war angelehnt. Ich öffnete und kam im Hemd an Dein Lager. Du, ich hatte einen sehr schlimmen Gedanken. Aber da lagst Du so still, so gut. Ich hätte Deine Füße küssen mögen, baden mit meinen Tränen, mit meinen Haaren trocknen. Ach, ich bin schlecht, Du Unschuldiger. Aber was sollte ich tun?

Ich lag still im Bett und überlegte, wie ich Dir morgen alles erzählen wollte. Als die Sonne aufging, kamst Du herein, Du warst frisch und schön im Morgen. Du nahmst meine Hand, küßtest sie und sagtest: „Olga, verzeih mir das von gestern. Vertrau mir wieder ganz." — Du hast Dich gewundert damals, daß ich so wild weinen mußte. Verstehst Du, daß ich Dir nichts sagen konnte?

Du bist so gut, Du weißt für alles, was mit mir geschieht, nachher immer eine Erklärung. Am Ende sagst Du nun, ich hätte nicht gewußt, was ich tat. Mir wäre einfach Gewalt geschehen. — Eduard, wenn ich Dir nun noch eins sage, kannst Du mich dann noch lieben? Wenn er, der andere, auf der Wiese meinen Arm wieder losgelassen hätte, ach Gott, ich wäre ihm nachgelaufen, glaub' ich, wie das Kalb zur Schlachtbank. Verstehst Du das, Lieber? Kannst Du mich noch lieben?

Olga.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Märzwoche.

Über die Lohnverhältnisse in Deutschland herrscht beim Publikum neuestens wieder verstärktes Mißverständnis, insofern nämlich der Eindruck besteht, die Löhne hätten jetzt durchschnittlich mindestens den Stand erreicht, der der Kaufkraftentwertung der Mark vor dem neuen großen Sturz entspräche. Dieser Eindruck wird gefestigt durch Methoden wie derjenigen einer großen und einflußreichen Unternehmerzeitung, die soeben begonnen hat, jede ihrer Ausgaben mit der fettgedruckten Devise zu eröffnen: „Die Forderung des Tages: Keine Lohnerhöhung ohne Mehrleistung!“ In Wirklichkeit bleiben die tarifmäßigen Löhne (die selten überschritten werden) auch heute noch ganz erheblich hinter der Teuerung zurück, wie aus folgender Aufstellung gegenwärtig in Berlin gültiger Sätze hervorgehen mag:

	Wochenlohn eines Ledigen			Wochenlohn eines Verheirateten mit 2 Kindern		
	1914	heute	Steig. aufs	1914	heute	Steig. aufs
Gelernt. Metallarbeiter	42,44	495,23	11,67 fach	42,44	634,73	14,96 fach
Angelernt. Metallarbeit.	39,96	469,65	11,75 „	39,96	609,15	15,24 „
Ungelernt. Metallarbeit	30,62	455,70	14,88 „	30,62	595,20	19,44 „
Gelernter Buchdrucker	34,38	591,—	17,19 „	34,38	613,—	17,83 „

Die Tabelle ist auch sonst interessant, weil sie sowohl die Wirkung der erst nach dem Kriege allgemein eingeführten Familienzuschläge als auch die relativ stärkere Einkommenssteigerung der Ungelernten und Angelernten verdeutlicht, — welche letztere aber nicht besonderer Sympathie, sondern einfach der Tatsache zuzuschreiben ist, daß auch die gelernten Kategorien sich schon ganz in der Nähe des Existenzminimums bewegen. Vor allem aber wird ersichtlich, daß, außer in Ausnahmefällen, von einer den gesunkenen Geldwert schon ausgleichenden Entlohnung auch heute noch durchaus nicht die Rede sein kann. Selbst dann nicht, wenn man die Wocheneinkommen auf Stundenlohn zurückrechnet, und dann, infolge der mittlerweile eingetretenen Arbeitszeitverkürzung, zu etwas höheren Steigerungsgraden gelangt.

Der Vorschlag Sir Robert Horne's, einen Teil der englischen Schuldforderungen Frankreich gegenüber zu annullieren, falls Frankreich seinerseits sich bereit erkläre, einen gleich hohen Nachlaß für Deutschland zu bewilligen, lenkt die Aufmerksamkeit auf den Stand der Alliiertenverschuldung an England überhaupt. Sie belief sich anfangs 1922, einer Regierungsmitteilung im Unterhause zufolge, auf insgesamt 1,7 Milliarden Pfund, oder, zum gegenwärtigen Kurs in Dollar umgerechnet, 7,65 Milliarden Dollar = 32,13 Milliarden Goldmark. Diese Summe ist aber nicht kleiner, als sie zurzeit des Waffenstillstandes war, sondern größer. Fortgesetzt mußten auch nach dem Kriege noch neue Kredite gewährt werden, und wenn gar Zinsen aufgerechnet würden, — was in obiger Zusammenstellung nicht geschah, — so würde sich die Zahl noch wesentlich erhöhen. Im einzelnen verteilen sich Englands Forderungen wie folgt:

	Schuld Anfang 1922	Schuld November 1918
Frankreich	572,5 Millionen Pfund	425,7 Millionen Pfund
Rußland	567,9 " "	567,9 " "
Italien	502,1 " "	355,1 " "
Belgien (einschl. Kongoanleihe)	12,6 " "	2,3 " "
Rumänien	22,1 " "	14,7 " "
Griechenland	7,7 " "	0,5 " "
Portugal	18,5 " "	8,9 " "
	1703,4 Millionen Pfund	1375,1 Millionen Pfund

Man sieht, daß diese große, ständig anwachsende und im Laufe der nächsten Jahre oder gar Jahrzehnte großenteils kaum verzinsbare, geschweige amortisierbare Kreditsumme ein fast ebenso bedeutungsvolles Finanzproblem darstellt wie jene europäische Gesamtverschuldung an Amerika, die sich auf etwa 9,8 Milliarden Dollar beläuft und an der England seinerseits mit 4,17 Milliarden Dollar beteiligt ist. Daß England den ersten Schritt zu einer Bereinigung all dieser toten Konten unternommen hat, ist umsomehr anzuerkennen, als England bisher das einzige Land war, das seinen eigenen Schuldverpflichtungen in nennenswertem Umfang wirklich nachgekommen ist.

Der Hauptausschuß des Reichstages, sparsam, wie er seit einiger Zeit in allen Kleinigkeiten ist, hat am 20. März 1922 die halbe Million Mark, die für die Bedürfnisse der Sozialisierungskommission ausgeworfen war, gestrichen und die Tätigkeit der Kommission damit beendet. Das Datum sollte in der Erinnerung festgehalten werden, denn an diesem Tage ist offiziell zum Ausdruck gebracht worden, daß es eine ernst zu nehmende Sozialisierungsbewegung in Deutschland gegenwärtig nicht mehr gibt. Die Sozialisierungskommission, die mit der wissenschaftlichen Durchforschung aller mit dem Gemeinwirtschaftsgedanken zusammenhängenden Fragen betraut worden ist, war als ein Auspuffventil der Sozialisierungsbewegung gedacht. Ihre Tätigkeit „diente der politischen Entspannung", wie der Staatssekretär Hirsch es offen ausdrückte. Sie sollte nicht sozialisieren, aber sie sollte, solange das Problem kritisch war, den Anschein erwecken, daß vielleicht einmal sozialisiert werden könnte. Schon dadurch hat sie sich viel Haß bei Leuten zugezogen, die nicht verstanden, daß ihre Interessen auf diese Weise keineswegs verletzt, sondern im Gegenteil sogar geschützt wurden. Aber auch dieser Schutz ist heute nicht mehr notwendig, das Problem ist seit langem nicht mehr kritisch, es bedarf keines Auspuffventiles mehr. Und mit dem Mantel fällt auch der Herzog mit dem tatsächlichen Ende der Sozialisierungsbewegung endet auch die Sozialisierungskommission. Es ist, nehmt alles nur in allem, der Grabgesang der wirtschaftlichen Revolution.

MORITZ ELSAS

ZWECK UND WESEN DER INDEXZIFFERN

Wir haben den bekannten Indexstatistiker, von dessen Veröffentlichungen die beste europäische Zeitung, der „Manchester Guardian", kürzlich schrieb, daß sie die besten Deutschlands seien, zu diesem Beitrag aufgefordert, um manche Unklarheit beseitigen zu helfen.

Immer war es die Not, die den Völkern neue Wege in Technik und Wissenschaft wies. Das Lohnproblem z. B., das zwar immer die Köpfe beschäftigt hat, ist während der Nachkriegszeit im Zusammenhang mit der Währungskalamität in ein so akutes Stadium getreten, daß es dringend notwendig wurde, einen Gradmesser zu konstruieren, mit dessen Hilfe man imstande sein könnte, den Fiebergrad des kranken Wirtschaftskörpers zu bestimmen. Mit einem solchen Maßstab, den wir „Index" — auf

deutsch Ansager — nennen, ist es uns möglich, zugleich mit der Feststellung der Teuerung die inländische Warenkaufkraft, also den Realwert des Geldes, kurz: den inneren Geldwert auszudrücken. Denn die innere Kaufkraft des Geldes liegt ja oft weit über der äußeren.

Wir wollen uns den Fortschritt, der mit den Indexziffern in das Wirtschaftsleben getragen worden ist, nicht durch den Einwand verleiden lassen, daß die Methoden, die zur Gewinnung dieser Maßstäbe angewandt werden, nicht immer einwandsfrei sind. Das wird die Zeit und die Erfahrung heilen. Es genügt, daß zur Bestimmung wichtiger Wirtschaftsvorgänge, von denen das Wohl und Wehe vieler Millionen abhängt, an Stelle des Gefühls ein verhältnismäßig gut funktionierendes Kriterium getreten ist. Daß irgendeine Indexziffer ein absolut exakter Maßstab sei oder es je werden wird, darf man wohl als ausgeschlossen betrachten. Aber, um ein Gleichnis zu gebrauchen, wir ziehen es doch wohl vor, einen Meterstab auch dann zu benutzen, wenn er, etwa infolge von Witterungseinflüssen, vom Normalstab ein wenig abweicht, als dem Gefühl des Verkäufers zu vertrauen! Daß Indexziffern, die in angelsächsischen Ländern schon wesentlich früher aufgestellt wurden, bei uns erst so spät Eingang gefunden haben, erklärt sich zum Teil daraus, daß es sich hier um ein Grenzgebiet der Statistik handelt, in das außer Volkswirtschaft auch Mathematik und Ernährungsphysiologie hineinspielt.

Vor dem Kriege gab es nur die Calwersche Meßziffer über die Lebensmittel, eine außerordentlich gute und verdienstvolle Arbeit.

Sie erstreckt sich aber nur auf die Nahrungsmittel und drückt daher nur den Geldwert in bezug auf diese eine, wenn auch wichtigste Kategorie der Lebensbedürfnisse aus. Da sich im Kriege und in der Nachkriegszeit infolge der Höchst- und Richtpreise aber gerade für Nahrungsmittel kein freier Preis entwickeln konnte, durfte man den Geldwert in bezug auf die Nahrungsmittel noch weniger als Ausdruck des inneren Geldwerts schlechthin betrachten als schon früher. Es war daher, um die Kaufkraft des Geldes für die Gesamtlebenshaltung zu berechnen, notwendig, eine Ziffer aufzustellen, die sich auf die Gesamtheit aller wichtigen Lebensbedürfnisse bezog.

Da diese verschiedenen Bedürfnisse von nicht gleicher Bedeutung sind, war es ferner notwendig, für jede einzelne Gruppe entsprechend ihrer Wichtigkeit eine sogenannte Gewichtsziffer zu

bestimmen, durch die sämtliche Gruppen in das richtige Verhältnis zueinander gesetzt wurden. Ist dies geschehen, so bezeichnet man die für einen gewissen Ausgangspunkt festgestellten Lebenskosten eines Individuums, oder — meist — einer Haushaltung, mit 100, um von hier aus die prozentuale Zu- und Abnahme der Ziffer an jedem beliebigen anderen Zeitpunkt feststellen zu können.*)

Über die Methode der Berechnung herrscht allerdings noch keine allgemeine Übereinstimmung.

Vor allem ist es noch strittig, ob die Lebensweise der Vorkriegs- oder der Nachkriegszeit als Basis dienen soll. In der Regel wird man sich ja für den Vorkriegsstandard entscheiden. Doch wird von den besten Kennern des Indexwesens (es sei nur Bowley, London, genannt) verlangt, daß Waren, die wegen ihres unerschwinglichen Preises heute kaum mehr gekauft werden, die im Laufe der Zeit vielmehr durch andere, fast gleich befriedigende verdrängt wurden, auch bei der Aufstellung von Indexziffern entsprechend substituiert werden sollen. Diese Frage, in die auch politische Gesichtspunkte hineingetragen wurden, ist aber immer noch nicht ganz geklärt.

Auch die Frage der Kalorien, der Wärmeeinheiten, deren der Mensch täglich bedarf, ist noch im Fluß, obwohl man im allgemeinen annimmt, daß 3000 Kalorien täglich für den Erwachsenen ausreichen. Ferner schwankt bei den verschiedenen Indexziffern die Zusammensetzung der täglichen Ration in bezug auf Eiweiß, Fett und Kohlenhydrate. Sehr verschieden ist auch die Menge der Waren, auf die die Indexziffern sich beziehen. Sie schwanken zwischen 30 und 296, wobei zu bemerken ist, daß es meist Großhandelsziffern sind, die auf einer besonders großen Zahl von Waren basieren.

Außerdem unterscheiden sich die verschiedenen Indexziffern auch noch dadurch, daß sie zum Teil „gewogen", zum Teil „ungewogen" sind. Bei den Großhandelsziffern wird häufig von der Wägung der einzelnen Waren nach ihrer Wichtigkeit abgesehen; die Ziffern werden durch schematisches Aufaddieren der einzelnen Preise und nachfolgendes Dividieren durch die Anzahl der aufgeführten Waren berechnet, mit der Begründung, daß die Resultate

*) Ein Vergleich über die verschiedenen deutschen Indexziffern ist vom Verfasser im „Economic Journal", London (September-Heft 1921), und in den „Jahrbüchern für National-Ökonomie und Statistik" (Dezember-Heft 1921) enthalten.

gewogener und ungewogener Ziffern erfahrungsgemäß nicht sehr weit divergieren. Ich halte diesen Standpunkt für falsch. Schon die einfachste Überlegung sollte zu dem Ergebnis führen, daß es den elementarsten Gesetzen der Mengenlehre widersprechen müßte, wenn gewogene und ungewogene Ziffern anders als rein zufällig gleiche Resultate lieferten. Es ist ganz unbegreiflich, daß auch ein mathematisch so geschulter Denker wie Irving Fisher von der Yale-Universität in Amerika, auf den die Autoren ungewogener Indexziffern sich meist berufen, eine solch irrige Meinung vertreten kann. Der Irrtum ist meines Erachtens dadurch entstanden, daß sich, innerhalb einer längeren Zeitperiode betrachtet, alle Preise schließlich bis zu einem gewissen Grade auf den äußeren Geldwert einstellen. Die graphischen Darstellungen, die Fisher zum Beleg für seine Ansichten gibt — Kurven von noch nicht 9 Zentimetern! —, umfassen denn auch in der Tat einen Zeitraum von 24 Jahren. Die Verschiedenheit der einzelnen Phasen, auf die es gerade ankommt, tritt in dieser kleinen Skizze natürlich nicht voll zutage.

Schließlich sei noch auf eine Verschiedenheit der Berechnung der Indexziffern hingewiesen. Zum größten Teil beruhen sie auf arithmetischer, einige aber, neuerdings z. B. die englische Großhandelsziffer des Board of Trade, auch auf geometrischer Berechnung. Es lassen sich für beide Methoden genügend Gründe anführen; sie halten sich logisch ungefähr die Wage, doch sollte der Allgemeinverständlichkeit wegen die arithmetische Methode angewendet werden, außer wenn zwingende Gründe dagegen sprechen.

Fraglos werden die Indexziffern in Zukunft eine große Rolle spielen. Sicher wird man, den bisherigen Erfahrungen Rechnung tragend, vor allen Dingen in der Lebensversicherung, überhaupt bei allen Transaktionen, in denen Zahlungen erst lange nach Abschluß fällig werden, diesem neuen Gradmesser des Geldwerts mehr Aufmerksamkeit zuwenden. Auch im Vertragsrecht wird den Indexziffern mehr Beachtung als bisher geschenkt werden müssen. Schon heute, z. B. bei Alimentenforderungen, zieht der Richter oft den veränderten Geldwert in Berücksichtigung. Schließlich — und das ist vielleicht das wichtigste! — geben uns die Indexziffern auch ein Mittel in die Hand, die Löhne automatisch der Geldentwertung anzupassen, also eine gleitende Entlohnung einzuführen und dadurch gerade in Zeiten starker Geldwertschwankungen den zahllosen Kämpfen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer auszuweichen.

Dr. GERHARD SCHACHER. BORSENPARADE

AUFSICHTSRATSMORAL.

Es besteht Anlaß, an gewissen Auffassungen geschäftlicher Moral, die im Verhalten deutscher Aktienunternehmungen immer unerfreulicher zutage treten, einmal offen und rückhaltlos Kritik zu üben.

In erster Reihe fordert jener größte moderne Unfug im Effektenwesen, die Ausgabe mehrstimmiger Vorzugsaktien, Widerspruch heraus, wenigstens in der Weise, in der sie von verschiedenen Verwaltungen betrieben wird. Der an und für sich durchaus diskutable Gedanke, sich derart vor Überfremdung zu schützen, ist immer mehr zu einem Mittel verschiedener Verwaltungsgruppen geworden, sich die Majorität des Unternehmens, ohne weiter im Besitz der Stammaktienmehrheit bleiben zu müssen, auf Jahre und Jahrzehnte hinaus zu erhalten. Die Stammaktien können sie dann, da sie ihre Vormachtstellung in dem Unternehmen infolge Übernahme der mehrstimmigen Schutzaktien ja nicht mehr verlieren können, mit hohem Gewinn am offenen Markt abstoßen. Man ist sogar schon soweit gegangen, die drohende Überfremdung nicht einmal mehr als Vorwand zur Ausgabe mehrstimmiger Vorzugsaktien anzugeben. Fälle sind zu verzeichnen, in denen es genügte, daß eine andere industrielle Gruppe größere Stammaktienkäufe tätigte, um die Verwaltung mit einem Antrag auf Schaffung und Überlassung mehrstimmiger Vorzugsaktien herauskommen zu lassen. Auf diese Weise wird jede freie Konkurrenz hinsichtlich des Erwerbes von Interessen unterbunden, eine Familienhierarchie geschaffen und zuletzt — und schlimmstens — das gesamte Kapitalrisiko an dem Unternehmen den freien Aktionären zugeschoben, während die Verwaltungen risikolos im Besitze ihres ausschlaggebenden Einflusses bleiben. Noch krasser tritt die Unmöglichkeit solcher Zustände in Erscheinung, wenn man in der letzten Zeit von Fällen hört, in denen nach Jahr und Tag plötzlich diese Vorzugsaktien in Stammaktien umgewandelt werden und den Inhabern dadurch ein Geschenk von oft vielen Hundert Prozenten des Nennbetrages in den Schoß geworfen wird. Generalversammlungsbeschlüsse auf Schaffung mehrstimmiger Vorzugsaktien sind in unzähligen Fällen angefochten worden und die Gerichte haben sich oft genug mit dieser Angelegenheit beschäftigt. Prozesse sind aber mehr und mehr zur Glückssache geworden, weil jeder Fall anders gelagert ist und es wahrscheinlich noch Jahre

dauern wird, bis sich eine wirklich einheitliche Rechtsprechung herausgebildet haben wird. Erforderlich wäre es daher, daß sich endlich die Gesetzgebung mit dieser Frage befaßte und daß die ganze Angelegenheit in einer Novelle zum Handelsgesetzbuch eine eindeutige und maßgebliche Lösung erführe.

Andere grobe Mißbräuche werden von Verwaltungen vielfach bei Kapitalerhöhungen getrieben, und zwar insofern, als zumeist ein Konsortium, dem in erster Reihe Mitglieder der Verwaltung angehören, die jungen Stammaktien übernimmt, um sie dann den Aktionären zu einem beträchtlich erhöhten Kurse anzubieten. Hierdurch entsteht bereits ein bedeutender Zwischengewinn, für den die betreffenden Verwaltungsmitglieder keinerlei besondere Tätigkeit entfalten. Noch anfechtbarer wird die Sache aber, wenn das Konsortium für seine Bemühungen auch noch einen Teil der jungen Stammaktien zum Ausgabekurs für sich selbst zurückbehalten darf. Bei den heutigen Börsenkursen machen hierbei selbst geringe Nominalbeträge oft erkleckliche Sümmchen aus, die natürlich letzten Endes ebenfalls wieder den Aktionären entzogen werden.

Weit heikler noch ist es, von gewissen beträchtlichen Vorteilen zu sprechen, die sich die Verwaltungen einiger Gesellschaften (glücklicherweise können diese Fälle noch nicht als typisch angesehen werden) durch Mißbrauch ihrer Kenntnisse von Vorgängen bei ihrem Unternehmen persönlich zu verschaffen wissen. In erster Reihe sei hier an die zahlreichen unaufgeforderten Erklärungen von Verwaltungen gedacht, in denen Kritik an der Höhe des Börsenkurses ihrer Aktien geübt wurde und irgendwelche umlaufenden oder sogar nicht umlaufenden Gerüchte über bevorstehende Transaktionen dementiert wurden. Noch vor ein bis zwei Jahren war es den Verwaltungen auf diesem Wege ein Leichtes, einen Kursdruck auf die Aktien auszuüben; in Tausenden von Fällen haben sich Aktionäre durch Verwaltungsdementis zum Verkauf ihrer Aktien zu billigen Kursen bewegen lassen und die besser informierten Leute waren während der Aufwärtsbewegung dann im Geschäft und schöpften den Rahm ab. Mit gerichtlichen Mitteln ist hier schwer beizukommen, obwohl die Vermögensschädigung wenigstens im Erfolg leicht nachweisbar ist. Das Publikum und die Börse haben sich verhältnismäßig schnell geholfen, indem sie Verwaltungsdementis mehr und mehr unbeachtet ließen. Diese Selbstwehr ist verständlich, ihr Ergebnis aber ist nichts weniger als erfreulich, denn die Verwaltungen sind auf diese Weise auf dem

Wege, jede Autorität der Öffentlichkeit gegenüber einzubüßen. Das ist um so trauriger, als es sich hier glücklicherweise nur um Einzelfälle handelt. Es erscheint dringend geboten, daß Aufsichtsräte, die es ernst mit ihren Pflichten nehmen (und glücklicherweise sind das in Deutschland noch die Mehrzahl), zur Aufrechterhaltung der kaufmännischen Moral im allgemeinen und zur Erhaltung des Vertrauens der Aktionäre zu ihren Verwaltungen in solidarischem Interesse mit allen Mitteln auf Beseitigung derartiger Auswüchse hinwirken.

DARF MAN FRAGEN ———?

Die Weser A.-G. hat in letzter Zeit schon mehrfach Aufsehen erregt. Erst erklärt sie Dividendenlosigkeit, dann weist sie, nach reichlichen Abschreibungen, einen Reingewinn von fast der Hälfte des Aktienkapitales aus und gibt als Motivierung an, sie wolle Neuerwerbungen machen. Kurz darauf geht eine Notiz durch die Presse, die Gesellschaft habe die Aktienmehrheit der „Vema" (Vereinigte Eisenhütten und Maschinen A.-G. in Barmen) erworben, scheinbar also wohl von den nicht ausgeschütteten Gewinnen. Dann teilt die Verwaltung plötzlich mit, sie habe das Aktienpaket wieder an die Rheinische Handelsgesellschaft zurückverkauft, und als Grund dafür gibt sie an, die Betriebe der Gesellschaft hätten ihr nicht gefallen. Dabei hat die Vema aber einen hervorragenden Abschluß, mit 60 % Dividende, herausgebracht und die Kurse ihrer Aktien wären noch höher gestiegen, wenn nicht gerade in der Zeit, in der die Transaktion mit der Weser A. G. schwebte, dauernd Abgaben am Markt erfolgt wären, die offensichtlich den Zweck verfolgten, den Kurs unter Druck zu halten. Darf man all diesen Vorgängen gegenüber zunächst einmal fragen, ob es den bisherigen Anschauungen über kaufmännische Moral entspricht, daß man, nachdem man als Interessent Einblick in die Geschäftsbücher einer Gesellschaft erlangt hat, der aufhorchenden Mitwelt dann ein abfälliges Urteil über die Betriebe verkündet? Darf man ferner fragen, ob gerade die Wesergesellschaft, deren eigener Abschluß der Öffentlichkeit zur berechtigter Kritik genügend Anlaß geboten hat, kompetent für ein derartiges Urteil über ein glanzvoll florierendes Unternehmen ist? Schließlich: war es in Anbetracht des Vema-Abschlusses ein für die Aktionäre besonders gutes Geschäft, die Majorität zu niederen Kursen vor Veröffentlichung des Abschlusses wieder zu verkaufen? Der Gedanke liegt leider ziemlich nahe, daß die Weser A.-G. das Paket lediglich zur Motivierung ihres eigenen, dividendenlosen Abschlusses angekauft hat. Darf man fragen, ob die Verwaltung, nachdem das Geschäft sich nun zerschlagen hat, ihren Antrag auf Dividendenlosigkeit zurückziehen und die Aktionäre in den Besitz der erzielten Gewinne bringen wird? Darf man fragen, ob sie, nachdem sie sich so klug und interessant, wenn auch ungefragt, über den Wert der „Vema"-Aktien geäußert hat, es nun endlich auch einmal für nötig befinden wird, die Aktionäre über den Wert ihrer eigenen Aktien, insbesondere aber über den Zweck eines dividendenlosen Abschlusses bei über 6 Millionen Mark Reingewinn aufzuklären?

GLOSSEN

TISCH MIT BÜCHERN

Die Briefe Jean Pauls. Herausgegeben und erläutert von Eduard Berend. (München, G. Müller Verlag. Zwei Bände.) — Mit einem wohl kaum belohnten Mute eröffnet der Verlag die bevorstehende Zentenarfeier des großen Ungelesenen und heute fast gänzlich Unbekannten, indem er die ersten Bände (von vieren) der Briefe Jean Pauls veröffentlicht. Höchst sorgfältig ediert und beanmerkt von einem enthusiastischen jungen Gelehrten in solchen Dingen. Es stehen sehr reizvolle Jeanpauliana in diesen Briefen des Schreibgewohnten, und wer den Dichter kennt, wird das goutieren. Aber wer kennt ihn denn? Alles wird neugedruckt, drei und fünfmal. Nur der „Titan" nicht, und ist doch neben den Wahlverwandtschaften und Immermanns „Epigonen" ein Romanwerk des großen Stiles, wie wir nur diese drei besitzen.

Franz Gräffer, Kleine Wiener Memoiren. Herausgegeben und eingeleitet von A Schlosser und G. Gugitz. (Zwei Bände. München, G. Müller Verlag.) — Dieser Gräffer war ein Kompilator, Altbuchhändler, Zeitungsherausgeber, dem es die Wiener Zensur recht sauer machte und er ihr. Ein Sonderling, dessen Betriebsamkeit erst der Tod 1849 ein Ende machte. Er hat aus der josephinischen und francisceschen Wiener Zeit allerlei Merkwürdiges aufgeschrieben über Personen und Ereignisse mit gutem Blick und geschickter Hand. Das strotzt von Leben und Figur, ist voller Farbe und Mannigfaltigkeit: diese damalige Zeit und Wien. Man muß nach diesen zwei reich illustrierten Bänden das folgende durchblättern, nämlich:

Chronik der Gesellschaft unter dem letzten Kaiserreich. 1894 bis 1914, (Alster-Verlag, Hamburg.) um Berlinisches und den Wandel der Zeiten ins Erbärmliche inne zu werden. Der Eigenwert dieser Berichte, die F. von Zobelitz seinerzeit an ein Hamburger Blatt geschrieben und hier gesammelt hat, wird vom Verfasser selber mit null angegeben. Aber als Dokument der Zeit, die ihre öde Gipsfassade in diesem Spiegel eines hofballfähigen Journalisten widergibt, ist das sehr merkwürdig. Eine leere Grimasse das Gesicht dieser zweit-wilhelminischen Zeit, die sich in dem Chronisten überdauert, der dieser entschwundenen Pracht, der seine Jugend gehörte, nachweint wie einer geraubten Geliebten.

Adam Müllers Schriften. Herausgegeben von Prof. Artur Salz. (München, Drei Masken-Verlag. Vier Bände.) — Ein

Tartüffe (heute sagt man: ein Literat), der, als er sich streberisch bemühte, immer auch anders konnte und, hätte es bei Metternich nicht geklappt, auch zum Großtürken gegangen wäre. Salz, der begeisterte Herausgeber und kluge Einleiter, möchte diese Menschlichkeiten übersehen haben zugunsten des außerordentlichen Talentes Müllers, das hinwider und mit guten Gründen Schmitt-Dorotic in seiner genialen Schrift „Politische Romantik" (bei Duncker & Humb gering schätzt, soweit es systemdenkerisch ist. Adam Müller war ein blendender Improvisator. Er brauchte Zuhörer, damit ihm etwas einfiele. Denn er war eitel, rednerisch und suggestiv. So sind seine „Zwölf Reden über die Beredsamkeit" sein bestes, heute noch höchst lesenswertes Buch. Und dann, je weniger „Moral" er selber besaß, um so eindrucksvoller vermochte er sie vorzutragen, — wie gesagt, ein Literat. Überkompensation von Defekten. Man hat in katholischen Kreisen 1918 ein paar Monate lang mit Adam Müller ein Wesen gemacht, ist aber schon wieder vorbei; also auch heute noch wie zu Lebzeiten: ein kometarischer Blender, kein Fixstern.

Franz Blei.

KRITIK

Gegen die Kritik kann man sich weder schützen, noch wehren. Man muß ihr zum Trutz handeln und das läßt sie sich nach und nach gefallen.

Goethe, 1823.

BRIEFE AN DAS TAGEBUCH.

PHILHARMONISCHER BESCHLUSS

Ein Musiker schreibt dem T-B (mit der Bitte, aus Rücksicht für sein ferneres Dasein die Unterschrift des Briefes wegzulassen):

Wer wird Nikisch Nachfolger in der Leitung der Berliner Philharmonischen Konzerte? Wirklich Furtwängler? Der Romantiker von ehedem, der so rasch in den Großstadtbetrieb gefunden hat? Vorläufig wird er nur in Wien, in Leipzig, in Frankfurt dirigieren. Ob er auch in München (an Gustav Walters Stelle) in seinem alten Mannheimer Sitz, in Hamburg, Budapest und Südamerika den Stab führen wird, ist noch ungewiß. Dieser ehedem weltscheue Musiker trägt nicht nur den Generaldirektorsstab im Tornister, sondern auch ein permanentes Schlafwagenbillet. Er reift zum strapaziertesten Mann der deutschen Konzertindustrie heran. Kein Wunder, daß Königin Luise lange zögerte. (Sie wollte sich auch nicht ungeniert dynastisch geben, sie fürchtete, selbst die willigsten kritischen Schafe wurden ihren jungen Wolf fressen.)

Auch die einspruchsberechtigten Philharmoniker sind nur schwer zu positiven Entschlüssen herangereift.

Aber wenigstens zu einem negativen Beschluß sind sie schnell gelangt: Die Berliner Philharmoniker hatten sich geeinigt, keinen Dirigenten jüdischer Konfession oder Abstammung zuzulassen. . . . Zum Glück ruht Gustav Mahler im Grabe. Er hätte bei den Berliner Philharmonikern kein Glück. So wenig wie sein Schüler Bruno Walter, so wenig wie der Otto Klemperer.

Ja, wenn diese Geiger, Cellisten und Flötenspieler ihre Instrumente niederlegen, hören sie auf, philharmonisch zu wirken.

FILM.

OTHELLO.

Besonders ehrenvoll und feierlich war man am Sonntag zur Kirchgangzeit in den Ufapalast geladen, um zweiundeinehalbe Stunde lang zu erleben, wie Shakespeares

„Othello“ barbarisch verhackscht wurde.

Der nicht unbegabte, aber ebenso unausgebildete wie undurchgebildete Filmregisseur Dimitri Buchowetzki scheint den Ehrgeiz zu haben, mit kalter, rascher Hand gesteigert das nachmachen zu wollen, was er bei Lubitsch und bei Reinhardt gesehen hat. Die Spielszenen dieses Othello hätten etwa so zustande gekommen sein können, daß man in einer kleinen Provinzstadt einiges aus der Verdi-Oper „Othello“ nach anderthalber Probe meuchlings vom Proscenium aus gekurbelt hätte.

Nichts von der Tragik der grundlosen Eifersucht, nichts von Glück und Leid Desdemonas war geblieben. Nichts von den Stimmungen war zu fühlen, die gerade diesem Stoff leicht und schön zu entlocken gewesen wären. (Oh Venedig! Insel Cypern, Schiffsreise, Meer, Paläste, Volkszenen!) Es war nichts zu sehen als die rohe Intrige, endlos gedehnt . . . nichts als tückischer Verrat Jagos, sieben Akte hindurch, sodaß Othello während der ersten fünf Akte nichts anderes zu tun hatte, als gutartig vor sich hinzustieren.

Alles Wichtige war in den Zwischentiteln zu lesen; alles Unwichtige, Passagenhafte, Episodische bildete das Material für undurchdachte, schlecht komponierte, willkürlich aneinandergehängte Bilder, die bisweilen durch einige schablonenmäßige, wirre Massenszenen unterbrochen wurden. Man hätte denken können, der Regisseur habe diesen Film ohne Manuskript in kürzester Frist heruntergekurbelt, wie er gerade die alte Fabel in Erinnerung hatte.

Hätte ein anderer Regisseur die seltene Möglichkeit gehabt, die beiden Hauptrollen eines Films mit Jannings und Krauß zu besetzen, sein höchster Ehrgeiz hätte sich entfacht. Buchowetzki aber konnte mit Jannings als Othello und Krauß als Jago so wenig anfangen, daß beide nicht recht wußten, was sie machen sollten. Jannings tat infolgedessen zunächst gar nichts, bis er schließlich toben durfte, — man wußte nicht recht, ob aus Eifersucht um Desdemona oder aus Wut über seine Untätigkeit in den ersten Akten. Krauß umgekehrt spielt auf eigene Faust dauernd riesige Soloszenen, mit beweglichstem, ausdrucksfähigstem Körper, springend, hopsend, quirlend, Fratzen schneidend, Augen rollend: ein rasend entfesselter Dämon . . . aber nie-

mals ein venetianischer Offizier, sondern immer ein wildgewordener preußischer Sergeant mit katerartig gesträubtem Schnurrbärtchen und ordinären Manieren.

Die anderen Schauspieler waren so süßlich, als hätte man sie nicht aus guten Theatern, sondern aus gewissen Lieblings-Lokalen geholt. Die Darstellerin der Desdemona hatte wohl im letzten Augenblick abgesagt, und der Regisseur scheint sich dann in aller Eile aus der Komparserie irgend eine kleine blonde Statistin herausgelangt zu haben, die er ein wenig Blicke werfen, Haare schütteln, Beine zeigen ließ, worauf er ihr einen nie gehörten Vornamen, ein „von" und einen strahlenden ungarischen Magnatennamen gab.

Der historische Prunk- und Massenfilm, den selbst Lubitsch nicht mehr zu steigern vermag, entblößte in diesem „Othello" grauenhaft seine Unkultur und Unkunst. Millionen werden hier für Dinge sinnlos vergeudet, die niemanden erfreuen, die niemand sich wünscht, — und werden dennoch verzückt gepriesen von denselben Federn, die unmittelbar daneben kühl notieren, daß Millionen Menschen verrecken, weil sie nicht mal Brot zu essen haben.

Kurt Pinthus.

JOURNALISTEN-ANEKDOTEN.

DAS EHRENWORT.

Es gab in Wien einen sehr mächtigen und selbstbewußten Zeitungsherausgeber, der über alles in der Welt informiert sein mußte. Zu diesem Zweck schickte er seine Redakteure und Rechercheure über die ganze Stadt. Eines Tages entsandte er einen sehr gewissenhaften Redakteur zum Finanzminister, um über eine Staatsaktion Gewißheit zu bekommen. Der Finanzminister empfing den Journalisten sehr freundlich und sagte: „Es tut mir leid, Ihnen nichts sagen zu können, so gern ich Ihnen persönlich jede Auskunft geben wollte. Aber diese Dinge dürfen noch nicht in die Zeitung." Der Journalist, in Gedanken an seinen Chef, drängte, bat, redete zu. Schließlich erklärte der Finanzminister: „Ich bin bereit, Ihnen

einiges zu sagen, wenn Sie mir hier, vor meinem Sekretär, Ihr Ehrenwort geben, daß davon kein Wort in die Presse kommt."

Der Journalist gab sein Ehrenwort.

In der Redaktion angekommen, erstattete er dem Chef sogleich Bericht. Der Chef sagte: „Setzen Sie sich ins Nebenzimmer. Schreiben Sie! Das geben wir ins Morgenblatt."

Der Journalist, verzweifelt: „Aber, Herr Doktor, ich habe ja mein Ehrenwort gegeben!" Da erhob sich der Chef aus seinem Fauteuil, legte dem Redakteur die Hand auf die Schulter und sprach feierlich: „Ich enthebe Sie hiermit Ihres Ehrenwortes!"

AN DIE LESER DES T-B.

Diesem Heft liegt eine Zahlkarte bei. Die Verwaltung des T-B. hat geschwankt, ob sie die Zeitschrift auch fernerhin im Einzelverkauf abgeben solle. Der gelegentliche Leser geht nur eine schnelle, unfruchtbare Liäson mit seiner Zeitschrift ein, der Abonnent allein bleibt in solidem Dauerkontakt mit seiner Zeitschrift.

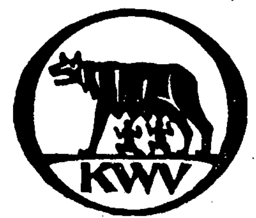
Wir sind vorläufig von dem Entschluß, das Tage-Buch nur an Abonnenten abzugeben, abgekommen, aber wir haben den Preis des Einzelheftes vom 1. April an auf 4 Mark 50 Pfennig erhöht. Hingegen bleibt der Abonnementspreis (trotz erhöhter Papier-, Druck- und Honorarkosten) unverändert.

Wer das Tage-Buch liebt, benutzt die beiliegende Zahlkarte zum direkten Abonnement.

Redaktion und Administration des Tage-Buches.

INHALT DES LETZTEN HEFTES:
(Heft 11)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39.


KWV

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Aprilwoche.

Gutmütig und voll Gottvertrauen haben wir alle die russische Überschwemmung hingenommen. In Berlin allein leben über 100 000 Russen, sie haben ihre Wirtshäuser, ihre Zeitungen, ihre Vergnügungsstätten, auch ihre Valutabankiers. Niemand stört die Russen. Sie mögen sich umarmen, sie mögen sich streiten. Vor ein paar Tagen gab es in Berlin einen Kongreß der russischen Monarchisten, der sich den Grafen Reventlow zum Ehrengast geladen hatte. Guten Appetit, sagte man und kümmerte sich auch darum nicht, allzu vertrauensvoll, wie wir Deutsche es nun einmal sind. Kurz darauf aber kam es nach einer russischen Versammlung zu dem Attentat auf Miljukow, wobei ein paar harmlose Leute angeschossen wurden. Der Revolverheld, dumm wie alle diese Attentäter von heute — der Terrorismus ist ganz ungeistig geworden —, ist ein russischer Monarchist, der mit dem längst einflußlosen Professor Abrechnung halten wollte. Abrechnen, so nennen alle diese Schafsköpfe, die nicht einmal das politische Einmaleins kennen, ihr dilettantisches Schießgewerbe. Aber dieser Revolvermonarchist überschätzt doch die Gutmütigkeit der vorläufig in Berlin noch heimischen Deutschen. Wenn die Russen aller Schattierungen von der trauten Gewohnheit der Attentäterei nicht lassen wollen, dann sollen sie, meinetwegen mit ihrem Reventlow, den Staub von ihren Pantoffeln schütteln. Wir rufen ihnen freundlich nach: Morde zuhause!

Die sogenannte Revolution vom November 1918 hat nur an der Oberfläche des deutschen Wesens gekräuselt. Im Inneren der Nation ward nichts verändert. So steril ist diese Erhebung gewesen, daß sie nicht einmal eine neue Zeitung schaffen und tragen konnte. Der Bourgeois liest sein „Tageblatt“, der Landwirt seine „Deutsche Tageszeitung“, der Arbeiter . . . . nun, der Arbeiter beginnt allmählich zeitungs- und politikmüde zu werden. Kein Zeitungsschreiber von Schwung und Leidenschaft, kein schilderndes Talent, keine neue polemische Begabung ist erstanden, dann und wann sind

im „Vorwärts“ homöopathische Spuren eines trockenen Humors zu finden. Nun soll eins von den drei sozialistischen Blättern Berlins sterben, die „F r e i h e i t“. Zuerst erkrankte sie im Verdauungsapparat, sie mußte ihr Haus verkaufen mit der Druckerei; nun sind schwere Krankheitszeichen im Hirn des Blattes wahrzunehmen. Die Redaktion der „Freiheit“ soll herausoperiert werden. Die entscheidende Parteikommission der U. S. P. hat das Hirn sanft aufgefordert, sich gefälligst freiwillig zu entfernen. Der kranken Zeitung soll ein neueres, ein radikaleres Hirn eingesetzt werden. Im Grunde hätte sich die Parteiregierung mit der Herausschneidung des Zentralgehirns, nämlich mit dem Abgang des Chefredakteurs Dr. H i l f e r d i n g begnügt, aber Großhirn und Kleinhirn erklärten sich solidarisch und so wird die ganze Redaktion an die Luft fliegen, genau so, wie vor zwanzig Jahren Kurt Eisner und seine Kollegen aus dem „Vorwärts“ gejagt wurden, beiläufig erwähnt, unter Heinrich Ströbels begeisterter Assistenz. Die Hirnoperation bei der U. S. P. wird von Herrn Ledebour und seinen Gehilfen geleitet. Ledebour, von Beruf Schauspieler, auch im politischen Leben ein Charakterdarsteller von rhetorischer Begabung, gibt damit der sterbenden „Freiheit“ den letzten Stoß ins Nirwana. Das ist vielleicht kein Unglück. Aber fragt sich die O. H. L. der U. S. P. nicht, was für einen Eindruck diese Hirnoperation bei allen zuschauenden Geistern machen muß? Rudolf Hilferding, kein Journalist, aber ein vielwissender und verantwortungsbereiter Politiker, ist heute der beste Kopf seiner Partei. Er hat, Arzt von Beruf, ohne Zögern seine Existenz aufs Spiel gesetzt. Sein Laster als Führer war nicht autokratische Strenge, sondern allzuweiche Toleranz. Er wird nicht geköpft, weil man einen Stärkeren, sondern weil man einen Unselbständigeren an seine Stelle setzen will. Das Ansehen der Demokratie in Deutschland ist nicht so groß, als daß solche Exekutionen nicht zum Gaudium der Anderen dienten. Seht, werden sie sagen, das ist typisch für die Massenherrschaft, die im Grunde eine Herrschaft der deklamatorischen Wortemacher ist: Nicht der Denkende siegt, sondern der Schreiende!

Im preußischen Landtag gab es kürzlich eine Debatte über das E h e s c h e i d u n g s r e c h t; und da sagte selbst ein so konservativer Mann wie Professor Kahl, die Bestimmungen des B.G.B. seien zu einer Farce geworden und es sei notwendig, sie zu er-

leichtern. Das Bedürfnis wird ersichtlich, wenn man einmal die Statistik der Ehescheidungen in den letzten Jahren vornimmt, und wenn man feststellt, daß die Ziffern trotz aller gesetzlichen Hinderungen unaufhörlich aufwärts klettern — im letzten Jahre sogar ganz rapid. 1900 und 1901 gab es in Deutschland (heutigen Umfangs) jeweils nur rund 7000 Ehescheidungen, 1911 war bereits das doppelte dieser Zahl überschritten, 1913 hielten wir bei über 16 000, 1919 bei 22 000 und im Jahre 1920 gar — dem letzten, über das Ziffern vorliegen — ist ein ungeheurer Sprung um über 14 000 auf 36 550 erfolgt. Auf je 10 000 Einwohner entfielen in diesem Jahre 5,9 Ehescheidungen. Und diese Zahl war nur deshalb nicht noch höher, weil auch so ehefromme Gegenden zu Deutschland gehören wie Waldeck, wo es im ganzen Jahre nur vier Ehescheidungen gab, oder Schaumburg-Lippe (5), oder Mecklenburg-Streiltz (45). Wäre Berlin allein maßgebend, so hätten wir auf je 10 000 Einwohner 21,9 Ehescheidungen gehabt, — denn so verrechnen sich die 4214 Berliner Fälle auf die Gesamtbevölkerung. Es ist übrigens ein Trost, daß Berlin wenigstens in dieser Sache einmal nicht an der Spitze marschiert. Den Lorbeer hat ihm Hamburg entrissen. Denn während z. B. im Durchschnitt der Jahre 1912 bis 1916 auf je 10 000 Einwohner in Hamburg nur 7,8, in Berlin aber 8,8 Ehescheidungen entfielen, hat sich dies Verhältnis im Jahre 1920 umgekehrt: Berlin 21,9, Hamburg 22,3. Woraus zu ersehen ist, daß die Eheverhältnisse auch in einem so patrizischen Gemeinwesen nicht mehr ganz patriarchalisch gelagert sind.

Im Reichstag erzählte General von Gallwitz, daß noch 20 000 Gesuche auf Verleihung des Eisernen Kreuzes vorliegen. Wunderliche Schwärmer. Da der preußische Ministerpräsident entschlossen scheint, die Weltkriegsepoche endgültig zu beenden und keine Kreuze mehr zu verleihen, könnte vielleicht ein Schichtwechsel unter den Besitzern und Anwärtern des eisernen Kreuzes eingeführt werden? Leute, die auf die ausgezeichneten Wünsche anderer Rücksicht nehmen wollen, könnten ihr eisernes Kreuz vielleicht für zwei oder drei Tage der Woche diesen Sehnenden leihweise überlassen? Wie wär's mit einer Eisernen-Kreuz-Reichs-Verleihstelle?

Das Wort „Erfüllungspolitik" ist von den Infusorien hundertfältiger Propaganda bereits so verdreckt, daß man es nur noch mit stärkstem Widerstreben in den Mund nehmen kann. Es geht damit ebenso wie mit „Vernichtungswillen", „Bolschewismus", „Kriegsverbrechen", Vabanquepolitik" und ähnlichen Requisiten der täglichen Debatte, bei denen es ebenfalls kaum noch möglich ist, an den eigentlichen Inhalt des Begriffes zu denken, bei deren Anwendung Assoziationen an alle möglichen Finten, die damit geschlagen wurden, die ursprüngliche Vorstellung ebenfalls fast überwuchern.

Da die Auseinandersetzung über das Moratorium der Reparationskommission schließlich aber doch wieder in eine Auseinandersetzung über Erfüllungs- oder Nichterfüllungspolitik ausgeartet ist, und da nicht nur Herr Hergt im Reichstag, sondern auch andere Meinungsmacher in hundert Blättern und Blättchen nicht Wichtigeres zu tun hatten als eine ungeheure Blamage der Gegenseite geschwind in eine noch ungeheurere Blamage der deutschen Regierung umzuwandeln, läßt es sich nicht umgehen, das Wort und die Sache noch einmal in spitze Finger zu nehmen.

Es muß von allem Anfang an aber konstatiert werden, daß die Antithese „Erfüllung oder Nichterfüllung", so wie sie von der Mehrheit der Oppostion in der Öffentlichkeit angewandt wird, im Grunde genommen überhaupt nicht existiert.

Es gibt keinen einzigen normalen Politiker, der jemals empfohlen hätte, überhaupt nichts mehr zu tun. Auch Herr Hergt sagte in seiner Anti-Wirth-Rede, nachdem er für seine Partei erklärt hatte: „Wir wollen eine völlige Änderung des Versailler Friedens" (wer will sie nicht?) — auch Herr Hergt sagte dann, fortfahrend: „Auch bei einer solchen Änderung wird es noch genug Opfer für das deutsche Volk geben, und zu diesen Opfern wären auch wir bereit!"

Niemand kann sagen, das sei Nichterfüllungspolitik, niemand kann somit sagen, es bestehe in der Praxis wirklich eine Antithese „Erfüllung oder Nichterfüllung", Die Erfüllungspolitik will erfüllen, ihre Gegner aber auch. Der Unterschied besteht nur darin, daß die Gegner weniger erfüllen wollen als, ihrer Ansicht nach, das Kabinett. Der Unterschied ist also nicht wesentlicher Natur, es besteht nur eine quantitative Differenz.

Infolgedessen kann von einem Zusammenbruch der Erfüllungspolitik — d e r Erfüllungspolitik schlechthin — überhaupt keine Rede sein. Weil nämlich — es sei wiederholt — über das Wesentliche, über das Prinzip allgemeines Einverständnis besteht. Höchstens könnte eine quantitativ irgendwie festgelegte Erfüllungspolitik zusammengebrochen sein; nämlich dann, wenn von deutscher Seite irgendein Engagement für irgendeine bestimmte Zahlungshöhe mit definitiver Garantie für die faktische Eintreibbarkeit der Summe übernommen worden wäre. In dem Augenblick, in dem sich die Uneinlösbarkeit dieses Engagements praktisch erwiesen hätte, wäre zwar auch nicht von einem Bankrott der Erfüllungspolitik schlechthin, immerhin aber von einem Bankrott dieser Quantitätspolitik der Erfüllung zu sprechen.

Aber auch in diesem Sinne ist kein Zusammenbruch eingetreten.

Man muß sich die Lage vorstellen, wie sie im Mai vorigen Jahres sich präsentierte. Die Alliierten hatten Forderungen erhoben, deren Durchführbarkeit die deutsche Regierung stets heftig bestritt. Ihre Argumente bewegten sich aber naturgemäß nur im Rahmen der Spekulation, sie waren eine von praktischer Erfahrung nicht gestützte Antizipation zukünftiger Entwicklungen. Die Alliierten setzten diesen Argumenten gegenteilige gleichen Charakters entgegen, es stand also These gegen These.

In solchen Fällen gibt es für Regierungen drei Wege, die eigene These als richtig zu erweisen.

Entweder man führt Krieg, und wenn es gelingt, dem Gegner den Schädel einzuschlagen, so hat man ihn auch logisch überwunden; diese Methode war für Deutschland offensichtlich nicht anwendbar.

Oder, zweitens, man stellt sich tot und läßt den Gegner mit seiner These ein verhältnismäßig harmloses Luftdasein führen; diese Methode ist aber nur durchführbar, wenn man den Gegner für keine lebenswichtige Angelegenheit, zum Beispiel für Lebensmittelbezug und dergleichen, nötig hat; und ferner, wenn man sicher ist, daß der Gegner nicht seinerseits zur ersten Methode der Beweisführung übergeht, daß er einem also nicht selbst, ohne daß man es verhindern könnte, mit logischem Triumph den Schädel entzweischlägt; die Abhängigkeit im ersteren und die Gewißheit des letzteren mußte sich Deutschland aber eingestehen, so daß es auch diesen zweiten Weg nicht gehen konnte.

Als drittes blieb ihm nur übrig, die endgültige Entscheidung in die Zukunft zu verschieben, damit seine vorerst noch rein spekulative These inzwischen von der Empirie bestätigt werde, damit es den Antizipationen der Zukunft, mit denen auch die Gegenseite arbeitete, nicht nur ein gleiches, sondern auch Erfahrungen einer Vergangenheit entgegenstellen könne.

Diese Methode ist es, die Deutschland schließlich anwandte; es betrieb Erfüllungspolitik, um seine These der Unerfüllbarkeit, die sich anders nicht beweisen ließ, möglichst rasch und unwiderlegbar dennoch zu beweisen. Da es sich aber eben um den Nachweis der Unerfüllbarkeit handelte, war auch eine quantitative Festlegung dem Wesen nach keineswegs erfolgt; handelte es sich doch ganz im Gegenteil um eine Widerlegung der von der anderen Seite vorgenommenen quantitativen Festlegung. Das Kabinett betrieb also Erfüllungspolitik, wie jedes andere Kabinett ebenfalls müßte, — Erfüllungspolitik, die gegenwärtig einfach nicht zusammenbrechen kann. Aber es trieb keine festgelegte Quantitätspolitik der Erfüllung, sondern im Gegenteil eine Politik der Widerlegung der von den Alliierten ihrerseits geforderten Erfüllungsquantitäten. Auch in bezug auf die Erfüllungsquantität ist ein Bankrott also nicht feststellbar.

Der einzige Bankrott ist umgekehrt gerade auf der Gegenseite eingetreten. Nach zehn Monaten schon haben die Alliierten zugegeben, daß ihre These falsch war, und die deutsche, soweit sie sich auf Ablehnung beschränkte, richtig. Nach zehn Monaten haben sie ihre damalige Forderung, die sich auf rund 3½ Milliarden belief, gezwungenermaßen und durch kein Vorbehaltsmätzchen verdunkelt, um mehr als ein Drittel kürzen müssen. Das ist ein Bankrott nicht der deutschen Regierung, sondern der Alliierten, den vor aller Welt in schärfste Beleuchtung zu rücken in der Reichstagssitzung am Platze gewesen wäre. Denn dies fortwährende Abbröckeln der Forderungen, die nach dem Kriege mit 28 Milliarden Goldmark jährlich begannen, dann von Herrn Klotz auf 8 Milliarden ermäßigt wurden, im „Forfait" bei 4½ Milliarden anlangten, in London wiederum um eine Milliarde ermäßigt werden mußten und nun glücklich auf 2,17 Milliarden zusammengeschrumpft sind — dies fortwährende Abbröckeln ist mehr als jede sonstige Argumentation geeignet, den moralischen Kredit auch der neuen Regelung vor der öffentlichen Meinung der Welt zu schwächen.

Dies nämlich ist notwendig, weil auch die neue Regelung nicht haltbar ist. Ihrer Forderung, die sich bei einer Markentwertung von $^{85}/_{100}$ auf rund 180 Papiermilliarden beläuft, wozu dann noch die sonstigen Friedenslasten mit etwa 80 bis 90 Milliarden kommen, steht an Deckung vorerst nur die Zwangsanleihe gegenüber, die in Papiermark etwa 85 Milliarden einbringen soll. Selbst wenn die Surplussteuern von 60 Milliarden möglich wären — was sie erweislichermaßen nicht sind —, bleibt also immer noch ein Defizit von 120 bis 130 Milliarden übrig, dessen Deckung nur auf zwei Arten möglich ist: entweder durch weitere Abgabe vom Kapital, was aber die nächstjährige Leistungskraft nicht erhöhen, sondern schwächen müßte; oder durch Devisenankauf mit neuem, zusätzlichem Papiergeld, was aber, wenn es überhaupt durchführbar ist, das Angebot deutscher Mark derart vermehren müßte, daß eine weitere, fürchterliche Deroute des Markwertes unvermeidlich wäre. Mit alledem ist praktisch weniger als nichts geleistet und das sogenannte Moratorium erweist sich als völlig ungenügend.

Nun wird es, eben weil es ungenügend ist, praktisch auch undurchführbar sein. Die 60 Milliarden neuer Steuern können vielleicht ausgeschrieben werden, die Gesamtsteuereingänge werden dadurch aus verschiedenen Gründen aber eher zurückgehen als anwachsen. Eine freiwillige innere Anleihe neben der Zwangsanleihe wird selbst dann nur dürftige Resultate ergeben, wenn man sie mit Steuerfreiheit ausstattet, was aber einem neuen Minus im nächstjährigen Etat gleichkäme. Die ausländische Anleihe wird heute weniger zustandekommen als im Dezember, da sie von der City abgelehnt wurde. Aus alledem geht klar hervor, daß irgendwann, noch im Laufe dieses Jahres, zwangsläufig ein neues Moratorium anstelle des jetzigen erfolgen müßte, oder daß im nächsten Jahre überhaupt nichts mehr oder mindestens nur sehr viel weniger als sogar in diesem zu holen sein würde. Das Moratorium trägt die Todeskeime also in sich selbst und der scharfe Ton, den Herr Wirth beklagte, ist nur ein etwas fadenscheiniger Mantel darüber; ebenso wie die Forderung nach einer Finanzkontrolle großenteils wahrscheinlich nur der Absicht entsprang — allerdings einer gefährlichen Absicht —, die öffentliche Meinung Frankreichs durch neue Verschärfungen der Methode für den neuen Abstrich an der Summe zu entschädigen.

Aber trotz all dieser Gründe, die dem Moratorium schon an sich keine lange Lebensdauer prognostizieren lassen, eröffnet sich an

diesem Punkte doch eine neue Perspektive des Problems „Erfüllungspolitik". Denn wenn die Aufgabe der Erfüllungspolitik war, die deutsche Unerfüllbarkeitsthese durch Empirie zu verstärken, so ist doch zu fragen, ob die Empirie jetzt nicht weit genug getrieben ist; und ob eine Notwendigkeit für unveränderte Fortführung dieser Politik auch jetzt noch, nach gesammelten Erfahrungen, nur deshalb besteht, weil sie begonnen worden ist.

Die Erfahrungen bestehen, platt gesagt, in folgendem: von Mai 1921 bis Mitte März 1922 führten wir Beträge ab, deren Zahlung genügte, den Dollar von rund 70 auf rund 300 Mark emporzutreiben. Von März bis Dezember 1922, also in kürzerer Frist, sollen wir jetzt noch einmal denselben Betrag abführen. Wenn von Wirkung auf Wirkung geschlossen werden kann, müßten wir also zu Jahresende mit einem Dollarstande von 1200 rechnen. Und käme es selbst nicht ganz so weit: daß eine Katastrophe auch unter dem jetzt verfügten Regime gewiß wäre, ist heute keine spekulative These mehr, es ist von Empirie erhärtet. Und man kann vielleicht der Ansicht sein, das tatsächliche Vorhandensein dieser experimentellen Erfahrungen konstituiere eine grundlegende Änderung der Lage.

Ist man dieser Ansicht, so kann man weiterhin zu der Folgerung gelangen, daß es jetzt nicht mehr angehe, der gegnerischen These nur aufs neue die eigene entgegenzusetzen und sich auf jene kostspielige Beweisführung durch Zeit und Tatsachen zu verlassen, die, wie sich jetzt zeigt, nicht zuverlässig zu ausreichender Würdigung führt. Es würde sich dann die Forderung nach einer neuen Methode erheben, die allerdings nicht so beschaffen sein dürfte, daß sie auf der Gegenseite nur das Argument des Schädeleinschlagens hervorriefe.

Nun, das Reichskabinett selbst ist — mindestens vorerst — offenbar nicht auf dem Wege zu solch neuer Methode. Der Protest Wirths war sichtlich nur eine neue These: eine These über die Undurchführbarkeit der 60 Milliarden-Steuern und über die moralisch zerrüttende Wirkung einer Finanzkontrolle.

Es muß sogar gesagt werden, daß diese These unzureichend war; denn sie erstreckte sich nur auf die Begleitbedingungen, nicht aber auf die Höhe der Moratoriumsforderung. Es mußte einigermaßen wunder nehmen, daß diese Höhe, die doch ebenfalls nicht ganz unwichtig ist, fast demonstrativ nicht angefochten wurde; obwohl die Reparationskommission selbst nicht vermocht hat, Deckungsmöglich-

keiten dafür anzugeben, und obwohl gerade die Leistung ohne Deckung das eigentlich Zerstörende und Widersinnige ist.

Aber auch die angefochtenen Klauseln scheinen nur mit der Einstellung angefochten worden zu sein, mit der man auch gegen die Londoner Forderungen anging; und die Weiterentwicklung ist offenbar so gedacht — anderes wenigstens ist aus der Rede in praktischer Beziehung nicht ersichtlich —, daß die deutsche Argumentation, so weit sie sich nicht schon in den kommenden Verhandlungen durchsetzt, schließlich zum Objekte neuer empirischer Erprobung gemacht werden soll.

Dies bedeutet aber: unveränderte Fortsetzung der für die Vergangenheit zweifellos richtigen Erfüllungspolitik ersten Stadiums auch in der Zukunft, obwohl eine ihrer Grundlagen, eben das Fehlen von Erfahrung, inzwischen fortgefallen ist. Antierfüllungspolitik gibt es natürlich überhaupt nicht. Aber es wäre denkbar, daß sich unter der veränderten Lage, die mit der Reichstagsaussprache natürlich nicht beendet ist, eine Erfüllungspolitik zweiten Stadiums betreiben ließe; und es wäre sogar denkbar, daß für dies zweite Stadium, trotz Reichstagsvotum, ein Personenwechsel nützlich sein könnte. Die Frage ist schwierig und bedarf präziser Durchleuchtung. Ein zweiter Aufsatz wird dies versuchen.

HANS VON KAHLENBERG.

DIE BRIEFE DER ROSA LUXEMBURG

Ich könnte mir denken, ich hätte diese Frau ermordet. Vielleicht hätte ich gemordet für meine Idee, die mir ebenso groß, — größer als ihre, für die sie in den Tod ging, erschien. Ich, mit meiner ihr entgegengesetzten Idee, besaß in jenem Moment — beim Eden-Hotel — die Macht. Ich vernichtete, was mich vernichtet haben würde — das in der Frau verkörperte Feindliche. Kurz, gnädig, mit einem sicheren Schlag, einer Kugel, die tödlich treffen mußte, hätte ich vernichtet. Und ich wäre ganz ruhig wahrscheinlich; mein Gewissen rührte sich nicht. Was ist Gewissen? Die Firma, unter der die Feigheit zeichnet, spottet Bernard Shaw. Ich glaube, ganz offen gestanden, nicht an ein Normalgewissen, Allgemeinheitsgewissen, an das Menschheitsgewissen; der Appell daran erscheint mir lächerlich und heuchlerisch. Cesare Borgia, ohne Zweifel, starb von Reue unbechwert oder als guter Katholik. Ein englischer General, den

ich kannte, durchstöberte die Weltliteratur, um ein Anzeichen von Reue bei Napoleon auf Sankt Helena zu entdecken. Unmöglich war doch, daß er, der Europa in Blut ertränkt hatte, nicht bereute? In der Tat bereut er nirgends, weder in Aufzeichnungen noch in Gesprächen. Der größte, hellsichtig große Psychologe Dostojewsky stellt in seinen Memoiren aus einem Totenhause fest, daß seine Mitgefangenen, sogenannte gemeine Verbrecher, Mörder, Frauenschänder, Räuber, keinerlei Reue empfanden. Ihr Verbrechen war ihr Schicksal, — Vorbestimmung. Marat und Robespierre starben sicher unschuldig. Ebenso „unschuldig" wie sie getötet hatten. Imponierend ist, daß die Weltanschauung Buddhas, die höchste Aufwärtsentwicklung über das Selbsthinaus der Menschheit, den Begriff von Schuld und Sünde nicht kennt. Die Weisheit des Erleuchteten kennt nur Wissen und Unwissenheit.

Als ein Unwissender also hätte ich gemordet, in Unwissenheit meiner Tot froh. Und irgend jemand, ein Freund, eine Freundin der Verstorbenen — ein Wissender, gäbe mir jene Briefe in die Hand. Wahrscheinlich, wenn ich nicht so ganz satt und ungebrochen — wenn ich klug wäre — — (ach, wo ist heute die schöne, lachende und schweifende Bestie, deren Geberde Rhythmus, deren Spielen Tat ist?), würde ich mich weigern, sie zu lesen. Lasen sie Richter und Staatsanwalt im Prozeß gegen die Mörder?

Ich aber las. — Und vor mir stände da plötzlich ein Mensch, wo ich die Idee, das feindliche Prinzip sah und traf. Eines Menschen Seele. Eine unsterbliche Seele. Unsterblich — jawohl! wie meine. Über unsere Tat des Mörders und des Gemordetwerdens hinüber berührte sich klingend das Brüderliche in uns. Wir schritten, verschwistert, zwischen Blumenstreifen, Vergißmeinnicht und Stiefmütterchen, zu der Silberpappel, die sie so sehr liebte, lauschten der Nachtigall in der Gewitternacht vor dem Weibergefängnis von Wronke. . . . „Ihr Gesang wirkte auf dem Hintergrund des abwechselnd bleiernen und purpurnen Himmels wie leuchtendes Silbergeflimmer." Und wir könnten weinen im Breslauer Gefängnishof über die von der Peitsche zerfetzte Haut des armen rumänischen Büffels — des Bruders gleichfalls! Eines noch kindhaften und stummen Bruders mit schwarzen, sanften Augen „des bestraften Kindes", deren Anklage uns beide träfe, während wir, die großen Brüder, über ihn hinweg Krieg und Verschwörung spielten. — „Oh, mein armer Büffel, mein armer geliebter Bruder, wir stehen

hier beide so ohnmächtig und stumpf und sind nur eins in Schmerz, in Ohnmacht und Sehnsucht."

Wie sie schön ist, die Frau, die häßlich war, die die höhnische und unerbittliche Legende entstellte. Eine Frau, die sich in den Kampf hinaus begibt, büßt ihre Schönheit ein. Ach, die Witwe Capet auf dem Karren, der sie zum Schaffott trug, war nicht mehr bezaubernd und graziös. Oder Maria Stuart, die Buhlerin, als der kleine Wachtelhund das Blut der Königstochter aufleckte, war scheußlich, ekles Aas, wie Jesebel, Ahabs Königin, die die Rosse zertraten auf dem Acker Jesreels. Wir sind den Schleiern dankbar, die uns Alexandra, die jugendschöne Tochter verhüllen auf dem schauerlichen Todesweg.

Immer höre ich ein rohes Wort, wie einen Unterton — die froh geschäftige Antwort jenes Soldaten, in dem Geständnis des Runge: „Die alte Sau schwimmt schon!"

Sie aber, mit ihren Gefangenenhänden, nimmt behutsam das verflogene Pfauenauge, legt ihm ein paar offene Blüten vor und lockt es mit dem Vogelruf von außen: „Das war ein Erlebnis."

Dies — alles dies Stolze, Feine, das Heldenhafte und Ahnungsvolle, hätten meine Hände gemordet. Meine Hände, die den mörderischen Stoß der ihren fürchteten. Ach, nur meine Hände!

Ich entsinne mich eines Internierten am Luzerner See, wie er mir vor dem schönsten Rundblick der Welt im Abendglühn erzählte: Er und ein Franzose im Nahkampf des Schützengrabens gingen mit den Bajonetten aufeinander los. Beide nicht mehr ganz jung, Familienväter wohl, aus den gleichen Kleinbürgerkreisen. Sie waren ungeschickt, wußten das Mordinstrument nicht zu hantieren: Er kratzte mich hier an der Hand. Dann fuhr ich ihm in die Schulter. Er stach nun wieder, und starrte mich schreckensbleich, flehend an. Ebenso muß ich ausgesehen haben. Mir war vollkommen übel. Fast weinend fügte der biedere Sachse hinzu: Wie würde man denn so was Abscheuliches tun, wenn man's nicht in der Angst täte um sein Leben?

Oder Krapotkin erzählt, wie nach dem Attentat auf Alexander den Zweiten einer der Mörder, seine Bombe in der Hand, falls dem ersten der Wurf mißlang, und ungeachtet der Gefahr, dem auf dem Pflaster sterbenden, zerfetzten Zaren zur Hilfe eilt. Der unbewußte, im Muskel tätige Drang des Retters wirkte stärker als der im Hirn befehlende Vernichtungswille.

Wer sind wir, du und ich? Oder welcher, der sehend geworden, würde zu richten wagen? Und wir wagen eine Zeit auszudenken, wo der Begriff der Strafe sich von selbst ausschaltete. Kain, um ihn zu erkennen, tötete Abel. Schlägt blind zu. Und erkennt den Bruder, — das liebliche und vertrauende Lächeln des Kindes, die Gebärde, womit ein blondes Köpfchen sich gegen die Schulter des Schwarzköpfchens duckt auf dem gemeinsamen Lager. Ein Jauchzen, im Einklang aufgestiegen, von zwei Lippenpaaren und das erste Grauen — der Gottesnähe, das in einem Schauder durch zwei blutwarme Körperchen bebte.

Siehst du ihn nun, Kain? Und begreifst, was Mord ist?

Keiner wage Kain anzutasten! Kein Bluträcher stehe auf gegen Kain! Er irrt gezeichnet, die Erde in jeden Morgen erneuter Unschuld, die wehrlos die Besudlung erduldete, schreit: Mörder!

„An den Pflastersteinen interessieren mich die bunten Farben: rötlich, bläulich, grün, grau. Namentlich in dem langen Winter, der so sehr auf ein bißchen lebendiges Grün warten ließ, haben meine farbenhungrigen Augen sich an den Steinen ein wenig Buntheit und Anregung zu schaffen gesucht. Und jetzt, im Sommer erst, da gab es zwischen den Steinen so viel Eigenartiges und Interessantes zu sehen!"

Im uralten, vieltausend Jahre alten Sang des Erhabenen stehen diese Worte: Denn wer denselben Herrn erkennt, als den, der allen innewohnt, verletzt das Selbst nicht durch das Selbst und wandelt so die höchste Bahn.

ROSA LUXEMBURG. BRIEFE AN SONJA.

Breslau, Mitte Dezember 1917.

. . . Jetzt ist es ein Jahr, daß Karl in Luckau sitzt. Ich habe in diesem Monat oft daran gedacht und genau vor einem Jahr waren Sie bei mir in Wronke, haben mir den schönen Weihnachtsbaum beschert . . . Heuer habe ich mir hier einen besorgen lassen, aber man brachte mir einen ganz schäbigen, mit fehlenden Ästen, — kein Vergleich mit dem vorjährigen. Ich weiß nicht, wie ich darauf die acht Lichtlein anbringe, die ich erstanden habe. Es ist mein drittes Weihnachten im Kittchen, aber nehmen Sie es ja nicht tragisch. Ich bin so ruhig und heiter wie immer. Gestern lag ich lange wach —

ich kann jetzt nie vor ein Uhr einschlafen, muß aber schon um zehn ins Bett, — dann träume ich Verschiedenes im Dunkeln. Gestern dachte ich also: Wie merkwürdig das ist, daß ich ständig in einem freudigen Rausch lebe, — ohne jeden besonderen Grund. So liege ich zum Beispiel hier in der dunklen Zelle auf einer steinharten Matratze, um mich im Hause herrscht die übliche Kirchhofsstille, man kommt sich vor wie im Grabe; vom Fenster her zeichnet sich auf der Decke der Reflex der Laterne, die vor dem Gefängnis die ganze Nacht brennt. Von Zeit zu Zeit hört man nur ganz dumpf das ferne Rattern eines vorbeifahrenden Eisenbahnzuges oder ganz in der Nähe unter den Fenstern das Räuspern der Schildwache, die in ihren schweren Stiefeln ein paar Schritte langsam macht, um die steifen Beine zu bewegen. Der Sand knirscht so hoffnungslos unter diesen Schritten, daß die ganze Öde und Ausweglosigkeit des Daseins daraus klingt in die feuchte, dunkle Nacht. Da liege ich still allein, gewickelt in diese vielfachen schwarzen Tücher der Finsternis, Langeweile, Unfreiheit, des Winters, — und dabei klopft mein Herz von einer unbegreiflichen, unbekannten inneren Freude, wie wenn ich im strahlenden Sonnenschein über eine blühende Wiese gehen würde. Und ich lächle im Dunkeln dem Leben, wie wenn ich irgendein zauberhaftes Geheimnis wüßte, das alles Böse und Traurige lügen straft und in lauter Helligkeit und Glück wandelt. Und dabei suche ich selbst nach einem Grund zu dieser Freude, finde nichts und muß wieder lächeln über mich selbst. Ich glaube, das Geheimnis ist nichts anderes, als das Leben selbst; die tiefe nächtliche Finsternis ist so schön und weich wie Sammet, wenn man nur richtig schaut. Und in dem Knirschen des feuchten Sandes unter den langsamen, schweren Schritten der Schildwache singt auch ein kleines schönes Lied vom Leben, — wenn man nur richtig zu hören weiß. In solchen Augenblicken denke ich an Sie und möchte Ihnen so gern diesen Zauberschlüssel mitteilen, damit Sie immer und in allen Lagen das Schöne und Freudige des Lebens wahrnehmen, damit Sie auch im Rausch leben und wie über eine bunte Wiese gehen. Ich denke ja nicht daran, Sie mit Asketentum, mit eingebildeten Freuden abzuspeisen. Ich gönne Ihnen alle reellen Sinnesfreuden. Ich möchte Ihnen nur noch dazu meine unerschöpfliche innere Heiterkeit geben, damit ich um Sie ruhig bin, daß Sie in einem sternbestickten Mantel durchs Leben gehen, der Sie vor allem Kleinen, Trivialen und Beängstigendem schützt.

Sie haben im Steglitzer Park einen schönen Strauß aus schwarzen und rosavioletten Beeren gepflückt. Für die schwarzen Beeren kommen in Betracht entweder Holunder — seine Beeren hängen in schweren, dichten Trauben zwischen großen gefiederten Blattwedeln, sicher kennen Sie sie, oder, wahrscheinlich, Liguster; schlanke, zierliche, aufrechte Rispen von Beeren und schmale, längliche grüne Blättchen. Die rosigvioletten unter kleinen Blättchen versteckten Beeren können die der Zwergmispel sein; sie sind zwar eigentlich rot, aber in dieser späten Jahreszeit ein bißchen schon überreif und angefault, erscheinen sie oft violettrötlich; die Blättchen sehen der Myrthe ähnlich, klein, spitz am Ende dunkelgrün und ledrig oben, unten rauh.

Sonjuscha, kennen Sie Platens: „Verhängnisvolle Gabel?" Könnten Sie es mir schicken oder bringen? Karl hat einmal erwähnt, daß er sie zu Hause gelesen hat. Die Gedichte Georges sind schön; jetzt weiß ich, woher der Vers: „Und unterm Rauschen rötlichen Getreides!" . . . stammt, den Sie gewöhnlich hersagten, wenn wir im Felde spazieren gingen. Können Sie mir gelegentlich den neuen „Amadis" abschreiben, ich liebe das Gedicht so sehr — natürlich dank Hugo Wolffs Lied —, habe es aber nicht hier. Lesen Sie weiter die Lessinglegende?

Ach, Sonitschka, ich habe hier einen scharfen Schmerz erlebt, auf dem Hof, wo ich spaziere, kommen oft Wagen vom Militär, vollbepackt mit Säcken oder alten Soldatenröcken und Hemden, oft mit Blutflecken . . ., die werden hier abgeladen, in die Zellen verteilt, geflickt, dann wieder aufgeladen und ans Militär abgeliefert. Neulich kam so ein Wagen, bespannt, statt mit Pferden, mit Büffeln. Ich sah die Tiere zum erstenmal in der Nähe. Sie sind kräftiger und breiter gebaut als unsere Rinder, mit flachen Köpfen und flach abgebogenen Hörnern, die Schädel also unseren Schafen ähnlicher, ganz schwarz mit großen sanften Augen. Sie stammen aus Rumänien, sind Kriegstrophäen . . . die Soldaten, die den Wagen führen, erzählen, daß es sehr mühsam war, diese wilden Tiere zu fangen und noch schwerer, sie, die an die Freiheit gewöhnt waren, zum Lastdienst zu benutzen. Sie wurden furchtbar geprügelt, bis daß für sie das Wort gilt, „vae victis" . . . An hundert Stück der Tiere sollen in Breslau allein sein; dazu bekommen sie, die an die üppige rumäniche Weide gewöhnt waren, elendes und karges Futter. Sie werden schonungslos ausgenutzt, um alle möglichen Lastwagen zu

schleppen und gehen dabei rasch zugrunde. — Vor einigen Tagen kam also ein Wagen mit Säcken hereingefahren, die Last war so hoch aufgetürmt, daß die Büffel nicht über die Schwelle bei der Toreinfahrt konnten. Der begleitende Soldat, ein brutaler Kerl, fing an, derart auf die Tiere mit dem dicken Ende des Peitschenstieles loszuschlagen, daß die Aufseherin ihn empört zur Rede stellte, ob er denn kein Mitleid mit den Tieren hätte! „Mit uns Menschen hat auch niemand Mitleid", antwortete er mit bösem Lächeln und hieb noch kräftiger ein. . . . Die Tiere zogen schließlich an und kamen über den Berg, aber eins blutete . . . Sonitschka, die Büffelhaut ist sprichwörtlich an Dicke und Zähigkeit, und die war zerrissen. Die Tiere standen dann beim Abladen ganz still erschöpft und eins, das, welches blutete, schaute dabei vor sich hin mit einem Ausdruck in dem schwarzen Gesicht und den sanften schwarzen Augen, wie ein verweintes Kind. Es war direkt der Ausdruck eines Kindes, das hart bestraft worden ist, und nicht weiß, wofür, weshalb, nicht weiß, wie es der Qual und der rohen Gewalt entgehen soll . . . ich stand davor und das Tier blickte mich an, mir rannen die Tränen herunter, — es waren s e i n e Tränen, man kann um den liebsten Bruder nicht schmerzlicher zucken, als ich in meiner Ohnmacht um dieses stille Leid zuckte. Wie weit, wie unerreichbar, verloren die freien saftigen grünen Weiden Rumäniens! Wie anders schien dort die Sonne, blies der Wind, wie anders waren die schönen Laute der Vögel oder das melodische Rufen der Hirten. Und hier — diese fremde schaurige Stadt, der dumpfe Stall, das ekelerregende muffige Heu mit faulem Stroh gemischt, die fremden, furchtbaren Menschen, und — die Schläge, das Blut, das aus der frischen Wunde rinnt . . . O, mein armer Büffel, mein armer, geliebter Bruder, wir stehen hier beide so ohnmächtig und stumpf und sind nur eins in Schmerz, in Ohnmacht, in Sehnsucht. — Derweil tummelten sich die Gefangenen geschäftig um den Wagen, luden die schweren Säcke ab und schleppten sie ins Haus; der Soldat aber steckte beide Hände in die Hosentaschen, spazierte mit großen Schritten über den Hof, lächelte und pfiff leise einen Gassenhauer. Und der ganze herrliche Krieg zog an mir vorbei . . .

Schreiben Sie schnell, ich umarme Sie, Sonitschka.

Ihre Rosa.

Sonjuscha, Liebste, seien Sie trotz alledem ruhig und heiter. So ist das Leben und so muß man es nehmen, tapfer, unverzagt und lächeln — trotz alledem.

1. Heilung.

Ein sehr junger Mensch, Geiger, hellblond, mit dem schmalen deutschen Gesicht der Sehnsüchtigen, benützte die Dämmerung in meinem Arbeitszimmer, um zu gestehen:

„Am schlimmsten hat sie sich zuletzt benommen. Denken Sie, ich konnte nicht anders, ich ging immer noch abends vor ihr Fenster. Ich hoffte, sie werde meine Nähe telepathisch fühlen, das Fenster ihres Schlafzimmers öffnen und sich zu mir herunterbeugen, mich rufen, wie sie es in zweieinhalb Jahren oft getan hat. Ich kann es heute noch nicht begreifen, wie sie sich plötzlich mit einem Vernunftentschlüß umstellen konnte. Welche Veränderung geht in solchen Frauen vor, wie bringen Sie es zustande, gestern in den Armen des Freundes zu liegen und heute in die Luft zu sehen, wenn er ihnen begegnet? Welche erschreckende oder auch bewundernswerte Kraft des Vergessens, welche wilde Kraft des Vorsatzes!

Es zog mich in die kleine Gasse, abends, am Kanal, wo ich so oft Arm in Arm die Nacht verplaudert hatte. Zuweilen sah ich einen Schatten oben, hinter den Vorhängen und bildete mir ein, sie habe mich gesehen. Dann wartete ich noch eine Weile und ging beruhigter nach Hause.

Manchmal fuhr ein Auto an mir vorbei. Das hielt vor ihrem Hause. Ich sah sie aussteigen. Sie kam von einer Abendgesellschaft. Ich trat in einen Torschatten. Dennoch hatte sie mich gewiß gesehen. Manchmal kam sie nicht allein.

Einmal trat sie auf mich zu und sagte zornig: „Steh doch nicht so dumm stundenlang da!" Sie hatte recht, aber ich hatte ihre Stimme wieder gehört. . . . Ihr Auge hatte in meinem geruht. . . . Am nächsten Abend war ich wieder da. Es wurde Frühling. Die Fenster standen weit offen. Immer war droben Licht. Es gab mehr als einen Schatten da droben. Eines Abends stand ich wieder im finsteren Toreingang. Da trat plötzlich aus dem Dunkel ein Riesenkerl hervor. Er behauptete, ich hätte ihn gestoßen. Ehe ich noch antworten konnte, hatte er mir schon einen Schlag versetzt, daß ich halb ohnmächtig vortaumelte. Automatisch hatte ich geantwortet. Aber da setzte er mir nach und plötzlich war noch ein anderer da, dem ich in die Hände lief. Ich bin, kurz gesagt, in meinem Leben nicht so infam verprügelt worden. Meine Wangen waren tagelang geschwollen, mein Rücken war braun und gelb. Dennoch schrie ich

nicht um Hilfe, ich wollte ihr da droben nicht die Freude machen, denn natürlich hatte sie die beiden Rohlinge gedungen. Wenn ich daran gezweifelt hätte, so würde das Abschiedswort der Kerle das bewiesen haben: „Komm bald wieder an den Kanal!“ Aber nun war ich geheilt, nicht wegen der Schläge, versteht sich, sondern weil sie sich d a z u entschlossen hatte.“

„Sind Sie ihr noch böse?“ fragte ich.

„Böse? Ich erkenne sie jetzt erst, wie sie ist. Diese gedungenen Rowdies gehören zu ihr.“

„Aber seither leben Sie unbehelligt? Und arbeiten wieder?“

„Leidlich.“

„Und sehen andere Frauen wieder an?“

„Ich versuche es, und es geht vielleicht.“

„Dann waren die Prügel das größte, was diese Frau für Sie getan hat! Sie gingen sonst heute noch an den Kanal, Sie hätten sich von dem Abendfenster nicht losreißen können! Sie hätten sich von diesem Irrtum nie getrennt. Loben Sie die junge Kraft der Frauen, sie hat Sie Ihrer Arbeit und Freiheit wiedergegeben!“

Der schmale blonde Mensch sah mich zaghaft an: „Vielleicht haben Sie recht?“

„Um Gotteswillen,“ fügte ich, vom sanften Ton seiner Stimme erschreckt, schnell hinzu, „senden Sie ihr nun nicht zum Dank für die Prügel einen Blumenstrauß!“

2. Armer Luigi.

Zuerst kam der Komponist Luigi Ferrari in meine Ordinationsstunde. Er legte hastig den Mantel ab und sagte nach einer etwas theatralischen Spannungspause:

„Ich habe genug. Ich lasse mich von Mizzi scheiden.“

„Das hast du schon einige Male gesagt.“

„Diesmal sage ich nichts, der Prozeß ist eingeleitet. Jetzt wird es ernst. Warum schneidest du ein Gesicht? Hättest du an meiner Stelle nicht das gleiche getan? Wärst du nicht schon hundertmal davon gelaufen? Hab' ich nicht auf deinem und deiner Freunde Gesicht hundertmal gelesen: Wie kann er sich das nur gefallen lassen? Weißt du, wie viel Nächte ich schlaflos gelegen bin, weil gegen die Qual der Angst, sie zu verlieren, Veronal und Adalin wirkungslos war? Weißt du, daß sie in der vorigen Woche nach Oberhof gefahren ist und mir nur einen Zettel zurückgelassen hat, mit der Bitte, ihr zu vertrauen und nicht nachzureisen?“

„Wie steht's mit deiner neuen Oper?"

„Scherze nicht. Ich pfeife auf die ganze Musik, wenn ich wie ein Hund leben soll. Selbst wenn mir was einfällt, fehlt mir doch die Ruhe, es auszuarbeiten."

„Vor der Scheidung würde ich doch noch einmal nach Oberhof fahren."

„Nein! Es ist genug. Vier Jahre lang bin ich aus den dramatischen Situationen nicht herausgekommen! Vier Jahre lang — dies Betteln vor ihrem Schlafzimmer, dieses Nachreisen und Heimholen, dieses Spielen mit dem Revolver, diese —"

„Versöhnungen. Gib zu, du hast Mizzi nicht einmal geheiratet, sondern vierzigmal. Immer war alles zu Ende, und immer wieder hast du ihr, hat sie dir eine neue Hochzeitsreise geschenkt. Vielleicht braucht ihr von Zeit zu Zeit dramatische Situationen?"

„Ich brauche Ruhe, Schlaf, Ordnung, ich will meine Arbeit und übrigens —"

„Oh, pardon, gibt es ein Übrigens?"

„Und übrigens heirate ich Elfriede Müller. Wir werden nach dem Harz übersiedeln, nach Goslar. Elfriede steht nicht nur mir, sondern auch meiner Arbeit verständnisvoll gegenüber. In Goslar werde ich die Oper vollenden und die beiden Quintette und das Oratorium."

Da schwieg ich.

„Übrigens liebe ich Elfriede seit ihrem sechzehnten Jahr. Du mußt wissen, wir sind Spielkameraden, schon als Kinder, gewesen. Es wird keine dramatischen Situationen geben, aber ich mache eben einen Strich unter die Jünglingsperiode."

Ich sah sein Gesicht an. Froh war es nicht.

Einige Wochen später kam Mizzi in mein Sprechzimmer. Sie sah in einem braunroten Pelzkleid frischer und amüsanter als je aus. Sie ließ sich auf einen kleinen Puff fallen und stieß hervor:

„Ich bin geschieden."

Dabei kullerten aus ihren strahlenden Augen langsam Tränen. Sie mußte den Schleier heben und sich mit dem Battisttüchlein die Wangen trocknen.

„Verstehen Sie das, Doktor?"

„Liebes Kind," sagte ich so sanft wie möglich, „wie oft sind Sie hier gesessen und haben mich gebeten, ihm zur Scheidung zu raten!"

Sie antwortete unwirsch: „Wer redet von der Scheidung?

Aber diese Elfriede Müller!! Verstehen Sie das? Erklären Sie mir das! Ich kann begreifen, daß er von mir wegging. Aber wie kann man vier Jahre mit mir gelebt, geliebt, geschlafen haben und plötzlich reif sein für Goslar. Ich hab ihn gequält. Richtig. Aber wie wird er es denn aushalten, von Elfriede garnicht gequält zu werden? Es wird ihm ja nicht eine Note mehr einfallen! Ebenso gut könnte er plötzlich Steuerbeamter werden!! Verstehen Sie das? Die Leute klatschen, erzählen, ich sei ihm untreu geworden. Er selbst weiß ganz gut, daß das leeres Gerede ist. Jetzt möcht ich ihm untreu gewesen sein. Aber es gibt eine verdammte physische Abhängigkeit. Sehen Sie, das verstehen Sie nicht. So handelt nur ein Mann! Ein Steuerbeamter!"

Die Tränen stürzten über ihre runden Wangen.

„Sie brauchen mich nicht zu trösten. Trösten Sie ihn. Er hat mehr verloren als ich. Er hat sich selbst verloren. Wissen Sie, was ich ihm sagte, als wir das Landgericht verließen? Ich war zuerst ganz fröhlich, weil mir dies alles, Heirat, Scheidung, Trauschein ganz wurst ist. Erst nach der Verhandlung sagte er mir stotternd, daß er nach Goslar übersiedle und Elfriede Müller heirate. Wissen Sie, was ich ihm sagte? Ich sah ihn an, nahm seine Hand und sagte: ‚Armer Luigi, du bist geisteskrank!' Und das ist er auch."

FRANZ BLEI.

AUS DEM „GROSSEN BESTIARIUM DER MODERNEN LITERATUR".

Die erste Auflage des Bestiarium, worin die literarische Tierwelt Deutschlands knapp und fest geschildert war, ist im Handumdrehen vergriffen gewesen. Nun hat Peregrin Steinhövel, hinter welchem der zuweilen unmaskierte Franz Blei steckt, das Bestiarium erweitert. Th. Th. Heine Gulbransson und Rudolf Großmann haben es herrlich illustriert, und so bereichert wird das witzigste Buch über die moderne Literatur in einigen Wochen im Ernst Rowohlt-Verlag erscheinen. Ich habe die Korrekturbogen in der Hand gehabt und kann mir nicht versagen, im „Tage-Buch" von diesen erfrischenden, liebevollen Bosheiten schon heute ein wenig zu naschen.

DER BAHR. Den Bahr gibt es nur mehr in einem einzigen Exemplar, das im Salzburgischen gehalten wird. Seinen früheren scharfen Geruch hat es in den milderen der Heiligkeit gewandelt, und die Hörner hat das Tier, seit es den Teufel fürchtet, ebenso wie die

Zähne, längst verloren. Dafür wuchsen ihm Mähne und Bart immer länger, was dem Bahre ein ehrwürdiges Aussehen gibt. So kann es der Wanderer in seinem Reservat am Untersberg beobachten oder mit ihm Zwiesprach pflegen, denn der Bahr ist ein ungemein gesprächiges und, fehlt ihm der Partner, selbstgesprächiges Tier. Seine Wärter, wie der überaus fromme Pater A. B. C. D. Schmitz, fürchten immer, der Bahr werde sich noch einmal nicht totstürzen, sondern totreden. Denn gefallen ist der Bahr schon öfter ohne Schaden zu nehmen und auf die Knie fällt er gut zweimal im Tage, welche Alterserscheinung eine leichtgläubige fromme Bevölkerung wie die salzburgische als bei solchem Tiere seltene und um so anerkennungswertere Frömmigkeit auslegt. Ein Kapuziner hat den Bahr deshalb einmal ganz frei in die Heilige Messe mitgenommen, und das Tier unterschied sich, wie Augenzeugen berichten, in nichts von seinem frommen Führer, so daß man nicht hätte sagen können, war der Bahr mit einem Kapuziner oder ein Kapuziner mit dem Bahr in der Messe. Um so mehr oder um so weniger als der Bahr bei diesem frommen Besuche über seine flinken, kleinen, scharfen und klugen Äuglein seine ehrwürdige Mähne hatte fallen lassen.

DER ELOESSER. Er gehört zur Familie der Kopffüßler, jener überall gleich heimischen Tierart, die mit Hilfe ihres Kopfes in der Advokatur ebenso gut vorwärts kommt wie in der Literatur. In letzterem Falle entsteht durch eine metaphysische Senkung des Mittelfußknochens der sogenannte Plattkopf.

DER PAULERNST. So heißt eine hartnäckige Bandwurmart, die dem bekannten längst toten Friedrich Hebbel noch immer abgeht. Die Stücke unseres Bandwurmes sind ganz harmlos, trotzdem empfindet der Mensch, gewahrt er zufällig eines, ein Grauen unbegreiflicher Art davor, das sich in Gähnkrämpfen äußert. Um die völlige Harmlosigkeit dieser Stücke zu zeigen, hat sie der bekannte Münchner Zoologe Georg Müller gesammelt. Aber er konnte auch dadurch die Menschen nicht von ihrem Irrwahne abbringen. Vielleicht gelingt dies erst, wenn die Sammlung aller Stücke dieses Paulernstes vorliegt, was aber noch lange nicht der Fall sein dürfte, denn unser Paulernst ist ein außerordentlich langer Bandwurm.

DIE HALBE. Die Halbe ist, was man in ihrer Jugend noch nicht erkennt, ein letzter Wurf der Marlittziege kurz vor ihrem Tode und daher ist die Halbe wenig lebensfähig. Bei zunehmenden Jahren

der Halbe kommt die Mutter immer mehr zum Vorschein, die von so robuster Konstitution war, daß sie ihrem letzten Sprößling noch das wenige Leben schenken konnte, das er besitzt.

DAS KERR. Das lebhafte Kerr ist eine Abart des Buntspechtes. Es beklopft mit seinem ausgebildeten Schnabel alles was es auf der Welt gibt, und unternimmt, um noch mehr beklopfen zu können, oft weite Reisen. Wenn es klopft, stößt es immer seinen Schrei aus: „Kerrker“ oder „Cri-Tik“, in allen Modulationen versucht, aber immer deutlich bleibend. So daß man ihn im Walde an diesem Schrei sofort erkennt schon von weitem. Man nennt ihn den König der Grunewälder. Erhebt er sich gegen seine Natur um einen Meter höher als sein Baumgipfel, so duldet das ein auf dem Nachbarbaum horstender Verwandter des Kerrs nicht, welcher Harden heißt.

DER THOMASMANN UND DER HEINRICHMANN. Beide diese Tiere gehören zu einer Familie mittelgroßer Holzböcke. Sie sind von verschiedener Farbe bei sonstiger Gleichheit der Lebensweise und Natur. Man findet sie immer auf demselben Baume lebend, aber auf dessen gegengesetzten Seiten, da sich die beiden Holzkäfer durchaus nicht leiden können. Bohrt der Thomasmann unten an einem Baum, so sitzt auf dem gleichen der Heinrichmann oben. Findet der eine die bebohrte Linde saftig, so findet sie der andere morsch, und umgekehrt. Das seltsame ist, daß sich beide immer im Baume irren. Sie glauben auf einer Eiche zu käfern, wenn sie auf einer Tür aus Kiefernholz sitzen, auf einer Fichte, wenn es eine Kommode aus Lindenholz ist. Immer aber findet aus Ärger über des andern Anwesenheit der eine morsch, was der andere saftig findet. Nur wenn man die beiden Käfer auf einen Federhalter setzt, geben sie sich eifrig ihrer Tätigkeit hin, indem sie emsig darauf hinunter und hinauf laufen. Was die Farbe anlangt, so zeigt der Thomasmann schwarzweiß gestreifte Flügeldecken, während die des Heinrichmann blauweißrot mit manchmal auftauchenden, doch bei menschlicher Annäherung rasch wieder verschwindenden roten Tupfen sind. Diese roten kleinen Tupfen lassen sich übrigens durch leichtes Reiben entfernen.

DIE RILKE. Um die Zugehörigkeit der Rilke zum Tier- oder Pflanzenreiche streiten miteinander die Zoologen und die Botaniker, indem sie diese nicht haben wollen und der Zoologie, die Zoologen indem sie diese nicht haben wollen und der Botanik oder Pflanzenkunde

zuweisen; und sagen die Zoologen, es fehle der Rilke das Blut, weshalb sie sie von sich weisen, und sagen hinwieder die Botanisten, sie habe ein tierisches Gebiß, welches sie instand setze, Verszeilen jeder Länge immer dort auseinanderzubeißen, wo kein Gelenk sei, weder ein melodisches, noch ein rhythmisches. Und es muß dieses Gebiß und seine sonderbare Benützung wirklich zugegeben werden. Seltsam ist hinwieder der Umstand, daß die Rilke nur weiblich vorkommt, wenn auch gewisse äußere Geschlechtsmerkmale, wie Barthaare, männlichen Charakter haben. Doch neigen sich diese Merkmale, wie der Bart der Rilke, sanft melancholisch nach abwärts, als ob sie eigentlich nicht da sein wollten und nur aus Verlegenheit da wären, dementiert auch von der hohen weiblich zarten Stimme der Rilke, die sich zu verflüstern geneigt ist, oder zu verhauchen. Ähnlich darin dem Werfel ist auch die Rilke als Schoßtier beliebt, aber mehr von älteren Damen wegen seiner sexuellen Stubenreinheit und des frommen etwas blöden Augenaufschlages, der das bei jenen Damen so sehr geliebte Entzückenswort „himmlisch" auslöst. Unter sieben solchen Damen kann man sicher immer als die siebente die Rilke treffen. Um ihr Geschlecht zu betonen, bekommt sie da gern ein Häubchen aufgesetzt, das ihr, wie die Damen ausrufen, „himmlisch" steht. Das Tier hat von dieser dauernden Verhimmelung die Neigung angenommen, seine Naseweise in theologische Bücher, Marienlegenden und ähnliches zu stecken.

DAS SCHÖNHERR. Großstadtbewohner halten das Schönherr für einen Hirsch und sein braves Muh für einen Brunstschrei. Auf dem tilorischen Lande, aus dem er stammt, steht das Schfinherr im Stall des Bauern Kranebitter, wird aber da wegen seiner wässrigen Milch nicht gemolken. Dieser Wiederkäuer geht auch unter dem Namen des Thomas — bayrische Varietät — und des Ganghofers — österreichische Varietät. Alle drei Varietäten sind sehr stolz auf den idiomatischen Klang, den sie ihrem Muh geben können.

DER HANSMÜLLER. So nannte der kleine Moritz Benedikt seinen Papierdrachen, den er meist des Sonntags in der Fichtegasse aufsteigen ließ. Da der kleine Moritz viel Schnur hatte, fl g der Hansmüsser sehr hoch, so daß Kinder ihn für einen Vogel hielten, was aber nur ein Gemächte aus alten Zeitungsblättern war. Später riß der Faden, und der Hansmüller fiel auf ein Dach eines alten Theaters, wo man ihn manchmal aufflappen sieht. Jetzt wissen auch die Kinder, daß der gerissene Hansmüller nur aus Papierfetzen besteht.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Aprilwoche.

Im Jahre 1921 sind die *Spareinlagen* bei den deutschen Sparkassen nur um 2,6 Milliarden Mark angewachsen, während ihr Wachstum im Jahre 1920 6,2 Milliarden und im Jahre 1919 4,6 Milliarden betrug. Während also, um der Realersparnis der letzten Jahre gleichzukommen, ein weit größeres Nominalwachstum der Ersparnissummen hätte eintreten müssen (— denn zwischen 1920 und 1921 ist die Mark ja außerordentlich entwertet worden —), hat sich die Nominalsumme im Gegenteil sogar vermindert. Die wirkliche Abnahme der Sparüberschüsse ist demgemäß noch weit größer als die Zahlen äußerlich erkennen lassen, sowohl mit den beiden vorangegangenen Jahren als auch mit Vorkriegsverhältnissen verglichen. Nur zum kleineren Teil dürfte sich in diesem Rückgang die bekannte Abwanderung von der Sparkasse zur Börsenspekulation auswirken. Zum größeren Teile ist sie sicher von der zunehmenden Unmöglichkeit für immer breitere Schichten verursacht, über die Erfordernisse der Lebenshaltung hinaus an ihrem heutigen Einkommen noch Ersparnisse zu erzielen. Und insofern ist die Tatsache eine scharfe Illustration der sozialen Lage im gegenwärtigen Deutschland.

Vor einigen Wochen (11. Februar) war hier von der verhältnismäßig geringfügigen Zahl der *Konkurse* die Rede, die sich im Jahre 1921 in Deutschland ereignet hatten. Es waren davon nicht mehr als 3100 zu verzeichnen, während es im Jahre 1913 12 756 gewesen waren. Nicht nur an dieser Jahresziffer, sondern auch an dem Ergebnis der einzelnen Monate wurde dann nachgewiesen, daß „zwischen sinkendem Markkurs und sinkender Konkurszahl vollständig Parallelität" besteht. Eine weitere Illustration zu diesem Thema liefert jetzt die Statistik der Konkurse in den Vereinigten Staaten. Dort gab es im Jahre 1921 20 014 Fälle, während im Jahre vorher nur 8463 zur Anmeldung gelangt sind. Entsprechend hat sich sowohl die Summe der Passiven (775 gegen 425 Millionen Dollar) als auch der involvierten Aktiven (446 gegen 274 Millionen Dollar) erhöht. Diese Vermehrung der Konkurse in Amerika läuft parallel mit der Kaufkraftsteigerung des Dollars, während die Verminderung der Konkurse in Deutschland parallel mit der Kaufkrafteinbuße der Mark läuft. Es bestätigt also der

Satz, mit dem die damalige Betrachtung geschlossen worden war: „Daß jede durchgreifende Valutastabilisierung nur unter Zertrümmerung einer fast unberechenbaren Zahl privatwirtschaftlicher Organismen erfolgen kann, über deren Schicksal sich der Staat rigoros hinwegzusetzen hätte.“

Das Eisenbahndefizit wird noch immer nach allen Seiten furchtbar umschwatzt, als ob es sich bei seiner Herkunft um ein Rätsel, ein tiefsinniges Rätsel handle. Es handelt sich in der Hauptsache aber ganz einfach um folgenden Tatbestand: der Markwert ist ungefähr auf 1/80 seines Friedensstandes zurückgegangen und entsprechend haben sich die Warenpreise entwickelt. Kohle kostet rund das 50 fache des Vorkriegspreises, Eisen das 60 fache und in manchen komplizierten Artikeln hat sich der Preis sogar bis aufs 60- und 90 fache gesteigert. So viel muß die Reichsbahn für ihre eigenen Bezüge zahlen. Wieviel aber nimmt sie selber ein? Für Personenbeförderung durchschnittlich das 25 fache, für Güterbeförderung (nach den Tariferhöhungen vom März, die alle Gotheins in Aufregung versetzen) durchschnittlich das 34fache. Es soll einmal jemand erklären, wie es dabei zu keinem Defizit kommen kann!

Herrn Stinnes ist es gottlob gelungen, aus seinen Reparationskohlenlieferungen noch ein anständiges Privatgeschäft zu machen. Er bekommt sie von der deutschen Regierung bekanntlich mit dem Marktpreis bezahlt; aber da er bei der Organisation houillière des Sinistrés besonders beliebt ist, hat er von dort 8 Francs direkter Superzuweisung pro Tonne zugesagt bekommen. Der Fall gibt keinen Anlaß zum Kopfzerbrechen. Die Franzosen hätten sicher nicht mehr gezahlt, wenn sie sich damit nicht Gegenleistungen gesichert hätten, die sie auf andere Weise nicht hatten erreichen können. Die Gegenleistung besteht darin, daß Herr Stinnes bessere Sorten zugesagt hat, — Sorten, die er vorher nicht geliefert hat (sonst hätten die Franzosen ihm nicht plötzlich Extrabewilligungen zugestanden) und die er von nun an zu liefern willens ist (sonst hätte er seinerseits den Handel nicht abgeschlosen). Herr Stinnes liefert jetzt also bessere Sorten, als er ohne Douceur bisher lieferte und als er ohne Douceur weiterhin geliefert hätte. Er tut es freiwillig, ohne Zwang, und in demselben Augenblick, in dem seine Organe immer wieder über die Härte der Kohlenlieferungspflicht nicht

nur in bezug auf ihre Höhe klagen, sondern namentlich auch in bezug auf die Qualitätsansprüche, die der deutschen Wirtschaft gerade die besten und am wenigsten entbehrlichen Sorten entzögen. Gott sei Dank, daß die 8 Francs per Tonne die deutsche Kohlenversorgung jetzt günstiger erscheinen lassen! Wie sich die Sache mit dem Friedensvertrag vereinbaren läßt, ist freilich unklar. So viel wir wissen, sieht der Friedensvertrag vor, daß die Reparationskohlen mit der deutschen Regierung und nicht mit der Regierung des Königreichs Stinnes verrechnet werden.

Die französische Handelsbilanz pro 1921 läßt sich jetzt endgültig übersehen, vorbehaltlich des allgemeinen Mißtrauens, das auch der französischen Statistik gegenüber am Platze ist. (In diesem Punkte besteht ausgezeichnete Harmonie zwischen Frankreich und Deutschland!) Es zeigt sich eine sensationell günstige Verringerung der Passivität, verursacht durch starke Verminderung der Einfuhr, namentlich — was aus dem prozentualen Unterschied zwischen Mengen- und Wertstatistik hervorgeht — der hochwertigen Einfuhr. Ein Vergleich der drei letzten Jahresergebnisse präsentiert sich folgendermaßen:

	Ausfuhr		Einfuhr		Einfuhr-Überschuß	
	Mengen Million. Tonnen	Wert Milliard. Franc	Mengen Million. Tonnen	Wert Milliard. Franc	Mengen Million. Tonnen	Wert Milliard. Franc
1919	10.2	11.88	48.3	35.80	38.1	23.92
1920	12.9	26 89	50.5	49.90	37.6	23.01
1921	16.0	21.55	38.0	23.55	22.0	2.—

Drastisch kommt die Minderung des Einfuhrüberschusses seit 1920 besonders im Verkehr mit den vier Hauptländern französischen Im- und Exportes zum Ausdruck:

	Einfuhr von: (Milliard. Franc)			Ausfuhr nach: (Milliard. Franc)			Passiv (—) oder Aktiv(+)überschuß		
	1919	1920	1921	1919	1920	1921	1919	1920	1921
Deutschland	0.76	2 67	2.48	1.56	1.50	2.36	+0.80	—1.17	—0.12
England	8 80	10.32	3.17	2.12	4.23	3.35	—6.68	—6.09	+0.18
Belgien	1.11	3.33	1.79	1.53	4.48	4.09	+0.42	+1.15	+2.30
Amerika	9.22	10.87	3.58	0.89	2.26	2.04	- 8.33	—8.61	—1.54

England, das 1919 und 1920 für 6 Milliarden mehr lieferte als bezog, hat 1921 zum ersten Male mehr bezogen als geliefert. Summarisch sogar noch stärker verminderten sich Amerikas Importe. Auch Belgiens und Deutschlands Einfuhren sind zurückgegangen. Gleichzeitig ist aber festzustellen: während im Verkehr mit den Westländern auch die Ausfuhr Frankreichs zusammenschrumpfte, stieg die Ausfuhr nach Deutschland — als einzigem Lande! — derart an, daß sie bereits wieder an dritter Stelle rubriziert. Und die Passivität in bezug auf Deutschland ist so geringfügig geworden, daß man fast schon von einem Ausgleich sprechen kann. Es ist ein kleiner Beitrag gegen allzu schematische materialistische Geschichtsauffassung, daß, trotz verhältnismäßig so befriedigender Handelsbeziehungen, die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich durchaus nicht besser werden wollen.

FRANCESCO NITTI UND JOHN MAYNARD KEYNES.

GLOSSEN ZUM MORATORIUM.

Das folgende sind Abschnitte aus den beiden letzten Büchern des italienischen und englischen Wirtschaftsexperten, — aus „Das friedlose Europa" (Verlag der Frankfurter Sozietätsdruckerei) und aus „A revision of the Treaty", das wir noch in eigener Übersetzung zitieren (das aber soeben auch im Verlage Duncker und Humblot, München, übersetzt erschienen ist). Es bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung, daß die Bemerkungen ursprünglich nicht auf das gegenwärtig vorliegende Moratorium abzielten. Aber es sind so treffliche Illustrationen dazu, daß sie nicht schlagender sein könnten, wenn sie ad hoc verfaßt wären.

ÜBER ZWEI MILLIARDEN GOLDMARK JÄHRLICH.

Frankreich und Italien sind Länder, wo die Ehre noch etwas gilt, und doch können sie ihre Kriegsgläubiger nicht befriedigen; und sie konnten und können nicht die geringste Abschlagszahlung auf ihre Schulden weder in den Vereinigten Staaten von Amerika noch in Großbritannien leisten. So viel steht fest, daß bis jetzt kein roter Heller bezahlt worden ist, und daß die Zinsen sich immer mehr auf das Kapital der Anleihen aufhäufen. Und warum wird nichts bezahlt? Nachdem der Krieg gewonnen war, bekam Frankreich alles, was ihm erreichbar war, fruchtbare Länderstriche, neue Kolonien, Rohstoffe, vor allem Eisen und Kali, in Hülle und Fülle. Und dennoch ist Frankreich nicht in der Lage, zwei Milliarden jährlich aus-

zubezahlen, ohne einen weiteren Sturz seiner Valuta zu veranlassen, die schon jetzt in übler Verfassung ist. Kann es Deutschland, das in der fürchterlichsten Lage sich befindet, das sich dem Zusammenbruch seines Notenumlaufs nähert, das keinen Kredit, keine Organisation im Ausland besitzt, das an Rohstoffen schweren Mangel leidet. . . . ?

Fr. Nitti.

JAHRESLAST UND JÄHRLICHES DURCHSCHNITTSEINKOMMEN.

In einem Zeitungsartikel, den ich im August 1921 veröffentlichte, wagte ich es, die Ziffer von 5000 Papiermark als wahrscheinlichste zu bezeichnen, die ich als jährliches Durchschnittseinkommen der deutschen Bevölkerung hatte errechnen können. . . . Zu der Besteuerung für die Reparation (1170 Papiermark pro Kopf) müssen nun die Kosten für Deutschlands eigene Reichs- und Landesregierung hinzugerechnet werden. Mit Schwierigkeit könnte diese Last, durch allerschärfste Sparsamkeit, auf 1000 Papiermark pro Kopf heruntergedrückt werden. . . . Im Durchschnitt müßten also je 2170 Mark des 5000 Mark betragenden Prokopfeinkommens, das sind 43 Prozent, an Steuern entrichtet werden. . . . Es gibt Verhältnisse, unter denen eine wohlhabende Nation, von überwältigenden Antrieben des Selbstinteresses geleitet, diese Last ertragen könnte. Aber ein jährliches Prokopfeinkommen von 5000 Papiermark entspricht (bei einer Rate von 20 Papier- für eine Gold-Mark) einem Betrage von 62.50 Dollar. Oder, nach Abzug der Steuern, 35 Dollar: — weniger als 10 Cents im Tage, was im August 1921 innerhalb Deutschlands einer Kaufkraft von 20—25 Cents in den Vereinigten Staaten entsprach. . . Können die Peitschen und Skorpione irgend einer Regierung, von der die Geschichte zu berichten weiß, ausreichend gewesen sein, nahezu die Hälfte seines Einkommens aus einem derartig situierten Volke herauszupressen?*)

J. M. Keynes.

---

*) Diese Berechnung stammt aus dem August letzten Jahres; es ist ihr einerseits der Londoner Zahlungsplan, andererseits der damalige Grad der innerdeutschen Markentwertung zugrundegelegt. Bei Zugrundelegung der reduzierten Moratoriumssummen (in voller Goldumrechnung belaufen sie sich auf 2,17 × 80 = 173,6 Milliarden Papiermark) und der inzwischen eingetretenen Steigerung des durchschnittlichen Prokopfeinkommens und des inneren Reichsbedarfes (bei etwa verdoppeltem Indexstand darf man annehmen, daß sich beide verdoppelt haben), gelangt man zu folgendem Resultat: a) Prokopfeinkommen rund 10 000 Papiermark; b) Prokopflast der Reparation (173,6 dividiert durch 60 Millionen) rund 3000 Papiermark; c) Prokopflast des inneren Reichsverbrauchs 2000 Papiermark. Unter

DIE NOCHMALIGE STEUERERHÖHUNG

Das Zahlungsproblem nimmt ein ganz anderes Gesicht an, wenn es nicht mehr in Milliardenziffern und als eine Verbindlichkeit zwischen den beiden abstrakten Parteien ausgedrückt wird, sondern wenn man es so übersetzt, daß es zu einem Verlangen bestimmter Summen von bestimmten Einzelpersönlichkeiten wird. Dieser Punkt ist noch nicht erreicht, und ehe er nicht erreicht ist, wird die ganze maßlose Schwierigkeit nicht sichtbar werden. Denn an diesem Punkte hört der Streit auf, vorzugsweise ein Kampf zwischen den Alliierten und der deutschen Regierung zu sein, sondern er wird zu einem Kampf zwischen den verschiedenen Gruppen und Klassen innerhalb Deutschlands selbst. Dieser Kampf wird bitter und leidenschaftlich sein, denn er wird für jede der rivalisierenden Interessen eine Angelegenheit von Leben und Tod darstellen. Die mächtigsten Einflüsse und Motive des Selbstinteresses und der Selbsterhaltung werden engagiert sein. Widerstreitende Auffassungen über Ziele und Wesen der Gesellschaft werden in den Kampf verwickelt werden. Und eine Regierung, die den ernsten Versuch machen wird, ihren Verpflichtungen wirklich Deckung zu verschaffen, wird unvermeidlich gestürzt werden. J. M. Keynes.

DAS VERLANGEN NACH STEUERN IN GOLDMASSTAB.

Die Reparationszahlungen müssen durch Steuereingänge gedeckt werden. Es ist also notwendig, irgendwelche Beziehungen zwischen Gold- und Papiermark herzustellen. Denn während die Verpflichtung in Gold fixiert ist, müssen die Mittel für ihre Abgeltung in Papiermark eingezogen werden. Die Relation zwischen beiden ist sehr schwankend, wenn die Schwankung auch innerhalb kurzer Fristen von größerer Bedeutung ist als auf lange Sicht. Weil sich nämlich auf lange Sicht sämtliche Werte in Deutschland, einschließlich der Steuererträgnisse, in der Richtung einer Anpassung an die

---

diesen Umständen würden also von 10 000 Papiermark durchschnittlichen Einkommens durchschnittlich 5 000 M. = 50 % an Steuern zu entrichten sein. Es würden dann noch 5000 Papiermark für den jährlichen und 12 Papiermark für den täglichen Prokopfverbrauch, oder, in Goldwährung verrechnet, noch durchschnittlich 15,70 Dollar bzw. 0,04 Dollar zur Verfügung stehen! Und sogar wenn das Prokopfeinkommen, das für die Gegenwart mit 10 000 Papiermark sicher nicht zu niedrig eingesetzt ist, im Laufe des Jahres noch erheblich steigen sollte, wird das Verhältnis immer noch geradezu wahnwitzig sein. Im Verhältnis zum heutigen Prokopfeinkommen ist das Moratorium noch ungünstiger, als es der Londoner Zahlungsplan im Verhältnis zum Prokopfeinkommen des Monats August war. L. Sch.

Höher- oder Niedrigerbewertung der Mark außerhalb Deutschlands entwickeln. Aber dieser Prozeß wird sehr langsam sein, und während der Gültigkeitsdauer eines Jahresbudgets können unvorhergesehene Schwankungen im Goldwert der Papiermark zu vollkommenem Nichtigwerden aller Berechnungen des deutschen Finanzministeriums führen. . . . Aber es übersteigt die Kraft jedes Finanzministers, die Besteuerung rasch einer derartigen Lage anzupassen. Erstens: wenn die äußere Entwertung der Mark sehr rapide vor sich geht, hinkt die entsprechende innere Entwertung weit zurück. Und bis die Anpassung sich vollzogen hat, — ein Prozeß, der bis zu seiner Vollendung lange Zeit in Anspruch nehmen kann, — ist die in Goldmaßstäben ausgedrückte Steuerfähigkeit des Volkes geringer als zuvor. Und selbst dann muß noch eine weitere Zeitspanne verstreichen, bis, in Goldmaßstäben gesehen, der Steuer ertrag sich heben kann. Die Erfahrungen des englischen Steuerdepartements zeigen zur Genüge, daß die Einkünfte aus direkten Steuern in weitem Umfang von den besteuerbaren Werten einer weiter zurückliegenden Periode abhängen. J. M. Keynes.

DIE AUSLANDSANLEIHE.

Wenn es einmal zu einer wirklichen Regelung gekommen sein wird, mag es der deutschen Regierung vielleicht gelingen, eine internationale Anleihe bescheidener Höhe aufzulegen, in Grenzen, die der internationalen Einschätzung ihrer minimalen Zahlungsfähigkeit entspricht. Aber obwohl es verrückte Investitoren in der Welt gibt, kann doch niemand sanguinisch genug zu der Annahme sein, es gebe deren so viele und so verrückte, daß in diesem Augenblick und unter gegenwärtigen Verhältnissen eine Anleihe großen Betrages hinuntergeschluckt werden könnte. Frankreich muß gegenwärtig, um eine Anleihe bescheidenen Umfangs am New Yorker Markt unterzubringen, ungefähr 10 Prozent zahlen. . . . Es wäre daher sehr optimistisch, anzunehmen, daß eine deutsche Anleihe zu einem Kurs emittiert werden könnte, der mehr als die Hälfte des Nominalwertes betrüge. . . . Ferner würde der finanzielle Erfolg für die Alliierten, — wenn sich der Jahresdienst dieser Anleihe, wie es doch sein müßte, innerhalb des Minimums deutscher Zahlungsfähigkeit läge, — kein anderer sein, als wenn sie das Geld zum betreffenden Zinfuß selbst entleihen würden. Abgesehen von denjenigen der Allierten, deren

Kredit noch schlechter ist als der deutsche, würde der Vorteil einer deutschen Anleihe vor eigener Kreditaufnahme nicht sehr wesentlich sein. J. M. Keynes.

DIE KONTROLLE.

Wer tiefer hinter die Kulissen der französischen Politik sehen konnte, wußte sehr wohl, daß die Forderung einer ungeheuren und unbegrenzten Entschädigung nur das Mittel sein sollte, Deutschland unter Kontrolle stellen und bis zur völligen Erschöpfung auspressen zu können. . . . Man darf wohl sagen, daß das Problem der Entschädigung niemals ernsthaft studiert worden ist, sondern daß all die Berechnungen, die Schätzungen, die Erhebungen nur eine Reihe von impulsiven Einzelhandlungen darstellen. Sie beruhen alle auf einem einzigen Irrtum: dem Irrtum der französischen Politiker, die nur das eine Ziel verfolgten, mit Hilfe der Entschädigungsleistungen Deutschand unter Aufsicht zu stellen. Fr. Nitti.

GARANTIEN.

Es ist üblich, — hauptsächlich in Frankreich, — viel von „Garantien" zu reden. Darunter versteht man offenbar eine Erfindung, die Sicherheit dafür gewähren soll, daß das Unmögliche sich ereignen wird. J. M. Keynes.

DIE ROLLE ENGLANDS.

Für all dies fällt auf Großbritannien eine schwere Verantwortung. Denn es folgt Frankreich in seinen Fehlern und verschlimmert sie in gewisser Hinsicht noch, indem es sich ebenfalls nicht zu mäßigen weiß. Italien spielt bei seiner unsicheren Haltung gar keine Rolle. Fr. Nitti.

DAS LICHT IN DER FERNE.

Die Öffentlichkeit gibt sich noch keine Rechenschaft von der tatsächlichen Lage. Sie kann dazu auch nur durch eine wirklich tiefe geistige Krise gelangen, die die erste sichere Grundlage des Friedens schafft. Fr. Nitti.

GLOSSEN

BRUNO WALTER.

Waltershausen ist, nicht grammatikalisch und künstlerisch, im Gegenteil, aber kunstpolitisch der Komparativ von Walter. Dieser musizierende Freiherr und national beliebte Mann ist — man weiß aus Kunstgründen nicht warum? — zweiter Direktor der Münchener Musik-Akademie. Und spielt, ich weiß nicht welche Instrumente, aber eine große Rolle im Niedergange Münchens, der von der bayerischen Mittelpartei der eingesessenen Spießer für Münchens Aufstieg, ich weiß nicht zu welchen Höhen gehalten wird. Auch den Freiherrn von Waltershausen hält sie, hielt sie, wird sie halten, und er sich an sie. Sie wissen, man ist da bayrisch, national und auch christlich. Und Bruno Walter ist ein Jude und aus Berlin. Man zahlt ihm 50 000 M. im Jahr, erklärt, mehr könne man nicht, und hoffte so schon lange, ihn los zu werden: denn 50 000 M. sind ja wenig für einen Operndirektor eines Ensembles, das in seinen Sternen nie da ist, wohin es engagiert wurde, sondern immer wo in Neutralien. Walter hat ja, um etwas Ruhe zu haben, dem Herrn Waltershausen den Gefallen getan, eine seiner Opern aufzuführen, die in den rechtsstehenden Blättern als eine deutsche Tat gepriesen wurde: ich versteh' mich in Opern nicht auf deutsche Taten, aber die Musik war ein dilettantisches Musizieren ohne jede Originalität, nicht einmal die Wagnerische. Aber der aufgeführte Waltershausen war dessen nicht zufrieden. Er denkt nun nicht daran, Walters Nachfolger zu werden, denn Königsmacher zu sein ist klüger als König, zumal in einem so deroutierten Reiche wie die Münchener Oper und das Münchener sogenannte Kunstleben. Natürlich haben die politischen Herren, die Münchens Aufschwung im salvatortriefenden Auge haben, auch künstlerische Gründe gegen Walter: er spiele nicht genug Wagner, und Wagner, das sei doch ein altes Münchnerisches Erbgut. Wenn man so an die schönen Wagneropern unter Possart denke! Walter hat in seinen Neuinszenierungen des „Ringes" dem Possartwagner die Wattons aus den diversen Heldenbrüsten und Götterwaden genommen und so was wie einen erträglichen Stil gesucht, diese Herrschaften Germaniens uns wieder näher zu bringen. Ich glaube, man hat diese Bemühungen Walters und der Frau Bahr-Mildenburg (trotz Hermann Bahrs) für jüdisch gefunden, — wie man ja derzeit in München alles gern für jüdisch, berlinerisch oder bolschewikisch anspricht, was der Meinung ist, Mün-

chen setze zurzeit seinen Ehrgeiz darein, in der Tat die blödeste Stadt Deutschlands zu sein. Nächstens wird ein hier Ansässiger, der zufällig weiß, daß zweimal zwei vier ist, sich vorkommen wie eine Laus im Pelz. Also darum geht Bruno Walter von München weg? Weil man ihn gern weg haben möchte, was man ihm dadurch zu verstehen gibt, daß man ihm sein Gehalt nicht aufbessert. Waltershausen hat sicher schon einen tüchtigen teutschen Mann von unzweifelhafter arischer Gesinnung im Vorrat. Und wenn er vielleicht sogar Karhler hieße, und Professor wäre und aus Duodazian.

Stolz von der Au.

VALESKA GERT.

Gäbe es eine Tanzkritik, die aus eigenen Gnaden ja und nein zu sagen weiß, dann müßte die Tänzerin und Mimikerin Valeska Gert längst zu den paar großen Ausnahmsfällen der deutschen Bühne gereiht werden, neben Max Pallenberg und Gussy Holl.

Eine kleine Figur, kein modisch-magerer Körper, aber ein Leib, der bald schmal, bald breit, bald mädchendünn, bald fleischigfett zu sein scheint. Kein eigentlich schönes Gesicht. Eine ungenirt slawische Nase. Aber: kohlenglänzende Augen. Ein ganz beweglicher Mund, bald spitzes Mäulchen, bald breit und zotig.

Valeska Gert tanzt nicht bloß mit ihren beweglichen, bis hoch in die Schenkel belebten Beinen, nicht bloß mit ihren leicht in den Gelenken sitzenden Armen, mit den schlenkernden, hängenden, ausgelassenen Händen, sie tanzt mit ihren Schultern, mit ihrem Bauch, mit ihren Brüsten. Ihr Körper hat eine fakirhafte Veränderlichkeit. Ihr Tanz, von höchster technischer Sicherheit, wird auch in ihrem Gesicht aufgeführt (zuweilen dort etwas zu deutlich) und man fühlt, daß ihr ungeheuer beredter Mund an der Grenze des Sprechens ist. Sie muß sich zuweilen zur Stummheit zwingen, so stark ist das spielerische, das schauspielerische Element in ihr.

Ihr Wesen ist getanzter Witz. Sie übertreibt die Bewegung in die Karikatur. An ihrem Tangotanz werden tausende junge Bürgerfrauen lächerlich; sie tanzt die erotische Trägheit, die sentimentale Passivität der fashionablen Tangodame, nur natürlich viel träger, viel passiver, und eben durch die ausgelassene Übertreibung des Typischen erreicht sie die Groteske. Nur eine Könnerin ersten Ranges vermag die Spitzigkeit der Ballettdame so drollig zu überspitzen, nur ein Temperament von furioser Natur konnte dieses tolle Jockeitempo für den Zirkustanz finden.

Ihre Tänze sind etwas aphoristisch. Aber das mag im Wesen des Witzes, auch des körperlichen, liegen. Wenn in Deutschland nicht jeder schöpferische Mensch ganz isoliert stände, wenn es hier unter den Bühnendichtern und -leitern schöpferische Enthusiasten gäbe, so müßte zu dem pantomimischen Genie der Valeska Gert die Bewegungskomödie erfunden werden, die ihr über das Aphoristische hinaushülfe. St. Gr.

JESSNERS VORFAHR.

In seinen „Erinnerungen" (Berlin 1865) spricht Adolf Bernhard Marx von Richard III.. des alten Devrient: „Wenn Richard, von allen verlassen, nur von dem Bewußtsein seiner Helden- und Herrscherkraft nicht, jene Verzweiflungsworte ruft: „Ein Königreich für ein Pferd!", eilt der Hinkende über das Schlachtfeld, wie Knaben tun, den Tritt des Galopps andeutend. Der kluge, unbe-

teiligte Leser mag lächeln, mag kaum ein „Kindisch!“ zurückhalten. Uns Schauenden war sehr ernst und bang und schauervoll zumute.“ Der Unterschied von Jeßners phantastisch-kaltem Einfall ist klar. Wiederum einmal ist schon alles dagewesen und wieder einmal lange nicht dasselbe.

JOURNALISTEN-ANEKDOTEN

DIE FRISÖRIN UND DIE VERLEUMDER.

Ein Freund des „Tage-Buches“ angelt aus einer Breslauer Zeitung eine Annonce heraus, die eine Szene aus einem Volksstück scheint:

WARNUNG!

Ich verbitte mir jede Verleumdung, da ich eine Frisörin bin aus dem Hause Universitätsplatz Nr. 7, 3. Et. links. Wenn ich mehrere Zeugen aufweisen kann, gebe ich mehrere hundert Mark aus, da ich gerichtlich vorgehen möchte gegen die Verleumdungen..

Frl Elsa Di tz,
Universitätsplatz Nr. 7,
3. Etage links.

Nun wird die Frisörin, Universitätsplatz 7, 3. Etage links, hoffentlich Ruhe haben. Ach, die Verleumder wetzen sich an Jedem, nicht nur an Fräulein Elsa Dietz, Universitätsplatz 7, 3. Etage links.

JOURNALISTEN-EINSAMKEIT

Paul Lindau wurde einmal nachdenklich: „Wir jagen zu sehr den äußeren Eindrücken nach, wir sind immer auf dem laufenden, sehen alles unter dem Eindruck der Wirkung auf die anderen. Aber Einsamkeit, Alleinseinkönnen, — darauf kommt es an. Wenn ich mich z. B. auf der Puszta verirren würde, wenn ich tagelang suchend umherirre und dann, schon dem Tode nahe, endlich die rettende Csarda finde, —, die ausgestandene Verzweiflung, die Todesängste, die Qualen, die sind mein Eigentum, die gehören m i r. Wer kann davon wissen, außer den Lesern des „Berliner Tageblatts“ und des „Neuen Wiener Journals“, denen ich selbstredend darüber eine Schilderung schicken würde . . ?

DER ZEITUNGSSTRATEGE

„General Baratieri hat aus der Schlacht bei Adua“, so schrieb Redakteur Sch. in die Wiener Allgemeine Zeitung, „von seinem ganzen Gepäck nur zwei Hosen gerettet, von denen bloß eine als voll gelten kann.“

BRIEF AN DAS TAGEBUCH.
FRANZ EEHNHOFF. (HansOpenoog.)
WIR SCHIESSENDEN FRAUEN

Herr Hans Openoog schreibt dem T.-B.:

Die sonst so neutralen Verleger Velhagen und Klasing ließen in ihrem diesjährigen Almanach einen Aufsatz „Frauen im Reichstag" erscheinen. Als Verfasser zeichnet ein A.

„A." ist der frühere Major Adolf Stein, der Stimmungsbildhauer des „Tags" und früher der „Täglichen Rundschau" auf der Reichstagstribüne. Herr Major Adolf Stein schreibt über die kranke, inzwischen verstorbene Luise Zietz: „Die Nieren wollen nicht mehr, die Zähne fallen aus, die Augen sind tief umschattet; keuchend vollbringt sie ihr Tagewerk .... Irgendwann einmal ist sie tot, irgendwann einmal wird sich dieser Reichstag zu Ehren der verstorbenen Kollegin erheben."

Dieses eine Beispiel deutschen Zartgefühls mag genügen. Es ließe sich durch Zitate über weibliche Abgeordnete aller Parteien, mit Ausnahme der Deutschnationalen Volkspartei erweitern. Die einzige Frau des Reichstages, die Herr Adolf Stein uneingeschränkt gelten läßt und als das Muster aller Frauen aufstellt, ist die deutschnationale Abgeordnete Margarete Behm. Als ihr besonderes Verdienst hebt Stein hervor, daß sie „stolz darauf ist, ein Fräulein zu sein." (Sie ist 62 Jahre alt.) Stein lobt sie weiter mit den Worten: „Sie ist früher auch Lehrerin gewesen, wenn auch keine Gelehrte; und der Doktorhut stünde ihrem weißen Haar über dem rosig mütterlichen Gesicht ebensogut wie manchem Pfarrer, der ihn auch nicht für schürfendes Forschen, sondern für praktische Theologie erhalten hat."

Was ist es nun mit Margarete Behms praktischer Theologie? In einer Zirkusversammlung sprach das Fräulein über den 9. November. Daß es an diesem Tage nicht zu Blutvergießen kam, legte sie den Männern des alten Systems als unverzeihliche Schwäche aus und äußerte wörtlich: „Was hätten wir Frauen am 9. November getan? Wir Frauen hätten schießen lassen."

Fräulein Margarete Behm also hätte am 9. November schießen

lassen. Ohne Zweifel gebührt ihr also der Ehrendoktorhut für praktische Theologie!

SCHLEICH-ANEKDOTE.

Eines Tages entdeckte ich den berühmten Arzt und Forscher, wie er vor der glitzernden Schaufensterscheibe eines Warenhauses stand, sein Bild im Glase suchte und den Kopf schüttelte. „Was machen Sie denn da?“ frug ich Schleich. — „Da hat mir eben einer gesagt, daß ich ein Genie bin. Wenn ich mich aber ansehe, finde ich, daß ich heute aussehe wie ein Bierkutscher.“

QUARTALSCHLUSS

Dem Hefte liegt eine Zahlkarte zum direkten Abonnement bei.

Der Abonnementspreis von 35 M. wurde nicht erhöht! Bloß der Preis des einzelnen Heftes, er beträgt von dieser Nummer an 4 Mark 50 Pfennig. Wer das Tage-Buch liebt, der abonniert es.

Verwaltung des Tage-Buches.

INHALT DES LETZTEN HEFTES:

(Heft 12)

Der Gesamtauflage des Heftes liegt ein Prospekt der „Großen Volksoper“, Berlin, bei, auf den wir unsere Leser besonders hinweisen.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39.



TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Aprilwoche.

An der Türe zu Tschitscherins Moskauer Privatbüro war während der letzten Wochen, in Lettern steigender Größe, folgender Verzweiflungsbefehl zu lesen:

> Verboten sind für jedermann
> wer es auch sei,
> Unterhaltungen mit dem Volkskommissar
> ÜBER DAS THEMA:
> GENUA.

Auch in Berlin hat sich der Leiter der russischen Genua-Delegation nicht viel ausfragen lassen; und obwohl er offensichtlich ein Mittelpunkt dieser merkwürdigen Wirtschaftskonferenz werden wird (in der über die Grundfragen der Wirtschaft nicht gesprochen werden darf), ist seine Haltung doch unbestimmter als diejenige aller übrigen großen Kanonen, die in der Heimat allesamt wenigstens oberflächlich ihr Programm entwickelt haben. Aber unter den russischen Delegierten befindet sich auch Herr Joffe, ehemaliger Sowjetvertreter in Berlin und Spezialist in Vertragsverhandlungen. Der hat einem Vertreter der besten europäischen Zeitung, des „Manchester Guardian", den Zweck der Genueser Konferenz ganz klar folgendermaßen umschrieben: „Genua soll entscheiden, ob Frankreich oder England Herr in Europa sein wird. Da Lloyd George aus innerpolitischen Gründen aber nicht zugestehen kann, daß es die deutsche Frage ist, in der er mit Frankreich disharmoniert, bereitet er sich darauf vor, die Disharmonie in der russischen zutage treten zu lassen." Es gibt einige Sätze in Lloyd Georges Unterhausrede, die als Bestätigung dieser Meinung aufgefaßt werden können. Und allgemeiner Zustimmung wird sich wohl die Auffassung begegnen, daß, wenn überhaupt auf Resultate dieses diplo-

matischen Massenmeetings gehofft werden kann, nicht die großen Paradeversammlungen es sein werden, in denen diese Resultate zustandekommen. „Es wird feierliche Sitzungen geben," sagte Herr Joffe, „in der jedermann Reden halten wird, die in den Zeitungen gedruckt werden sollen. Das kann zehn Tage oder zwei Wochen oder einen Monat dauern; dann werden die Hauptakteure abreisen, um wieder ihre Rollen auf anderen Bühnen weiterzuspielen; und dann erst können die wirklichen Geschäfte der Konferenz in Angriff genommen werden."

Der Reichskanzler ist auf dem Wege nach Genua. Er hat das Vertrauensvotum einer großen Majorität in der Tasche. Aber hätte die Majorität nicht noch größer sein, hätte nicht fast Einstimmigkeit erreicht werden können? Oh ja, wenn wir Deutsche ein politisches Volk wären und wenn wenigstens die Abgeordneten wüßten, was ein politisches Vertrauensvotum bedeutet. Unpolitisch, wie unsere Politiker denken, glauben sie nämlich, ein Vertrauensvotum sei ein Glaubensbekenntnis. Aber in einem politisch begabten und geschulten Volk fragt man: Vertrauensvotum? Zu welchem Zwecke? Für welche Aktion? So erreichte Herr Poincaré seine Vierfünftelmajorität für Genua, so reichlich statten die Engländer trotz aller innerpolitischen Einwände ihren obersten Führer für Genua aus. Bei uns aber wimmelt es im Reichstag von sittlichen Naturen und Gewissensergründern, die sich sagen: Vertrauensvotum? Aber die Frage der Lichterfelder Kadetten wurde ja noch nicht beantwortet, die Weinflaschen des Herrn Hermes stehen im Wege, die Sachwerte sind noch nicht erfaßt, Jagow ist noch nicht begnadigt worden! Das Vertrauensvotum ist diesen schulmeisterlichen Politikern nicht ein politischer Entschluß zu bestimmtem Zwecke, sondern eine Art Zeugnis über die moralische Reifeprüfung des Herrn Kandidaten Wirth.

Brief aus dem Reichstag: „Es hat auch in der Deutschnationalen Fraktion einige Abgeordnete gegeben, die auf die Rede Wirths mit einem besonneneren Wort als mit dem hysterischen Helfferich-Schrei antworten wollten. Aber diese Fraktion hat einen Vollzugsausschuß, der vor der Öffentlichkeit mit eisernen Klammern jede Regung von Selbständigkeit niederhält!

Der Vollzugsausschuß der Deutschnationalen besteht aus den Herren Helfferich, Hergt und Schulz-Bromberg. Dann und wann wird Herr Professor Hoetzsch dem Triumvirat beratend beigezogen, doch ist sein Einfluß, eben weil er Wissen mit Gewissenhaftigkeit verbindet, verschwindend gering. Die Regierung der drei ist streng preußisch, es fehlt jede Demokratie im Innern der Fraktion, jeder Wettbewerb der Talente (die vielleicht nicht da sind). In jeder Redeschlacht wird Helfferich vorgeschickt oder Hergt oder Schulz-Bromberg, die Masse der anderen Abgeordneten hat abzustimmen, zu applaudieren und das Maul zu halten. Anzuerkennen ist eine gewisse Strammheit in der Fraktion, die hinter ihren drei Feldwebeln nicht aufmuckt.

Genau der umgekehrte Zustand ist in der benachbarten Deutschen Volkspartei. Hier fehlt der Vollzugsausschuß. Vorsitzender, Taktiker, Leiter ist Dr. Stresemann. An Tagen, an denen Stresemann die Führung inne hat, klappt die Geschichte so ziemlich. Aber Stresemann hat eine Wanderniere und fehlt zuweilen. Dann geht alles drunter und drüber. Dann zerfällt die Partei öffentlich, um morgen wieder geleimt zu werden. Dann herrscht die Politik des Durcheinander. Heinze und Kardorff, die an Stresemanns linker Seite stehen, sind ziemlich ohnmächtig in der Partei, und Stinnes, so schweigsam er im Plenum ist, läßt dann seine Knappen steigen. Der arme Stresemann hat dann keine kleine Mühe, den gackernden Hühnerstall wieder halbwegs in Ordnung zu bringen. Hätte die Fraktion einen Vollzugsausschuß, der ja nicht so tyrannisch wie das Helfferich-Triumvirat aufzutreten brauchte, so könnte ein öffentliches Durcheinander, wie es in der Genuadebatte zutage trat, vielleicht vermieden werden. Ich sage vielleicht, weil ja die Strömungen in der Deutschen Volkspartei von unterirdischer Heftigkeit snd. Denken Sie z. B., daß die Ripplersche „Zeit“ allmonatlich einen Zuschuß von etwa einer Million frißt, und doch keine Annäherung an den Parteigenossen Stinnes wagen darf, während Stinnes, den die Erhaltung der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ monatlich eine und eine halbe Million kostet, sich in stumm-feindlicher Reserve gegen sein Parteiorgan „Die Zeit“ verhält. Die Deutsche Volkspartei hat einen politischen Führer, das ist Herr Stresemann, und eine Finanzquelle, das ist Herr Stinnes. Es versteht sich, daß eine so kompliziert aufgebaute Partei immer wieder schwer unter einen Hut zu bringen ist!“

Wenn die Möglichkeit, Notwendigkeit oder Ratsamkeit untersucht werden soll, an Stelle dessen, was im vorigen T.-B. Erfüllungspolitik ersten Stadiums genannt worden ist eine Erfüllungspolitik zweiten Stadiums zu betreiben, muß vor allem eine Verwirrung beseitigt werden, die nur in unserer schlagwortverschlammten und mit primitivsten politischen Ideengängen sich begnügenden Zeit möglich war. Es ist das die Vorstellung, Erfüllungspolitik sei ein immanentes Requisit der Demokratie, des Fortschritts, der Links-Weltanschauung; und das Gegenteil sei ein ebenso immanentes Requisit des Militarismus, der Reaktion, der Rechts-Weltanschauung.

Diese schematische Darstellung, die in hundert Gesprächen neunundneunzigmal festzustellen ist, verhindert jede vernünftige Unterhaltung. Man muß sich von ihr frei machen, ob man rechts oder links stehe. Es gibt in der Frage Reparation, so wie sie heute liegt, überhaupt nichts Weltanschauungsmäßiges, sondern nur Taktik. Solange die Reparationsforderungen sich wortbrüchig auch auf die Pensions- und nicht lediglich auf die eigentlichen Wiederherstellungskosten erstrecken, kann auch der überzeugteste Anhänger der Theorie, Deutschland allein sei am Kriege schuld und müsse dafür büßen, nicht weltanschauungsmäßig für ihre Erfüllung eintreten. Und es ist ebenso töricht, daß man rechts behauptet, die bisherige Erfüllungspolitik sei auf die Linksgesinnung des gegenwärtigen Kabinetts zurückzuführen, wie es töricht wäre, sich auf der Linken nur deshalb, weil die Rechte es verlangt, von einer Modifikation dieser bisherigen Erfüllungspolitik abhalten zu lassen.

Ob diese Modifikation aber nötig ist oder nicht, hängt allein von der Frage ab: Lassen die bisherigen Erfahrungen hoffen, daß die Lehren des praktisch durchgeführten Erfüllungsexperimentes sich rascher durchsetzen werden als das Experiment selbst zur Katastrophe führen wird. Ich glaube, diese Frage läßt sich nicht bejahen.

Man muß bedenken, daß die sogenannte „Leistungsfähigkeit" Deutschlands kein ziffernmäßig gleichbleibendes Etwas ist, das durch langsame Reduktion der Forderungen schließlich doch einmal erreicht werden muß. Im Gegenteil, diese Leistungsfähigkeit ist durchaus schwankend, und es kann sein, daß die Forderungssumme eines ersten Jahres sie so schwer beeinträchtigt, daß im nächsten Jahre

sogar eine reduzierte Forderungssumme nicht mehr Erleichterung, sondern Erschwerung bedeutet.

Wenn die tatsächliche Leistungsfähigkeit heute x ist, die Forderung aber 2x, so kann es sich ereignen, daß im nächsten Jahre eine auf x herabgesetzte Forderungssumme noch immer ebenso katastrophal wirkt wie die vorherige, weil nämlich unter deren Wirkung die tatsächliche Leistungsfähigkeit sich auf $x/2$ vermindert hat. Ein Prozeß dieser Art muß, wenn er eine Reihe von Jahren fortgesetzt wird, schließlich zum dezidierten Ruine führen. Die Parole: „Durch Empirie zum Nachweis der Unmöglichkeit" rechtfertigt sich also nur dann, wenn Erfahrung zeigt, daß die Wirkungen der Empirie nicht nur zu einer absoluten Verminderung der Forderungen führen, sondern darüber hinaus auch zu einer relativen. Und in dieser Hinsicht stimmt das jetzige Moratorium pessimistisch.

Es ist im vorigen Hefte dieser Zeitschrift im Anschluß an eine Rechnung Keynes ziemlich klar gezeigt worden, daß die Forderungen des Moratoriums in ihrer absoluten Höhe zwar niedriger sind als die Forderungen vom Mai 1921; daß sie aber der heutigen Leistungskraft Deutschlands noch weniger entsprechen, als die Mai-Forderungen der damaligen Leistungskraft. Das will sagen: die Alliierten haben aus der Empirie dieses ersten Jahres hoffnungslos ungenügende Schlüsse gezogen, und wenn sie das auch weiterhin so halten werden, müssen wir auch bei fortgesetzten weiteren Reduktionen in unserer Leistungsfähigkeit immer mehr überspannt und mit großer Schnelligkeit immer tiefer in das Vakuum getrieben werden. Daß sie es aber auch weiterhin so halten werden, — das zu befürchten, zwingt eben die jetzt vorliegende Erfahrung; und ferner die Erwägung, daß Regierungen, die vor ihren Völkern kaum das Eingeständnis wagen, ihre ursprünglichen Forderungen seien zu hoch gewesen, noch viel weniger das Eingeständnis wagen werden, sie hätten eben durch diese Forderungen sogar das damals noch mögliche Kräftemaß ruiniert.

Wir stehen also vor der dringenden Gefahr, daß im Verlaufe einer weiter fortgeführten Empirie die deutsche Leistungsfähigkeit noch rascher sinkt als die Forderungen; und diese Gefahr, von Erfahrung eindringlich nahegelegt, ist meiner Ansicht nach zu schwer, als daß man trotzdem beim bisherigen System verharren dürfte.

Die Erfüllungspolitik zweiten Stadiums, die somit nötig wird, kann keine passive, sondern muß eine aktive sein, — eine Politik positiver Zielsetzung und nicht nur negativen Protestes.

Es ist notwendig, daß die deutsche Regierung den Summen der Reparationskommission jetzt sorgfältig errechnete eigene entgegensetzt. Und daß sie für die Epoche wilder Kraftschwankungen, in der wir leben und die uns auch noch weiterhin bevorsteht, ferner das Prinzip vertritt, keine Pflichtsumme, — wiewohl sie zu Beginn jedes Jahres approximativ, als Basis, festgesetzt werden muß, — dürfe endgültig sein; sie müsse im Verlaufe des Jahres vielmehr, der tatsächlichen Wirtschafts- und Finanzlage Deutschlands entsprechend, jeweils automatisch sich selbst berichtigen. Es ist das, was ich „gleitende“ Reparation nennen möchte; eine Grundsumme wird fixiert, gleichzeitig aber auch ein Index der tatsächlichen Leistungsfähigkeit (aus dem Durchschnitt des Markwertes und dem Durchschnitt der Lebenshaltungskosten während eines gewissen Zeitraums leicht zu kombinieren). Und an diesem Index revidiert sich die wirklich abzuführende Summe jeweils selbst; sie verbleibt dergestalt innerhalb der wirklichen Leistungskraft Deutschlands, emanzipiert den Friedenslastenetat in hohem Maße von den Schwankungen des Wechselkurses, und ein Zustand tritt ein, in dem allen Valutenstürzen, da sie gleichzeitig zu einer Minderung der Reparationslast führen müssen, in sich selbst ein stabilisierendes Haussemoment entgegengesetzt wird.

Diese Vorschläge, — eine Summe und ein Gleitindex — können, wenn sie der Reparationskommission als Basis der bevorstehenden Verhandlungen (aber wer führt die während Genua?) mit nötiger Sorgfalt, ohne Hinterhalt und vor aller Öffentlichkeit unterbreitet werden, schwerlich mit jenem Applomb zurückgewiesen werden, den etwa die hilflosen Offerten Simons in London über sich ergehen lassen mußten. Inzwischen hat sich vor allem die ausländiche Finanzwelt praktich mit den Reparationen zu befassen gehabt, und jeder, der in letzter Zeit Unterhaltungen mit repräsentativen Vertretern dieser Schicht führte, weiß, wie dringend sie wünscht, daß ihre eigene Position den Regierungen gegenüber von einer entsprechenden Politik Deutschlands selbst unterstützt werde. Es erscheint mir ausgechlossen, daß irgendeine Regierung sich gestatten könnte, ein wirtschaftlich und finanztechnisch nach allen Seiten wohlverschanztes Leistungsprogramm Deutschlands heute noch einfach in den Papierkorb zu werfen.

Sollte dies aber dennoch geschehen und sollte sich in allen Verhandlungen das Wesentliche nicht erreichen lassen, dann allerdings

scheint der Augenblick gekommen, in dem die bisherigen Exponenten der Erfüllungspolitik ihr Mandat wirklich niederlegen müssen, — mag ihnen folgen wer immer es begehrt. Verlangt ist von ihnen die Durchführung tatsächlich undurchführbarer Maßnahmen, — sofortige Durchführung und effektive Handlungen, nicht Unterschrift unter Verpflichtungen auf lange Sicht. Es ist nicht einzusehen, wie das bewerkstelligt werden könnte, und die Diskussion hört ebenso auf, wie wenn jemand von mir verlangte, ich solle auf den Mond klettern.

Auch dieser Rücktritt und was ihm nachfolgte, wäre noch Erfüllungspolitik, insofern die Bereitschaft zur Leistung des effektiv Möglichen auch dann noch unzweideutig zum Ausdruck kommen müßte.

Aber für diese Art Erfüllungspolitik, die nach Lage der Dinge eine theoretische Rückkehr zum Londoner Zahlungsplan darstellen würde, wäre das Kabinett Wirth in Wahrheit nicht berufen.

Es wäre erstens nicht dazu berufen, weil ein demonstrativer Rücktritt in diesem Augenblick psychologisch wichtiger wäre als irgend etwas anderes.

Es wäre zweitens nicht dazu berufen, weil es gelegentlich — das sei deutlich gesagt — ein etwas übertriebenes Vertrauen in unkontrollierbare Winke und Lockungen an den Tag gelegt hat, — so, als es die jetzt geforderten 2,17 Milliarden selbst offerierte, auf die erwiesenermaßen unwahre Andeutung hin, es werde nach diesem Offert ein noch weitergehendes Moratorium gewährt werden.

Und es wäre drittens nicht dazu berufen, weil Herr Wirth bei aller Kritik, die man an ihm üben kann, trotz allem — jeder, der ihn kennt, weiß das — neben den braven Beamten Gothein, Helfferich, Hermann Müller und ihresgleichen der einzige deutsche Politiker ist, der etwas von jenem Instinkt und jener Fingerspitzennervosität besitzt, die den Staatsmann recht eigentlich erst ausmachen; und weil man nicht wünschen kann, daß er sich in einer Periode bedingter Resistenz dem Aus- und Inlande gegenüber völlig verbrauche.

Denn hinter jeder Unterbrechung, jeder Pause, jeder Krise der Erfüllung kommt schließlich ja doch wieder einmal die Erfüllung selbst. Die Erfüllung und die innere Politik! Und es wäre ein Unglück, wenn man dann nicht wieder auf die Kombination sollte zurückgreifen können, die sich bisher noch immer als trag- und bindefähigste erwiesen hat.

Als Nietzsche im Jahre 1888 die Summe seines Lebens zog, schrieb er in der „Götzendämmerung“: „Dem ganzen höheren Erziehungswesen in Deutschland ist die Hauptsache abhanden gekommen: Zweck sowohl, als Mittel zum Zweck. Daß Erziehung, Bildung selbst „Zweck“ ist — und nicht „das Reich“ —, daß es zu diesem Zweck der Erzieher bedarf — und nicht der Gymnasiallehrer und Universitätsgelehrten — man vergaß das .... Es steht niemandem mehr frei, im jetzigen Deutschland seinen Kindern eine vornehme Erziehung zu geben: unsere „höheren“ Schulen sind allesamt auf die zweideutigste Mittelmäßigkeit eingerichtet, mit Lehrern, mit Lehrplänen, mit Lehrzielen .... Unsere überfüllten Gymnasien, unsere überhäuften, stupid gemachten Gymnasiallehrer sind ein Skandal: um diese Zustände in Schutz zu nehmen, wie es jüngst die Professoren von Heidelberg getan haben, dazu hat man vielleicht Ursachen, — Gründe dafür gibt es nicht.“

Offenbar, um dieser Heidelberger Überlieferung zu frönen, hat die dortige Studentenschaft (mit 119 gegen 63 Stimmen!) beschlossen, an der Universität einen obligatorischen Turnunterricht einzuführen. Die Herren hatten dafür wohl ihre Ursachen — Gründe dafür gibt es nicht. Und die Ursachen sind 1922 die gleichen wie 1888. Erziehung, Bildung sind nicht mehr selbst „Zweck“, sondern „das Reich“ — lucus a non lucendo. Da die Herren es mit ihrem Deutschtum so ernst nehmen, so hätten sie wissen sollen, daß ihr Beschluß Deutschland einen schlechten Dienst erwies. Denn die Chauvinisten des Auslands freuen sich, daß sie mit Fingern auf diese — wie sie sagen — „Vorbereitung zu einem neuen 1813“ hinweisen können. Dabei vergessen die Heidelberger Studenten ebenso wie alle Maurice-Barrès-Gestalten des In- und Auslandes, daß nicht die allgemeine Wehrpflicht 1813 über Napoleon triumphierte — denn die hatten die Franzosen auch —; sondern es siegte die geistige Erneuerung, die von Wilhelm von Humboldt, Fichte, Stein, Arndt ausgegangen war und die (unter schwersten Kämpfen gegen die preußischen Junker) mit manchem altpreußischen Gerümpel aufgeräumt hatte. Da aber Herr Maurice Barrès, wie alle Chauvinisten, Scheuklappen trägt und da die Heidelberger Studenten mit Lehrplänen zweideutigster Mittelmäßigkeit auf den Gymnasien und sonstigen „höheren“ Schulen erzogen sind, so können sie ebenso-

wenig wie andere Chauvinisten diese geschichtlichen Tatsachen sehen.

Jedoch, die Heidelberger werden versichern, daß sie im Traume nicht an 1813 dachten. Vielmehr — nicht wahr? — sind „Leibesübungen“ schon in griechischen Zeiten eine Angelegenheit der Studenten gewesen. Es tut mir leid: solange sich noch deutsche Studenten — nach Art mancher Südseevölker — mit Schmucknarben „zieren“, so lange wird man in Deutschland keinen Kultus des Leibes erleben. Oder ahmten die Heidelberger das Beispiel der englischen Universitäten nach, wo zwar nicht das Turnen, sondern der Sport . . . nicht obligatorisch, sondern selbstverständlich für jeden ist? Nun, Sport ist — selbst in der groteskesten Form — Freiheit; obligatorisches „Turnen“ ist eine muffige Kasernenangelegenheit.*) Nein, die Heidelberger hatten ein anderes berühmtes Vorbild: den edlen Don Quichote de la Mancha. Auch sie beten ihre Dulcinea an und wissen nicht, daß in Wirklichkeit diese vielgeliebte Wissenschaft eine Mummelgreisin ist, da seit dreißig Jahren alle großen geistigen Ereignisse sich außerhalb der Universitäten vollziehen. Auch sie glauben noch an Schwertrittertum, das im Zeitalter der Gaskriege nur eine Farce sein kann. Oder wollen sie gegen Phosgen und Levisit, das ganze Länder in Mondlandschaften verwandelt, mit dem preußischen Stechschritt angehen? Auch sie kämpfen gegen Windmühlen; denn sie wissen nicht, daß die Weltgeschichte nicht mehr in Europa, geschweige in Deutschland gemacht wird, sondern am Stillen Ozean und daß Europa höchstens die Reflexe zu spüren bekommt; und sie wissen endlich nicht, daß alles Körpertum nicht als geschienter Zwang, sondern nur als unbewußte Haltung überlegener Menschen schön und groß wirkt. Ja, dieser „obligatorische Turnunterricht“ ist leibhaftige Don Quichoterie.

Als Cervantes seine melancholische Satire von Don Quichote in die Welt hineinstellte, da hatte Spanien ähnliches erlebt, wie Deutschland 1918: In Schande war ein System zusammengebrochen, das in Materialismus, in unduldsamem Dünkel auf alle nicht vorschriftsmäßige Geistigkeit heruntergesehen hatte („Deutscher Geist — seit 18 Jahren eine contradictio in adjecto —“ so Nietzsche 1888).

---

*) Solange in Baden die gegenwärtige Regierung am Ruder bleibt, ist natürlich an eine Genehmigung des Heidelberger Beschlusses nicht zu denken. Was in Baden unter einer Rechtsregierung möglich wäre, kann man sich ausmalen.

Als man in Spanien auch nach der Katastrophe den Bund mit der Verwesung nicht löste, da verweste Spanien selbst, wie wir verwesen werden, wenn wir uns nicht jetzt — in zwölfter Stunde! — auf unsere stolzesten und heiligsten Namen besinnen: auf Goethe, Nietzsche, George. Nur von d i e s e n Weltregenten kommt Wiedergeburt auch für uns.

Man lächelt? Aber es ist an mir, zu lächeln, meine Herren von Heidelberg. Denn als Film ist Ihr Beschluß unschätzbar in seiner Folgen. Ich hoffe, auch alle Examina werden uns im Film gezeigt, wohl dosiert nach Fakultäten: Für Mediziner empfiehlt sich Fingergymnastik, für Philosophen Kopfrollen, für Theologen die Kniebeuge. Die Juristen werden uns (wie Swifts liliputanische Minister ihren Kaiser) mit einem Seiltanz unterhalten. Wer am höchsten springt, ohne zu fallen, bekommt ein Amt. Endlich die Herren von der nationalökonomischen Fakultät: Jeder von ihnen trägt gewissermaßen sein Drahtseil in der Tasche; besitzt doch der Finanzminister das Vorrecht, auf dem schroffgespannten Seile Capriolen zu schneiden, und zwar um einen Zoll höher als alle anderen Beamten. Für besonders hervorragende Leistungen im Balancieren und Jonglieren wird man den Ehrendoktor der Akrobatik verleihen. Und wer wäre würdiger, als Allererster Dr. acrob. h. c. zu heißen, denn der Erfinder des obligatorischen Turnunterrichts für Studenten?

EGON ERWIN KISCH. DIE MESSE DES JACK OPLATKA

Wenngleich kein sonderlich originelles, wenngleich ein billiges, so ist es doch sozusagen ein poetisches Gleichnis, das vom ausgelaufenen Ei.

Sonst verwendet Jack Oplatka keinerlei Vergleiche. Sonst erzählt er (gern und) sachlich, vielfach von technischen Termini und amerikanischen Interjektionen unterspickt, von seinen Konflikten und Berufen, absolut wahr, aber höchst unglaubwürdig. Sich dieser Unwahrscheinlichkeit bewußt, müht er sich, eben durch Sachlichkeit, Sachkenntnis, Termini und Genauigkeit alles zu beweisen.

Aber: „Das Auge, — es ist auf dem Boden gelegen, wie wenn ein faules Ei ausgeronnen wär'".

Mit diesem Vergleich weicht er immer der Antwort aus, wenn man ihn fragt, wieso es komme, daß seine rechte Augenhöhle leer ist.

Wann? „Bei einer Keile . . ." Ja, aber wo ist diese Keilerei gewesen? „Das war über dem großen Jam."

Er war nämlich in Amerika, wie wir uns schon aus der Durchsetzung seiner Berichte mit amerikanischen Brocken denken können, und ist stolz darauf. Überhaupt ist er auf alles stolz. Über den großen Jam ist er schon als ganz kleiner Junge durchgebrannt; nach einem Überfall auf seinen Lehrer. Bald ist er wieder zurückgekommen. (Ist er doch erst neunzehn Jahre alt.) Seither läßt er sich „Jack" nennen, trägt Watte in den Rockschultern, Scheitel in Haarmitte, Nacken rasiert, Hosen: breit und aufgekrempelt, keine Hosenträger, keinen Stock. Spricht oft von drüben, aber nichts davon, warum und wo es war, daß einmal sein rechtes Auge auf amerikanischem Boden lag, wie wenn ein faules Ei ausgeronnen wär'.

Zu wetten ist, daß es bei einer Keile mit einem Orl war, wie ein jüdisches Jargonwort für „Christen" lautet. Oh, nicht etwa, daß er ein Christenhasser wäre! Im Gegenteil. Er ist aus religiösem Ghettohaus, und scheu respektiert er die Frömmigkeit Andersgläubiger. Er achtet die „Frömmigkeit an sich", ist — vorausgesetzt, daß diese Worte existieren — panreligiös, allfromm. Seine Plattenkollegen sind beinahe ausnahmslos Arier, sie nehmen ihn für voll, und sicherlich ist er darauf stolz, daß er nicht wie ein Jude aussieht, obschon er auch darauf stolz ist, daß er ein Jude ist. Sich immer — natürlich bloß außerdienstlich, man wird schon sehen, — nachdrücklich dagegen wehrt, wenn man ihn für einen Orl hält. Und wie nachdrücklich!

Gegen die Christen hat er nur eines einzuwenden: sie halten die Juden für Feiglinge.

Diesem Irrglauben entgegenzutreten, sie von diesem Wahn zu bekehren, — das hält Jack Oplatka für seine Sendung. Fällt je in seiner Hörweite eine antisemitische Äußerung, läßt sich je in seiner Sehweite eine Gebärde antisemitisch deuten, so ist ihm das gegrüßter Anlaß zu Rache und Radau, zu gewalttätigstem, rohestem Dementi jener Ansicht von der Feigheit aller Juden.

Übrigens wartet er keineswegs immer auf einen Anlaß zu solchem Dementi der Tat. Plötzlich steht er z. B. im Kaffeehaus auf. Geht auf einen gesichtsroten Feldwebel zu, der friedlich seine Hand im Schoße (seiner Begleiterin) ruhen läßt. Geht auf ihn zu, und mit der Frage: „Wer ist ein beschissener Jud?" versetzt er

dem Ahnungslosen einen Schlag ins Gesicht und das Lokal in Aufregung.

Gegenhieb. Prügelei. Parteispaltung. Sausen von Biertassen. Zersplitternde Kaffeeschalen. Kellnerinnen kreischen. Entsetztes Niederhalten eines garnicht so ernst gemeinten Säbels durch viele Hände. Ein bisserl Blut. Hinauswürfe. Arretierungen; mindestens Arretierung Jack Oplatkas.

Man fragt ihn (man fragt ihn nicht), warum hast du die Rauferei angefangen, der Feldwebel hat doch keinen Ton gesprochen?

„Tat's, right. Aber der Orl soll nicht meinen, ein Jud' fürchtet sich".

Wie gesagt: sonst hat er nichts gegen Christen und Christentum. Ist sogar im Gegenteil dessen treuester Diener. Was Leute aus bürgerlicher Welt schwer zu begreifen vermögen. Herr Süß ist so einer. Der dicke Herr Süß kam zufällig einmal in Kaffee Savoy in Begleitung des Journalisten K., eines Freundes von Jack Oplatka.

Jack zum Journalisten: „Gut, daß du kommst. J have something for you. Du mußt einen Artikel hineingeben in die Zeitung, was das für eine Wirtschaft ist in den Prager Tumes . . ."

Herr Süß, aufhorchend, einen Artikel an seiner Quelle zu vernehmen, aufhorchend, daß ihm kein Wort des berühmten Jack Oplatka verloren gehe oder unverständlich bleibe, unterbricht: „Verzeihen Sie, Herr Oplatka, was sind Tumes?"

Eine leere Augenhöhle richtet sich, unwillig ob solcher Unbildung, dem fremden Frager zu. Doch wird der belehrt, daß „Tume" der Ausdruck jüdischen Jargons für „Kirche" ist.

„Was ist denn los in den Prager Tumes, Jack?"

„Also das ist so: you know, ich arbeite schon acht Monate bei Janku . . . ."

„Beim Pater Janku, ja."

„All right, bei Sankt Heinrich. Schon seit Trinitas. Vorher war ich doch Pompes funèbre, und einmal hat ein Ministrant gerade vor der missa pro defuncti in der Sakristei die hinfallende Krankheit bekommen, so hab' ich mir das Hemd angezogen und hab' ihn vertreten. Seit Sonntag Trinitas bin ich dort der ständige Ministrant. Trotzdem der Janku die Heinrichsschule hat, mit Schuljungen genug, die umsonst ministrieren möchten."

„Und warum verwendet er also die Buben nicht?"

„Früher hat er's ja gemacht. Aber ich bitte dich: nimmt er Musterknaben, solche blasse Bürscherln, dann werden sie nach ein paar Tagen krank, wenn sie jede Früh um sechs Uhr in der kalten Kirche sein müssen. Oder sie schlafen nachher in der Schule ein. Ist das ein Wunder? Always aufpassen auf das Stichwort, das ganze Büchel lateinisch aus dem Kopf hersagen, immerfort steif herumlaufen, das schwere Meßbuch auf dem linken Arm, oder mit dem Meßpult, oder mit der Kanne, oder mit dem Räucherfaß von der Epistelseite zur Evangeliumseite, sieben Meter breit ist das Altarschiff von Sankt Heinrich und hat sechs Stufen, immerfort hinauf und herunter laufen mit lauter Menkenke! Das ist keine Kleinigkeit for such a child. Läßt er aber g e s u n d e Jungen ministrieren, so treiben sie in der Sakristei lauter Lausbübereien, hat denn so ein junger Orl eine Ahnung davon, was ein heiliger Ort ist, ein Sanctuarium?"

„Du möchtest also, daß ich einen Artikel gegen die Verwendung von Kindern zu Ministrantendiensten schreiben soll?"

„Oh no, my boy, das ist mir ganz egal. Trotzdem man das gewiß verbieten sollte. Aber für mich ist das keine Konkurrenz. Janku weiß, daß er sich auf mich verlassen kann. In der Woche, bei der Stillen Messe ministrier' ich ganz allein, am Sonntag bin ich der Oberministrant, und trag' dem Geistlichen den Weihkessel nach und das Aspergill . . . ."

„Pardon, Herr Oplatka, was ist das ein Aspergill?"

Das rechte Auge Jacks höhlt sich geschmeichelt = mißtrauisch = bedrohlich dem zwischenfragenden Herrn Knopperl entgegen: „Son of a bitch! Lange werden Sie mich nicht uzen! Zuerst verstehen Sie nicht jüdisch, dann verstehen Sie nicht christlich . . . . Was verstehen Sie eigentlich?"

Aber dann — stolz auf Amt und Wissen — gibt er doch die Erklärung: „Der Aspergill ist ein Weihwedel . . . Ein Lulew . . . Also, den Aspergill trag' i c h und ich zünde beim Sanctus die Sanctuskerze an; wenn eine Missa solemnis bei ausgesetztem Allerheiligsten ist, bin ich unter den vier Ministranten der Obermacher, der Räucherfaßträger; und bei einem Begräbnis trag' ich das Kreuz dem Leichenzug voran. . . Ich bin eigentlich gar kein Ministrant mehr, ich bin schon eine Art Schlattenschammes, der zweite Meßner."

„Also, was hast du eigentlich gegen die Kirchen? Was für einen Artikel soll ich denn eigentlich in die Zeitung geben?"

„Ja, richtig! Also gestern sagt der Veverka, der Küster von Sanct Heinrich zu mir, ob ich hinausgehen möcht in die Scharka, in der Andreaskapelle die Messe zu ministrieren, er selbst würde sich für diesmal mit den zwei Buben behelfen. Warum?, frage ich. Da erzählt mir der Meßner a long story: es ist ein Kaplan dagewesen, der gehört zum Strahower Stift, aber Sonntag liest er bei Sanct Andreas das Hochamt und er hat geklagt, es war bis jetzt ein Ministrant dort, ein armer Blödsinniger, der hat dreißig Jahr draußen ministriert, aber in dieser Woche ist er gestorben, und es ist Unordnung dort, weil die Kapelle keinen Meßner hat, und der Kaplan hat verlangt, der Veverka soll hinauskommen, die Sachen ein bisserl herrichten. Aber der Veverka hat doch keine Zeit, dort hinauszulaufen, und da hat er dem Kaplan versprochen, er wird mich schicken. Ob ich hinausgehen will? „Gut," sag' ich, „ich geh' hinaus." „Sie werden ja verschlafen, Oplatka? Um halb neun ist die Messe, um acht müßten Sie dort sein und Sie haben fast eine Stunde zu gehen." „Machen Sie sich keine Sorgen! Ich sitz' bis 7 Uhr früh im Kaffee, dann geh' ich hinaus. Verschlafen könnt ich nur eine Nachmittagsmesse."

„Und heute früh warst du draußen?"

„Ja, besser, ich wär' nicht hinausgegangen! Wir haben heute Nacht Kotesek gespielt, Gottes Segen bei Kohn, und um sieben Uhr war ich gerade im schönsten Verlieren. Was nutzt das, sag' ich mir, Gottesdienst ist Gottesdienst, bin aufgestanden, hab' mein Geld im Schüsserl gelassen, und bin hinausgegangen in die Scharka im ärgsten Kot. Wie ich hineinkomm' in die Sakristei, hab' ich schon gesehen! Das war eine Wirtschaft, das kannst du dir garnicht vorstellen! Fingerhoch ist der Staub überall gelegen. Die Meßgewänder: mindestens seit zwei Jahren nicht gewaschen, die Volants heruntergetrennt. Die Casula hat nur noch mit einer Naht auf der Alba gehalten, ich hab' sie mit Stecknadeln festhalten müssen, weil ich Angst gehabt hab', sie fällt während der Messe hinunter. Die Stola war direkt zerfranst, mein Ehrenwort! Das Birret war auf der einen Seite eingedrückt. Die Lavabotücheln waren ungewaschen zusammengefaltet. Die Reserve-Oblaten für die allgemeine Kommunion in offener Schachtel und ganz staubig. Das ist doch die höchste Hygienie! Ich hab' die Hände über dem Kopf

zusammengeschlagen. Hochwürden, hab' ich gesagt, das soll ein Gotteshaus sein? Das sieht aus, mit Vergeben, wie ein Schweinestall."

„Und der Kaplan?"

„What could he do? Geschämt hat er sich vor mir. Hat mir beweisen wollen, daß er den verrückten Ministranten nur aus Mitleid nicht hinausgeworfen hat. Und hat mir lange Geschichten erzählt, daß der auch beim Hochamt alles verdreht hat: beim letzten Evangelium, wo man das Kleine Kreuz schlagen soll, hat er das Große Kreuz gemacht, und wenn er beim Altar vorbeigekommen ist, wo das Allerheiligste im Tabernakel drinnen war, hat er die Kniebeuge mit beiden Knieen gemacht, statt mit einem Knie, aber ausgerechnet beim „Domine non sum dignus" hat er bloß — — die Mittlere Reverenz gemacht, statt der Tiefen. Konstant hat er das Meßbuch so gelegt, daß der Rücken gegen die Altarmitte gekehrt war, statt der Schnitt. Beim zweiten „Kyrie eleison" soll er antworten: „Christe eleison" — natürlich hat er a u c h gesagt: „Kyrie eleison!" Beim Levate ist er niedergekniet, bei Flectamus genua ist er aufgestanden. Ausgerechnet, wenn er die Klingel getragen hat, ist er gestolpert und . . ."

„Na gut, was war mit dir?"

„Ich hab' also ministriert. Es waren genug Leute da. Auch die Wirtin von der „Meierei". Die ist gleich in der ersten Bank gesessen. Sie kennt mich aus der Zeit, wie ich noch mit der Toni das Verhältnis gehabt habe, da war ich oft in der „Meierei" tanzen. My word of honour, ich hab' mich vor ihr geniert, mit solchen Meßgeräten zu ministrieren. Sogar die Monstranz war ja angelaufen, und zwischen den Strahlen hat der Staub gesteckt! No, wie „Jte missa est" war, bin ich in die Sakristei gegangen, und hab' die Sachen in Ordnung gebracht! Eine Büchse mit Amor hab' ich gefunden, aber was nützt mir die Putzpasta, wenn kein Lederlappen da ist! Da bin ich auf eine Idee gekommen — gebenscht sei mein jüdisch Köpferl! — ich habe ein altes zerrissenes Cingulum zerschnitten und damit das Räucherfaß blankgescheuert und den Deckel vom Missale und die Trinkgefäße. Zum Kaplan sag' ich dann, die Monstranz muß unbedingt auch einmal ordentlich geputzt werden, ich werde das gleich machen."

„Und das hat er zugelassen?"

„Belehren hat er mich wollen! Daß die Monstranz nur von einem gereinigt werden darf, der die höheren Weihen hat. Darauf

hab' ich ihm geantwortet: Wegen einem bisserl Staub werde ich mich doch nicht ins Fürsterbischöfliche Seminar einschreiben lassen! Da hat er gelacht, und ich hab' die Monstranz ausgeputzt, daß sie wieder etwas gleichsieht; at the end hat er auch ein wenig daran herumgerieben — damit er sagen kann, er hat sie gereinigt. Und ich bin wieder in die Sakristei gegangen, die Ornate habe ich in ein Bündel geschnürt, daß man sie in die Klosterwäscherei schicken kann, alles geordnet und war fertig. Da legt mir der Kaplan, so soll ich leben und gesund sein, fünfzehn Zahl hin ...."

„Was?"

„Ja, ja, fünfzehn Kreuzer als Lohn! Zuerst hab' ich ihn angeschaut, ob er meschugge geworden ist. Was ist das, frage ich ihn. Fünfzehn Kreuzer bekomm' ich bei Sanct Heinrich, also mitten in der Stadt, aber hier herauszulaufen, in der Nacht einen Weg von einer Stunde im ärgsten Kot, vom Spiel bin ich aufgestanden und hab' mein Geld dort gelassen, und hier hab' ich alles ausgeputzt, und Sie geben mir fünfzehn Kreuzer? — Sagt er: er kann mir nicht mehr geben, der alte Ministrant hat auch nur fünfzehn Kreuzer bekommen, und die Ministrantengebühr ist dem Kaplan im voraus für ein Quartal ausbezahlt worden, und er kann jetzt nicht mehr aufrechnen, und er gibt mir keinen Heller mehr. Da bin ich aber wild geworden: Messe lesen kann ein jeder, hab' ich ihn angeschrieen, Sie haben doch jedes Wort im Meßbuch vor sich, aber der Ministrant, der muß alles auswendig können! Wenn ich Ihnen statt des Meßbuches ein Kochbuch hinlege, so müssen Sie ja Apfelstrudel aufsagen, statt Dominus vobiscum! Sie stehen ruhig oben und lassen sich bedienen, aber der Ministrant soll herumspringen wie ein Schalksnarr mit seinen Schellen, und dafür wollen Sie ihm so einen Hungerlohn zahlen? Das ist christliche Nächstenliebe? Eine Gaunerei ist das!" —

„Und der Kaplan? Der hat sich das gefallen lassen?"

„Er hat natürlich auch angefangen zu schreien und zu schimpfen. Und wie er geschimpft hat, hab' ich gesehen — traurig genug, daß ich das von einem Seelsorger sagen muß — was er für einen schoflen, gemeinen Charakter gehabt hat. So ordinäre Worte hat er gebraucht: Bankert, Dreckkerl, und ich bin ein Wichtigtuer, und ob ich glaube, daß er ohne mich das nicht zusammengebracht hätte, und wenn mir die fünfzehn Kreuzer zu wenig sind, soll ich sie dalassen, und ihn kann ich ... Damned my soul, da schreit er weiter — und jetzt hab' ich gewußt, warum er mich schon früher

immer so von der Seite angeschaut hat! —, er läßt mit sich nicht feilschen, er ist kein stinkender Handelsjud' . . . Wie er das gesagt hat — du weißt nicht, was das für mich bedeutet —"

„Ich weiß es. Ich kenne dich, Jack!"

„Oh nein, in so einem Moment kennst du mich nicht! In so einem Moment kenne ich mich selber nicht! In so einem Moment können mich zehn Leute halten, das nützt nichts. Da kann ein Wachmann schreien: „Im Namen des Gesetzes" — ich höre nichts. Ob du's glaubst oder nicht: ich sehe dann nur mit meinem rechten Auge. Und Ohrensausen spüre ich. Also, wie er das vom stinkenden Juden sagt, pack' ich einen Leuchter — — Da hat er aufgeschrieen: Sacrilegium immediatum! — — Und das war wie ein Wunder; es hat mich zur Besinnung gebracht. Daß er mich so lateinisch angerufen hat, vielleicht weil er mich doch auch als einen kirchlichen Funktionär angerufen hat — eigentlich weiß ich selbst nicht warum —, aber was ein Sacrilegium immediatum ist, weiß ich genau —, also ich bin im Augenblick zu mir gekommen, und habe ihn vor mir stehen sehen, mit einem Gesicht wie das Billardtuch da, und die Hände von sich gestreckt vor Angst. Ich habe den Leuchter auf den Tisch gestellt und habe langsam gesagt: Geben Sie mir noch fünfzehn Kreuzer. Ohne ein Wort zu reden, hat er sie hingelegt, ich hab' die dreißig Zal eingesteckt, das Kleine Kreuz geschlagen — ich weiß ganz gut, man soll das Große schlagen, aber ich hab' so eine Wut gehabt —, und bin gegangen."

Mit einem Stoß trinkt Jack sein Bier leer: That's the whole story. Aber, das habe ich mir unterwegs vorgenommen: wenn ich dich treffe, werde ich dir das erzählen, daß du in die Zeitung hineingibst, was das für eine Wirtschaft ist in den Prager Kirchen. Damit da einmal eine Ordnung hineinkommt! Du mußt schreiben: jeder Ministrant soll fünfzehn Kreuzer bekommen pro Stille Messe, zwanzig Kreuzer per Hochamt am Sonntag oder Feiertag, bei einer Totenmesse die Ministranten zusammen zehn Prozent von der Messespende, und für die Kapellen auf dem Friedhof oder in den Vorstädten soll eine Zuschlagsgebühr festgesetzt werden, zehn Kreuzer per Kilometer zum Beispiel . . ."

Herrn Süß aber, in seinem religiösem Empfinden empört, entreißt sich ein Ausruf: „Wie können Sie als Jude ministrieren!"

Eine Augenbraue über ausgeronnenem Ei zieht sich empor: „Sie Ochs, wie können Sie glauben, daß ich als Jud' ministriere? Ich ministriere doch als Orl!"

BAHNHOFSPROMENADE

Wenn der Mittagszug die Station passiert,
Alles vom Städtchen zum Bahnhof promeniert.
Erwartet auch Keiner irgendwen,
Kann man doch seh'n,
Wer ankommt, und wer fährt.
Und man hört
Auch so mancherlei:
Wie es mit des Apothekers Rosa beschaffen sei,
Ob sie schon wieder so weit,
Und die Frau Posthalter trägt ein Umstandskleid . . .
Sogar den Herrn Bezirksamtmann kann man seh'n
Mit der Frau Inspektor auf und nieder geh'n,
(Sie hat einen Hut nach neuester Fassong!)
Und die Frau Provisor, die Herren vom Magistrat,
Und zuweilen sogar den alten Herrn Rat . . .

Da bimmelt es: ping-pong, ping-pong, ping-pong.
Der Herr Stationschef tritt heraus und sieht sich stumm
Und energisch nach allen Seiten um.
Da kommt auch schon der Zug angeschnauft,
Und alles lauft, —
Es ist fast wie etwas Weltverkehr.
Aber niemand steigt aus.
Der Zug ist ziemlich leer,
Nur ein dicker Herr lehnt sich zum Fenster hinaus,
Und man weiß nicht, wer.
Fertig! Abfahren! Und der Zug schnauft schon davon.
Und alles geht befriedigt nach Haus . . .
Ping-pong, ping-pong, ping-pong . . .

I.

In Wien werden Thränen um den Kaiser Karl fließen. Er ist nicht einmal fünfunddreißig Jahre alt geworden und manche Frau wird ihn in der Erinnerung haben, wie er 1914 aussah, als ihn die Kaiserlegende zu vergolden begann. Damals war er jedenfalls frisch und lustig, sein österreichisches Offizierskappi saß fesch und schief auf seinem blonden Kopf, sein Habsburgermund war blutvoll und üppig, sein Kinn mit einem Kindergrübchen reizend, seine Wangen pausbäckig und gutmütig. Nach dem grämlichen, brutalen und menschenfreundlichen Gehaben seines Oheims Franz Ferdinands erquickte Karls Jugend, Weltlust und Gutherzigkeit. Als er plötzlich Kaiser werden sollte — bei seiner Erziehung war gar nicht daran gedacht worden, sonst wäre die Frohheit seiner Seele schon früher entflohen —, da gab er sich vor ganz Österreich einen Ruck, er wollte diesen scheußlichen Krieg beenden, er wollte die Parteien und Nationen Österreichs versöhnen, er wollte die Klassengegensätze beseitigen. Und er hatte ein herzerquickendes naives Zutrauen zu sich. Ach, das alles, Frieden und Wohlstand auf Erden und Vernunft unter den Völkern, das wird er schon machen, wenn er erst auf dem Thron sitzen wird, den fünfzig Jahre lang ein passiver, im Grunde stumpfer, alter Mann eingenommen hatte. 1917 sagte mir Victor Adler: „Der Karl nimmt sich schrecklich zusammen. Er will alle versöhnen und glücklich machen. Er glaubt, wenn er mit den Leuten reden wird, dann wird schon alles gehen. Er will ein guter Landesvater sein. Wenn das nicht erst recht ein großes Unglück gibt! Annodazumal wär' er ein ausgezeichneter Herzog von Kärnten geworden."

Die Flitterwochen seiner Fröhlichkeit sind schnell verflogen. Der bescheidene, nette, junge Offizier gewöhnte sich sehr schnell an die spanische Hoftradition, Schmeichler stärkten sein Selbstgefühl und nach einigen Monaten schon war sein unausbleibliches Gottesgnadentum fast so krankhaft entwickelt wie das seines Kollegen Wilhelm II. Er schickte Minister weg wie unredliche Dienstboten, und stellte Statthalter an, ohne sich an ihren früheren Dienstplätzen zu erkundigen. So hat er mitten im Kriege in Galizien, der heikelsten Provinz des Reiches — Kriegsschauplatz! — einen polnischen Grafen zum Statthalter ernannt, gegen den wegen Feigheit vor dem

Feinde ein kriegsgerichtliches Verfahren schwebte. Er hatte keinen Menschen, nicht einmal seinen Ministerpräsidenten, vorher zu Rate gezogen. Man kann sich denken, welche Verlegenheit diese Ernennung hervorrief. Einer der schlauesten Staatsmänner, die das alte Österreich besessen, Herr von Körber, hielt diese Wilhelmerei des kleinen Karl nicht aus, er beschwerte sich alleruntertänigst, da lag auch er schon auf dem Pflaster. Ich war damals in Wien und hörte Körber knirschen. Um den alten Staatsmann beim Hinauswurf sanft zu stimmen, schickte ihm Karl einen ganz hohen Orden mit Brillanten. „Als ob ich ein Balletmädel wär'!" sagte Körber, als er das Etui über den Brillanten zuklappte. Der junge Karl suchte sich vom Anfang an neues Dienstpersonal. Sein Berater und Vertrauensmann war der Prinz Gottfried Hohenlohe. Der hatte sich schon in früheren Jahren als Statthalter in Triest, als Ministerpräsident, der das allgemeine Wahlrecht einführen sollte, als ein seelensguter Schafskopf erwiesen. Nach jeder Rangerhöhung stellte er sich bei Victor Adler vor und bat gewissermaßen um das Agrément des weisen Führers. Kopfschüttelnd kam Victor Adler einmal von einer solchen Unterhaltung zu uns Redakteuren und sagte: „Dieser Hohenlohe ist ein guter Kerl. Der hätt' Waisenhausdirektor werden sollen. Wenn er in der Partei wär' und Politik machen wollte, würde ich ihn als Vertrauensmann nach Komotau setzen". Auf solche Köpfe für Komotau wollte sich Karl stützen, 1917, im Weltkrieg!

II.

Ich will und brauche nichts Böses über den armen Karl zu schreiben. Sein Fehler, sein Laster vor dem Schicksal hieß: Schwächlichkeit. Bei einem verantwortlichen Menschen, bei einem zur Führung Bestimmten ist Willensschwäche freilich gleichbedeutend mit tragischer Schuld.

Der nette, liebe, junge Offizier, ursprünglich bestimmt zu einem fröhlichen Genußdasein, harmloser Operettenprinz, jovialer Kamerad lebensfroher Aristokraten; gutmütiger Papa von einer Menge willig erzeugter Kinder, Liebhaber hübscher Ungarinnen und Pragerinnen, hat nie die Kraft zu einem charaktervollen Entschluß gefunden. Er sah, von den Sozialisten gewarnt, 1917, ein, daß Österreich zu einem vierten Heldenjahr nicht mehr fähig war. Auf Psychologie hat man sich in Berlin nie verstanden und darum nie begriffen, daß die Überspannung des Heroischen zu einem kläglichen Krach

führen müsse, vor allem in Österreich, das nie Talent zum Heroischen besessen hat. Ein paarmal nahm Karl sich einen Rand, fuhr zu Wilhelm und sagte ihm: Wir können nicht mehr. Aber er kam immer wieder eingewickelt, als brillanter Sekundant, zurück. Zuhause angekommen, sah er schnell wieder ein, daß es nicht mehr lange gehe. Und nun begann er mit Hilfe von Zitas Brüdern sein doppeltes Spiel. Sicher sind die Friedensaussichten, die im Sommer 1917 bestanden, nicht bloß durch Michaelis Ungeschick, sondern mehr noch durch die Geheimberichte, die Prinz Sixtus von Parma in Paris ablieferte, zerrissen worden. Man hat, nachdem die Revolution ein freies Wort ermöglichte, Kaiser Karl einen Verräter genannt. Ach, wenn er wenigstens ein ganzer Verräter gewesen wäre! Halbheit war sein Wesen, Unentschiedenheit seine Politik und deshalb Lüge sein Wort und Ehrenwort. Er bandelte mit Paris an und beschwichtigte in Berlin, er zeigte Österreichs Schwäche unverhüllt vor Clemenceau und mimte vor Wilhelm den Durchhalter. Hätte er wenigstens den vollen Mut des Verräters gehabt, wäre er 1917 offen von Deutschland abgefallen, dann wäre Österreich vielleicht noch nicht zerfallen und Deutschland hätte die Toten des letzten Kriegsjahres erspart. Schlimmer als ganzer Verrat ist halber, ein schlechter Entschluß ist mehr wert als keiner. Er hatte nicht einmal die feste Kraft, ein entschlossener Verräter zu sein. Er wollte in geschichtlichen Situationen lavieren, und lavieren wollen, wenn die Geschichte zu handeln befiehlt, das bedeutet innere Abdankung von der Macht.

III.

Entschlußunfähig — das ist Karl auch nach der Revolution geblieben. Österreich-Ungarn war zerfallen. Er mußte sich entscheiden, nach welchem Thron er streben wollte. Österreich oder Ungarn, das war die Frage. Abstammung, Erziehung, Stimme des Herzens sprachen für Österreich. Er gehörte in die liebenswürdig-frohe Welt der Wiener Heurigenschenken, in die Tradition der Wiener Burg, er war immerhin ein Deutscher. Als er abgesetzt wurde, blieb er in seinem Schloß in Niederösterreich. Aber als er in die Schweiz zu übersiedeln gezwungen war, da setzte er sich mit seinem ältesten Sohn in die Schulbank, um die madjarische Grammatik zu lernen. Die österreichischen Sozialisten und die Großdeutschen waren (unerwarteterweise) unversöhnliche Habsburggegner geworden. Das traf ihn ins Herz. Niemanden hat er in

den letzten Jahren bitterer gehaßt als Herrn Dr. Karl Renner, den ersten Bundeskanzler der deutschösterreichischen Republik. Der war in früheren Jahren zuweilen in seine nächste Nähe gekommen und hatte Beweise kaiserlicher Huld empfangen. Wie, ein Mann, der ganz gemütlich und freundlich mit ihm verkehrt hatte, vertrat in der Wiener Nationalversammlung plötzlich seine Entfernung aus Österreich? Dieser liebenswürdige Egoist, der selbst verdiente Staatsmänner wie untreue Dienstboten weggeschickt hatte, glaubte an „Dankbarkeit" in der Politik, nebenbei gesagt: Dankbarkeit für ein bißchen gesellschaftlichen Verkehr, keineswegs Dankbarkeit für irgendeine Leistung. In der Schweiz schwankte Karl noch, ob er auf den österreichischen oder auf den ungarischen Thron aspirieren sollte. Das Herz sprach für Wien, die Spekulation mußte zu dem ungarischen Volk der Bauern und Analphabeten raten. Er schwankte. Und sein Schwanken entfremdete ihm die letzten Habsburgfreunde in Österreich und erregte bei der nationalistischen Gentry Mißtrauen. Wieder fehlte ihm die Kraft des Entschlusses wie die Kraft zum Verrat. Schließlich entschloß er sich mit halbem Herzen für Budapest, aber Zita mußte ihn beim ersten Einfall fest ins Flugzeug setzen und beim zweiten neben ihm Platz nehmen, damit er nicht ausreiße. Sein Herz riß ihn, während er Budapest erobern wollte, nach Wien. Nie ward in solcher Laun' ein Thron erkämpft. Weil er innerlich unsicher war, weil ihm die Kraft zum starken Entschluß fehlte, deshalb erlebte er beide Niederlagen im ungarischen Abenteuer. Der liebenswürdige, nette Karl als Eroberer, das war von Anfang an ein Maskenscherz. Der arme Prinz hatte kein Talent zum Heroischen. Die Berichte logen gewiß nicht, die erzählten, er habe nach dem Zusammenbruch vor Budapest bitterlich geweint. Die Thräne war echt. Das Schwert paßte nicht in seine weiche Streichelhand.

Er ist wohl aus dem Weinen nicht herausgekommen. Das Schicksal hatte ihn für eine elegante Bonvivantrolle in einem Lustspiel mit altwiener Kultur bestimmt, nun zwang ihn die Weltgeschichte und ein unerbittlich ehrgeiziges Weib zu einer Heldenrolle in einer Schicksalstragödie. Ein geselliger, Wein und Weib liebender Kavalier war zu tragischem Handeln, zu Schlachten und Vorstößen und schließlich zu einem Leben in Einsamkeit und Dürftigkeit gezwungen. Kein Wunder, daß er schwermütig und lebensunwillig wurde. Er starb an seiner Rolle.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Aprilwoche.

Die Sachlieferungsabkommen, das Wiesbadener und das Bemelmansche, sind von der Reparationskommission bestätigt worden. Man soll sich der Bedeutung des Ereignisses bewußt bleiben. Es eröffnet, wenn es zu großen praktischen Konsequenzen führt (d. h. wenn wirklich viele Bestellungen erfolgen, was aber noch fraglich ist), die neue Epoche des innerdeutschen Reparationsaspektes. Der Unterschied zwischen Barzahlungen und Sachlieferungen ist folgender: Barzahlungen werden von der Bevölkerung in so gerechter Leistungsverteilung aufgebracht, wie das Steuersystem überhaupt gerecht ist. Sachleistungen in ihrer neueren Organisierung aber gleichen mindestens für einen Teil der Bevölkerung, nämlich für die Lieferanten, das Opfer an allgemeinen Steuern durch Gewinne an Sondergeschäften wieder aus. Sie sind eine Art Rente, garantiert von der Allgemeinheit. So daß also der Kreis derjenigen, die unter den Reparationen zu leiden haben, in glücklicher Weise verengert wird. Nur wer keine Lieferungsaufträge zu gewärtigen hat, kann da skeptisch sein.

Die große Aussperrung in der englischen Metallindustrie, die mit dem Werftarbeiterstreik nur zeitlich, nicht sachlich koinzidiert, hat in Deutschland weniger Beachtung gefunden als sie verdient. Es handelt sich um einen Prinzipienkonflikt. Die Arbeiter verlangen, daß kein Betrieb Überstunden einführen dürfe, solange es noch Arbeitslose gibt, die bei vermehrtem Bedarf „aufgesogen" werden können (und es gibt in England gegenwärtig bekanntlich sehr viele Arbeitslose). Sie verlangen, daß den Arbeitern selbst ein Mitbestimmungsrecht in dieser Hinsicht eingeräumt werde. Die Unternehmer aber bezeichnen dies Verlangen als Sowjetismus, und lehnen jede Regelung ab, die ihnen die Freiheit ihrer Entschlüsse beeinträchtigen könnte. Der „Herr-im-Haus-Gedanken" kämpft also gegen den Gedanken der Klassensolidarität. Es kämpft, im Grunde, der Achtstunden- wider den Zehnstundentag. Und es kämpft das fundamentale Recht auf Arbeit wider das ebenso fundamentale Bedürfnis nach einer möglichst großen, lohndrückenden „Reservearmee". Das Ergebnis des Kampfes wird für den Stand der sozialen Nachkriegslage Europas außerordentlich bezeichnend sein.

Vom Begriffe des Wuchers ist an dieser Stelle schon öfters die Rede gewesen, und es ist wiederholt darauf hingewiesen worden, daß es innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft, in der wir nun ja einmal leben, ein Unsinn ohnegleichen ist, die Preisbemessung einer Ware auf Grund der Erzeugungs- oder Einkaufskosten erzwingen zu wollen. Nach aller Theorie und nach allen klaren Notwendigkeiten der Lage können ganz im Gegenteil nur die jeweiligen Wiedererzeugungs- oder Wiedereinkaufskosten maßgebend sein. Jede andere Gesetzgebung muß zu fortwährendem Zusammenschrumpfen des privatwirtschaftlichen Unternehmens führen, oder, umgekehrt, zu fortgesetzten Gesetzesüberschreitungen mit entsprechender Demoralisation. Diesem Zustand muß ein Ende gemacht werden, und es ist erfreulich, daß sich jetzt auch der deutsche Industrie- und Handelstag der Sache angenommen hat. Er verlangt, ganz im Sinne obiger Begriffsbestimmung, die Einführung eines Zusatzes zur Preistreibereiverordnung vom 8. Mai 1918: „Ein Preis enthält keinen übermäßigen Gewinn und stellt sich nicht als unzulässige Preissteigerung dar, . . . wenn ihm die Wiederbeschaffungskosten der veräußerten Ware zugrundeliegen." Wann wird dieser Anregung Folge gegeben werden, und wann wird man in gewissen Fabrikationszentren öffentlicher Meinung die notwendigerweise unlogische Propaganda gegen sie und ihresgleichen einstellen?

*

CENSOR BÖRSENPARADE

BESSERES WETTER.

Die Börse steht wieder im Zeichen einer Aufwärtsbewegung; die außerordentliche Spanne zwischen Effektenkursen einerseits und den Preisen auf sämtlichen anderen Gebieten des Wirtschaftslebens andererseits beginnt sich wieder zu verengen. Entscheidend für die Marktlage ist, daß die Geldverhältnisse an der Börse sich von Tag zu Tag gebessert haben; dauernde Geldknappheit ist ja auch ganz unvorstellbar angesichts des Hochbetriebs einer Notenpresse, die allwöchentlich bis zu einer Milliarde neuen Papiergeldes fabriziert. Auch das Ausland ist auf vielen Gebieten wieder als Käufer am Platze. Und von eminentester

markttechnischer Bedeutung ist es schließlich, daß die Spekulation jetzt so ziemlich ausverkauft ist, denn die Banken haben seit Monaten strikt darauf gehalten, daß die Positionen nicht überspannt wurden, um Ereignisse, wie den schwarzen Donnerstag im Dezember vorigen Jahres, von vornherein unmöglich zu machen. Andererseits aber scheinen sich die Banken mehr und mehr wieder darauf zu besinnen, wie notwendig sie selber gutes Börsenwetter brauchen können. Eine Fülle von Neuemissionen sind unterzubringen, der Geldbedarf der Industrie wird immer größer, im selben Maße, in dem die Aufwendungen für Auffüllen der Warenläger, Löhne und Gehälter, Neubaukosten usw. steigen. Die Industrie ist infolgedessen mit außerordentlichen Ansprüchen an die Bankwelt herangetreten; es erweckt aber jetzt den Anschein, daß insbesondere die Großbanken, nach Stillung dieses ersten drängenden Geldbedarfs durch Kreditgewährungen, die Industrie wieder auf den anderen Weg der Kapitalsbeschaffung, nämlich die Emission neuer Aktien und Obligationen verwiesen.

Letztere sind unter den heutigen Verhältnissen nur noch sehr schwer unterzubringen und das neue Vorgehen des Kahlbaum-Schultheiß-Konzerns, der es für nötig hielt, seine neuen Obligationen mit einer Teilnahme an der Dividende auszustatten, zeigt aufs deutlichste, daß man ganz besonderer Reizmittel bedarf, um sich den Markt der fest verzinslichen Werte noch gefügig zu machen. Anders aber steht es mit der Ausgabe junger Aktien. Angesichts der ungeheuren, durch die Inflation geschaffenen, zusätzlichen Kaufkraft ist der Markt immer noch sehr aufnahmefähig und so treiben die Verhältnisse nach und nach auch die letzten noch mit kleinen Kapitalien arbeitenden Gesellschaften dazu, junge Aktien auszugeben. Auch solche, die sich nicht genug darin tun können, Kapitalserhöhungen für jetzt und alle Zeiten von vornherein in Abrede zu stellen. Ein typischer, wenig erfreulicher Fall dieser Art ist derjenige der Thüringer Bleiweißfabriken. Noch vor wenigen Monaten trat die Gesellschaft ungefragt allen Börsengerüchten über eine in absehbarer Zeit bevorstehende Kapitalserhöhung entgegen, und diese dauernden Dementis drückten derart auf den Kurs der Aktien, daß sie die damalige allgemeine Aufwärtsbewegung kaum mitmachten und auf etwa 1000 % verharrten. Seit einigen Wochen hat sich das Bild geändert. Ohne daß von einer festen Allgemeintendenz an der Börse die Rede sein konnte, stiegen die Aktien fast Tag für Tag

um 100 bis 200 % und erklommen langsam und sicher einen Kurs von zirka 2700. Als der erreicht war, erfolgte plötzlich der Antrag auf Verdoppelung des Aktienkapitals, und wer früher, auf die Ausführung der Verwaltung hin, seine Aktien verkauft hatte, hatte nun das Nachsehen. Interessant wäre es vor allem, in diesen wie in ähnlichen Fällen, festzustellen, wer denn vor Herausbringen der Kapitalserhöhung durch ständige Aufnahmen die starken Kurssteigerungen hervorruft. Aber davon hört man nichts. Wenn alles erledigt ist, pflegen sich die Verwaltungen überhaupt nicht mehr zu äußern.

Ein Aktienwert mit vorerst noch reinem Goldcharakter sind Döring & Lehrman-Aktien. Die Gesellschaft führt namentlich die Tiefbauarbeiten für das mitteldeutsche Braunkohlenrevier aus, und bei der günstigen Lage dieses Industriezweiges und der seit Jahrzehnten anerkannten, führenden Bedeutung der Gesellschaft für Ausschachtungs- und ähnliche Arbeiten kann man wohl annehmen, daß das Geschäft gut geht. Nun scheint es aber, als ob die in Betracht kommenden Braunkohlenunternehmungen selbst größeres Interesse an der Döring & Lehrmann-Gesellschaft nehmen wollen. Jedenfalls ist es keineswegs ausgeschlossen, daß den Aktionären neben einem sehr günstigen Abschluß und einer Anpassung des Goldkapitals an die heutigen Währungsverhältnisse in absehbarer Zeit noch andere Überraschungen zuteil werden.

Stärker belebt zeigt sich aber nicht nur der Markt der Industriepapiere, sondern, wie hier ebenfalls vor einigen Wochen schon dargelegt wurde, auch der Markt ausländischer Renten, insbesondere Goldrenten. So sollten z. B. die hier erwähnten 6%igen Gold-Bulgaren, die übrigens bisher schon beträchtliche Steigerungen erfahren haben, weiter im Auge behalten werden. Auch türkische Werte scheinen wieder beliebt zu sein. Neben Zoll-Obligationen gilt dies besonders für Türkenlose, schon ihres großen internationalen Marktes wegen und weil der Pariser Kurs sich ganz beträchtlich höher stellt.

Jedenfalls wird auf diesen und anderen Gebieten in den nächsten Wochen wieder mancherlei verdient werden, und es bestehen alle Anzeichen, daß nicht nur der Warenmarkt, sondern auch die Börse diesmal ein großes Ostergeschäft werden verzeichnen können (oder: „müssen!“ — je nach Geschmack).

DR. PAUL KNOCHE

JUNGFRÄULICHES LAND DER HEIMISCHEN INDUSTRIE

DER ROHFILM

Wer das Wort „Film“ hört (das übrigens vom keltischen „Felmen“, d. h. die Sahne auf der Milch, abgeleitet ist), denkt an Lubitsch und seine Leute. Aber daß Lubitsch und seine Leute nicht arbeiten könnten, wenn nicht eine mindestens ebenso komplizierte und ingeniöse Arbeit auf anderem Gebiet vorangegangen wäre, daß es keine Industrie des Kunstfilms gäbe, wenn nicht eine Industrie des Rohfilms Hand in Hand mit ihr arbeitete und ihr den Rohstoff lieferte, — daran denken von den Millionen Kinobesuchern in aller Herren Länder sicher nur sehr wenige. Und doch hat sich diese Rohfilmindustrie im selben Maße, in dem das Kino zur Massen- und Weltangelegenheit geworden ist, zu einem sehr bedeutenden Produktionszweig entwickelt.

Ein Kinofilm (wie auch der gewöhnliche Roll- und Packfilm), besteht aus zwei Teilen: dem Schichtträger aus Zelluloid und der lichtempfindlichen Schicht aus Bromsilbergelatine, die man durch Behandeln mit warmem Wasser von einander trennen kann.

Das Zelluloid wird aus dem bekannten Mottenschutzmittel Kampfer oder künstlichen Kampfer-Ersatzmitteln und aus Nitrozellulose hergestellt, von welch letzterer im ersten Artikel dieser Serie („Kunstseide“) ausführlich gesprochen worden ist. Kampfer und Nitrozellulose werden mit Alkohol behandelt, bis sie eine weiche Masse bilden; diese wird dann gereinigt, geknetet, gewalzt und schließlich getrocknet. So entsteht das Zelluloid, eine durchsichtige, meist leicht gelblich gefärbte Masse von hoher Feuergefährlichkeit, die sich beim Erhitzen auf 190° mit stark rußender Flamme entzündet.

Den Gedanken, Nitrozellulose mit Kampfer zu mischen, hatte zuerst Alexander Parkes in Birmingham (1865), der auch bereits eine Fabrik zur Herstellung seines „Parkesits“ gründete, die aber wieder einging. Das Verdienst, eine praktisch durchführbare und gewinnbringende Arbeitsweise gefunden zu haben, gebührt den Gebrüdern Hyatt in Albany in Amerika, die ihrem Kunststoff eben den Namen Zelluloid gaben, der ihm bis heute geblieben ist. Im Laufe der Jahre wurde das Zelluloid dann auch zu vielen anderen Waren verarbeitet, und zwar als Ersatz für Schildpatt und Elfenbein.

Für die Photographie wurde es von hoher Wichtigkeit, daß sich das Zelluloid zu durchsichtigen, farblosen Bändern auswalzen läßt, die als Ersatz für das leicht zerbrechliche Glas dienen können. Der Vorschlag, das Glas in der Photographie durch das haltbarere Zelluloid zu ersetzen, stammt von dem Franzosen Fourtier (1881). Der praktische Versuch freilich wurde zuerst in Amerika unternommen. Im Jahre 1887 begann Goodwin mit der Herstellung photographischer Filme, ihm folgte zwei Jahre später Reichenbach, Rochester, und Eastman, der Begründer der weltberühmten Kodak-Gesellschaft. Noch aber war die Anwendung auf die Photographie beschränkt und immerhin, neben der alten photographischen Platte, nur eine teilweise. Mit dem Aufkommen des Kinematographen aber schlug die große Stunde des Films. Denn nur mit Hilfe des aufrollbaren Zelluloidbandes konnten beliebig viele Aufnahmen sehr kurz hintereinander gemacht werden. Dies insbesondere, nachdem Edison den Film mit Löchern am Rande versehen hatte, der sogenannten Perforation, die ein gleichmäßiges Durchlaufen des Bandes durch den kinematographischen Apparat ermöglicht. Jetzt war der Film ein Massenbedarf ersten Ranges, und, auf diesem Gebiet, Alleinherrscher geworden. Und er ist, was den Bandstreifen selbst anbelangt, bis zur allerletzten Zeit im wesentlichen unverändert geblieben. Der Fortschritt der Technik äußerte sich hauptsächlich in Verbesserungen der lichtempfindlichen Schicht, mit der der Zelluloidstreifen überzogen werden muß.

Diese lichtempfindliche Schicht wird dadurch bereitet, daß man die wässerige Lösung eines Bromsalzes, z. B. Bromkaliums, mit einer Lösung von salpetersaurem Silber (Höllenstein) unter Zusatz von Gelatine mischt, wodurch man eine weiße Gallerte, Emulsion genannt, erhält, die aber noch nicht empfindlich genug ist. Das muß durch nochmaliges Erwärmen unter Zusatz von Ammoniak verbessert werden, — eine Prozedur, die man als „Reifung" bezeichnet.

Den Gedanken, Bromsilbergelatine in der geschilderten Weise zu erzeugen und zu verwenden, hatte zuerst ein englischer Arzt, Dr. Maddox, im Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Obwohl seine Erfindung einen ungeheuren Fortschritt gegenüber den bis dahin üblichen photographischen Verfahren bedeutete, hat er doch keinerlei Vorteile von seiner Erfindung gehabt und ist 1903 in ärmlichen Verhältnissen gestorben. (Nur eine Sammlung der englischen Photographen schützte den genialen Er-

finder vor gänzlichem Verhungern. Die Industrie hat durch seinen Gedanken ungezählte Millionen verdient.)

Einen schweren Fehler hatte aber auch diese Emulsion noch, da die Bromsilberschicht an sich lediglich blaue und violette Farben zu reproduzieren vermag. Erst der genialen Arbeit des Professors H. W. Vogel an der technischen Hochschule zu Charlottenburg ist es gelungen, die Platte auch für die andersfarbigen Strahlen empfindlich zu machen. Dieser Forscher fand, daß ganz geringe Mengen eines gewissen Farbstoffes die gewünschte Eigenschaft herbeiführen. Später zeigte es sich, daß es eine große Menge brauchbarer Teerfarben gibt, von dem sich namentlich das Eosin und das Erythrosin bewähren. Nach Vogels Tode fand sein Nachfolger Prof. Miethe den ersten Farbstoff, der das Bromsilber gleichzeitig für fast alle sichtbaren Strahlen sensibilisiert, das Aethylrot.

So stellt sich uns die Herstellung einer guten Emulsion als Ergebnis langjähriger unermüdlicher Arbeit dar, bei der wir auch der deutschen photographischen Industrie gedenken müssen. War es doch die Firma Perutz in München, die zusammen mit Vogel und Miethe die ersten orthochromatischen Filme in den Handel gebracht hat. Später folgen noch andere Firmen, vor allem die Agfa, Berlin, und Hauff in Feuerbach bei Stuttgart. Überhaupt ist das Rohfilmmonopol Amerikas, insbesondere der amerikanischen Kodak-Gesellschaft, das noch vor dem Kriege bestand, von der deutschen Industrie in langsamer, zäher Arbeit gebrochen worden. Erwähnt seien außer der schon genannten besonders noch die Photochemische Anstalt von C. P. Goerz, die Lignose A.-G. in Buchen bei Hamburg und die Filmfabrik von Schoeller in Düren. Neuerdings sind eine Reihe weiterer großer deutscher Filmfabriken im Bau begriffen.

Versucht man nun, die Bromsilberemulsion unmittelbar auf das Zelluloid zu übertragen, so bemerkt man nach dem Auftrocknen, daß die beiden Schichten sich zu leicht voneinander trennen lassen. Man muß also eine engere Klebeverbindung durch ein Zwischenpräparat herstellen. Dazu benutzt man eine in Alkohol löslich gemachte Gelatine, wie sie ebenfalls Professor Vogel hergestellt hat. Die besonderen Einzelheiten dieses Klebstoffes bilden wichtige Betriebsgeheimnisse der Rohfilmfabriken, die nicht in die Öffentlichkeit gedrungen sind. Doch ist die Lösung des Problems allerwärts so vollkommen gelungen, daß Klagen über schlechte Haftung der Bromsilberschicht auf dem Zelluloidstreifen selten wurden.

Umso empfindlicher sind dafür die Klagen, die sich noch immer durch die hohe Feuergefährlichkeit des Films ergeben. Diese Feuergefährlichkeit, die auch zu kostspieligen behördlichen Vorsichtsmaßregeln Anlaß gibt, hat die Forscher immerwährend über die Möglichkeit nachdenken lassen, einen feuerfesten Film zu schaffen. In dieser Hinsicht ist es von Bedeutung, daß es dem deutschen Chemiker Eichengrün kürzlich gelungen ist, Zelluloid ohne Verwendung von Nitrozellulose herzustellen. Durch Behandlung von Zellulose mit Essigsäure entsteht nämlich ein Kunststoff, der sich ebenfalls mit Kampfer und Alkohol mischen läßt und so ein unverbrennliches Zelluloid gibt. Nach diesem, von der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik patentierten Verfahren arbeitet jetzt die Firma Bayer in Elberfeld (Zellitfilme). Ein anderer Weg, die Entzündlichkeit des Films zu vermeiden, hat erst in jüngster Zeit zu einer Lösung geführt; es ist die nachträgliche Imprägnierung mit chemischen Feuerschutzmitteln. In einer der letzten Sitzungen der Deutschen Kinotechnischen Gesellschaft Ende Februar wurde mitgeteilt, daß es dem Berliner Chemiker Gustav Schaaf gelungen sei, dieses Ziel restlos und industriell verwertbar zu erreichen.

Wesentlich ist auch die Neuerung, die mit der Erfindung des Berliner Ingenieurs M. Werthen inauguriert ist. Werthen hat nämlich nicht mehr Zelluloid-, sondern Aluminiumbänder zur Filmherstellung verwendet. Die Kunst war dabei, ein Klebmittel zu finden, das sowohl an dem Metallband als auch an der Bromsilbergelatine haftet. Mit Hilfe des Wasserglases scheint dieses Problem in glücklichster Weise gelöst zu sein. Allerdings würde eine Verwendung von Aluminiumfilmen eine Veränderung sämtlicher bestehender Vorführungsapparate bedingen, da nunmehr die Projektion nicht wie bisher im durchfallenden, sondern (weil das Metall undurchsichtig ist) im auffallenden Lichte, mit Hilfe eines Spiegels, geschehen müßte. Trotzdem ist es wahrscheinlich, daß sich der billigere Alluminiumfilm wegen der fast unerschwinglichen Kosten des Zelluloids in der Industrie durchsetzen wird, besonders auch deshalb, weil beide Seiten des Metalls ausgenützt werden können.

Das große Problem — das einzige! —, das heute noch jeder wirklichen Lösung harrt, ist der Film in natürlichen Farben. Von Zeit zu Zeit werden in der Öffentlichkeit neue Versuche zur Lösung dieser Aufgabe vorgeführt, ohne jedoch voll zu befriedigen.

GLOSSEN

SCHWÄNKE VOM BALKAN

Erzählt von ***RODA RODA.***

Der Eid.

Ein junger Ehemann kam von der Reise heim und fragte eifersüchtig:

„Frau, bist du mir auch treu gewesen?“

Sie fuhr gereizt auf: was er denn von ihr denke?

Ihr Gehaben gefiel ihm nicht, und er schöpfte erst recht Verdacht. Sie sollte bei Gott und den Heiligen ihre Unschuld beschwören.

Das konnte sie am wenigsten. Er drang immer mehr in sie — sie wußte sich nicht zu raten, lief zu ihrer Mutter und klagte ihr Leid.

„Ruhig Blut, Töchterchen“, sprach die Mutter. „Hier, siehst du, im Winkelchen steht noch die Wiege, worin du einstens lagst. Kriech in die Wiege!“

„Aber . . .!“

„Keine Widerrede! Kriech in die Wiege!“

Die Tochter gehorchte endlich.

„So! Und nun, Töchterchen, komm mit zu deinem Mann und laß mich reden!“

Mutter und Tochter gingen zu dem Eifersüchtigen.

Sogleich fiel die Mutter mit Schimpf und Schelte über ihn her: was er sich denn einbilde? warum er seine brave Frau quäle? „Seit sie ihre Wiege verließ, hat sie keinen Mann berührt — das schwöre ich beim Evangelium des Herrn.“

So schwor auch die Tochter.

Und Friede im Haus.

Der Peschtemalj.

Wenn das fromme türkische Ehepaar der Liebe pflegt, müssen Mann und Frau am Morgen baden — und mit dem Peschtemalj von blauem Zeug wischen sie sich ab.

— — — Lebten da in Bilek zwei Nachbarn, ein Reicher und ein Armer, die hatten im selben Frühling geheiratet.

Der Reiche führte allerhand Geschäfte, wollte Goldes immer mehr erringen. Der Arme lebte fröhlich in den Tag, zehrte von dem bißchen Erbe und ließ sich's nicht viel verdrießen.

Täglich sah des Kaufherrn Frau am Zaun der Nachbarin den Peschtemalj zum Trocknen hängen, neidete ihr's und weinte. Als der Gatte sie fragte: „Warum weinst du, Liebe?“ — da beichtete sie ihm.

Er antwortete keine Silbe. Ging nur hinüber zum Armen und schenkte ihm tausend Dukaten.

Kaum jemals von nun an erschien am Gartenzaun der Peschtemalj.



ORDNUNG IN GROSSLICHTERFELDE

Die fünfzig Primaner von Großlichterfelde werden in der zeitgenössischen Geschichte immerhin eine Rolle spielen. Es haben sich zwar schon öfters Gymnasiasten schlecht benommen, und es sind auch schon oft Gymnasiasten gemaßregelt worden, und wenn es dieses Mal auch eine ungewöhnlich große Anzahl war und ein ungewöhnlich böser Exzeß und eine ungewöhnlich harte Maßregel, so ist dies alles natürlich nicht das Bedeutungsvolle an der Angelegenheit. Schon garnicht ist aber der springende Punkt der, daß die Herren Buben etwa von einer republikanischen Regierung wegen ihrer monarchistischen Gesinnung bestraft worden sind, sondern im Gegenteil liegt der Fall so, daß ein monarchistischer Minister die deutschnationalen Jünglinge relegiert hat, obwohl sie auch monarchistisch gesinnt sind. Und das ist es auch, was ihm von der Presse seiner eigenen Partei so stark verdacht wird.

Bisher war es nämlich in der deutschen Republik — und das bedarf ja kaum einer näheren Ausführung und Belegung — so, daß jedes Verbrechen oder Vergehen oder jede Lausbüberei und jedes über die Stränge-Schlagen pardonniert oder halb pardonniert wurde, wenn der Übeltäter sich nur auf seine deutschnationale oder monarchische Gesinnung berufen konnte. Vom Mord herunter bis zur Beschmutzung von Denkmälern waren die aburteilenden Instanzen, richterliche oder verwaltende, immer

von der Idee besessen, daß die Angeklagten oder Verfolgten wegen ihrer „idealen“ Beweggründe nur als halbschuldig zu betrachten seien und eigentlich mehr Mitleid als Strafe verdienten. Man darf das den Beamten, die bei solchen Entscheidungen mitgewirkt haben, nicht einmal immer als schlechten Willen oder als konterrevolutionäre Bosheit auslegen, sondern sie gingen eben von dem an sich richtigen Gedanken aus, daß bei der Bewertung von Motiven zwischen schlechter und guter Gesinnung zu unterscheiden sei und daß die „gute“ subjektiv betrachtet für die Mehrzahl der Staatsbürger (wobei der Ton auf Bürger liegt) eben die ist, die man noch vorgestern auch als die „vorgeschriebene“ zu bezeichnen pflegte. Fünf Minuten oder drei Jahre nach einer Revolution, die leider von keiner Empörung, sondern von einer Erschöpfung herrührte, ist das nicht zu verwundern.

Von dem Deutschen sagt man nicht mit Unrecht, daß er ein Ordnungsfanatiker sei. Ordnung aber ist nicht unbedingt eine absolute Tatsache, sondern sie wird von der Mehrzahl der Menschen sehr persönlich bewertet. Für Offiziere, Studenten, Gymnasiasten und andere Anhänger des alten Régimes ist eben Ordnung die Staatsform mit Wilhelm II. an der Spitze, so unordentlich auch dieser Mann die Geschäfte des Staats geführt haben mag, und Unordnung ist, wenn Ebert die Erlässe im Reichsgesetzblatt unterzeichnet. Man mag also noch so sehr darauf hinweisen können, daß etwa im Sommer 1918 doch gar nichts mehr im Deutschen Reich in Ordnung war und daß es jetzt schon wieder recht ordentlich zugeht: einem Großlichterfelder Primaner wird man mit solchen Sophismen nicht imponieren können.

Hier also liegt die Wurzel dieser Schulrebellion: sie geschah im Zeichen der Ordnung, und gestört war die Ordnung durch die beschimpfte Hausdame, die auf die absurde Idee gekommen war, die Ausrottung Erzbergers als „Meuchelmord“ zu bezeichnen und auf die Beteiligung an

einer Kaisergeburtstagsfeier zu verzichten. Damit hatte sie sich aufgelehnt gegen alles, was in jenem Knabeninternat als Gesetz gilt.

Gelten muß. Denn was ist Großlichterfelde? Keineswegs ja ein gewöhnliches Institut wie ein anderes, sondern es ist die Oberstufe des kgl. preußischen Kadettenkorps, und seine Insassen werden sich wohl am meisten dadurch benachteiligt fühlen, daß sie in manchen ahnungslosen Zeitungen als gewöhnliche Gymnasiasten bezeichnet werden, was wohl das Letzte ist, als was sie gelten wollen. Der Schriftsteller von Sczepanski hat die Genesis dieser jungen Menschen vor Jahren in einer sehr populären Erzählung unter dem Titel „Spartanerjünglinge“ geschildert, aus der zu sehen ist, wie hart und fast grausam dort die Erziehung der Kinder betrieben wurde, die später den Stamm und unerschütterlich festen Kern des preußischen Offizierskorps ausmachten. Sie bildeten zugleich auch eine Klique in der Armee und sahen jeden über die Achsel an, der aus einer gewöhnlichen Zivilschule kam. Hindenburg und Ludendorff sind aus ihren Reihen hervorgegangen, was nicht wenig zur Hebung ihres Zunftstolzes beigetragen haben mag. Das geistige Band, das sich zwischen früheren Kadetten schlingt, ist für immer unzertrennbar; der älteste General a. D. fühlte sich, wo er den jüngsten Leutnant traf, ein Herz und eine Seele mit ihm, wenn sie beide dem „Korps“ entstammten. Woher dies Alles? Weil sie in Großlichterfelde dieselbe rauhe Hochschule der Disziplin durchgemacht haben. Diese unbedingte Unterordnung unter den Willen des Vorgesetzten, unter Qualen der Selbstüberwindung erzwungen, war das eigentliche Merkmal der preußischen Janitscharen.

Jetzt also sind junge Männer dieser Prägung in dem Maße verwildert, daß sie eine Dame, die zudem auch eine Art von Vorgesetzte ist, in so überaus rüder Weise attaquiert haben. Wieso? Das ist ganz klar. Die Unordnung ist die jetzige Ordnung und also ist Ordnung Unordnung. Schon daß die weichmütige Republik die hohe Schule des Preußentums bestehen ließ, bewies ja, daß an ihr nichts dran sein konnte. Sie duldete aber auch Kaisergeburtstagsfeiern und ähnliches und zeigte also damit, daß sie selbst eigentlich die alte Ordnung als die wirkliche Ordnung betrachtete.

Herr Bölitz, preußischer Minister für Kultus und Unterricht und Angehöriger der deutschen Volkspartei, aber bringt eine neue Idee zu diesem Thema. Er deduziert nämlich: „Ordnung ist Ordnung, gleichgültig, ob Monarchie oder Republik“ und will diese seine, sozusagen die absolute Ordnung auch als monarchistischer Politiker im Bereich republikanischer Anstalten aufrechterhalten. Das schmeißt wirklich alle Begriffe durcheinander. Ein Publizist seiner eigenen politischen Färbung hält ihm vor, selbst sein sozialdemokratischer Vorgänger Konrad Hänisch würde nicht so drakonisch gestraft haben, wie er es getan hat, und er mag recht damit haben. Hat er aber recht, so ergibt sich der Schluß, daß die Ordnung in der Republik offenbar nur von Männern der alten Ordnung, also von Monarchisten, geschützt werden kann. Und da den Kadetten von Großlichterfelde bestimmt seit dem 9. November 1918 noch nichts so imponiert hat wie ihre eigene Relegation, so werden sie jetzt in einen neuen unlöslichen Zweifel gestürzt. Sie sehen, es soll auch unter Ebert Ordnung sein, aber sie wird durchgeführt von einem, der selbst an Wilhelm glaubt. Ist also nun Ordnung, wenn sie auf Demokraten schießen und eine Republikanerin Sau nennen oder wenn sie gehorchen und stramm stehen? Dieser Zweifel wird junge und alte Monarchisten noch lange nicht zur Ruhe kommen lassen. Man sieht, die scharfen Maßregeln allein genügen nicht, es kommt auch darauf an, von wem sie ausgehen. Ordnung wird in Großlichterfelde erst dann Wirklichkeit werden, wenn die Relegationen nicht von Herrn Bölitz und anderen Monarchisten verfügt werden, sondern von Männern, die sich außerdem noch zur Republik bekennen.

Rudolf Olden.

DIE ZAREN UND DIE HUNGERSNOT

Varnhagen von Ense, den man doch wohl kaum bolschewistischer Umtriebe wegen verdächtigen wird, hinterläßt in seinen Tagebüchern unterm 21. Februar 1848 folgende Aufzeichnung: „Als der Kaiser und die Kaiserin von Rußland in Palermo waren und das Gold mit vollen Händen ausgeworfen wurde, war gerade Hungersnot in Rußland und viele Tausende starben, Hunderttausende wurden nach Sibirien übersiedelt, mit 12 Kopeken täglich auf die Reise, die anderthalb Jahre dauerte. Des Kaisers italienische Reike hat fünfundzwanzig Millionen Silberrubel gekostet. Den Lazaronis warf der Kaiser zum Spaß Händevoll Dukaten zu.“

ERKLÄRUNG

In dem Streite Stefan Großmann-Siegfried Jakobsohn haben die Parteien beschlossen, die Angelegenheit einem Schiedsgericht von Berufsgenossen zu unterbreiten, dem

die Herren Fritz Engel, Herbert Ihering, Hans Kyser und Paul Wiegler als Beisitzer und Richard O. Frankfurter als Obmann angehören.

ANEKDOTEN

HERR VON TANE

In einer großen Filmgesellschaft regt jemand an, einen Roman von Theodor Fontane zu verfilmen: „Fontane ist filmreif, Fontane bringt die gemütliche Herzensnote, Fontane gibt Altberlin." Da erhebt sich ein Direktor und spricht sich dagegen aus: „Alles ganz schön und gut. Ich will gegen Herrn von Tane nichts sagen. Aber wir sind jetzt in einer demokratischen Zeit. Von Tane? Ich halte es nicht für gut, jetzt mit einem adeligen Autor herauszukommen!"

DER EWIGE JUDE

Buchhandlung in einem kleinen Ort in Thüringen. Ein Filmdramaturg, der auf der Manuskriptjagd ist, tritt durch die klingende Tür und verlangt „den ewigen Juden von Eugen Sue".

„Oh", erwidert die Buchhändlerstochter, „extrem antisemitische Literatur führen wir nicht."

DER HEIRATSVIRTUOSE

Ein berühmter Musiker vermählt sich zum achtenmal. Diesmal eine sehr hübsche Frau. Beim Hochzeitsessen sagt ein Freund zu dem Neuvermählten: „Hör mal, eine so hübsche Frau hast du schon lang nicht geheiratet."

INHALT DES LETZTEN HEFTES:
(Heft 13)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39.



TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Aprilwoche.

Es gibt Anzeichen für eine Überschwemmung Deutschlands mit Fremden im kommenden Sommer 1922, wie wir sie noch nicht erlebt haben. Die Schiffahrtsbüros melden, daß aus Nord-Amerika schon jetzt mehr als 100 000 Schiffsplätze für die Sommermonate bestellt sind. Graf Lerchenfeld hat im bayerischen Landtag eine Fremdenüberflutung angekündigt, die nicht allein der ständigen Rindviehausstellung in München, der großen Gewerbeschau und den Oberammergauer Passionsspielen zuzuschreiben sei. Schon im vorigen Sommer gab es in allen Ostseebädern skandinavische und tschecho-slowakische Siedlungen ausgedehnter Art. Inzwischen ist die Mark noch mehr gesunken und bis zum Juli sind wir vielleicht halbe Österreicher. Wie soll der Deutsche diesen Fremdenstrom ansehen? Mit Xenophobie? Grollend, verdrossen, an den Bissen denkend, den ihm der Dollarbesitzer vor der Nase wegißt? Erbittert, daß jedes besser gelegene Häuschen in Rügen von Fremden okkupiert ist? Gereizt, weil in den Alpentälern schwedisch und tschechisch, englisch und rumänisch gejodelt wird? Der Deutsche wird gut tun, Haltung zu bewahren. Deutschland hat nach der perfiden Kriegslegende, die es umsponnen hat, nichts nötiger als die Wiederaufnahme alter und neuer natürlicher Kontakte. Mit unserer Propaganda haben wir nicht viel Glück, dazu haben wir kein Talent. Aber die bayerischen Seen, der Ost- und Nordseestrand, der Schwarzwald sind stumme gute Propagandisten. Schließlich zeigt es sich auch, daß wir keine Kinderhandabhacker sind. Im Sommer, wenn der tolle Teufel der Betriebsamkeit besänftigt ist, läßt sich's auch mit dem deutschen Kaufmann reden. Wir müssen den Fremden nur nicht allzu schlau, allzu sächsisch nahen. Unseretwegen: Offene Fremdentaxen! Der Dollarmensch entrichte eine ausgiebige Wohnungssteuer, er bezahle das Theater höher als der verarmte Markbesitzer. Der Meldezettel im Gasthof unterscheide Fremde von Deutschen. Aber dies alles klar, offen, deutlich. Lassen wir nur nicht diese infame Schröpfungs-

methode zu, die jeden Ausländer zum Opfer jeder Begegnung macht. Der Glaube an die blauäugige Treue des Deutschen besteht ohnehin mehr in Deutschland als in der Welt. Werden wir nicht zu einer Spitzbubennation (ohne italienische Anmut). Versuchen wir die Fremden, die wir früher aufsuchten und dadurch abstießen, nun, da sie uns heimsuchen, innerlich zu gewinnen. Deutschland braucht Liebe. Eine halbe Million freiwillige Propagandisten, über die ganze Welt verstreut, kann uns gut tun. Verschütten wir dieses incommensurable Kapitel nicht durch üble Kellnertricks! Also, geben wir uns einen Ruck und heißen wir die Fremden willkommen!

Zu den Nachrichten, die so unwichtig sind, daß keine Berliner Zeitung unter ihren hundert Telegrammen für sie Platz haben konnte, gehörte z. B. in der letzten Woche diese: Das tschecho-slowakische Aufklärungsministerium hat einen Gesetzentwurf verfaßt, der allen Berufsschriftstellern Alters- und Invaliditäts-Pension gewährleistet. Die Schriftsteller brauchen hierzu keine Prämien zu zahlen. (Was sie ja ohnedies nicht tun würden.) Die Pensionen zahlt die Regierung, die dafür von den Verlegern und Theatern sozusagen eine Tantième von tantièmefreien Werken einhebt. Eine Enquête der Schriftsteller und Verlegervereine hat in dieser Woche zustimmend zu dem Entwurf Stellung genommen, der in der Nationalversammlung einstimmige Annahme finden dürfte. Das neue Gesetz stellt einerseits den Dank des Staates an die tschechische Schriftstellergemeinde dar, die während des Krieges in einem Aufruf für die Selbständigkeit der tschecho-slowakischen Länder und für die Revolution eingetreten war. Es ist andererseits der Respekt vor dem Schrifttum. Wogegen in Deutschland .... ja, was denn? Eigentlich ist der Gedanke ja in Deutschland geboren, wenn auch in etwas anderer Form. Sein Urheber war Hans Kyser und er nannte es „domaine d'état." Domaine d'état sollten die freien Werke sein, im Gegensatz zur domaine private, den noch geschützten. Nur daß die Tantièmen der domaine d'état nicht den alten Literaten, sondern der jungen Literatur zugute kommen sollten. Wir haben aber zwar viele Ideen, doch keine Verwirklichungsenergie. Weshalb diese deutsche Idee in Deutschland also sanft verschollen ist, in Tschecho-slowakien aber Gesetz werden wird.

Der Geist des Krieges hat den Krieg überlebt. Der Staat ist in seiner Leitung der Affären diesem Geiste noch untertan; unsere diplomatischen Methoden haben sich seit 1918 nicht gewandelt. Wir wahren noch immer das Geheimnis der Fürsten. Es umhüllt unsere auswärtige Politik mit düstreren Wolken als je — ein Anlaß zur Verzweiflung für nachdenkliche Köpfe. Aber so nachdenkliche Köpfe gibt es wenige, und das Land als Ganzes folgt willig dem Weg, den man es leitet. Nichts hat ihm bisher als Warnung gedient. Ebenso wie in der Zeit, als der Feind noch Teile unseres Landes besetzt hielt, gehen die großen Zeitungen auch heute noch ins Ministerium, um die Kommuniqués des Tages zu empfangen und um ihre Spalten dem Visum der Zensur zu unterbreiten. Eine unintelligente Kammer erlaubt der Regierung, ihre Gewaltpolitik zu betreiben, ohne Verbot und ohne Unterstützung. Und wie schwach ist diese Gewalt zu Zeiten! Wir haben die Regierung ihre wilde Impotenz gegen Sowjetrußland austoben sehen, und erschrocken sehen wir sie jetzt, durch nutzlose Zurschaustellung ihrer militärischen Macht, all ihre Verbündeten kränken.

Welcher Irrsinn! Welche Blindheit!

Gewalt kann, wenn sie gegen den unvermeidlichen Lauf der Natur angewendet wird, nie und nimmer zu Erfolgen führen. Wir leben nicht mehr in den Tagen goldener Siege. Der letzte Krieg hat Europa erschöpft. Auf den Ruinen der Reiche hat er persönliche Reichtümer aufgehäuft, die in dem Niederbruch der öffentlichen Wohlfahrt bereits wieder zu versickern beginnen. Und man kann sich, so wie unsere sozialistischen und kommunistischen Freunde es tun, sehr wohl fragen, ob das Ende des kapitalistischen Regimes nicht bevorsteht. Die Geschichte zeigt uns, daß Kriege bereits früher ähnliche Zerstörungen bewirkt haben.

Heute, da die Völker durch Bande miteinander verbunden sind, die nicht zerbrochen werden können, ohne jedes einzelne von ihnen zu schwächen oder zu töten; heute, da ein gemeinsamer Lebensquell durch ihre Organe strömt; heute, da, ohne daß wir es noch wissen, die Vereinigten Staaten von Europa, ungeachtet aller Widerstände, allen Mißtrauens und allen Hasses durch die Wirkung einer umfassenden Zivilisation bereits mehr als zur Hälfte gebildet sind; heute, da einer ausgezeichneten Meinung (— nicht meiner

eigenen —) zufolge, jeder Krieg nur Bürgerkrieg ist; heute, da Waffenanwendung nur dazu führt, daß die Sieger von den Besiegten nicht unterschieden werden können: — heute laßt uns unsere Ruinen gemeinsam aufbauen; und laßt uns, wenn es möglich ist, etwas Mitleid für unsere gemeinsame Schwäche haben. Bis jetzt haben wir noch nicht erkannt, wie Frieden zu schaffen ist. Es ist das eine schwere, aber notwendige Kunst, ebenso notwendig für uns wie für andere Völker. Für die Masse der Menschen wird sie mit großen Opfern an natürlichsten und anscheinend berechtigtsten Aspirationen gleichbedeutend sein. Aber diese fundamentale Kunst müssen wir lernen. Wir müssen Europa neu bauen, unser Leben hängt davon ab.

Fort mit dem Kriegsgeist!

Gewiß müssen wir berechtigte Reparationen verlangen und erhalten. Das ist nur Gerechtigkeit. Aber laßt uns nicht mit blutdürstiger Leidenschaft Beträge von einer einzelnen Nation verlangen, die alle Staaten der Welt, und wenn sie alle ihre Tresors ausschütteten, nicht herbeischaffen könnten.

Ich sage zu meinen Landsleuten nicht: Hasset nicht; vergesset! Ich kenne die arme Menschennatur zu gut, um so nutzlose Aufforderungen an sie zu richten. Ich sage: Seid vernünftig und friedfertig! Setzt nicht länger das Experiment brutaler Kraftanwendung fort, ein Experiment, das seinen Urheber ebenso sicher zerstört, wie denjenigen, der ihm unterworfen wird.

Franzosen, strebt nicht nach einer Hegemonie, die zu Land und zur See unmöglich geworden ist! Träumt nicht von Siegen und Eroberungen; verlangt nicht nach dem Schicksal des großen England; es ist nicht beneidenswert. Laßt uns bescheiden sein; unsere Existenz hängt davon ab.

Laßt uns unsere Streitkräfte vermindern; laßt uns unsere Militärdienstzeit abkürzen. Diese unerhörten, nutzlosen Ausgaben zu sparen, ist vor allem nötig.

Im allgemeinen Elend der Nationen geht es Frankreich vielleicht noch am besten. Wir leiden nicht unter Erwerbslosigkeit wie die englischen Arbeiter. Wenn unsere kleine Bourgeoisklasse unglücklich ist, so hat sie sich dennoch einen kleinen Teil jener großen Reichtümer bewahrt, die sie während des Krieges gewann, — mythische Reichtümer, die, von nichts getragen, eines Tages dahinschmelzen können.

Der heutige Tag ist erträglich — aber der morgige? Elend, das

wir noch nicht fühlen, umgibt uns. Es lastet über großen Reichen und erobert jeden Tag neuen Boden; es naht, und es droht auch uns zu unterjochen. Um ihm die Stirn zu bieten, wenn das überhaupt möglich ist, haben wir nur ein Mittel: Frieden, wahrhaften Frieden; nicht den Frieden, der in pomphaften Verträgen und auf leblosem Papier zu finden ist; sondern den Frieden der Herzen, den Frieden, der Europa neu formen wird.

Im Namen des Mitleids: Wenn wir Ruhm lieben, wenn wir das erste Volk der Welt sein wollen, dann laßt es durch Vernunft geschehen, durch Weisheit, durch ein gerechtes Verständnis für das Mögliche und Gute, durch ruhige Betrachtung, die ganze Menschheit umfassend. Laßt uns, um es im Sinne der herrlichen Worte Goethes kurz zu sagen, gute Europäer sein.

KARL SCHEFFLER

KUNSTBETRIEB

Der arme Kunstfreund! Es ist an der Zeit, ihm tiefstes Mitgefühl auszusprechen. Denn sein guter Wille — er hat wenig mehr als ihn anzubieten — wird in einer sündhaften Weise mißbraucht. Er sieht sich von allen Seiten der Verführung durch Programmatik ausgesetzt, man sucht ihn für Ideologien zu gewinnen und zugleich materiellen Interessen dienstbar zu machen, man überfüttert ihn, verwirrt ihn, blufft ihn, behandelt ihn heute hochfahrend und morgen schmeichlerisch, man irrt sich auf seine Kosten, benutzt ihn als Versuchsobjekt für voreilige Wertungen, bemüht sich, sein Urteil konventionell zu machen, und überläßt ihn dann der Ratlosigkeit. Der Kunstfreund ist verloren, wenn ein gesunder Sinn ihn nicht davor bewahrt, sich auf Spekulationen überhaupt einzulassen, wenn sein Gefühl ihm nicht sagt, daß das Raisonnement in der Kunst nichts bedeutet, daß sogar ein hitziger Idealismus der Kunst gegenüber von Übel ist, und daß es allein darauf ankommt, einzelne Werke der Kunst — nicht den „Stil", nicht das „Kunstwollen", nicht die „Idee" — naiv zu genießen, zutreffend zu beurteilen und mit einer gewissen Trockenheit und neutralen Bereitschaft vor sie hinzutreten. Nur wenn man vor Kunstwerken abwartet, was sie zu sagen haben, sagen sie einem alles, dann erst plaudern sie ihr Innerstes aus, dann erst entsteht in dem Betrachter jene schöne Wärme, jene herrliche Wallung, die die Gegenwart der Schönheit

anzeigt und recht eigentlich das Glück des Kunstgenusses ausmacht.

Wie wird dem Kunstfreund doch mitgespielt! Gefällt ihm, zum Beispiel, ein schönes Bild von Manet oder Degas, so muß er hören, sein Urteil sei oberflächlich. Diese Maler seien nur Abschilderer zufälliger Naturausschnitte gewesen, sie hätten nur den Schein, nur ein momentanes Spiel von Licht und Luft gegeben, sie hätten nicht Bilder, sondern Skizzen gemalt. Das sei gemeiner Naturalismus, diese Kunst sei seelenlos, und ihren Werken fehle der Aufbau. Und ähnlich wird von den anderen großen Franzosen, wird auch von Liebermann, Leibl, Trübner und ihren Genossen gesprochen. Nur über Cézanne lautet das Urteil anders. Der wird heilig gesprochen. Jeder Droschkenkutscher führt bald seinen Namen im Munde. Er ist zum Begründer einer neuen Schule gemacht worden, die, wie es heißt, an die Stelle des Scheines endlich wieder das Sein setze, die das Wesenhafte der Dinge und das Erlebnis der Seele male. Und so spricht nicht dieser oder jener betrogene Betrüger, nicht ein einzelner Narr, sondern eine ganze Generation.

Zuerst hatte es die neue Malerei, die man als klassisch bezeichnen kann, die sich der Kunst der alten Meister an die Seite stellen darf, (das ist die Malerei Courbets, Leibls, Trübners, die Malerei Manets, Cézannes, Renoirs, Degas', Liebermanns und einiger anderer) schwer, sich den alten akademischen Anschauungen gegenüber durchzusetzen. Das ist noch in alter Erinnerung. Es gelang dennoch; Privatsammler und öffentliche Galerien kauften die Bilder der neuen Meister. In demselben Augenblick aber, wo der Widerstand gebrochen war, kam schon eine neue Kampfansage. Diesesmal von seiten der Jugend. Die Meister wurden gleich auch für überwunden erklärt. Es heißt, ihre Werke seien Gebilde einer leeren Sinnlichkeit, eine geistige Kunst käme nun erst herauf. Und die Behauptung fand Glauben. An die Stelle des alten akademischen Konventionalismus trat ein revolutionärer Konventionalismus und beherrscht die Zeit. Wir stehen vor der Tatsache, daß die Werke, die einst den Ruhm unserer Epoche ausmachen werden, daß die wahrhaft bedeutenden Bilder unserer Meister nie eigentlich populär oder nur allgemein anerkannt gewesen sind, daß sie nur eine Zukunft und eine Vergangenheit, niemals aber eine Gegenwart gehabt haben. Populär war einst die Unterhaltungsmalerei der Anekdoten- und Begebenheitsmaler, populär war die Gedankenkunst

eines Böcklin und Klinger, populär, oder doch wenigstens allgemein anerkannt ist heute die neue Stilkunst. Die Meister aber, deren Werke in die Geschichte eingehen werden, sind nach wie vor unverstanden und unbeliebt; Geltung haben sie nur in einem kleinen Kreis.

Das ist nicht weiter verwunderlich, es ist sogar ganz in der Ordnung. „Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen.“ Aber es ist nützlich, es ohne Deuteln einmal auszusprechen.

Es handelt sich nicht um den albernen — und darum so weit verbreiteten — Streit zwischen Impressionismus und Expressionismus. Das ist kein Streit um die Wertung bestimmter Künstler und bestimmter Kunstwerke, sondern ein Streit zweier Weltanschauungen. Denn Stilfragen sind Weltanschauungsfragen. Es ist natürlich nicht gleichgültig, ob die Weltanschauung des Malers von der Erfassung der Welt als farbige Erscheinung ausgeht, oder von der Ergrüblung der „kosmischen Idee“. Im ersten Fall muß der Künstler mehr zu seinem Recht kommen, im zweiten mehr der Philosoph, die erste Weltanschauung ist ohne weiteres malerisch betont, die zweite psychologisch und dichterisch. Das hindert aber nicht, daß die Malerei dort schlecht und hier gut sein kann. Nicht darauf kommt es an — Verzeihung für die Banalität! — ob ein Bild impressionistisch oder expressionistisch ist, sondern ob es gut oder schlecht ist. Von seiten des Stils kann der rechte Kunstfreund alles verdauen, was sich überhaupt verdauen läßt; nur schlechte Malerei will ihm nicht schmecken, am wenigsten, wenn sie in einer Sauce dunkler Theorien serviert wird. Historisch ist ja der sogenannte Expressionismus ganz folgerichtig. Er stellt sich als ein vielgestaltiger Manierismus dar, wie er stets auf eine Epoche schöpferischer Auseinandersetzung mit der Natur folgt. Alle Nachfolger der großen modernen Maler sind Manieristen. Sie müssen es sein, sie können gar nichts anderes sein; es ist nicht herabsetzend gemeint. Manierismus schließt nicht das Talent aus. Wir sehen ja auch eine Anzahl echter Talente an der Arbeit. Manieristen sind freilich Epigonen. Aber Epigonentum und Begabung sind nicht unvereinbare Gegensätze. Nur darf man der Prophetengebärde nicht trauen. Epigonen bedienen sich ihrer gern.

Mit dieser Gebärde machen sie es sich selbst, machen es sich auch die, die ihnen in hellen Scharen folgen, leicht. Einem Programm vertrauen, Theorien glauben, sich an Ideologien begeistern — das ist leicht wie Lügen. Die persönliche Arbeit beginnt erst

vor dem einzelnen Kunstwerk, wenn es gilt, ohne Voreingenommenheit — weder zugunsten noch zuungunsten des Werkes — zu werten. Die Eigenschaften, die dazu nötig sind, finden sich in Deutschland aber selten. Dem Deutschen gerät allzuleicht zwischen Auge und Bild der Gedanke, die Vorstellung eines irgendwie gearteten Ideals, ihm fehlt der optische Instinkt, ihm fehlt eine rege Vitalität der Sinne. Was die Beurteilung von Werken der Kunst schwer, aber auch genußreich macht, ist der Umstand, daß man vor jedem Künstler wie vor einem Geheimnis steht, und daß jedes Werk die genaueste Einstellung, die naivste Empfänglichkeit fordert. Das Urteil muß spontan sein. Der Empfindung muß ein Auge zur Verfügung stehen, das wie im Fluge die Valeurs, die Farben und die Formen als Bestandteile einer Melodie erkennt und wertet, das im Bilde zu lesen vermag wie in einer Schrift, das alle Nuancen auffaßt und nach einer unbekannten aber unverrückbaren Skala ihrem Werte nach registriert. Wie viele gibt es bei uns, die hierfür die Anlagen haben! Und wie viele gar, die diese Anlage ausgebildet haben!

Das zu sagen ist nicht Hochmut. Es ist nicht durchaus ein Zeichen höherer Menschlichkeit, wenn jemand musikalisch auf den Augen ist. Andere Menschen haben andere Gaben, die ebenso wichtig sind. Es handelt sich nur darum festzustellen, daß es überall und immer verhältnismäßig wenige sind, die von Natur ein naives Verhältnis zur Kunst haben und Meisterwerke instinktiv, über alle Programmatik hinaus erkennen. Das will freilich keiner recht zugeben. Es gibt Leute genug, die eingestehen: ich bin unmusikalisch; der bildenden Kunst gegenüber aber glaubt jeder mitsprechen zu können, weil er die Gegenstände oder die Gedanken kennt, die der Maler darstellt und so ein Vergleichsmaterial in Händen zu halten glaubt. Die Frage des Kunstverständnisses wird zu einer Sache der Bildung, zu einem Prüfstein moderner Gesinnung. Die allgemeine Anerkennung oder doch Duldung der neuen abstrakten Stilkunst wäre unerklärlich, wenn wir nicht im Politischen jeden Tag sähen, daß sich die Menschen für Ideologien schinden lassen. Der gute Wille der Menschen kommt hier tragikomisch zum Vorschein. Das neue Kunstdogma aber ist mit den politischen Dogmen eng verwandt. In beiden Fällen lockt das auf dem Boden der Verzweiflung erwachsene Utopische, das, wie alles Utopische, mit einem leicht faßlichen Schema arbeitet. Es heißt die neue Kunstform sei

nicht mehr bourgeoismäßig, sondern sozialistisch, sie gehöre nicht mehr einer bevorrechteten Klasse an, sondern der Menschheit. Wie sollte solche Argumentation nicht wirken!

Und dann ist da noch eine andere Beweisführung. Besonders gescheite Leute sagen, seit Rembrandts Tagen seien die großen Kunstwerke, die später klassisch geworden sind, bei ihrem Erscheinen verkannt und verhöhnt worden; darum, folgern sie, werde einst klassisch sein, was heute verkannt und verhöhnt wird. Die Schlußfolgerung ist so bündig als wenn man sagt, Genies seien in der Regel schlechte Schüler, darum hätten wir in jedem schlechten Schüler ein künftiges Genie zu sehen. Dennoch wirkt die Beweisführung; ihr Erfolg ist, daß keiner als zurückgeblieben gelten will. Zwar steht das große Publikum, wenn die erste Freude über die dekorative Wirkung vorüber ist, vor der abstrakten Malerei recht stumpfsinnig da, mit einem Gesichtsausdruck, der zu sagen scheint: was denk ich nur! Was denk ich nur! Aber der Bildungsehrgeiz ist stärker als der Instinkt und macht aus allen Märtyrer des Kunstgenusses. Und so findet sich eine Majorität zusammen.

Eine Majorität? Das ist doch der Beweisführung gefährlich. Denn nun ist ja kaum noch jemand da, der das Neue verhöhnt und verkennt und so dessen zukünftige Klassizität erweist. Und daneben erhebt das Argument seine Stimme, unmöglich könne gut sein, was alle gut finden. Aber wo ein Wille, ist auch ein Weg. Es heißt, was vor wenigen Jahren Publikum war, das sei nun „Volk" geworden; und das sei doch etwas ganz anderes. Die Masse des Publikums sei freilich unvernünftig, das Volk aber sei geradezu Gottes Stimme. Vor dem Krieg sei die Kunst für alle freilich die Kitschkunst gewesen, jetzt aber wolle die Kunst endlich wieder eine soziologische Erscheinung werden. Wie im Mittelalter. Es wird uns zugemutet zu glauben, daß die Herren Schulz und Müller, die vor dem Krieg zum ahnungslosen Kunstpublikum gehörten, jetzt die Stimme Gottes repräsentieren. Etwas hart; aber da hilft keine Beschwörung, die Zeit reitet ein Steckenpferd; und es ist vielleicht gut, daß es so scharf geritten wird. Um so eher wird es zu Tode geritten.

Popularisierung der Kunst artet stets in Betriebsamkeit aus. Das scheint ein Gesetz zu sein. Das heißt, es geschieht, was zumeist verhindert werden soll: es wird eine Bewegung um der Bewegung selbst, nicht um eines lebendigen Bedürfnisses willen ge-

macht. Immer wenn das Eigentliche vorüber ist, wird die große Münze in Kleingeld umgewechselt; wenn große Zeit zu sein scheint, ist die wirklich große Zeit schon vorüber; wenn die bedeutenden Dinge getan sind, tauchen die großmächtigen Worte auf. Den Wortfanatikern und Wortgläubigen gesellt sich dann aber der Unternehmer zu und macht Betrieb! Ideologische Verstiegenheit und geschäftliche Tüchtigkeit gehen Hand in Hand; wenn jene die Gemüter erregt, so beutet diese die Erregung aus. Was festlich-feierlich und priesterlich beginnt, endet profitlich; der Krämer im Tempel sind so viele, daß er von einer Markthalle nicht zu unterscheiden ist.

Ausstellungen moderner Kunst werden kaum jemals noch ohne melodramatische Feierlichkeit eröffnet. Von jungen Kunsthistorikern werden Reden gehalten, die als äußerste Zumutungen an den gesunden Menschenverstand und den guten Geschmack bezeichnet werden müssen. Schauspielerinnen werden aufgeboten, um Briefe zu deklamieren, Reichsbeamte sprechen problematischen Kunstwerken trunkene Geleitworte, und bei der Eröffnung einer Noldeausstellung in einer alten gotischen Kirche hat ein junger Museumsmann neulich nach einer verzückten Rede die Festversammlung aufgefordert, den Choral zu singen: „Ein' feste Burg". Regierungsvertreter haben aus vollem Halse mitgesungen. Widerwärtig! Das ist des Landes jetzt der Brauch. Früher wurden Kunstausstellungen sang- und klanglos eröffnet. Aber damals sprachen auch die Kunstwerke; in dem Maße, wie dieses nicht mehr der Fall ist, wird der arme Ausstellungsbesucher mit Worten haranguiert, die in Purpur und Ultramarin nur so waten. Und zur selben Zeit, wo man sozusagen betend, mit erhobenen Händen vor der Kunst kniet, geschieht es, daß ein großer Teil des besten nationalen Kunstbesitzes vom Ausland aufgekauft wird. Während die Kunst auf der einen Seite götzendienerisch fast behandelt wird, rutscht sie auf der anderen Seite in die Valutabewegung, und es rührt sich kaum eine Hand, zu verhindern, daß wir unserer besten Kunstwerke beraubt werden. Eine seltsame Kunstliebe, die sich nur um die werdende Kunst, nicht aber um das konkrete Meisterwerk kümmert! Ganze Sammlungen wandern ins Ausland, ganze Provinzen werden geplündert; die Deutschen würden erschrecken, wenn sie wüßten, was aus dem deutschen Haus an nicht katalogisiertem alten Kunstbesitz in den letzten Jahren verschwunden ist. An den Pässen zum neutralen Ausland sitzen schlaue internationale Händler. Wer ihre

Kataloge durchsieht, bekommt Herzklopfen. Was können gesetzliche Ausfuhrverbote helfen, wenn nicht die Gesinnung derer, die heute das Kunsturteil beherrschen, den Ausverkauf hindert. Die wenigen registrierten Werke bleiben im Lande, das andere wird von den nervös gewordenen Besitzern um so schneller verkauft. Und man muß noch dankbar sein, wenn sich dafür im Lande selbst, unter den neuen Reichen Käufer finden, wenn zum Teil wenigstens an die Stelle des alten Sammlergeschlechts ein neues tritt.

Auch im Kunsthandel breitet sich die Ideologie aus, während der tatkräftige Idealismus zurückgeht. Das Kunstleben der letzten Jahrzehnte verdankt, wie man weiß, dem Kunsthandel nichts Geringes. Was er, in seinen besten Vertretern, geleistet hat, gehört der Geschichte an; er weist Persönlichkeiten mit einem Wollen auf, Pioniere, Förderer neuer Talente, und Sammler aus Passion, kurz Männer, die eine Mission erfüllten, indem sie vorausschauend ihr Geschäft betrieben. Ihre Mission ist im wesentlichen beendet. Der neue Kunsthändler ist ohne rechtes Objekt. Trotzdem will er sich für etwas begeistern und einsetzen, trotzdem will er seine Vorgänger an Idealismus und Geschäftstüchtigkeit übertreffen. Er hat nicht viel Zeit, das fühlt er, und will die wenigen Jahre nützen. Er forciert die Dinge und gerät dabei leicht in eine Mischung von Pathos und geschäftlicher Unbedenklichkeit. Der Händler ist von der allgemeinen Überspanntheit angesteckt, doch bewahrt er Besinnung genug, sie in Zahlen umzusetzen. Er umgibt seine Spezialkünstler mit feierlichem Kult — und steigert gewaltsam die Preise ihrer Bilder. Auch wenn er ein dem Museum entlaufener Kunsthistoriker ist und sein Geschäft mit den Allüren eines Gentlemenhändlers, oder auch verschämt, halb im Verborgenen betreibt. Diesem Überläufer ist es vorbehalten geblieben, das Kunstvalutageschäft in nahezu sakralen Formen zu betreiben; er zelebriert sozusagen den Kunsthandel und hängt mit anbetenden Gebärden den Bilderpreisen eine Null oder auch zwei Nullen an.

Unterstützt wird diese allzu oft komödienhafte Ideologie durch eine Flut von Kunstpublikationen. Ein Blick auf den Büchermarkt beweist es. Das Theoretisieren und Schreiben über Kunst nimmt in demselben Maaße zu, wie die produktiven Kräfte stocken oder abnehmen. Die Kunstbücherfabrikation schwillt immer noch an, trotz Krieg, Niederlage, Revolution, Geldnot und Materialschwierigkeit. Und das Verlagsgeschäft, das von altersher viel Haltung bewahrt

hat, verliert um so mehr von seinem guten Berufsgeist, je weitere Fortschritte die Popularisierungssucht macht. Früher mußte ein Künstler zu Jahren kommen und sehr fest in der Schätzung stehen, bevor eine Monographie über ihn erschien. Heute finden sich Biographen und Verleger schon zusammen, wenn ein Künstler nur eben einen Anfangserfolg gehabt hat. Auf neue Künstler, die nichts gelernt haben — und die sich darum Autodidakten nennen —, die aber von sich sprechen machen, wird von fixen Literaten und Verlegern Jagd gemacht. Und fast immer wird der Verfasser vom furor biographicus befallen. Natürlich muß die Zeit kommen, wo der zu früh verherrlichte Künstler seinem Jugendruhm und allen, die Teil daran haben, flucht. Denn die Vorschußlorbeeren drücken unerträglich auf seine Entwicklung; eine so frühe Etikettierung muß schaden, muß dem Talent den Maßstab und die Unbefangenheit nehmen. Das Publikum aber wird geradezu betrogen. Es wird von Talent zu Talent, von Mode zu Mode gehetzt, es ist der Willkür eines ideologisch gefärbten Betriebes ausgesetzt. Über schon anerkannte Künstler erscheinen die Monographien gleich halbdutzendweis. Prachtausgaben und Volksausgaben. Zugleich wird die alte, die ferne, am liebsten die primitive und exotische Kunst popularisiert. Es erscheinen in Menge Reproduktionswerke mit einem Text aus der Feder schlecht orientierter Literaten. Auch das große Geld der Forschung wird in kleine Münze umgewechselt. Es entsteht ein Wettlauf nach dem Material und nur wenige Verleger stehen noch abseits, die ihr Berufsgewissen befragen, bevor sie Neues planen und ausführen.

Man beachte, wie hoffnungsvoll in den letzten Jahrzehnten neue deutsche Illustratoren hervorgetreten sind, welch schöne Werke sie geschaffen haben — die besten seit Schwind, Richter und Menzel! — und wie diese Konjunktur dann mißbraucht worden ist. Hundertfach sind die wirklich bedeutenden Vorbilder nachgeahmt und travestiert worden. Jeder zweiter Verleger hat den Ehrgeiz, in seinem Verlag auch einige illustrierte Bücher herauszubringen und glaubt, es sei mit der Bestellung bei einem mittelmäßigen Zeichner getan, wo doch von seiten des Verlegers unendlich viel Initiative, Verständnis, Geschmack und Arbeitslust aufgewandt werden muß, wenn der rechte Zeichner mit der rechten Dichtung zusammengeführt werden und wenn dem Buch die angemessene Form gegeben werden soll. Auf was für Texte der neudeutsche

Illustrationsbetrieb zuweilen verfällt, ist erstaunlich; am schlimmsten wird es in der Regel, wenn die Zeichner, die ihre Zeichenfehler gern hinter programmatischen Stilabsichten verstecken, mit jenen wild gewordenen modernen Dichtern zusammentreffen, von denen Sternheim witzig gesagt hat: ein Gott hätte ihnen gegeben, in Luxusdrucken von dreihundert numerierten Exemplaren zu sagen, was sie leiden.

Der Betrieb ist auf diesem Gebiet um so lebhafter als hier unter Umständen ein großes Geschäft liegt. Denn es ist nur ein Schritt vom bescheiden illustrierten Buch zum Buch mit Originalgraphik. Gewisse Illustrationswerke werden mit innerer Folgerichtigkeit zu Luxusdrucken, weil ein kulturelles Interesse vorliegt, sie in mustergültigen und darum teuren Drucken auf bestem Papier herzustellen. Das sind aber verhältnismäßig wenige Werke. Die große Menge der Luxusdrucke entsteht heute ganz unternehmerhaft. Lithographien, Holzschnitte oder Radierungen mittelmäßiger Künstler werden in Folgen oder als Illustrationen auf teurem Papier gedruckt und in Pergament oder Leder gebunden, es werden drei, vier verschiedene Ausgaben gemacht, eine immer teurer als die andere, die Bücher und Mappen werden numeriert und vom Künstler unterschrieben. Das möchte alles schön und gut sein, wenn die künstlerische Leistung nur etwas taugte. Ein brutaler Snobismus geht neben der Produktion einher, die von wirklichen Meistern stammt und die handwerklich einwandfrei hergestellt wird. Der vom Papiergeld umflatterte Betrieb tötet Scham und Scheu und verwirrt alle Begriffe. Ganz kluge Unternehmer aber tun noch ein übriges und servieren in teuren Luxusdrucken Erotika. Nur für Subskribenten! Findet sich dann ein Professor, der sich berufsmäßig entrüstet, finden sich eifrige Staatanwälte, die Anklage zu erheben, so ist auch für Reklame gesorgt. Auch das Kapitel: unsittliche Kunst, gehört in den Kunstbetrieb der Zeit hinein. Wenn man sieht, wie in diesem Kampf von rechts mit den verlogensten Schlagworten gekämpft wird, und wie die liberalen Verteidiger künstlerischer Freiheit von links auf jeden Leim gehen, so möchte man sich die Decke über den Kopf ziehen und die Zeit verschlafen. Auf der einen Seite sieht man Geschäftsleute, die die im Gefolge jeder Revolution einhergehende erotische Ungebundenheit — sei es im Pariser Palais royal oder in Berlin im Umkreis der Friedrichstraße — geschäftlich ausnutzen; und auf der anderen Seite sieht man die gegen die Re-

publik gewandte Reaktion sich des Stichworts „Unsittlichkeit" zu politischen Endzwecken bedienen. Politik und Geschäft prallen gegeneinander. Dort stehen lächerliche, heuchelnde Unsittlichkeitsschnüffler, und hier stehen ihre Gegenspieler, die Spekulanten in Erotika, die nicht ganz so lächerlich, gewiß aber ebenso heuchlerisch sind. Drapieren, sittlich entrüsten tut man sich auf beiden Seiten. Der rechte Kunstfreund aber hält sich weder bei jenen noch bei diesen auf, weil er sich hier wie dort die Nase zuhalten muß.

Die Beispiele ließen sich leicht noch vermehren. Sie alle weisen aber auf dieselben Grundursachen zurück. Eine dieser Grundursachen, die zum Teil wenigstens abgestellt werden könnte, besteht darin, daß sich die Heutigen gegen etwas stemmen, was die Geschichte doch auf allen ihren Blättern lehrt, gegen die simple Tatsache nämlich, daß es Zeiten gibt, die eine eigene, bedeutende Kunst besitzen und andere, in denen die Kunstkraft nur spärlich fließt. Es ist offenbar, daß der Strom des künstlerischen Vermögens in Europa längst nicht mehr so stark und voll fließt wie vor wenigen Jahrzehnten. Dieses anzuerkennen, sträuben sich bald alle; und weil mit Gewalt forciert werden soll, was nicht da ist, gleitet das Kunstpublikum einerseits in eine hysterische Erregung hinein und anderseits in einen lauten, häßlichen Betrieb. Die Denkweise ist sehr unnaiv. Man will nicht ärmer sein, nicht ärmer scheinen als die Väter. Daß man es zu sein glaubt, wenn uns in der Kunst weniger Talente leben, ist der große Irrtum. Geistige Kräfte können ihre Gestalt ändern, sie verflüchtigen sich aber nicht; auch im Geistigen gilt das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Wenn die kommenden Jahrzehnte keine große eigene Kunst haben werden, so werden sie etwas anderes haben. Und dieses Andere wird in seiner Art nicht weniger wertvoll sein. Stemmt sich die Zeit gegen Metamorphosen der bildenden Kraft, wie wir sie offensichtlich erleben, so kann nur Wirrnis, Künstlichkeit und Verderbnis die Folge sein. Wenig kann unter Umständen mehr sein als ein Vielzuviel. Der scheußliche Kunstbetrieb der Zeit schmeckt, bis auf einen kleinen Rest, nach Verzweiflung und Frivolität. Hinter diesem Betrieb aber, nicht sichtbar, verstellt von Gebirgen aufgeblähter Scheininteressen, harrt das, was uns und der Zukunft in Wahrheit not tut. Es harrt, daß es erkannt und herzhaft ergriffen werde.

SIEGFRIED VON VEGESACK

HUGO, WO HAST DU WIEDER DEINE FINGER DRIN?

Hugo, wo hast du wieder deine Finger drin?
Hugo, wo schaust du wieder schon so gierig hin?
Alle deine Taschen sind voll bis an den Rand,
Und schon wieder streckst du aus die leere Hand.
Kohle, Stahl, Papier, — alles ist schon dein,
Und du steckst dir immer neue Sachen ein!

Ich tu' es ja nicht wegen des Gewinnes,
Ich tu' es nur als Patriot!
Ich bin ja nur Hugo Stinnes,
Nur Stinnes, nur Stinnes, —
Stirb, oder friß mein Brot!

Hugo, wo hast du wieder deine Finger drin?
Hugo, wo schaust du wieder schon so gierig hin?
Eine Zeitung nach der andern kaufst du dir,
Kaufst die Druckerschwärze und das Druckpapier,
Läßt dann drucken nur das, was dir behagt,
Und ganz Deutschland liest, was Hugo Stinnes sagt:

Ich tu' es ja nicht wegen des Gewinnes,
Ich tu' es nur als Patriot!
Ich bin ja nur Hugo Stinnes,
Nur Stinnes, nur Stinnes, —
Stirb, oder friß mein Brot!

Hugo, wo hast du wieder deine Finger drin?
Hugo, wo schaust du wieder schon so gierig hin?
Baust dir Schiffe, Häuser, Fabriken ohne Zahl,
Kaufst dir Flüsse, Städte, — alles ganz egal.
Menschen an der Isar, Spree und an der Lahn,
Und nun kaufst du dir die ganze Eisenbahn!

Ich tu' es ja nicht wegen des Gewinnes,
Ich tu' es nur als Patriot!
Ich bin ja nur Hugo Stinnes,
Nur Stinnes, nur Stinnes, —
Stirb, oder friß mein Brot!

Hugo, wo hast du wieder deine Finger drin?
Hugo, wo schaust du wieder schon so gierig hin?
Kauf' doch nicht so knausrig alles Flick auf Flick, —
Kauf' doch lieber gleich die ganze Republik!
Kauf' den Präsidentenstuhl, kauf', Hugo, kauf',
Kauf' dir einen Thron und setz' dich selbst darauf!

Ich tu' es ja nicht wegen des Gewinnes,
Ich tu' es nur als Patriot!
Ich bin ja nur Hugo Stinnes,
Nur Stinnes, nur Stinnes, —
Stirb, oder friß mein Brot!

STEFAN GROSSMANN — DER SINGENDE FISCH

I.

Sonntag vormittag vor dem Deutschen Theater. Kein Zuschauerstrom. Besucher tröpfeln langsam ins Haus. Eine junge Vereinigung hat zu dem Drama eines jungen Dichters geladen. Die Schauspieler tun mit, weil sie begeistert sind. Das Theater hat keinen Gewinn. Der Regisseur hat um die Arbeit gekämpft, weil sie ihn gepackt hat. Aber Zuschauer — Zuschauer gibt es nicht mehr. Nur Kiebitze.

Der junge Dichter heißt Alfred Brust. Wohnt irgendwo bei Memel in Armut und Hoffnung. Wenn alles schief geht, wird er Kellner werden. Nach diesem Vormittag muß man ihm sagen, du wirst Kellner werden. Nicht weil Brust kein Dichter ist, sondern im Gegenteil, weil er einer ist, und weil es, wenigstens in Berlin, kein Publikum für junge Dichter gibt. Nur ein paar Kiebitze.

Kurt Pinthus, die Spürnase des Verlages Kurt Wolff, hat diesen Alfred Brust erschnuppert. Es gibt keine drei Leute, die Witterung für originale Begabungen haben. Kurt Pinthus hat die Nase! Eben deshalb ist er für die deutsche Bühne, wie sie heute ist, mehr als entbehrlich. Das verfallende Theater kann diesen Finder und Aufspürer nicht als Helfer, sondern nur als lebendigen Vorwurf empfinden.

II.

„Dichter sind Menschen, die allen Dingen durch Berührung einen unendlichen Festtag bereiten." So sagt der Schwede Bragström in diesem Drama „Der singende Fisch". Ich, abgebrühter Theaterbesucher, empfand diesen Festtag. Nicht einen Augenblick hörte ich auf mit innerem Ohr zu horchen (an den Wochentagen des Theaters geht Auge und Ohr spazieren, während ich anstandshalber zuhöre). Ich fühlte frische Luft in diesem Drama, Zwanzigjährigkeit, Unbelesenheit und eine erquickende friesische oder pommersche Saftigkeit. Daneben einen ganz reinen Legendenton. Aus süßester Legende kommt der merkwürdige Titel der Dichtung. „Fischlein" sagt Bragström, der Dichter, „sind glücklich. Sie hungern nicht, sie frieren nicht, sie sammeln nicht für morgen und haben keinen Widerstand. Sie treiben keine Unzucht und kennen keinen Freund; und an ihren Räubern rächen sie sich nicht, denn sie wissen, daß ein Wesen immer Tilger und auch immer Brot sein muß." Nur die gottreifen Seelen wandern in die Fische. Der eine Fisch, der eine Heilandsseele trägt, beginnt zu singen. Mit dieser Legende, die der Schauspieler Wilhelm Dieterle still und gut gegliedert vortrug, endet der erste Alt.

III.

Rings um das Legendenspiel wächst saftiges Volksstück. Da stehn Männer und schlagen Wasser ab und führen dazu passende Gespräche. Ob der junge Gailus, der heut nacht die Anatolia ins Bett kriegt, überhaupt einen . . . habe. Ein besoffener Polterabend. Die Leute gebärden sich ziemlich närrisch. Der Bräutigam soll sein Mädel rauben. Früher geschah das im Ernst, jetzt ist das alles „bloß so". Die Fischer stehen am Polterabend mit Gewehr und Säbel auf der Wacht. Auch nicht im Ernst, „es ist bloß so". Famos die Figur des alten Mannes, dessen letzte Weisheit immer die Ausrede auf das Spiel ist: „Es ist bloß so." Sehr stark diese Frauen, die immer von anderen befruchtet werden, als von denen, nach denen sie sich sehnten. So daß jedes neue Geschöpf einen wirklichen Vater hat und einen im Geiste Empfangenen, und neben der leiblichen Mutter eine unberührte. Aus dieser Vereinigung von Legendendichtung und Volksstück erstand ein knappes, starkes Drama, dem die dramatische Steigerung nicht fehlt. Im zweiten Akt will die jungfräuliche Anatolia dem erzwungenen Hochzeits-

bett entfliehen. Vater und Mutter und Schwiegervater züchtigen sie. Da stürzt der junge Bräutigam hervor und entreißt den Mittelalterlichen Rute und Säbel. Die Balgerei ist der Ringkampf zweier Zeitalter. Nicht mit Peitsche, Faust und Befehl ist eine junge Seele hörig zu machen. Das alte Pommern zieht belämmert ab. Die freigewordene Anatolia aber folgt nicht dem Befreier, sondern dem blonden Schweden Bragström. Denn in ihm die Erlöserstimme. Wenn er da ist, singt der Fisch. Wenigstens in ihr.

IV.

Störend, daß Bragström, der Schwede, von Beruf Dichter ist. Dichter, so soll es wohl heißen, sind unter den stummen Fischen die einzigen Sänger. Das ist die naive Selbstbejahung eines Dreiundzwanzigjährigen. Im reiferen Alter findet man, daß die Stummen am Ende reinere Dichter sind als die anderen, die mit ihrem Organ so viel Seelengeräusch machen. Was mich betrifft, so bin ich überhaupt für die stummen Fische. Es ist gewiß die noblere Spezies. Was die singenden Fische betrifft, so verlangen sie, kurze Zeit nach Entdeckung ihrer Stimme neben großen Honoraren noch gute Rezensionen und wenigstens freundliche Erwähnung unter dem Strich. Wenn schon Fisch, dann unbedingt stumm . . .!

V.

Der Regisseur, Herr Dr. Reich aus Wien, hatte den Legendenteil des Dramas hingebungsvoll herausgearbeitet. Dieser Spielleiter ist eine ethische Begabung. Er geht auf das Edle aus. Aber ihm fehlt vorläufig der Sinn für das Robuste, deshalb vernachlässigte er das Volksstück in diesem Werke. Grünliche und braunrote Beleuchtungen, eine kahle Wand, violettes Waldlicht bewiesen, daß die Nachricht vom Tode des Expressionismus noch nicht ganz publik geworden ist. Dem saftigen Drama hat die Übersetzung ins Expressionistische ein wenig Blut und Kraft genommen . . .

Die Legende lag in den Kinderhänden der Roma Bahn. Ihre Stimme ist sehr sanft, ihr visionärer Geigenton unvergeßlich. Aus diesem gebrechlichen Kinderkörper spricht zuweilen eine eherne Kraft der Besessenheit.

Unter den Theaterstücken jüngerer deutscher Dichter haben dauernden Wert nur die Szenen Oskar Kokoschkas, die bisher ungespielte „Lusitania“ Alfred Döblins, „Tanja“ von Ernst Weiß, „Hans im Schnakenloch“ von René Schickele, „Bocksgesang“ von Franz Werfel, „Der Sohn“ von Walter Hasenclever und einige Komödien von Carl Sternheim und Georg Kaiser. Jeder Kenner wird Paul Kornfelds Dramen „Verführung“ und „Himmel und Hölle“ ebenso hohen Rang zuerkennen. Die Wiener Zensur, das österreichische Bundesministerium für Inneres, ist anderer, dieser Ansicht:

„Die Direktion des Burgtheaters beabsichtigt in der nächsten Zeit das Bühnenwerk „Himmel und Hölle“, eine Tragödie in 5 Akten und einem Epilog von Paul Kornfeld, zur Aufführung zu bringen. Dieses Stück nimmt die Darstellung seelischer Probleme zum Vorwurfe, die sich daraus ergeben, daß die Hauptpersonen teils im Kampfe gegen ihre besseren Empfindungen grobsinnlichen Trieben erliegen, zu den schwersten Ausartungen hemmungsloser Leidenschaft hingerissen werden und ihre Verfehlungen und qualvollen seelischen Konflikte büßen, teils durch den Druck des auf ihnen lastenden Schicksals auf die Bahn des Verbrechens gedrängt und zu moralischer Verkommenheit herabgedrückt werden und schließlich in einem durch Selbstaufopferung herbeigeführten Tode für ihr lasterhaftes Leben Sühne suchen.

Die Grundtendenz des ganzen Stückes, welches dahin ausklingt, daß alle diese Ausschreitungen als entschuldbare Folgen der von der Vorsehung gewollten Schwäche menschlicher Natur und daher als verzeihlich hingestellt werden, ist geneigt, das sittliche Empfinden des Zuhörers zu verletzen.

Die durch den Tiefstand der dargestellten Charaktere bedingte Art der vorgeführten Handlungen und Ereignisse bringt eine Fassung des Textes mit sich, die von dem überwiegenden Teile der Zuhörer als schwere Verletzung sittlichen und teilweise auch religiösen Empfindens aufgefaßt werden würde.

Bei der heutigen leichten Eregbarkeit weiter Kreise der Bevölkerung und der gesteigerten Neigung zu ordnungswidriger Geltendmachung der Empfindungen ist daher mit Grund zu befürchten, daß im Falle der Aufführung Kundgebungen ausgelöst

würden, welche sich als Störungen der öffentlichen Ruhe und Ordnung darstellen würden. Das Bundesministerium für Inneres sieht sich daher veranlaßt, die Aufführung des obbezeichneten Bühnenwerkes zu untersagen und bittet, die Direktion des Burgtheaters in diesem Sinne ungesäumt zu verständigen."

Daß die Direktion des Burgtheaters in der nächsten Zeit das Bühnenwerk „Himmel und Hölle" zur Aufführung zu bringen beabsichtigt, ist eine himmlische Zensurlüge, mit der sich das Burgtheater höllisch gern das Stück abschminken möchte. Paul Kornfeld hat „Himmel und Hölle" nie der Direktion des Wiener Burgtheaters eingereicht; Der Triumvir Hermann Bahr hat seinerzeit das ihm vom Verlag und Bühnenvertrieb Kornfelds mit vielen Werken anderer Autoren zugesandte Werk spontan fürs Burgtheater angenommen. Bahr ging. Und der — mit Ausnahme von Laube und Burckhard stets talentlose oder zu spät berufene — Burgtheaterdirektor hörte auf mehrere Namen, ehe es einem Wildgans und Verfasser des dilettantischen Bordellstückes „Liebe" passierte, daß die grimme Zensur ihm die Aufführung von „Himmel und Hölle" als unmoralisch untersagen mußte. Mußte sie? Hat nicht etwa die Burgtheaterdirektion oder Intendanz, eine Amtsstelle, bei dem Bundesministerium für Inneres, bei einer anderen Amtsstelle also, telephonisch (nicht leicht nachweisbar) oder schriftlich (wie unvorsichtig) das Verbot einer Direktion angefordert, um ein Pönale zu ersparen oder drei bis fünf vielleicht wenig rentable Aufführungen eines das Verständnis des Durchschnittspublikums (und einer unter diesen Durchschnitt fallenden Direktion) überschreitenden Dramas? Wer wird so Böses denken! Oder sollten doch Herrschaften, die keinen Richter brauchen: wünschen, es sich unter der Hand selbst gerichtet haben? Es gibt Dinge zwischen Himmel und Hölle, von denen sich die Schulweisheit nichts träumen läßt! Was aber hat sich die höllische Schulweisheit träumen lassen? Sie verbietet eine Bühnendichtung als unmoralisch, deren Gestalten „in einem durch Selbstaufopferung herbeigeführten Tode für ihr lasterhaftes Leben Sühne suchen." Das „ist geeignet, das sittliche Empfinden des Zuhörers zu verletzen", das — und nicht etwa der matte Reigenaufguß „Liebe" — würde „von dem überwiegenden Teile der Zuhörer als schwere Verletzung sittlichen und teilweise auch religiösen Empfindens aufgefaßt werden." Aber weder Anton Wildgans noch sein Vorgesetzter Vetter denken daran, „in einer durch Selbstaufopferung

herbeigeführten" Demission „für ihr" talentloses „Leben Sühne zu suchen". Die absolute künstlerische Ohnmacht dieser Herren intrigiert mit Erfolg gegen Reinhardt. Man mag über den Gründer des ersten Berliner Theateraschingers nicht allzu hoch denken — zwischen den Leistungen des Theaterblutes Reinhardt und denen der langweiligen Burgtheaterbürger gähnt ein Abgrundrachen wie zwischen Himmel und Hölle.

Das Burgtheater läßt die Aufführung der französischen Biedermeierlimonade „Packetboot Tenacity" von Charles Vildrac als eine Leistung ausposaunen, aber eine Schinakelfahrt über die Donau ist belebender, himmlischer als alles, was das Burgtheater in solchen Stücken, unter solchen Direktoren auspacken kann.

Heine, Heinrich, hat der deutschen Zensur eine schlechte Zensur erteilt. Er behauptete — unter sträflicher Vernachlässigung der österreichischen Zensur — die deutschen Zensoren seien Dummköpfe. Der österreichische Zensor ist eher auch bequem. Er dürfte so ein modernes Zeug wie „Himmel und Hölle", ein Machwerk, das die Existenz weiblicher Freundschaft annimmt, ja sogar nicht daran rüttelt, daß eine Frau die andere lieben kann, kaum gelesen haben. Wer hat die famose Begründung des Zensurverbotes verfaßt? Ich zweifle keinen Augenblick: auch im österreichischen Bundesministerium für Inneres gibt es Amtsschimmel, die so ein Hauszensurverbot zusammenwiehern können. Nur in der Stilisierung hat er sich vergaloppiert. Kornfelds „Himmel und Hölle" könnte man den Vorwurf machen, es fielen darin zu oft Ausrufe wie „O Gott" oder „Weh mir". Derartigen Text verwechselt der Zensor oder der Tintenfisch, der ihm den Wisch verfaßt hat, mit den Gedankenstrichen des „Reigen" oder der sonderbarerweise von ihm nicht beachteten wildgänsernen „Liebe" und prophezeit schwarzseherisch: „Bei der heutigen leichten Erregbarkeit weiter Kreise und der gesteigerten Neigung zu ordnungswidriger Geltendmachung der Empfindungen ist daher mit Grund zu befürchten, daß im Falle der Aufführung Kundgebungen ausgelöst würden, welche sich als Störungen der öffentlichen Ruhe und Ordnung darstellen würden." „Wenn das österreichische Bundesministerium für Inneres unter „Störungen der öffentlichen Ruhe und Ordnung" provokante Schiebungen verstehen sollte, wird ihm jedermann, auch die Burgtheaterleitung, recht geben, so es sich gegen solche Korruption wird zur Wehr setzen. Nur sollten die Herrschaften als Objekt ihrer dort-

amts mit echten Krokodilstränen begrüßten feigen Schutzmaßregeln nicht ausgesucht einen österreichischen Dramendichter wählen, der, behufs besserer Unterscheidung von manchem Theaterdirektor, dichterisch so hochwertige, moralisch erschütternde: diese wildgewordene Spießbürgerwelt anklagende Bühnenwerke schafft, wie Paul Kornfeld. Die Leitung des Burgtheaters möge bedenken, daß ihr für eine Aufführung von „Himmel und Hölle" so starke Kräfte wie Bleibtreu, Maria Mayer, Pünkösdy, Medelsky, Senders, Albert Heine, George zur Verfügung stehen. Es scheint aber, sie bedachte nur, daß ihr für Zensurverbote das Bundesministerium für Inneres zur Verfügung steht? Und den glorreichen Einfall hatte man auch erst, nachdem man den Dichter Paul Kornfeld, jahrelang die Aufführung hinausschiebend, in der unwürdigsten Weise zum Narren gehalten hatte! Man mißverstehe mich nicht. Ich habe nichts gegen Anton Nepomuk Wildgans. Ich halte ihn für einen braven Provinzklassiker, für den Grillparzer von Mödling, mit einem Wort: für einen Anzenparzer. Seine Stücke mögen nach falscher Volksküche riechen, eine gänseschmalzige Verkitschung Wedekindscher Weltanschauung und Weltgestaltung sein — möge er wenigstens im Burgtheater nicht mit seinem Sammelnamen die merkwürdigste Vetternwirtschaft decken! Er dürfte nicht dulden, daß der Besitzer des Burgtheaters: der österreichische Staat mit billigen Burgtheaterzensurverboten bedenkliche „Geschäfte in sich" macht. Im übrigen ist Wildgans als Burgtheaterdirektor schlechterdings unvergänglich. Aber jenen goldigen Engländer, der in Frankfurt oder in Oppenheim kurzsichtig den jungen Paul Kornfeld fragte: „Sind sie das Vater von die Komponisten Kornsand", hernach in einer Wiener Buchhandlung „eine Kunststück von die Dichter Ueildgäns" verlangte, bitte ich, wegen seiner leichenschänderischen Aussprache und Konfusion Oscar Wildes mit Anton Gabriel Wildgans, dem Völkerbund durch das obbezeichnete Bundesministerium für Inneres — Abteilung für Kunststücke und Zensurverbote — ungesäumt in diesem Sinne retournieren lassen zu wollen.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Aprilwoche.

Auf dem Zuckermarkt herrschen seit einiger Zeit himmelschreiende Zustände. Vor den Läden in Berlin und sicher auch anderwärts stehen die unglücklichen Hausfrauen wieder Queu wie in der schönsten Blockadezeit; und nur besonders wohlgelittene Kunden bekommen verschwiegen ein halbes Pfund in die Hand gedrückt, die übrigen grüßt vertraut das Schild „Zucker ausverkauft!" Aber warum ist er denn ausverkauft? 1919/20 stand den deutschen Fabriken ein Rohmaterial von rund 48 Millionen Doppelzentnern zur Verfügung, woraus sie 7 Millionen Doppelzentner Rohzucker herstellten; dazu wurden noch 600 000 Doppelzentner, also eine verhältnismäßig geringe Menge, aus dem Ausland eingeführt. 1920/21 wurden an Rohmaterial rund 65½ Millionen Doppelzentner verarbeitet; sie ergaben 10,9 Millionen Doppelzentner Rohzucker und wurden mit nur 353 000 Doppelzentnern ausländischen Zuckers ergänzt. Wenn man nun bedenkt, daß die Kampagne 1921/22 schon bis Anfang Februar 75 Millionen Doppelzentner Rohmaterial für die Fabriken ergeben hat (— also 10 Millionen mehr als im Vorjahr und 27 Millionen mehr als 1919/20 —) und daß daraus im selben Zeitraum nicht weniger als 12,4 Millionen Doppelzentner Rohzucker hergestellt worden sind (— also 2 Millionen mehr als im Vorjahr und 5½ Millionen mehr als 1919/20 —), dann scheint doch der Schluß nicht ganz unberechtigt, wir müßten heute bedeutend mehr Zucker im Lande haben als in den letzten Jahren. Selbst wenn das bißchen Import unter dem Druck der Valuta ganz aufgehört hätte, — was aber auch nicht stimmt, da vom September bis Januar immerhin noch 40 000 Doppelzentner eingeführt wurden. Wieso dann also „Zucker ausverkauft!"? Man wird es, fürchten wir, ebenso wenig je erfahren, wie manchen anderen Rätsels Lösung.

Die Zahl der Beamten in Deutschland ist ein Kapitel, das dauernd die Köpfe und Federn in Bewegung hält. Vergleiche mit dem Jahre 1913, so wie sie vor einiger Zeit der Magdeburger Oberfinanzrat Schwarz mit anscheinend unrichtigen Ergebnissen angestellt hat, sind freilich schwierig, — infolge der Gebietsabtrennungen nebst Personalrückstrom, infolge der Arbeitszeit-

verminderung, infolge der Schrumpfung, Ausdehnung, ganzen und teilweisen Verreichlichung von Verwaltungs- und Betriebszweigen der Länder und Kommunen und infolge sonstiger, vorerst unübersehbarer Verschiebungen. Herr Dr. Schwarz bezifferte die Beamtenzahl im Jahre 1913 auf 543 000, im Jahre 1920 auf 688 000. Diese Ziffern sind, wie gesagt, nicht unbedingt zuverlässig; für zuverlässig darf man dagegen wohl die Aufstellung halten, die das Reichsfinanzministerium kürzlich dem Reichstag zugehen ließ, — ein Überblick über den gesamten Personalbestand des Reiches im Rechnungsjahre 1922/23 und über die geldlichen Aufwendungen dafür:

	Kopfzahl	Geldbedarf
Planmäßige Beamte	743 352	24,24 Milliard. Mk.
Außerplanmäßige Beamte (beamtete Hilfskräfte)	124 481	3,10 „ „
Nichtbeamtete Hilfskräfte (einschließl. Arbeiter)	689 953	17,03 „ „
Zusammen	1 557 786	44,37 Milliard. Mk.

Es entfällt also auf je 38 Einwohner je ein Reichsangestellter, und auf jeden Reichsangestellten ein durchschnittliches Einkommen von 28 000 Mark. Diese letztere Zahl beweist schon, daß der Geldbedarf, unter Berücksichtigung der Geldentwertung, auch nicht annähernd in gleichem Maße gestiegen ist, wie die Beamtenzahl.

Im Tagebuch ist vor einiger Zeit ausführlich über das russische Außenhandelsmonopol gesprochen worden und alle Nachteile dieses Regimes wurden scharf beleuchtet. Trotz dieser offenbaren Nachteile aber und trotz des „neuen Wirtschaftskurses" der Sowjetregierung hat ein Dekret vom 13. März die Aufrechterhaltung des staatlichen Außenhandelsmonopols definitiv verfügt. Im Außenhandelskommissariat, im Wneschtorg, — persönlicher: in den Händen Krassins wird also auch fernerhin Rußlands gesamter Import und Export konzentriert sein, und man muß sagen, daß einige der Gründe, mit denen diese Politik motiviert wird, schwer anfechtbar sind. Es wird zum Beispiel angeführt, die völlig freie Ausfuhr müsse bei dem fürchterlichen Tiefstand der russischen

Valuta zu einem Ausverkauf führen, gegen den der deutsche und österreichische Ausverkauf Kinderspiel seien. Es wird ferner darauf hingewiesen, daß die eigentlichen Produktionsorganismen Rußlands in diesem Augenblicke — die Trusts, Gewerkschaften, Gouvernementsverwaltungen usw. — sich zu selbständigem Verkehr mit dem Ausland vorerst unfähig gezeigt hätten, und es werden Fälle angeführt, die das wirklich bestätigen. Der Unterschied des neuen Dekrets von den alten Verfügungen ist aber der, daß das Außenhandelsmonopol nicht mehr als Ideal und endgültige Form dargestellt wird, sondern, fast resigniert, als ein vorerst noch notwendiger Zwischenzustand, hinter dem aber schon die Hoffnung auf Abbau unter günstigeren Verhältnissen auftaucht. Und solange der allgemeine Abbau noch nicht möglich ist, werden doch schon eine ganze Reihe von Ausnahmen sanktioniert: Beschränkung des Monopols auf nachträgliche Bewilligungen, Sonderstellung für zu gründende ausländisch-russische Mischgesellschaften, Sonderstellung für Konzessionäre und dergleichen mehr. Je weniger also der Wneschtorg sich im Laufe der Zeit seiner Aufgabe gewachsen zeigen sollte und je mehr die direkte Fühlungnahme mit dem Ausland sich als überlegen erweisen wird, umso mehr wird sich der Handel ganz von selbst auf diese Freistraßen konzentrieren und sie verbreitern: Sodaß dies Dekret über die Aufrechterhaltung des staatlichen Handelsmonopols verborgen also schon die Elemente in sich trägt, die das Monopol zu gegebener Zeit ganz selbsttätig zerstören werden.

Für die Entwicklung der Tschechoslovakei ist eine amtliche Statistik über die auf Grund des Devisenablieferungsgesetzes beim Bankamt eingegangenen Exportvaluten charakteristisch. In sämtlichen Arten ist die Steigerung außerordentlich. In den Jahren 1919, 1920 und 1921 wurden z. B. an Dollar abgeführt: 1,3 Millionen, 8,6 Millionen und 13,6 Millionen. An Pfunden: 0,5, 3,3 und 6,2 Millionen. An französischen Franken: 19, 102 und 145 Millionen. An Gulden 2,8, 11,7 und 14 Millionen. Und so fort, durch alle Kategorien hindurch. Die Steigerung ist umso bemerkenswerter, als sich gleichzeitig die Preisdeflation am Weltmarkt vollzog. Aber auch das Devisenablieferungsgesetz und seine Durchführung müssen wirksam gewesen sein. Es sollte in Deutschland sorgfältig studiert werden.

Die Kursschwankungen der Mark sind nicht nur für Deutschland selbst zerrüttend. Auch die ausländische Wirtschaftswelt leidet unter ihnen. Es leiden die Handelsbeziehungen, weil Handel auf Kredit aufgebaut ist, und weil Kredit bei schwankender Währung entweder für den Schuldner oder für den Gläubiger vervielfältigtes Risiko bedeutet. Es leidet die Handelspolitik, weil keine Entwicklung vorauszusehen ist, und weil plötzliche Hebungen oder Senkungen der Geldwertrelationen jede vorbedachte Wirtschaftsgesetzgebung sprengen. Und es leidet Deutschlands Reparationsfähigkeit, weil jede neue Änderung des Markwertes auch das Verhältnis zwischen Reparationsbedarf (Gold) und Staatseinkünften (Papier) verändert, weil also das Maß der wirklichen Leistungsfähigkeit Deutschlands selbst innerhalb kürzester Fristen unbestimmbar wird.

Aus all diesen Gründen ist anzunehmen, daß in sämtlichen Ländern der Welt, — ausnahmslos! — aufrichtig der Wunsch nach Stabilisierung des deutschen Zahlungsmittels besteht. In Genua wird dieser Wunsch wahrscheinlich deutlicher zutage treten als je zuvor; denn deutlicher als je sind in letzter Zeit auch die üblen Folgen des jetzigen Zustandes sichtbar geworden. Es werden also zum Thema der Währungen im allgemeinen und zum Thema der Markwährung im besonderen vermutlich schon in den ersten Sitzungen markante Erklärungen abgegeben werden; und es werden sich dann Kommissionen und Unterkommissionen konstituieren, die das Problem fachlich erwägen und Heilvorschläge unterbreiten sollen.

Aber da gerade der für die Entwicklung des Markwertes entscheidende Faktor, nämlich die Reparation, programmgemäß außer Debatte bleiben muß, besteht fast Gewißheit, daß man auch in der Genueser Retorte — bestenfalls — nur gewisse technische Beeinflussungsmethoden destillieren wird, nicht aber Methoden, deren Einfluß bis an die Materie des Übels heranreichte. Ohnehin waren die Vorschläge, die bisher in der Öffentlichkeit erörtert wurden, auffälligerweise fast durchweg technischer Natur. Es sprach aus ihnen ein fast mystisches Vertrauen in die Wirksamkeit kleiner Mittel, in die Wirksamkeit rein organisatorischer Umstellungen und Neuschöpfungen. Diese Überschätzung peripherischer auf Kosten zentraler Maßnahmen ist leider auch von Genua zu erwarten; teils,

weil sich die Köpfe vorerst überhaupt noch in diesem Gedankenkreis zu bewegen pflegen; teils, wie gesagt, weil das Programm und seine politischen Cerberusse anderes verbieten. Umso illusionsloser müssen wir selbst uns die Unmöglichkeit klar machen, einen aus innerer Krankheit fiebernden Organismus durch Auflegen kalter Kompressen zu heilen.

Die Bewegung der deutschen Mark in der Welt ist ausschließlich eine Funktion der deutschen Zahlungsbilanz, — das heißt: der Gesamtheit aller geldlichen Verpflichtungen Deutschlands ans Ausland und aller geldlichen Verpflichtungen des Auslands an Deutschland. Übersteigen Deutschlands fällige Verpflichtungen ans Ausland in einem gegebenen Augenblick die fälligen Verpflichtungen des Auslands an Deutschland, so sinkt der Wert der Mark in diesem Augenblick; weil Deutschland die Differenz dann durch Umtausch eigener Zahlungsmittel in Golddevisen eindecken muß, weil also die Nachfrage nach Devisen und das Angebot von Mark gesteigert wird; und wiederholt sich dieser „gegebene Augenblick" fortgesetzt, so muß die Tendenz fortgesetzt sinkend sein. Umgekehrt: weist die Differenz zwischen fälligen Verpflichtungen und fälligen Forderungen in einem gegebenen Augenblick ein Plus zugunsten Deutschlands aus, so steigt der Wert der Mark in diesem Augenblick; weil das Ausland die Differenz dann durch Umtausch ausländischer Devisen in Mark eindecken muß (schematisch gesehen!), weil also das Angebot von Devisen und die Nachfrage nach Mark gesteigert wird; und wiederholt sich der „gegebene Augenblick" fortgesetzt, so muß die Tendenz fortwährend steigend sein.

Das ist der einfache Prozeß, der durch das Walten der Spekulation nur etwas verdunkelt, nicht aber dauernd beeinflußt wird. Denn die Spekulation (Keynes nennt sie eine „Antizipation bevorstehender Entwicklungen") ist gewissermaßen nur eine Wette auf die zukünftige Gestaltung der deutschen Zahlungsbilanz. Die Wettstimmung mag sich von Tag zu Tag ändern. Aber die Haussespekulation jedes Tages verliert ihre Wette, wenn die deutsche Zahlungsbilanz nicht wirklich die vermutete Entwicklung nimmt; sie muß ihren Wettverlust mit der Differenz zwischen Vorschätzung und faktischer Gestaltung der Zahlungsbilanz realisieren; der Kurs berichtigt sich wieder an den Tatsachen.

Auf die Dauer also, das ist unbedingt eindeutig, gibt es keine andere Ursache für Änderungen des Markwertes nach unten, als fort-

dauernde oder gar erhöhte Passivität der Zahlungsbilanz; und keine andere Ursache für Änderungen des Markwertes nach oben als abnehmende Passivität oder gar Umkehrung in ihr Gegenteil. Das Auf und Ab, das so entsteht, wird von der Spekulation vorübergehend aber nicht nachhaltig nach beiden Seiten verschärft.

Wie steht es nun mit der deutschen Zahlungsbilanz? Sie ist in stärkstem Maße passiv. Ihr normalerweise wichtigster Bestandteil, die Warenbilanz, wies im Jahre 1920 einen Passivsaldo von rund 29 Milliarden Papiermark auf rund in den letzten acht Monaten 1921 von 13 Milliarden Papiermark (wobei die Zahlen skeptisch zu beurteilen sind). Nur durch außerordentliche, auf die Dauer undurchführbare Einschränkung der Einfuhr ist in den beiden ersten Monaten 1922 ein Aktivsaldo erreicht worden, der bei dem gesunkenen Markwert nur etwa 0,05 Goldmilliarden beträgt. Dazu kommt: für 1921 eine bare Reparationspflicht von 1 Milliarde Goldmark nebst 1 Milliarde für anderweitige Friedenslasten; für 1922 eine bare Reparationspflicht von 720 Millionen Goldmark, Sachleistungen von 1450 Millionen Goldmark (die den Erlös der freien Ausfuhr entsprechend vermindern werden) und sonstige Friedenslasten mit ebenfalls rund 1 Milliarde Goldmark. Ferner nicht übersehbare Summen für fremde Dienste (Schiffahrt, Bankbeanspruchung usw.) und für Verzinsung ausländischer Kapitalbeteiligungen und ausländischen Aktienbesitzes, denen an entsprechenden deutschen Einkaufspositionen nichts Nennenswertes gegenübersteht.

Die deutsche Zahlungsbilanz wäre also schon ohne Reparationspflicht beträchtlich passiv. (Der Dollar stieg in der Zeit, in der noch keine nennenswerten Reparationen zu leisten waren, — in der Zeit zwischen Anfang 1920 und Mitte 1921 —, langsam von rund 50 auf rund 70). Sie wird ungeheuerlich passiv durch die Reparationen. (Der Dollar stieg von Mitte 1921 bis Anfang 1922 von rund 70 auf rund 300). Es ist anzunehmen, daß die Passivseite der Zahlungsbilanz unter diesem Regime um mindestens 50 % höher abschließt als ihre Aktivseite.

Diesem Minus mit kleinen Mitteln beizukommen, ist ausgeschlossen. Man spricht davon, Reservefonds oder Konversionskassen zu schaffen, aus denen bei jedem Anziehen der Devisen entsprechende Abgaben erfolgen sollen. Aber selbst, wenn diese Fonds anzusammeln wären, wären sie bei der gegenwärtigen Lage

der Dinge in kürzester Frist aufgezehrt. Man spricht von Stützungen durch ausländische Anleihen oder flüssiggemachten inländischen Goldwertbesitz. Aber auch diese Interventionsfonds würden rasch und ohne materielle Hilfswirkung verbraucht sein. All diese Mittel sind nur Übergangsbehelfe. Sie sind anwendbar für Staaten wie England, die hoffen können, sich unter der Decke der Stützung in kurzer Zeit aus eigener Kraft so weit erholt zu haben, daß sie nach Verbrauch der Stützungsmittel normalerweise für sich selbst aufkommen können. Sie sind nicht anwendbar für Staaten, die unter der Decke der Stützung zu weiterem Verfall ipso facti verurteilt sind. Sie sind Kampferspritzen in einen Organismus, der nur einer gewissen Atempause bedarf, um, an sich auf dem Wege zur Gesundung, bis zu eintretender Gesundung Lebenskraft zu behalten. Einem Organismus, dessen Krankheit fortschreitet, kann auch die Kampferspritze nichts nützen.

Zu wirklicher Stabilisierung der deutschen Mark gibt es nur drei Mittel, die nebeneinander und gleichzeitig angewandt werden müssen:

1. Verminderung der Reparationslast jedes Jahres auf eine Quote, die durch den Erlös der zu steigernden deutschen Ausfuhr vermutlich zu decken ist. (Eventuell auch, einmalig und nicht wesentlich produktionsmindernd, durch Abgabe vom inländischen Goldwertbesitz.)

2. Zur vorübergehenden Abdeckung schon des normalen Defizits der Zahlungsbilanz (ohne Reparationen) und zur Ermöglichung der für die Reparation notwendigen Ausfuhrsteigerung (durch Sicherung der Einfuhr): eine Auslandsanleihe, deren Höhe den Bedarf einiger Rekonvaleszenzjahre deckt. (Diese Anleihe ist ohne Verminderung der Reparationslast unerlangbar.)

3. Zur Sicherung gegen Fehlansetzung der jährlichen Reparationsquote mit notwendigerweise daraus folgender neuer Markwertsenkung: ein „gleitendes“ Reparationsschema, das bei dennoch eintretender Markwertsenkung und daraus folgender minderer Leistungskraft des deutschen Wirtschaftskörpers die jeweilige Jahresquote automatisch reduziert, und damit zugleich einen entscheidenden Gegenfaktor gegen die Entwertung schafft.

Mit höchster Wahrscheinlichkeit ist zu sagen, daß nur diese Wege zu einer wirklichen Stabilisierung der Mark von innen heraus führen werden. Werden sie beschritten, so wird es nicht schwer

fallen, auch die erforderlichen technischen Methoden aufzufinden, — z. B. die Art, in der die Auslandsanleihe am wirksamsten verwandt werden könnte. Technische Methoden allein aber werden nicht zum Ziele führen. Und, leider, haben wir vorerst nur technische Projekte zu gewärtigen.*)

DARF MAN FRAGEN — — —?

Die Döhring & Lehrmann AG., von der an dieser Stelle schon einmal die Rede war (— sie arbeitet noch mit Vorkriegskapital —), hat jetzt ihren Jahresabschluß vorgelegt. Er weist eine Verdopplung sowohl der Dividende als auch des Reingewinnes aus. Sieht man den Abschluß aber sorgfältig durch, so bemerkt man, daß die Gesellschaft es im Gegensatz zur bisherigen, selbstverständlichen Praxis nicht für nötig hält, auch ihren Bruttogewinn auszuweisen, und erkennen zu lassen, was vor Herausschälung des Reingewinnes zurückgestellt und anderwärts verbucht worden ist. Es scheint hier ein Fall vorzuliegen, in dem man die Höhe des Reingewinnes der vorher festgesetzten Dividende anpaßte, statt umgekehrt zu verfahren. Die wahren Gewinne der Gesellschaft dürften in dem errechneten Reingewinn und in der Verdopplung der Dividende denn auch tatsächlich noch nicht zum Ausdruck kommen. Welches Interesse besteht aber, den Aktionären nicht zu zeigen, was man wirklich verdient hat? Darf man fragen, ob dies Vorgehen der Verwaltung mit dem Druck, der seit einiger Zeit auf den Aktienkurs ausgeübt wird, zusammenhängt? Darf man fragen, ob es ein Vorbote neuer, besonderer Ereignisse ist?

•

Der hier schon geschilderte Fall Weser-Vema (Vereinigte Eisenhütten- u. Maschinenfabriken A.-G. Barmen) wird immer pikanter. Unwidersprochen gingen jüngst Mitteilungen durch die westdeutsche Presse, daß die Weser AG. bei der Abstoßung des Vema-Paketes in wenigen Wochen einen Zwischengewinn von der ungefähren Höhe ihres eigenen Aktienkapitales erzielt habe. Wie erinnerlich, erklärte die Weserverwaltung nach Verkauf der Vemaaktien, er sei deshalb erfolgt, weil die Betriebe der Vema der Wesergesellschaft nicht gefallen hätten. Eine Ausschüttung des zur Erwerbung der Vemaaktien bestimmten und darum nicht verteilten letztjährigen Reingewinne von etwa 6 Millionen ist auch weiter nicht erfolgt. Allen Anfragen gegenüber verhält sich die Verwaltung, die der Presse ausführliche Mitteilungen scheinbar nur dann zugehen läßt, wenn niemand sie fragt, weiter harthörig. Darf man fragen, was mit dem zu Neuerwerbungszwecken zurückgestellten Reingewinn nach Scheitern der Neuerwerbungsabsichten nunmehr erfolgen soll? Darf man fragen, in welcher Form der Zwichengewinn bei dem Vemageschäft, der sich auf etwa 10 Millionen belaufen soll, der Wesergesellschaft zugeführt worden ist, — ob er ihr überhaupt zugeführt worden ist und wie die Aktionäre an ihm teilhaben sollen?

*) Zu ähnlichen Resultaten, mindestens teilweise, gelangt auch eine soeben im Verlage für Politik und Wissenschaft erschienene, sehr instruktive Broschüre von Prof. M. J. Bonn, „Die Stabilisierung der Mark".

GLOSSEN

PENSION PALLENBERG

Lieber Max Pallenberg! Wünschen Sie sich, daß dereinst die Königgrätzer Straße in Pallenbergstraße umgetauft wird? Möchten Sie ein Marmordenkmal, als Schimek mit dem Regenschirm, vor dem Hause der Bühnengenossenschaft? In Wien hat eine begabte Frau Sie bei lebendichten Lebzeiten ehren wollen und eine Pension Pallenberg eröffnet. Wo allein konnte die Pension Pallenberg untergebracht werden? Im Zita-Hof! Habsburgerehrung und Künstlerehrung zugleich! Die Pension Pallenberg wußte, was sie ihrem Schutzpatron schuldig war. Sie führte ein dramatisches Dasein. Reiche Ausländer, Industrielle, Künstler verkehrten dort, schöne Mädchen, bürgerlicher Familie entsprossen, dem Bürgertum entflohen, Filmdarstellerinnen, Schauspielerinnen. Kein häßliches Mädchen. Jedes weibliche Wesen mußte pallenberg-würdig sein. Die Inhaberin der Pallenberg-Pension war fast so berühmt wie Sie. Es war Frau Regine Riehl, eine Wiener Cousine der Frau Warren. Früher besaß sie eine Pension Riehl. Dort hat sie jahrelang Mädchen betreut und bewacht und für anregenden Verkehr gesorgt. Das Wiener Landgericht, das keinen Spaß verstand, verurteilte Frau Riehl vor Jahren wegen Freiheitsbeschränkung, Kuppelei und dergleichen zu vier Jahren Zuchthaus. Die Verurteilte verließ unverschlechtert die Strafanstalt und begründete die Pension Pallenberg. Aus Verehrung für Sie. Weil Sie den Regenschirm so hoch in die Höhe schwingen können! Aber die Polizei ließ sich durch den Namen Pallenberg nicht beirren. Sie behielt die Pension im Auge. Und schritt ein. Und entdeckte, daß an einem Nachmittag zehn Liebespaare im Schatten Ihres Namens buhlten. Frau Regina Riehl wurde ergriffen, die Pension Pallenberg wurde geschlossen. Wieder wird ein unerbittliches Gericht über die alte Frau tagen, die es als ihren Beruf ansah, Rosen- und Tausendkronen-Ketten von Mann zu Frau zu ziehen, eine Kupplerin aus innerem Drang und Überzeugung, eine heroische Kupplerin, die sich durch Kerker und Polizei von ihrer Lebensaufgabe nicht abbringen ließ, eine kunstsinnige Kupplerin, die über ihr freundliches Heim im Zitahof Ihren Jupi-Kopf malte. Sie haben, lieber Max Pallenberg, aus der Zeitung von der kühnen Verwendung Ihres Namens erfahren. Markenschutz gibt es ja dafür nicht. Wahrscheinlich wären Sie nicht mit bewaffneter Macht eingedrungen, wenn Sie vom Mißbrauch Ihres Namens erfahren hätten. Sie hätten, hoffe ich,

als gerechter Mensch, sich erst in aller Stille von dem Umfange des Übels überzeugt, denn wer kann richten ohne zu wissen? Schließlich ist eine Pension Pallenberg keine Pension Kaysßler, und außerdem war ja auch Zita, die Kaiserin, hohe Protektorin. Vermutlich hat die Polizei den blanken Schild der Pallenberg-Pension bereits entfernt und damit ist auch der Schild Ihrer ohne Ihr Wissen beschädigten Bürgerehre blank gescheuert. So sind sie um die erste große Ehrung gekommen und müssen auf das Standbild vor der Bühnengenossenschaft warten! Aber es gibt ein paar hundert oder tausend Leute in Wien, die das Pallenberg-Denkmal der Frau Regine Riehl in schöner Erinnerung haben. Ein freundliches Lächeln fliegt über diese Gesichter, wenn sie an Ihre Pension denken. Und was kann man eigentlich im Leben mehr verlangen und erreichen als ein freundliches, gedenkendes Lächeln nachher?

DER ANGLER AM ZEITUNGSSTROM

RATHENAU AUF DEM BAHNHOF

Alles war bereit für Genua. Zwei dicke Schriften waren unter Mithilfe der sachverständigsten Sachverständigen ausgearbeitet, Wirth hatte im Reichstag gesprochen, Rathenau desgleichen, mit Ebert war gewissenhafteste Beratung gepflogen worden, da endlich konnte die Delegation am 8. April 1 Uhr 52 Minuten im Sonderzuge abreisen. Der historische Augenblick ist von einem ungewöhnlich scharfblickenden Journalisten im Berliner 8-Uhr-abendblatt festgehalten worden. Der kleine, ungemein bedeutungsvolle Aufsatz ist unter dem Titel: „Äußerungen Dr. Rathenaus auf dem Bahnhof" Sonnabend, den 8. April, veröffentlicht worden. Für den Geschichtsschreiber seien hier die allerwichtigsten Sätze des Aufsatzes aufgelesen: „Bis zum Ruf: ‚Alles einsteigen!' war der Sonderzug fast völlig leer, alles hielt sich auf dem Bahnhof auf, um sich mit den Zurückbleibenden zu unterhalten." Worauf konzentrierte sich das größte Interesse? „Das größte Interesse konzentrierte sich natürlich auf Reichsminister Dr. Rathenau, der sich vor der Tür seines Salonwagens mit dem italienischen Botschafter unterhielt." Daran erkennt man den geborenen Diplomaten. V o r der Tür des Salonwagens! Ein Sprung und er ist drinnen im Wagen! Und der italienische Botschafter steht verlassen da. Aber vorher geschah noch etwas: „Kurz bevor Dr. Rathenau den Salonwagen bestieg, wurde er noch befragt, welche Aussichten er der Konferenz von Genua beimesse." Es war der letzte Augenblick, in dem Rathenau zu Deutschland reden konnte. Der

Ausfrager stand mit dem Notizbuch, bleistiftbewaffnet da: Was denken Sie? Doch Rathenau war der historischen Situation nicht gewachsen. Er „äußerte sich nur sehr zurückhaltend und immer wieder wiederholte er, daß man die Erwartungen nicht allzuhoch spannen dürfe, weil bei allzu großem Optimismus ein Rückschlag nicht unmöglich sei". Der Leser sieht Rathenau vor der Tür des Salonwagens stehen und immer wieder wiederholen: „Spannt die Erwartungen nicht allzuhoch . . Spannt die Erwartungen nicht allzuhoch . . . Spannt die Erwartungen nicht allzuhoch". Nach dieser entscheidenden Äußerung muß Rathenau geschwiegen haben, denn der Berichterstatter mußte sich auf die Darstellung mimischer Vorgänge beschränken: „Man sah es Rathenau an, daß er die Aufgaben, die seiner in Genua harren, nicht leicht nimmt". Wie gut, daß unsere Journalisten in Physiognomien zu lesen verstehen! Wie gut, daß das mimische Ausdrucksvermögen Rathenaus so hoch entwickelt ist. Der Zeitbeobachter hält dann den eigentlichen historischen Augenblick der Abreise fest: „Pünktlich zur vorgeschriebenen Zeit setzte sich der Zug in Bewegung. Keine Zurufe erschallten, grüßend wurden bloß die Hüte gezogen und einige Minuten später war der eben noch überfüllte Bahnsteig leer und verlassen." Wie plastisch! Wie anschaulich! Eine Fotografie des eben noch überfüllten, jetzt geleerten Bahnhofes wird erscheinen! Der Spezialberichterstatter des T-B. ist in der glücklichen Lage, den erschöpfenden Bericht des 8-Uhrabendblattes zu ergänzen: „Nachdem der Sonderzug die Bahnhofshalle verlassen hatte, suchten die Reisenden ihre Plätze auf. Ein Teil der Delegierten verbrachte die erste Viertelstunde in anregendem Geplauder, ein anderer Teil saß einsilbig im rot ausgeschlagenen Salonwagen, nur ein kleiner Teil der Delegierten wandte sich dem Kartenspiel zu. Unmittelbar vor Halle begaben sich die Delegierten in den Speisewagen – bis auf Georg Bernhard, der schon in Jüterbog in den Speisewagen übersiedelt war."

FILM

HANNELES HIMMELFAHRT

Nun ist der Film auch ins Allerheiligste eingezogen. In der Staatsoper hat „Hanneles Himmelfahrt" seine Uraufführung erlebt; das Opernorchester und der Opernchor haben mitgewirkt; der Intendant Max von Schillings persönlich hat am Pult gesessen; und die Plätze haben bis zu 400 Mark gekostet. Es war eine Wohltätigkeitsmatinée, und die Wohlfahrtskasse der Staatstheater hat sicher davon profitiert. Ob es aber auch für die Fortentwicklung des Films wohltätig und profitabel war, ist fraglicher.

Denn neben drei Flüchen schwebte nur ein Segen über diesem Film und seiner Aufführung. Die Flüche

hießen: „Abendfüllend“, „Prätension“ und „Naivetät“. Der Segen aber hieß: Margarethe Schlegel.

Das „abendfüllend“ kommt auf Rechnung des Bearbeiters. Es scheint Gesetz geworden, daß ein Film, der etwas auf sich hält, nicht kürzer als 1½ Stunden dauern darf. Da Hanneles Lyrik so viel Handlung aber nicht hergibt, mußte Herr Willy Rath den Stoff eben auswalzen, strecken, mit Allongen versehen. Das nämliche sah man schon in „Fräulein Julie“. Hier wie dort aktlange „Vorgeschichten“ von ungewöhnlicher Banalität. Was vor Hanneles Geburt sich begibt, hätten wir willig hingegeben.

Die Prätension kommt auf Kosten der Gesellschaft. Die Terra wollte eine besondere Sensation. Da setzte sie sich mit Schillings in Verbindung; und dem Opernorchester; und dem Opernchor. Aber das schwere Instrument des großen Orchesters war kein Gewinn. Daß zur Geschichte der Eltern Hanneles, — zu Einbruch, Flucht und Begehrlichkeit, — Schuberts idylische h-moll-Symphonie gespielt wurde, stützte den Film nicht, sondern ruinierte ihn. Der Chor, der hinter der Leinwand immer dann zu singen anfing, wenn auf der Leinwand Kirchenlieder oder Engelshymnen intoniert wurden, wirkte überraschend, nicht dazugehörend, befremdend. Und solange nicht wenigstens technische Übereinstimmung zwischen Bild und Gesang erreichbar ist, solange nicht wenigstens vermieden werden kann, daß die Pausen des Gesanges gerade auf den Augenblick treffen, in dem die Münder auf dem Bild sich am weitesten auftun, — solange liegt die Gefahr einer gewissen Komik allzunahe, als daß man das Experiment riskieren dürfte.

Die Naivität kommt auf Rechnung des Regisseurs. Urban Gad sagte sich: Märchen! Arbeitete also mit gemalten Schneelandschaften, verwandelte das Haus des Maurers Mattern in eine Art Tropfsteinhöhle und den Teich, in den Hannele sich stürzt, in eine Tausend-und-eine-Nacht-Zisterne. Aber seine Kraft reichte nicht hin, auch das Spiel diesem Stil anzupassen; und es ergab sich ein Bruch zwischen Menschen und Umwelt. Urban Gad sagte sich auch: Hanneles Himmelreich kann nur so aussehen, wie ein Hannele selbst es sich vermutlich vorstellt. Aber das war zu viel von uns verlangt! Diese Weihnachtsengel mit angeklebten Flügelchen und Jungfernkränzlein im Haar sind naiver,

als wir vertragen können. Und wenn er uns den Spuk gar aus der Nähe zeigt, und die seligen Heerscharen sich mitleidlos als kesse, stupsnäsige, kostümierte kleine Berlinerinnen entpuppen, dann wird aus dem Himmel ein Babyball.

Was bleibt, ist Margarethe Schlegel. Loos ist brav heilig, Vallentin brav greulich. Aber die Schlegel ist ein Stückchen projizierter Seele; und ein feines, kränkliches, durchschimmerndes Gesicht; und ein paar Augen, — ein paar Augen vor allem! Ihre Angst und Gehetztheit, ihre kindliche Schmiegsamkeit, ihr Lachen und ihre Erlösung bleiben haften. Der Schritt dieser kleinen Füße führt aufwärts. Frank Furter.

JOURNALISTEN-ANEKDOTEN

DAS ARBEITSZIMMER

Das ungeordnetste Redaktionszimmer, das seit Gutenberg geschaffen wurde, existiert in einer der bestgemachten Zeitungen Europas, im „Prager Tagblatt".

Während der Revolution drangen tschechische Horden ins Prager Tagblatt. Dort sahen sie ungeheure, durcheinander gewürfelte Berge von Zeitungen, auf denen Reste eines ehemaligen Archivkastens ausgeschüttet lagen. Aus dem Kisten-, Buch-, Zeitungsdurcheinander ragte ein verstorbenes Fahrrad heraus. Die Fenster, vor Gram über diese Stöße von unerledigten Manuskripten und Drucksachen erblindet, waren grau und der Weg zu ihnen undurchdringlich. Kleider, Telephon-

apparatreste, Turngeräte, Lexikonbände türmten sich auf dem Schreibtisch gigantisch empor.

Die Horde blieb an der erbrochenen Tür stehen. Von dem imponierenden Durcheinander geblendet. Dann rief einer das erklärende Wort: „Wir kommen zu spät. Hier sind schon andere eingedrungen!"

Und die Plünderer zogen beschämt ab.

DIE BRIEFE DER ROSA LUXEMBURG

Im Heft 13 des T-B. war ein unerhört schöner Brief abgedruckt, den Frau Luxemburg aus dem Gefängnis an ihre Freundin Sonja geschrieben hat. Der Brief ist nur einer aus einer Sammlung, die im Verlag der Jungen Garde, Berlin C 2, Stralauer Straße 12, erschienen ist. In Deutschland sind schönere Briefe seit vielen Jahren nicht veröffentlicht worden.

INHALT DES LETZTEN HEFTES:
(Heft 14):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39.



TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Aprilwoche.

Das deutsch-russische Abkommen, das an anderer Stelle dieses Heftes aus wirtschaftlichen Perspektiven betrachet wird, verdient eine Würdigung über die diplomatischen Begleitsymptome seines ersten Bekanntwerdens hinaus. Ob die Taktik der Veröffentlichung sehr geschickt und nicht etwa erzwungen war; wohin die Antwort der Alliierten führen und welches das Schicksal Genuas sein wird, das alles sind wichtige, aber nicht endgültige Fragen. Entscheidend ist, daß zum ersten Male nach Jahrzehnten wieder versucht worden ist, das Prinzip der politischen Rückversicherung in die Praxis einzuführen. Das Prinzip der Rückversicherung nach Osten, auf dem Bismarck seinen politischen Bau errichtet hatte und das nach seinem Abgang unglückselig aufgegeben wurde. Die nachbismarckische Politik war einseitig, und die nachrevolutionäre war es auch. Sie war eine Politik mit dem Blick auf England. Hat der deutsch-russische Vertrag diese einseitige Orientierung beseitigt oder hat er infolge seiner psychologischen Wirkungen auf England eine neue Einseitigkeit, eine Einseitigkeit nach Osten an ihre Stelle gesetzt? Handeln heißt immer: Wagen. Wer Rathenau, den Kaufmann, kennt, wird nicht zweifeln, daß er dem Drang nach Aktivität nicht gefolgt ist, ohne vorher gründlich zu sondieren und zu kalkulieren.

Aus Briefen deutscher Pressevertreter in Genua: Erstens: „Sie machen sich keine Vorstellung, wie miserabel die Sache hier von deutscher Seite organisiert ist. Vielleicht erscheint es Ihnen nützlich, das einmal zu beleuchten. Angemeldet waren wir nicht. Quartier nicht besorgt. Legitimation nur nach stundenlangem Antichambrieren zu erhalten. Statt daß Herr von Tucher sich dieser Mißstände annimmt und vor allem mindestens dafür sorgt, daß seinen Schutzbefohlenen die nötigen Karten gegeben werden, sitzt er in Nervi am Strande und malt. Es ist wirklich ein unerhörter Skandal. Dieser junge Mann ist ohne jede Vorbildung ins Auswärtige Amt geschoben worden; war Maler in München; dann Schwiegersohn von L. U. Wie kommt man dazu, gerade ihn zu erwählen?“ Zweitens: „Wäre man als Deutscher nicht von

Kind auf zur Ergebenheit erzogen worden, so würde man hier in Genua einmal einen furchtbaren Stunk anrichten. Die Presseabteilung des Auswärtigen Amtes versagt in aufregender und blamabler Weise. Sie müßten einmal sehen, wie die entsprechenden Instanzen der Engländer und Franzosen arbeiten! Da kann man zu jeder Stunde jede gewünschte Information und Drucksache haben, und die offizielle Auffassung wird einem mit strahlender Höflichkeit dargelegt; sogar uns Deutschen von den Franzosen. Nur unsere Herren sind entweder überhaupt nicht zu sprechen, oder sie benehmen sich so, als ob sie nicht für, sondern gegen die Presse da wären. Von irgend welchem Versuch, auch nur den geringsten intellektuellen Kontakt mit den Ausländern herzustellen, ist überhaupt nicht die Rede. Ein Engländer sagte mir, er werde jetzt überhaupt nicht mehr zum deutschen Amt gehen; wenn die Deutschen keinen Wert darauf legten, ihre Ansichten und Absichten der Welt mitzuteilen, sollten sie es eben bleiben lassen. Ich glaube, die übrigen Nichtdeutschen werden bald ebenso handeln. Und wenn man sich schon den Ausländern gegenüber derartig bockig benimmt, dann können Sie sich vorstellen, wie man mit uns Deutschen verfährt! Es ist ein Jammer, glauben Sie mir." . . . Oskar Müller, Reichspressechef, Oberverantwortlicher, was hätten Sie zu diesen Dingen gesagt, wenn Sie nicht als Ministerialdirektor, sondern noch als Korrespondent der Frankfurter Zeitung, der Deutschen Allgemeinen oder des Frankfurter General-Anzeigers in Genua säßen? Geschimpft hätten Sie, und das mit Recht. Nun aber schimpfen die anderen auf Sie, und nicht in diesen Briefen erschöpfen sich ihre Beschwerden. Sie schimpfen am Konferenzort, daß Sie gerade zur Hauptgesprächszeit alle Leitungen von der Regierung requirieren lassen. Sie schimpfen im Lande, daß das Wolff'sche Büro unter Ihrer Ägide die Eröffnungsrede Facta's z. B. überhaupt nicht und die erste Rede Lloyd George's nur in kümmerlichem Auszug verbreiten konnte („der Draht war mit Stimmungen verstopft", entschuldigte sich der W.-T.-B.-Mann in der Pressekonferenz.) Und sie belächeln im Ausland, daß Deutschland eine der blendendsten Gelegenheiten vorübergehen läßt, der versammelten, hungrigen Weltpresse „the other side" zu präsentieren.

Glauben Sie an Deutschlands Auferstehung?" frug der Lokalanzeiger zu Ostern alle besseren Häupter unserer Lieben. Und der Kronprinz, Hindenburg, Krupp von Bohlen-

Halbach, Dietrich Schäfer, der Edle von Braun, Helfferich, Hergt, Exz. v. Bode und etliche andere erklärten in markigen Worten, daß sie daran glauben. Das erquickte zu Ostern und wurde nur wenig vergällt durch eine Wendung des Dr. von Batocki gegen den „heute beliebten oberflächlichen und innerlich unwahren Optimismus"! Aber worauf gründet sich die Zuversicht? Nun, es ist nicht die Aufgabe markiger Worte, ins Detail zu gehen. Den Versuch dazu machte eigentlich nur Posadowsky, und was er als Voraussetzung bezeichnet, wird man unterschreiben können: Bescheidene Lebensführung und höchste Arbeitsleistung, Verschwinden der „geschichtlich verhängnisvollen Betonung der sogenannten berechtigten Stammeseigentümlichkeiten" (Hört, hört, hört!!), einfachste Grundlage der staatlichen und öffentlichen Gebarung und dergleichen. Ludendorff, in dessen eisernem Hirn die Welt so beneidenswert übersichtlich in eine schwarze und eine weiße, eine gute und eine schlechte Hälfte zerfällt, Ludendorff erklärt lapidar dieses: „Das deutsche Volk einigt sich jetzt im Widerstand gegen seine Feinde — oder es stirbt." Zu diesem hinausgedonnerten Satz möchten wir in aller Bescheidenheit bemerken, daß alle politische Kunst des isolierten Deutschlands darin bestehen muß, den Begriffsklotz „die Feinde" zu spalten, endlich zwischen den „Feinden" zu differenzieren, mit einem Wort nicht länger das dumpfe Gefühl, sondern die wählende und wägende Vernunft sprechen zu lassen. Und was heißt, Exzellenz Ludendorff „. . . oder es stirbt". Wie stellen Sie sich das vor, Herr Generalquartiermeister? Gesetzt, das deutsche Volk einigt sich jetzt nicht „im Widerstand" (was heißt Widerstand? Bewaffneter?) „gegen seine Feinde". Dann sagen Sie: „es stirbt". Woran stirbt es? An Hungersnöten? Aber gerade um das zu verhindern, muß es sich erst recht mit seinen „Feinden" verständigen; denn es wächst hienieden Brot genug für alle Menschenkinder. Woran also stürbe das nicht geeinigte deutsche Volk? Offenbar meint Ludendorff die Wendung nur bildlich. Aber eben dies ist ja das beschämende an diesem Führer. In einem Augenblick, da Deutschland zum ersten Male mit allen Völkern Europas ins Gespräch kommt, in der ersten Stunde, in der Deutschland wieder Politik machen kann statt Krieg zu führen, gibt ein Mann, dem einst das Schicksal Deutschlands in die Hand gelegt wurde, nichts anderes zum Besten, als einen im Herbst 1914 gestifteten, schon etwas vergilbten Wahlspruch für die Fahne des Kriegervereins von Altöning.

LLOYD GEORGE IM GEHEIMEN RAT

Ein Buch des Kommandanten Mermeix, das demnächst in Frankreich erscheinen soll (sein Titel lautet: „Der Kampf der Drei"), wird zum erstenmale stenographische Protokolle der Versailler Geheimverhandlungen in vollem Texte publizieren. Es wird damit in bisher ungeahnter Weise dazu beitragen, die Rollen Lloyd Georges, Wilsons und Clemenceaus in jenen entscheidungsvollen Tagen endgültig klarzustellen. Aber nicht nur dies. Einer jener drei Akteure steht ja auch heute noch im Zentrum politischen Geschehens, befindet sich gerade in diesen Tagen wieder im dichtesten Getümmel eines diplomatischen Welttreffens. Auch auf die Gegenwart also, nicht nur auf die Vergangenheit, müssen aus diesen Dokumenten helle Lichter fallen. Auch darum also seien die folgenden Abschnitte wiedergegeben. Ihrem Verständnis diene die Bemerkung, daß Oberschlesien, — nach den Bestimmungen des Vertragskonzeptes, das den Deutschen am 7. Mai 1919 übergeben worden war, — bedingungslos an Polen fallen sollte; daß die Brockdorff-Rantzau-Delegation in ihren „Gegenvorschlägen" aber gerade diesen Punkt besonders heftig angefochten und eine Volksabstimmung verlangt hatte; und daß der englische Delegationsführer sich diesen deutschen Minimalstandpunkt, — erstmals in der Sitzung vom 2. Juni, — zu eigen gemacht hatte, gegen den Widerstand Clemenceaus und gegen den halben Widerstand Wilsons (der in diesen Sitzungen eine sensationell klägliche Rolle spielt!). Stellungnahme, Argumentik und Methodik des homo politicus Lloyd George scheinen uns dabei so außerordentlich charakteristisch, daß wir das Protokoll allen Stimmungsbildern vorziehen, die im Zeitalter der Genueser Konferenz die deutsche Presse überschwemmen.

Sitzung vom 3. Juni 1919 nachmittags.

Wilson: Das Plebiszit in Oberschlesien scheint mir schwierig. Vor allem müßten die deutschen Zivilbeamten ausgewiesen werden.

Lloyd George: Ich stimme zu, daß die hauptsächlichen deutschen Behörden das Land verlassen müßten, ehe die Abstimmung stattfindet.

Wilson: Man muß aber noch mehr als das bedenken. 15 oder 20 deutsche Großkapitalisten sind Herren des Landes.

Clemenceau: Das ist vollkommen richtig. Als ein Beispiel: Henckel von Donnersmarck.

Wilson: Nach Ansicht meiner technischen Sachverständigen kann eine freie und offene Abstimmung unmöglich in einem Lande erwartet werden, das so lange unterjocht war und das, für den Fall, daß die Deutschen nicht verschwänden, immer Repressalien befürchten würde.

Lloyd George: Immerhin: trotz dieser Furcht haben die Polen in den Wahlen von 1907 günstig abgeschnitten. Meine technischen Sachverständigen erwarten ein für Polen günstiges Ergebnis. Sie glauben, eine Abstimmung werde künftigen deutschen Ansprüchen vorbeugen.

Wilson: Wegen der oberschlesischen Frage gibt es in Deutschland keine öffentliche Bewegung; sie ist nur eine Angelegenheit des Kapitals.

Lloyd George: Dennoch ist es die Regierung, die protestiert; und diese Regierung besteht vorwiegend aus Sozialisten.

Wilson: Sie protestieren, aber im Auftrag der Kapitalisten.

Lloyd George: Ich kann Ihnen nicht zustimmen; es ist ein nationales Gefühl. Außerdem: wie vermöchte Deutschland eine widerstandsfähige, industrielle Bevölkerung zu terrorisieren? Wir haben in dieser Hinsicht in Wales Erfahrungen gesammelt und haben die großen Unternehmer dort geschlagen.

Wilson: Sie vergleichen zwei unvergleichbare Dinge.

Lloyd George: Aber ich erkläre Ihnen noch einmal, daß die Wahlen in dem ganzen fraglichen Gebiet günstig für die Polen verlaufen sind.

Wilson: Das war eine innerpolitische Angelegenheit, nicht eine Abstimmung über die Volkszugehörigkeit.

Clemenceau: Wir haben niemals versprochen, daß in diesen Gebieten eine Volksabstimmung stattfinden werde.

Lloyd George: Es ist gerade Mr. Wilson, der bei jeder sich bietenden Gelegenheit das Recht der Völker proklamiert hat, über sich selbst zu bestimmen. Wir veranstalten Abstimmungen im Saargebiet, in Fiume und in Klagenfurt. Warum sollten wir sie in Schlesien verweigern?

Wilson: Ich gebe keinen meiner Grundsätze preis; aber ich wünsche nicht, daß die Polen unter deutschem Druck abstimmen müssen.

Lloyd George: Sie nehmen jetzt denselben Standpunkt ein, den Sie bekämpften, als ihn Signor Orlando in der dalmatinischen Frage verfocht.

Wilson: Das ist glatter Unsinn. Ich will nur eine wirklich freie Abstimmung.

Lloyd George: Ich will Frieden! Ich weiß aus guter Quelle, daß die oberschlesische Frage von überwältigender Bedeutung für die Deutschen ist. Ich schicke lieber eine Division nach Schlesien als ganze Armeen nach Berlin.

Clemenceau: Wer sagt Ihnen, daß Sie die Wahl haben werden?

Lloyd George: Ich will nicht die Verrücktheit Napoleons in Rußland widerholen; ich will nicht so in Berlin sein, wie er in Moskau war.

Clemenceau: Es ist ein bißchen spät, das alles jetzt zu sagen.

Wilson: Die Frage ist, ob unsere Entscheidung der Gerechtigkeit entspricht. Wenn nachgewiesen wird, daß wir einen ethnographischen Irrtum begangen haben, bin ich bereit, ihn zu korrigieren. Aber die Drohung, daß Deutschland seine Unterschrift unter den Vertrag verweigern wird, läßt mich kalt. Wenn die Deutschen etwas Wohlbegründetes über Oberschlesien zu sagen haben, will ich die Frage gern prüfen.

Lloyd George: Es ist keineswegs zu spät. Der Vertrag, den wir den Deutschen am 7. Mai überhändigten, ist kein Ultimatum. Wir sollten die Deutschen anhören. Meine Kabinettskollegen sind dieser Ansicht. Die Deutschen fordern nichts Unrechtes, wenn sie verlangen, daß die Bevölkerung gefragt werde. Was die Freiheit der Abstimmung anbelangt: darüber müssen wir unsererseits uns entscheiden. Wenn Deutschland die Anerkennung eines für Polen günstigen Abstimmungsresultates verweigern sollte, dann wird die britische Armee mit Begeisterung nach Berlin marschieren. Das ist es aber, was ich will —: wenn neue Schwierigkeiten eintreten, muß ich das englische Volk hinter mir haben.

Wilson: Mir scheint, daß wir einer Einigung näher sind, als zu Beginn der Sitzung. Mein Standpunkt ist, daß unsere Entschlüsse nicht einfach dadurch sollen umgestoßen werden können, daß

Deutschland „Nein“ sagt. Ich bin bereit, sie bezüglich jeder Frage umzustoßen, in der uns Irrtümer nachgewiesen werden. . . .

Clemenceau: Ich habe Ihnen mit Aufmerksamkeit zugehört. Mein eigener Einwand ist, daß Sie, um Schwierigkeiten zu vermeiden, im Begriffe sind, noch schlimmere zu schaffen. Eine Volksabstimmung, — ausgezeichnet! Aber nicht in Deutschland, wo es niemals Freiheit gegeben hat. Es wäre leicht für uns, eine Abstimmung anzuordnen und dann zu verschwinden, ohne selbst eine Rolle dabei zu spielen. Aber das wäre ein Verbrechen gegen Polen. Es bleibt also übrig, daß wir die Abstimmungszone besetzen. In diesem Falle wird Deutschland sagen, daß ein Druck ausgeübt worden sei, und wissen Sie, was sich ereignen wird? In 6 Monaten oder in einem Jahre werden Sie mitten im Frieden wieder allen Kriegsschwierigkeiten gegenüberstehen, und die Lage wird dann noch diffiziler sein als jetzt . . . Eine Besetzung und eine Abstimmung bedeutet Streit, vielleicht Kämpfe; mit einem Wort: das Gegenteil dessen, was Sie wollen. . . .

Sitzung vom 5. Juni 1919 morgens. Paderewski ist zugezogen.

Clemenceau: Würden Sie in Oberschlesien, wenn das Gebiet von deutschen Truppen evakuiert würde, eine Volksabstimmung zugestehen? Das ist es, was wir von Ihnen hören wollen.

Paderewski: Solche Änderung des Vertrages würde mich zum Rücktritt zwingen; denn mein Volk, dem Oberschlesien durch den Vertragsentwurf vom 7. Mai versprochen worden ist, würde das Vertrauen verlieren.

Lloyd George: Wir haben überhaupt nichts versprochen! Wir haben einen Vertrag entworfen; und wir haben aus diesem Entwurf kein Ultimatum gemacht. Wir haben uns das Recht vorbehalten, die deutsche Anwort zu prüfen; infolgedessen haben wir auch das Recht auf vernünftige Zugeständnisse. Ich bitte doch sehr! Gestern noch war Polen in drei Teile geteilt, Ihre Landsleute kämpften erstens wider einander und zweitens gemeinsam wider die Unabhängigkeit ihres Landes! Heute sind Sie eines erneuerten Polens mit 20 Millionen Einwohnern sicher, — und schon verlangen Sie außerdem auch nach nichtpolnischen Bevölkerungsteilen, — in Galizien zum Beispiel. Sie verlangen das von uns, — Sie, deren Freiheit von den 1½ Millionen Toten Frankreichs, den 800 000 Toten Englands und den 500 000 Toten Italiens erstritten wurde! Es ist unser Blut, mit

dem Ihre Unabhängigkeit bezahlt wurde. Wenn Sie gegen unsere Entscheidungen rebellieren, so bedeutet das, daß wir in Ihnen betrogen worden sind.

Paderewski: Ich habe nur gesagt, ich könne nicht im Amt bleiben.

Lloyd George: Wir haben Polen, Böhmen und Jugoslawien die Freiheit gegeben, — und gerade diese Staaten sind es, die gegen den Gedanken einer Volksabstimmung rebellieren. Sie sind noch imperialistischer als die Großmächte!

Paderewski: Ich kann das nicht anerkennen. Sie geben hier nur Dinge wieder, die Sie in der Presse gelesen haben.

Lloyd George: Ich sage, daß Sie Länder gegen ihren Willen annektieren wollen. . . .

Sitzung vom 11. Juni nachmittags.

Clemenceau: Wollen Sie den Bericht der Kommission für polnische Angelegenheiten hören?

Lloyd George: Diese Kommission ist parteiisch zugunsten Polens. Ich wünsche nicht, mich in Diskussionen mit ihr einzulassen.

Clemenceau: Wir werden unter uns selbst diskutieren, aber wir müssen doch hören, was die Kommission zu sagen hat. Ich möchte noch einmal betonen, daß ich gegen eine Volksabstimmung in Oberschlesien bin. Da Sie sich aber alle auf dies Prinzip geeinigt haben, komme ich Ihnen im Geiste der Versöhnung entgegen. Indessen möchte ich darlegen, daß die Abstimmung überall dort überflüssig ist, wo polnische Abgeordnete gewählt worden sind.

Wilson: Gut, man kann den Umfang der Abstimmung prüfen. Ich möchte hinzufügen, daß mein Kollege Mr. White auch Informationen über den prodeutschen Einfluß des polnischen Klerus gesammelt hat.

Lloyd Ceorge: Ich wette, diese Informationen stammen aus polnischer Quelle. Wenn man die Polen zum Beispiel über die Juden reden hört, möchte man glauben, daß sie sie überaus gut behandelt haben. Wie sie alle aber wissen, ist das nicht wahr. Ein Plebiszit ist absolut gerecht. Wenn kein Plebiszit stattfände, was würden wir empfinden, wenn wir britische Truppen um Oberschlesiens willen kämpfen und ihr Leben opfern lassen müßten?

Wilson: Sie sind selbst vollkommen befangen. Meine Informationen stammen von Amerikanern, die an Ort und Stelle waren.

Sie scheinen vergessen zu haben, zu welchen Dingen die Deutschen in bezug auf Propaganda und Pression fähig sind. Ich weiß, was sie in Amerika getan haben. Es gibt keine Grenze für das, was sie in Schlesien anstellen würden, wo sie sowohl politisch als auch wirtschaftlich die Macht haben. Wenn ich es mit Deutschen zu tun habe, bin ich gegen sie und für Polen.

Lloyd George: Ich will Konflikten vorbeugen. Die Deutschen Oberschlesiens betrachten die Polen als inferiores Volk und verachten sie. Die Deutschen unter polnische Herrschaft stellen, heißt einfach: Konflikte provozieren.

Clemenceau: Irren Sie sich nicht: Sie werden Konflikte auf jeden Fall haben, jetzt oder später, mit oder ohne Plebiszit.

Wilson: Den Sachverständigen zufolge müssen zuerst die deutschen Truppen das Land verlassen. Sind die britischen Truppen bereit, für die Durchführung des Plebiszits zu kämpfen?

Lloyd George: Ja, weil das zugrundeliegende Prinzip gerecht ist. Aber ich frage erstaunt, ob die französischen Truppen zu Kämpfen bereit wären, um Oberschlesien ohne Plebiszit polnisch zu machen.

Clemenceau: Sicher, — weil Ihre Fragestellung unrichtig ist. Es gibt nur eine Frage, und die heißt: — will Deutschland den Vertrag unterschreiben oder nicht?

Wilson: Die amerikanischen Soldaten werden immer bereit sein, gegen die Deutschen zu kämpfen. . . . *(Die Sachverständigen werden hereingerufen; nach ihrem Abgang wird die Sitzung folgendermassen geschlossen:)*

Wilson: Meiner Ansicht nach müssen wir uns also zu einem Plebiszit entschließen, das nicht vor einem Jahr und nicht später als innerhalb zweier Jahre stattfinden soll. . . .

Clemenceau: Ich habe meinen früheren Ausführungen nichts hinzuzufügen. Ich denke noch immer, daß das Plebiszit ein Fehler ist. Die Sie meine Ansicht nicht teilen, muß ich nachgeben . . . .

Es war einmal ein Auslandsdeutscher. Ursprünglich Rentner, mit der Neigung, des Lebens Lichtseiten zu genießen, war er durch den bloßen Umstand, daß er 1910 Deutschland verlassen und in Brüssel ein kleines Häuschen gekauft hatte, in diese Eigenschaft des Auslandsdeutschen hineingewachsen, die für ihn aber noch nicht die formidable Bedeutung von ein paar Jahren später hatte. Damals hatten ihm einfach die deutschen Lebensformen unter Wilhelm II nicht gefallen. Er war eben — nehmt alles nur in allem — ein unabhängiges Temperament in der Art meines Franzis Heidenstam gewesen.

1914 war zu seiner und vieler Harmloser Bestürzung Weltkrieg ausgebrochen. Die Brüsseler Deutschen und auch Müller, das war der Name des Auslandsdeutschen, hatten keine schützenden Vorkehrungen hinsichtlich ihres Vermögens treffen können, weil die Regierung in Berlin tatsächlich vergessen hatte, ihren Gesandten in Brüssel, Herrn von B. S., Müllers guten Freund, rechtzeitig zu benachrichtigen, daß die deutschen Truppen nächster Tage in Belgien einmarschieren würden.

So geschah es, daß Müller beim harmlosen Überschreitenwollen der belgischen Grenze, am 31. Juli, in Lande von einem Offizier der belgischen garde civique als Spion verhaftet und ins dortige Gefängnis geworfen wurde, aus dem er einige Tage später nach der Eroberung Lüttichs durch die Deutschen von seinem Kerkermeister entlassen wurde, nicht ohne einen mächtigen Schlag auf den Schädel mit dem Schemel von dem Biederen zum ewigen Andenken empfangen zu haben.

Jetzt aber kam für unseren Auslandsdeutschen eine Reihe von Jahren, die sich gewaschen hatte. Auf der Flucht vor den Belgiern kam er nach Holland, bis die fast völlige Eroberung Belgiens durch die Deutschen ihm erlaubte nach Brüssel zurückzukehren und dort die Kriegszeit zu verleben, die durch fortwährende Schikanen der Musterungskommissionen trotz seiner infolge des Schlages auf den Kopf eingetretenen Gehirnerkrankung mit Starrpupillen durchsetzt war.

Das alles beiseite und als Einleitung.

Auf Anraten des deutschen Gouvernements in Brüssel verwandte er seines Vermögens größeren Teil dazu, an Stelle seines Häuschens einen repräsentativen Neubau zu setzen, weil ihm die Behörde klarmachte, er verschaffe sich damit ein Verdienst ums Vaterland, indem die belgische Bevölkerung durch seinen Mut, in solchen Zeiten ein solches Monument aufzuführen, entmutigt würde.

Als 1918 das deutsche Heer infolge zu häufiger Siege völlig zusammenbrach, mußte Müller, weil die Katastrophe wieder plötzlich kam, und selbst hochgestellte Freunde im Gouvernement zu Brüssel diesmal durch die oberste Heeresleitung nicht rechtzeitig benachrichtigt waren, unter Zurücklassung seiner Gesamthabe zum zweitenmal nach Holland und von dort in die Schweiz fliehen, wo er mit einer Zahnbürste und einem Nachthemd und nunmehr entzündetem Hirn mehr tot als lebendig ankam.

Hier erst beginnt recht eigentlicht meine Geschichte:

Müller nämlich, ganz ohne Mittel, hörte in Zürich, es habe sich der Bund der Auslandsdeutschen gebildet und die neue demokratische deutsche Regierung eine Behörde geformt, an deren Spitze in Berlin der Reichskommissar für Auslandsschäden getreten sei, der in Zehlendorf am Urban amte, um auf Vorschläge, und in Verbindung mit dem „Bund" die geplünderten Deutschen auch auf Grund des Friedensvertrages zu entschädigen. Müller faßte ein Herz und, nachdem er sich in höflicher Korrespondenz mit seinem belgischen Sequester, dem Advokaten Troussart, über seine anzumeldenden Entschädigungsansprüche ins Benehmen gesetzt hatte, machte er anno 1919 an den Reichskommissar eine ausführliche und submisseste Eingabe.

Da aber passierte das erste Befremdliche!

Statt des in seinem grenzenlosen Jammer erwarteten Wort des Zuspruchs (inzwischen war ihm auch die Frau an Grippe — lies: mangelhafter Ernährung — gestorben) kam eine Antwort des hohen deutschen Beamten an Müller, der man dessen Stirnrunzeln von weitem ansah. Wer er sei? Wie sein Militärverhältnis? Wie er seine Eigenschaft als echter Auslandsdeutscher denn nachweise? Ob die Eintragung erneut sei? Wann? Wo? Wer dafür bürge, daß seine Angaben der Wahrheit entsprächen? Namen der a) deutschen, b) belgischen Zeugen? Geboren wo? Wann? Seine Angaben seien in Ermanglung behördlicher Zeugnisse zu „summarisch", deckten sich zudem nicht mit den „Richtlinien" der Vorentschädigung. Und überhaupt! Und warum und wieso?

Müller, vor den Kopf, der das schon nicht mehr vertrug, geschlagen, stürzte sich in wilden Kampf ums Dasein, indem er durch eingeschriebenen Brief belgische Behörden und Bürger anzufeuern versuchte, für ihn den Erzfeind und Boche Zeugnis abzulegen, daß z. B. sein von der belgischen Regierung bei Kriegsausbruch requiriertes Auto „Minerva" die Steuernummer B 11722 getragen, er

wirklich die erwähnten Möbel besessen und vor allem den folgenschweren Schlag auf den Schädel erhalten hatte. Die Belgier dachten nicht daran, zu antworten, noch weniger ließ sich trotz Zureden seine Heimatbehörde bestimmen anzuerkennen, er sei 1877 in Treptow an der Tolense geboren.

Also sandte er, halbverzweifelt, 1920 seine Papiere, so gut er sie hatte zusammenbringen können, an die „Spruchkommission" in Berlin, die nach Monaten Bescheid gab, auf seine Schadenersatzansprüche von 200 000 belgischen Franken (die nach dem Stand der deutschen Valuta zwei Millionen Mark ausmachten) seien ihm in Ansehen seiner nur „summarischen" Angaben 25 Prozent (!) des Wertes = 37 500 Mark zugesprochen. Weiteres könne im Augenblick infolge des Fehlens von „Richtlinien" nicht zugebilligt werden.

Da Müller inzwischen für Feuerversicherung und Lagermiete der sequestrierten Möbel in Brüssel für zwei Jahre gerade siebentausend belgische Franken schuldig geworden war, paßte die deutsche Summe famos zum Ausgleich seiner Schuld und er ließ sie nach Belgien überweisen.

Er selbst aber, aller Mittel entblößt, gab sich als Knecht bei einem Bauer bei Zürich in Dienst, da er den Aufenthalt auf dem Land. dem in der Stadt vorzog und fürchtete, mit einer Rückkehr nach Deutschland ginge er seiner Qualität als Auslanddeutscher und letzter Ansprüche überhaupt verloren.

Von Zeit zu Zeit richtete er zwar noch kurze Anfragen, schrille Hilfeschreie an den Reichskommissar, von Mal zu Mal aber wurde ihm barscher bedeutet, sich besser in Geduld zu fassen; was er auch tat, indem er aus Mangel einer Stellung (von dem Bauer war er davongejagt) begann, sich von wilden Wurzeln und Kräutern in den Wäldern um Zürich zu nähren.

Im März 1922 endlich fiel ihm eine Nummer der „Auslandswarte" des Bundes der Auslanddeutschen, die er einem sich in besagten Wäldern an einem Baum aufgehängten Leidensgefährten aus der Rocktasche gezogen hatte, in die Hände, meldend, alle Anmeldungen für die Entschädigung der Auslanddeutschen müßten in Berlin bis zum 30. Juni eingereicht sein.

Hei! Wie das auf Müller wirkte!

Mit erbetteltem Geld kaufte er in Zürich Tinte, Feder und Papier, erbat aus Berlin nach Zürich postlagernd die notwendigen Anmeldebogen und erwartete klopfenden Herzens in seiner Waldhöhle weiteres.

Eines Tages langte wirklich in Zürich ein 1½ Kilo schweres Paket für ihn an, dem er zu Hause sechs starke Broschüren entwickelte, stattliche in Folio geheftete Bücher, die als „Einzelfragebogen" auf dem Umschlag zu je zweit mit römisch A — D — M bedruckt waren. Dazu zwei kleine Hefte mit dem Titel „Merkblatt".

Er vergrub sich in das Studium der Folianten und hatte sich nach einer Woche, fast ohne Nahrung zu sich zu nehmen, sehr in sie eingelesen. Mein Gott, er war durch vieles Leid zu vielem bereit und gewillt, auseinanderzuhalten: 1.. Ob er Schaden erlitten habe (und das beweisen könne): a) durch Flucht, b) Abschiebung, c) Internierung, d)Verschleppung, e) Zurückhalten, f) Gefangennahme. 2. Ob der Schaden zusammenhänge a) mit dem Krieg, b) mit seinem Deutschtum. 3. Ob er die Zahl der beim Schadenseintritt zum Haushalt gehörigen Personen angeben könne, hinsichtlich a) ihres Standes, b) ihres Alters, c) Geschlechts, d) Abstammung, e) derzeitigen Aufenthalts. 4. Wo der Wohnort der Eltern seiner verstorbenen Frau, wie deren Militärverhältnis sei? 5. Wie sein eigenes Militärverhältnis? 6. Seine Gesundheit? 7. Sein Erwerbsverhältnis sei? Ob er 8. Gartenwirtschaft betrieben? a) Zahl der Hilfskräfte, Abstammung, Wohnort, Militärverhältnis? 9. Ob er Gegenstände auf Abzahlung erworben habe und diese noch nicht bezahlt seien? 10. Ob er Schadenersatzansprüche habe gegen die Eisenbahn und mit welchem Erfolge er sie gestellt habe (Schriftwechsel beifügen!)?

Am dreißigsten April war er nach Beantwortung von 136 Fragen, die erst ein Drittel des Geforderten ausmachten, so erschöpft, daß er glatt vom Stengel fiel und jetzt schon gestorben läge, wäre ich nicht gerade auf einem Spaziergang dort vorbeigekommen und hätte ihn durch einen tüchtigen Schluck aus der Pulle gestärkt. Ich hörte seine hier niedergeschriebene Geschichte und riet ihm trotzdem und guten Muts (was man bei solchen Gelegenheiten so sagt) mit seiner Eingabe an das „Reichsentschädigungsamt für Kriegsschäden" fortzufahren. Er habe ja noch fast zwei Monate Zeit! Er aber, plötzlich feierlichen Ernstes — die Augen standen in blutunterlaufenen Höhlen — rief, seine Gesamtkraft sei im Verlauf vierer Jahre durch Eingaben aufgezehrt; er ziehe ab heute vor, statt als Auslandsdeutscher — als wildes Tier in Zürichs Wäldern weiter zu leben!

Darauf bellte er ein paarmal kräftig, hüpfte wie ein Pudel und schlug sich in Sprüngen in die seitwärtigen Büsche.

LEO N. TOLSTOJ. GÖTTLICHES UND MENSCHLICHES

Aus dem Russischen übertragen von Paul Frankenstein.

> Die vorliegende Skizze ist eine Erzählung, die anfangs in den Roman „Auferstehung“ aufgenommen, aber noch vom Autor aus dem Manuskript ausgeschieden wurde. Die Skizze befindet sich gegenwärtig im Archiv der sowjetrussischen Bibliothek der Akademie der Wissenschaften und ist überdies in einer unvollständigen Sammlung von T. L. Suchotina enthalten. Der deutschen Übersetzung liegt die Sammlung „Denkmäler von Tolstojs Schaffen und Leben“, die in der Bearbeitung von W. I. Sreznewskij im Verlag „Zadruga“ in Moskau erschien, zugrunde. P. F.

Es war in den siebziger Jahren, in einem Mittelpunkt des Kampfes der Revolutionäre gegen die Regierung.

Der Genralgubernator des Südens, ein gesunder, starker Deutscher, mit niedergezwirbeltem Schnurrbart und kaltem, ausdruckslosem Gesicht, in Militärbluse, mit dem weißen Kreuz am Halse, saß abends in seinem Kabinett. Auf dem Tische standen vier Kerzen mit grünen Abat-jours. Der Gubernator blätterte in den Papieren, die ihm sein Sekretär hinterlassen hatte, und der eben erst hinausgegangen war. Unter den von ihm unterschriebenen Papieren befand sich auch die Ausfertigung eines Urteiles, durch das der Kandidat der Kijewer Universität, Anatol Swjetlogub, ein fünfundzwanzigjähriger Jüngling, zum Tode durch den Strang verurteilt worden war. Die Mutter des jungen Mannes hatte zweimal eine Fürsprache versucht, der Gubernator hatte sie indes nicht empfangen. Das Blatt, das der Gubernator in der Hand hielt, betraf die Anweisung des Betrages für den Transport des Proviantes. Und während er las, begann plötzlich unter seiner Bluse, mit der wattierten Brust und den großen Aufschlägen, sein Herz zu klopfen. Er dachte an das Bild des Erhenkten und an die Exekution, der er beizuwohnen verpflichtet war, und ihm wurde übel. Vielleicht konnte man den Sekretär noch zurückrufen und das Urteil abändern. Er läutete. Rasch und unhörbar trat der Kurier ein.

„Ist Iwan Matwjejewitsch noch hier?“

„Nein, Exzellenz, er ist fortgefahren.“

„Nein, das darf nicht sein,“ sagte sich der General, in Erinnerung an sein letztes Zusammentreffen mit dem Herrscher und dessen strenge Worte. „Unmöglich, man muß fest bleiben.“

„Hm, ist der Tee fertig?“ fragte er.

„Soeben wird er gereicht.“

„Gut, geh’.“

Und der General ging festen Schrittes in das Speisezimmer zu seiner Frau, der Tochter und deren Bräutigam, trank Tee, hörte Gesang und scherzte.

„Aber nein, das kann nicht sein, unmöglich, ganz unmöglich. Sie dürfen nicht! Ha-ha-ha!“ begann hysterisch die Mutter Swjetlogubs zu lachen, eine noch ziemlich junge, freundliche Frau mit leicht ergrauten Locken und Runzelsternchen unter den Augen. Sie war außer sich und schlug, sich selbst vergessend, den Arzt, den Freund ihres Hauses, der ihr mit aller Vorsicht die furchtbare Nachricht beigebracht hatte und sie bat, sich zu beruhigen und Baldriantropfen zu nehmen.

Einzig und allein der Gedanke an den Schmerz der Mutter trübte die feierliche Ruhe Swjetlogubs, als man ihm mitteilte, daß er verurteilt worden sei, und daß das Urteil morgen vollzogen werden solle. Der reine, leidenschaftliche, schöne Jüngling hatte sein ganzes Leben in den Dienst seines Volkes gestellt und haßte Gewalt und Totschlag. Seine ganze Tätigkeit bestand in der Aufklärung des Volkes, das er inbrünstig liebte. Er wußte, was ihn erwartete, bereitete sich darauf vor und, als die Zeit kam, erschrak er nicht. Nur sein Herz krampfte sich zusammen, wie es beim Eintreffen eines Ereignisses zu geschehen pflegt, das eine Wandlung des ganzen Lebens bedeutet. Und jetzt wandelte dieses Ereignis für ihn das Leben, es abschließend und ein neues beginnend, an das er nie den Glauben verloren hatte.

Die ganze Nacht hindurch schrieb er Briefe an die Mutter und das Mädchen, das er über alle anderen platonisch liebte und, während er schrieb, weinte er vor Rührung. Dann las er bis zum Morgenanbruch in den Evangelien — die Bergpredigt. Und Rührung und Freude erfüllten seine Seele.

In demselben Gefängnis, in das man Swjetlogub eingesperrt hatte, befand sich auch ein Bauer, der den wahren Glauben suchte, die Heiligenbilder und den Glauben an die Mutter Gottes leugnete. Deshalb war er auch ins Gefängnis gewandert und in diese Stadt gebracht worden, wo ihm der Prozeß gemacht werden sollte. Am

Morgen der Exekution hörte er Trommeln. Er kroch aufs Fensterbrett und sah durch das Gitter, wie ein Karren vorfuhr und ein Jüngling, mit hellen Augen und Ringellocken, aus der Tür trat, heiteren Blickes den Karren bestieg, freundlich von den Schließern und Genossen, die aus den Fenstern schauten, Abschied nahm. In der weichen Hand des Jünglings ruhte ein Buch. Der Sektierer erkannte, daß es das Evangelium war. Der Jüngling preßte das Buch ans Herz und sah lächelnd nach den Fenstern hin. Ihre Blicke trafen sich. Das Antlitz des Jünglings strahlte vor lauter Ruhe und Freude. Die Pferde zogen an und entführten den Karren aus dem Tor. Der Sektierer hielt sich am Gefängnisgitter fest und begann zu weinen. „Der hat den wahren Glauben", dachte er. „Von ihm könnte man lernen." Dazu aber war es schon zu spät. Im Gefängnis ahnten alle, daß man dem Jüngling einen Sack über den Kopf warf und ihn mit einem Strick erwürgte.

Einer von den Revolutionären der Terroristenpartei, der an dem mißglückten Attentat teilgenommen hatte, wurde aus dem Gubernium, wo man ihn ergriffen hatte, nach Petersburg gebracht. In demselben Gefängnis saß auch der Sektierer der nach Sibirien deportiert werden sollte. Seitdem der Sektierer den Todesgang Swjetlogubs mitangesehen hatte, dachte er unaufhörlich daran, zu erfahren, worin jener wahre Glaube bestand, der dem Jüngling die Kraft verliehen hatte, mit solcher Freude dem Tode entgegen zu gehen.

Der Sektierer wurde von seinen Glaubensgenossen unterstützt und hatte Geld. Als er erfuhr, daß im selben Gefängnis ein Mensch saß, der mit Swjetlogub bekannt gewesen war, und denselben Glauben wie dieser hatte, gab er dem Wärter Geld, damit er ihn mit dem Freunde Swjetlogubs zusammenführe. Und obgleich dies gefährlich war, führte der Wärter für 50 Rubel (der Sektierer hatte ihm sein letztes Geld gegeben) den Sektierer mit dem Revolutionär zusammen.

Der Revolutionär wußte, daß ihm die Zwangsarbeit in den Bergwerken winkte. Trotzdem gab er die Hoffnung auf Flucht und auf eine Fortsetzung seines Werkes nicht auf. Er sann auf Mittel, um sämtliche Regierungsleute in die Luft zu sprengen, wenn sie in der Kirche oder in einer Staatsratssitzung versammelt wären. Er schmiedete eben seine Pläne, als der Wärter in die Zelle trat und

ihm vorsichtig und leise mitteilte, daß einer der Arrestanten mit ihm zu sprechen wünsche.

„Wer denn?"

„Ein Bauer."

„Nein, allem Anschein nach ein ganz schlichter Mensch."

„Was will er?"

„Ich weiß nicht. Er bat mich. . ."

„Nun gut. Schicke ihn her."

Die Tür ging auf und der Revolutionär stand einem hageren, alten Mann mit glänzenden Augen und finsterer Stirn gegenüber.

„Du hast denselben Glauben wie Swjetlogub, den man in Odessa gehenkt hat?"

„Ja."

„Genau denselben Glauben?"

„Genau denselben."

Der Alte fiel auf die Knie.

„Was gibt's? Weshalb denn?"

„Offenbare mir diesen Glauben. Dreißig Jahre lang suche ich den wahren Glauben, aber erst in deinem jungen Freunde habe ich ihn geschaut. Um Gottes willen, erhöre meine Bitte und sage mir, worin dein Glaube besteht."

„So setz' dich denn Alter", sagte schmunzelnd der Revolutionär. „Ich will dir die reine Wahrheit mitteilen. Unser Glaube besteht darin, daß es Bösewichte gibt, die das Volk quälen und betrügen, und damit diese Bösewichte das Volk umso sicherer quälen können, betrügen sie es, reden ihm allerhand dummes Zeug ein, daß es einen Gott gibt, daß man zahm und demütig sein müsse. Und das Volk glaubt ihnen, die Bösewichte aber saugen sein Blut. Darin liegt nun unser Glaube, daß man all diese Schurken, mögen ihrer auch Tausende sein, ausrotten müsse, nur um sich ihrer zu entledigen."

Der Sektierer seufzte auf und schlug die Augen nieder. Dann sank er abermals in die Knie.

„Verbirg es mir nicht, sag' mir die Wahrheit!"

„Ich tat es eben. Ich sagte dir, woran wir glauben."

„War dies auch der Glaube jenes Jünglings?"

„Ja."

„Das ist nicht wahr. Mit diesem Glauben kann man nicht so sterben."

Und kopfschüttelnd verließ der Sektierer den Revolutionär.

Ein Kindergedicht.

Es war einmal ein Elefant,
Der war viel größer als ein Haus,
Der war so groß als wie ein Berg,
Und vor dem Elefant saß eine Maus
Wie der Riese vor dem Zwerg,
Nein, umgekehrt: wie ein Zwerg vor dem Riesen.
Auf einmal mußte sie fürchterlich niesen.
Darüber erschrak der Elefant
Und geriet vor Angst außer Rand und Band
Und begann ganz laut zu beten,
Denn er dachte, die Maus will ihn töten.
Die Maus aber wollte das keineswegs,
Sie knabberte an einem Keks,
Und fipste wie ein Häschen
Ihr Mausenäschen.
Da mußte sie nochmals niesen.
Das erschreckte den dummen Riesen,
Er verlor den Verstand
Und wurde weiß wie eine Wand,
Der Elefant.
Es graute ihm vor der kleinen Maus.
Drum hauchte er seine Seele aus,
Und plumpste — plumm! —
Wie ein Plumpsack um.
Zu dumm!

I.

The men from the Isle of Man.

Von Knockeloe, einer ganz kleinen Stadt auf der Insel Man schickt Hall Caine seine Romane in die drei britischen Königreiche, und jede Lady liest sie in ihrem Park, jedes Girl in der Underground, jeder Boy in der Arbeitspause.

Von Knockeloe, einer ganz kleinen Stadt auf der Insel Man, kam vor kaum drei Jahren ein neuer Box-Sport nach Deutschland, und erfüllt die Litfaß-Säulen, in den Bars debattiert man erregt seine neueste Phase, in den Kaschemmen streitet man über die Chancen, die Zeitungen verwenden Spalten für Tips und Trainingsberichte, und ehe wir uns dessen versehen, wird er unsere Verkehrsformen beeinflußt, einen neuen Kodex für die Austragung von Ehrenangelegenheiten und wirklichen Konflikten geschaffen haben.

Als vor hundert Jahren zum ersten Male englische Boxer in Paris gegeneinander ihre Kunst zeigten, sang Béranger seinen Abscheu in gefeilten Terzinen. Heutzutage und hierzulande währte das Vorurteil nicht lange. Ein Lederhandschuh hat doch nicht mindere Wirkung als eine Florettspitze, ein Arm ist doch biegsamer als eine Säbelklinge, und rohe Kraft gibt hier ebensowenig den Ausschlag wir dort. Ja, aber ist der menschliche Körper dazu da, ein Angriffsziel zu sein? Er war es immer. Zu Hektors und des Achilles Zeiten, über die Turniere fort, zu den Stierkämpfen, Duellen, Ringkämpfen und Bajonettstürmen. Hier aber, beim Boxsport, faßt man einander mit Handschuhen an und der Schlag ist für den, der ihn aushält, nicht mehr als ein Punkt. Und wer ihn nicht aushält, muß eben noch lernen. Bauchmuskeln lassen sich abhärten, Gesichtspartien widerstandsfähig machen, der Brustkorb stählen. Absonderlich, daß erst der Krieg kam, der uns diese Methoden der Erstarkung brachte. Aus Feindesland.

Montag, den 3. August 1914. Vor dem deutschen Konsulat in London drängen wir uns zu Tausenden. Die kleine Straße ist schwarz von Menschen. Alle wollen ins Haus, Auskunft, Fahrkarte, militärische Meldung. Ein Beamter tritt auf die kleine Freitreppe, die von der Straße zum Tor des Konsulathauses führt, und verkündet uns: jeder möge selbst zusehen, wie er nach Hause komme, nach Deutschland komme, das Konsulat könne nicht mehr abfertigen

und habe auch keine Geldmittel mehr, um Fahrgelder vorzuschießen. Der Weg über Harwich nach Hoek-van-Holland sei bis jetzt noch passierbar. Daraufhin laufen Hunderte zur Liverpoolstreet-Station, um Anschluß nach Harwich und von dort nach Hoek-van-Holland zu erreichen. Der letzte abfahrende Steamer ist überfüllt. Viele tausend Deutsche bleiben in England zurück.

In Olympia-Hall wurde das Interniertenlager eingerichtet. Täglich kam Zuwachs von deutschen Passagieren, deutschen Matrosen und Stewards von Schiffen, die britische Häfen angelaufen hatten. Die bis dahin noch nicht gemeldeten, sich verborgen haltenden Kaufleute, Kellner und Arbeiter feindlicher Staaten wurden auf Denunziationen hin verhaftet und täglich sah man Gefangenentrupps die Straßen Londons, Richtung Olympia-Hall durchziehen. Das dort provisorisch eingerichtete Internierungslager erwies sich als zu klein. Die Zivilinternierten kamen auf die Insel Man.

Insel Man hat drei Füße im Wappen, — sozusagen ein Hakenkreuz mit amputiertem Bein — weil sie zu den drei Königreichen gehört, zwischen denen sie liegt. Von dort gab's kein Entlaufen. Man war umzingelt vom Ozean, und nicht einmal zur Küste konnte man, denn um das Camp war Stacheldraht gezogen, und man war in einem Talkessel, der von den übergrenzenden Höhen von englischen Maschinengewehren bestrichen werden konnte. Diese standen schon oben, zwischen den Föhren.

Endlos waren die Tage und die Jahre in dem Riesenquadrat des Lagers von Knockeloe, das organisatorisch in vier, streng voneinander getrennte Quadrate geteilt war, die Compounds für je tausend Gefangene. Endlos waren die Tage trotz des zeitweisen Theaterspiels in der Recreation-Hall, wobei die hübschen der Gefangenen in Mädchenkleidern die Frauenrollen spielen mußten, (von welchem Tage an sie zumeist als Mädchenersatz, genannt „Schwan", umschwärmt blieben), trotzdem man tippelte, ins Kino ging, trotzdem man in Treibjagden die schwanzlosen wilden Katzen von Man fing, die in Essig gekocht fein schmeckten und auf Möven Schlingenjagd machte, die, nachdem der Tran abgezogen, zu den Delikatessen zählten, trotzdem man Bälle veranstaltete, bei denen die „Schwäne" Hauptrollen spielten und ihres koketten Wesens wegen zu Eifersuchtsszenen Anlaß gaben und dadurch viel Streit und Unheil in den einzelnen Camps erregten, und trotzdem man in der Schreinerwerkstätte arbeitete und Englisch lernte, — für fünf Jahre ist das wenig,

besonders wenn das Essen immer kürzer wird und die Vorschriften immer strenger infolge der deutschen Blockade.

Zum Glück war etwas da, was die Zeit vertreiben half: die Y. M. C. A., die amerikanische „Young Men Christian Association" hatte einige Paare Boxhandschuhe geschickt, einen Doppelendball und Sandsäcke zum Trainieren. Nun begann der Sport. Im Camp III waren der junge Deutschengländer Heinemann, der in London in einem Boxing-Club verkehrt und gelernt hatte, viel vom Sport verstand und nun die Leitung in die Hand nahm, der Steward der Union-Castle-Line Adolf Wiegert hatte schon an Bord die Anfangsgründe des Boxens erlernt, ein junger Magdeburger, namens Breitensträter, der in Amerika Baseball gespielt hatte, der Schläger Max Radtmann, genannt der „Räubermax", der emeritierte Ringkämpfer Hermann Alexander, der „Nigger Charlie", ein deutscher Seemann, der seines verbrannten Gesichtes wegen als Mulatte galt, Michel Kompa-Stein, und die begannen. In Camp I waren Seefahrer wie Kurt Prenzel, Willy Spörl (der jetzige Mittelgewichtsmeister der Tschechoslowakei), und Kudernatsch, (jetzt Mittelgewichtsmeister von Österreich), Georg Miers, der in Amerika in einer Polizeischule durch eine harte Knochenmühle ging, Dubois, der nachmalige deutsche Mittelgewichtsmeister, der kleine Münchener Kellner Hirschberger, Röhl, Koch. Im II. Compound übten Karbelitz, Korn, Rossek und der „Eiserne Hans". Im vierten der Türke Sabri-Mahir mit Roeder, Leicht, Mayer und Anthuber. All diese Namen waren damals in der Sportwelt so unbekannt, wie sie heute bekannt sind.

In Deutschland war ja der Boxkampf von der Polizei verboten, und der Yankee Mr. Joe Edwards (eigentlich hieß er Paul Maschke und war in Neukölln zu Hause) hatte mit seiner Schule für Selbstverteidigung mehr Scherereien als Schüler. Otto Flint und die drei Naujoks waren schon bekannt, ein junger hübscher Filmschauspieler Kurt Bobeth-Bolander verließ entschlossen die Verstellungskunst und boxte, und deutscher Meister im Mittelgewicht war ein Ausländer: Franzl Kött aus Wien.

Anfang neunzehn kamen die ersten aus dem Lager Freigelassenen auf den Continent. Im März stand in den Berliner Spichernsälen der Meister Kött einem jungen Manne namens Prenzel gegenüber, von dem bloß die Eingeweihten wußten, daß er aus einem Gefangenenlager komme, das so ähnlich wie „Knock-out" hieß.

Der Kampf begann mit der üblichen Begrüßung durch Händereichen. Präliminarien. Kött, der gewöhnt ist, leichte Siege zu holen, steht einem Gegner gegenüber, mit dem er nichts anzufangen weiß. Prenzel kämpft kämpft völlig offen, mit herabhängenden Fäusten, seinen Gegner mit unerträglicher Ruhe musternd. Einige unsichere, ihn kurz berührende Schläge nehmend, und selber blitzschnell die ersten Treffer einbringend. Kött, durch die kaum sichtbaren kurzen Schläge stark getroffen, geht erstaunt zu Boden, sich noch rechtzeitig (bevor der Schiedsrichter zehn zählt) erhebend, und defensiv weiterkämpfend. In der zweiten Runde ist Kött unsicher geworden. Niemals zuvor stand er mit einem individuell kämpfenden Gegner im Ring, und die Schlaghärte Prenzels erschreckte ihn. Prenzel, steinern ruhig, duckt jeden kommenden Schlag ab, nur auf die Gelegenheit wartend, den Kampf durch einen gutsitzenden Treffer auf den Kinnpunkt zu beenden. Einen Ruck des sich links mit der Schulterpartie gut deckenden Kött. kontert Prenzel haarscharf und Kött, wieder heruntergegangen, glaubt schon selber, während der Schiedsrichter zählt, an die Aussichtslosigkeit seines Kampfes. Wieder Pause — wieder Kampf. Und plötzlich sind beide an einer Seilwand zusammen. Ein rechter Uppercut von Prenzel trifft feingestochen den Point Kötts, schon im Fallen, muß er sicherheitshalber noch einen gutsitzenden Geraden in den Schlaf hinübernehmen. — 8 — 9 — 10 — aus! Kött erhebt sich nicht mehr. Ein staunendes begeistertes Publikum. Lorbeerkränze, photographische Aufnahme, Prenzel auf Schultern seiner Freunde, ein neuer deutscher Meister.

Kurz darauf Schlägt Prenzel im Sportpalast den zwanzig Pfund schwereren Hamburger Schlüter, dann kommen die regelmäßigen Kampfabende im Zirkus Busch. Hans Breitensträter nimmt Otto Flint die Schwergewichtsmeisterschaft ab, Wiegert gewinnt große Kämpfe und man stellt den jetzt schon kommenden ausländischen Boxern den gefürchteten Schläger Miers gegenüber. Ein sich täglich mehrendes enthusiasmiertes Publikum.

Jetzt traten sie unter Musikklängen und Beifallskundgebungen auf, die Burschen und Schwäne, die bisher vom Stacheldraht, Maschinengewehren und Meer umgeben auf der Insel Man geboxt hatten. Dort hatten sie keine Namen, jeder war nur Prisoner Nummer soundso, jetzt hatte jeder von ihnen einen Namen, und war doch eine Nummer.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Aprilwoche.

Das deutsch-russische Abkommen, das in Genua mit so sensationeller Wirkung abgeschlossen worden ist, kann in doppelter Hinsicht als epochales Dokument bezeichnet werden. Man kann es politisch auffassen und sagen, es sei der offenbar erste Versuch Deutschlands nach dem Zusammenbruch, aus eigenem Willen, unbekümmert um den Willen der Siegerstaaten, eigene Wege in seinen Beziehungen zu Dritten einzuschlagen. Man kann es aber auch — und das trifft wohl einen noch wichtigeren Punkt — rein ökonomisch werten, man kann sagen, es sei der erste und beispielgebende Versuch zweier tatsächlich insolventer Staaten, sich gegenseitig die Wohltat des Bankerotts zuzubilligen. Was ist der Konkurs im privaten Leben? Ein Aufräumen mit alten Verpflichtungen, damit der Schuldner die Möglichkeit erhalte, auf freiem, unbelasteten Gelände noch einmal seinen finanziellen Neubau zu beginnen. Es war ein unerhörter Fortschritt des privaten Rechts, daß es dem Schuldner nach und nach diese Möglichkeit einräumte, im Gegensatz zur antiken und mittelalterlichen Gesetzgebung, die eine Schuldenanullierung überhaupt nicht kannte, sondern den insolventen Schuldner zur Schuldknechtschaft verurteilte. Aber während im privaten Leben der Bankerott heute in allen Ländern rechtens geworden ist, scheint im staatlichen Leben weniger als je eine Geistesverfassung zu herrschen, die ihn als moralische und praktische Notwendigkeit anzuerkennen geneigt wäre. Man belastet sich gegenseitig in Bergeshöhe mit völlig unaufbringbaren Schuldverschreibungen und sucht nach Methoden, das Überstiegene durch Mechanismen jahrzehntelanger Pression doch noch herauszuquetschen. Aber auch im staatlichen Leben kann das nur zu fortgesetzt steigender Zerrüttung führen. Und Deutschland und Rußland sind jetzt die ersten, die den Rechts- und Moralstandard des privaten Lebens, in diesem Punkte wenigstens, auch auf das staatliche übertragen. Sie machen Schluß mit allen gegenseitigen Vorkriegs-, Kriegs-, Revolutions- und Sozialisierungsrechnungen, sie schneiden die alten Bleigewichte ab und gönnen sich Neubeginn auf freiem Felde. Sie bewilligen sich gegenseitig den Konkurs! Das ist das Epochale ihres Vertrages. Er zeigt den Weg, den wahrscheinlich einzigen Weg, auf dem Europa noch zu retten ist.

Die Herabsetzung des Diskontsatzes der Bank von England von 4½ auf 4 Prozent (der Satz von 4½ galt erst seit 16. Februar) ist in der Tagespresse nach der aktuellen Seite hin ausreichend durchleuchtet worden. Es ist aber am Platze, auch einmal von der theoretischen Bedeutung des Vorgangs zu sprechen; denn diese ständige Verminderung der Diskontrate in einer Zeit, in der man gleichzeitig nach Verbesserung des Sterlingkurses strebt, bedeutet tatsächlich einen endgültigen Bruch mit der alten Theorie der Diskontopolitik. Diese Theorie ging einerseits von der Meinung aus, ein versteifter Geldmarkt halte die Warenpreise niedrig, stimuliere dadurch den Export, wirke also auf dem Wege über die Warenbilanz günstig auf die Valuta ein. Sie war andererseits von dem Gedanken getragen, ein hoher Diskontsatz locke die im Lande verborgenen „Horte" auf den Markt und reize überdies auch ausländische Kapitalien zu vermehrter Anlage in England; sie wirke also auf dem Wege über die Zahlungsbilanz günstig auf die Valuta ein. Wie weit beide Konstruktionen unter anderen Verhältnissen richtig und praktisch sind, sei hier unerörtert; jedenfalls aber ist klar, daß sie nur dann zu den gewünschten Folgen führen können, wenn das Zentralinstitut den Geldmarkt tatsächlich beherrscht, wenn also die anlagesuchenden Privatkapitalien nicht so umfangreich und eigenwillig sind, daß nicht sie dem Zentralinstitut folgen, sondern daß sie das Zentralinstitut umgekehrt in ihre eigene Gefolgschaft zwingen. Dieser Zustand aber ist es, der gegenwärtig in England herrscht. Tägliches Geld ist schon seit längerer Zeit für 2½ bis 1½ Prozent zu haben gewesen; die Bank von England war gar nicht mehr in der Lage, ihren Satz aufrecht zu erhalten; und sie wird sogar, wenn keine Änderung der Verhältnisse eintritt, noch weiter heruntergehen müssen. Das bedeutet aber letzten Endes nichts anderes als daß sie den Versuch aufgeben mußte, ihre Diskontopolitik nach den Aspirationen des Wechselkurses einzurichten. Der Diskontosatz ist aus einem Instrument der Valutenbeeinflussung zu einem Ergebnis der Marktlage geworden. Er schiebt nicht mehr, er wird geschoben. Es ist eine Art Abdankung des Zentralinstituts vor stärker gewordenen Faktoren.

Es ist ein Glück für die Welt wie für die Sowjetregierung, daß die zerstörenden Kräfte des Krieges und der Revolution der reichen russischen Natur so gut wie nichts anhaben konnten. Mag der sowjetrussische Wirtschaftsorganismus noch so entkräftet und zerrüttet sein, mögen der entetzlichen Hungersnot weitere Millionen und Abermillionen Menschen zum Opfer fallen, — deswegen können Tschitscherin und Genossen in Genua immer noch als die Vertreter einer Macht auftreten, die ein Gebiet von gewaltiger Ausdehnung und gespeist mit unermeßlichen Naturreichtümern beherrscht. Und stürbe die gesamte bisherige Bevölkerung Rußlands bis auf einen geringen Rest aus: die Sowjetregierung hätte an Bedeutung doch wenig verloren, wenn sie sich mit jenem durch Zuzug von Ausländern ergänzbaren Rest nur erhalten und ihrer Feinde erwehren könnte. Ihre Lage gegenüber der übrigen Welt wäre immer noch ähnlich günstig wie die, die die Vorväter des Volkes der Vereinigten Staaten innehatten. Auch nach sieben Kriegs- und Revolutionsjahren hatte die Steinkohlenformation im Donezbecken nicht aufgehört, in einer Erstreckung über 30 000 Quadratkilometer für sich allein ausgedehnter zu sein, als alle englischen Kohlenbecken zusammengenommen; ebensowenig konnten sie dem Reichtum der russischen Erde an Mangan, (woraus vor dem Kriege die Hälfte des Weltbedarfs gedeckt wurde), an Eisen, Kupfer und anderen Erzen, an Salz, das aus den Limonen der Schwarzmeerküste in ungeheuren Mengen zu gewinnen ist, etwas anhaben; und nach hundert- und mehrjährigem Raubbau liefert die südrussische Steppe immer noch, ohne Dung und ohne besondere Pflege, die reichsten Ernten.

Die Sowjetregierung will sich mit den Regierungen der kapitalistischen Staaten über den wirtschaftlichen Wiederaufbau Rußlands verständigen. Man unterhandelt dazu am besten in nüchtern geschäftlicher Betrachtungs- und Redeweise. Die Sowjetregierung steht der Weltorganisation der Kapitalisten gegenüber wie eine riesige Terraingesellschaft da, die zur Aufschließung ihres Terrains der Mithilfe außenstehender Kapitalisten, Unternehmer, Ingenieure usw. bedarf. Warum sollten die beiden Parteien nicht einig werden? Als ob in einem kommunistischen Staate nicht ebensogut kapitalistische Betriebe fortbestehen könnten wie in einem kapitalistischen feudale, kleinbäuerliche und kleingewerbliche, die, streng genommen,

darin nichts zu suchen haben. Trotz seiner kommunistisch gesinnten Regierung bietet Sowjetrußland dem fremden Kapitalismus ja ganz andere Gewinnaussichten als z. B. China, ein Staatswesen, das mit modernem Kapitalismus viel weniger verträglich ist, als der Kommunismus. Die kapitalistischen Staaten unterhalten mit China seit vielen Jahrzehnten regste Handels- und Wirtschaftsbeziehungen, trotzdem der von ihnen wesentlich verschiedene, urwüchsige, partriarchalisch-genossenschaftliche chinesische Wirtschaftsorganismus ihre Unternehmungen auf chinesischer Erde nicht recht Wurzel fassen läßt. Ein Ring chinesischer Mittelsmänner, „Kompadaon", ohne den die Leiter europäischer Handelshäuser an den Küstenplätzen mit den chinesischen gildenmäßig organisierten Produzenten oder Konsumenten gar keine Fühlung unterhalten können, kontrolliert praktisch viel wirkungsvoller den gesamten Ein- und Ausfuhrhandel als es die Sowjetregierung durch ihr Außenhandelsmonopol je vermögen wird. In Hongkong wurde noch nach mehr als fünfzigjährigem Bestehen der englischen Herrschaft darüber geklagt, daß chinesische Handels- und Aktiengesellschaften englisches Kapital eifersüchtig auszuschalten suchten und auszuschalten wüßten. Als durch eine deutsche Gesellschaft die Bahn fertig gestellt worden war, die Kiautschau mit Tsinanfu verbindet, hatte sich im Handumdrehen eine riesige chinesische Speditionsgesellschaft gebildet, die alle Zu- und Abfuhren von den Bahnstationen und überhaupt das gesamte mit der neuen Verkehrsader zusammenhängende geschäftliche Leben monopolisierte. Aber diese Undurchdringlichkeit des chinesischen Wirtschaftslebens für fremde kapitalistische Einflüsse hat die kapitalistischen Mächte doch nicht davon abgehalten, sich in China zu betätigen. In Sowjetrußland findet der Weltkapitalismus alle Vorbedingungen, daß die Sowjetmacht seiner Dienste als „Spezialist" noch recht lange bedürfen wird.

Soweit der Kapitalismus in Rußland durch die neue Wirtschaftspolitik der Sowjetregierung freien Spielraum erhält, haben Krieg und Revolution seinem Wirken auch nur vorgearbeitet. Sombart sieht mit Recht im Kriege eine der Hauptursachen des Kapitalismus. Erst im Kriege entwickelten sich die Voraussetzungen für kapitalistische Herstellungsweisen und die Möglichkeiten des Absatzes kapitalistisch erzeugter Waren; erst durch den Krieg wurde der Mensch aus urwüchsigen partriarchalischen Lebensformen herausgerissen und für ein Zusammenwirken in kapitalistischen Betrieben geschult.

Krieg und Revolution haben auch den Durchschnittstyp des russischen Menschen in solcher Richtung stark verändert. Nachdem erzwungene Enthaltsamkeit im stumpfsinnigsten Bauern die früher fortgesetzt unter Alkohol gehaltene Denkkraft auslösen half, konnte der Dienst in der zarischen wie in der roten Armee viele Millionen der männlichen Bevölkerung disziplinieren, körperlich und geistig entwickeln, durch häufigen Wechsel der Umwelt witzigen, durch reichlichere Ernährung und Berührung mit dem Komfort städtischer Menschen bedürfnisfähiger machen, zu nachhaltiger Willensanspannung, rascher Orientierung und entschlossenem Handeln erziehen. In der roten Armee wirken die besten Kräfte der russischen Kommunistischen Partei. Ihre Aufklärungsarbeit darf nicht unterschätzt werden. Kurse für Analphabeten, Vorträge, Theatervorstellungen, Leseklubs setzen die Rotarmisten fortgesetzt bildenden Einwirkungen aus. Jedes russische Dorf muß übrigens ein Theater, eine Lesehütte, einen Klub, einen Kindergarten und einen all diese Anstalten verwaltenden Kulturverein oder Volkshaus unterhalten.

Die sozialpolitischen Experimente der Sowjetregierung richteten gewiß viel Unheil an, aber sie haben doch auch das Gute gehabt, daß die Arbeiterschaft die Grenzen ihres Vermögens kennen, daß sie einsehen lernte, wie wenig sie imstande ist, die Fabriken selbst zu leiten, wie notwendig in den Betrieben sachkundigen Führern gehorcht werden muß und wie wenig sich durch gewaltsamen Umsturz ein Schlaraffenland hervorzaubern läßt. Wenn Sinowjew jüngst in einem Artikel der Petrograder Prawda schrieb, die Arbeitsbedingungen beim Privatunternehmer erschienen „in der heutigen Übergangszeit den Arbeitern und Angestellten als Paradies auf Erden", so läßt das ahnen, wie sehr die Praxis der Revolution die russische Arbeiterschaft ernüchtert hat, wie arbeitswillig und vernünftig sie sich auch kapitalistischen Betrieben einfügen wird.

Staatskapitalistische oder kommunistische wie privatkapitalistische Betriebe werden in Rußland aus der Wandlung der russischen Massenpsyche Nutzen ziehen. Eine riesige industrielle Reservearmee begünstigt das Wachstum jedes Unternehmens. Die rote Armee ist schon von über fünf auf kaum eine Million herabgesetzt. Von den Entlassenen werden viele in der Landwirtschaft nicht mehr unterkommen können oder wollen. Die Hungersnot hat große Teile der Bauernschaft proletarisiert. Aus alledem ergibt sich ein gewaltiger Zudrang von Arbeitskräften zu jedem unter der

neuen Wirtschaftspolitik der Sowjetregierung eröffneten industriellen Unternehmen.

Schon aus geschichtlichen Gründen werden die aufbauenden Kräfte vor allem in Südrußland ihre Hebel ansetzen müssen. Westeuropa befindet sich gegenüber Rußland wieder in ähnlicher Lage wie nach den napoleonischen Kriegen. Auch damals war es ausgehungert und bedurfte starker Getreidezufuhren. Die öffentliche Aufmerksamkeit wurde nach der Nordküste des Schwarzen Meeres gelenkt, die Rußland nach fast hundertjährigem Kampfe Ende des 18. Jahrhunderts den Türken abgerungen hatte. 1794 war Odessa am Rande einer menschenleeren Steppe begründet worden als Ausfuhrhafen für die kurz vorher gewonnenen polnischen Provinzen Podolien und Wolhynien. 1801 wurde das Schwarze Meer allen Flaggen geöffnet. Hand in Hand mit der Entwickelung Odessas als Handelsplatz ging die Besiedelung des Hinterlandes mit deutschen Bauern. Zwischen den Jahren 1787 und 1857, zumeist aber von 1804 bis 1809 entstanden in den den Türken abgenommenen Provinzen, die unter dem Namen Neurußland zusammengefaßt wurden, 207 deutsche Kolonien, denen rund 600 000 Desjatinen Land zugewiesen wurden. Die Zahl der Ansiedler wird auf 50 000 geschätzt. Sie vermehrten sich bis zum Ausbruch des Weltkrieges auf über 600 000 mit mehr als 4 Millionen Desjatinen Landbesitz. An der Entwickelung der Getreideausfuhr über Odessa und später Nikolajew haben diese deutschen Kolonisten einen hervorragenden Anteil. Als das am leichtesten zugängliche landwirtschaftliche Überschußgebiet Sowjetrußlands kommt die Ukraine auch heute in erster Linie für einen Warenaustauschverkehr mit West- und Mitteleuropa in Betracht. Freilich ist auch aus Südrußland so gut wie nichts zu holen, solange nicht vorher viel hineingesteckt wird; sobald aber den südrussischen Bauern auf die Beine geholfen ist, sobald ihnen in genügendem Umfange landwirtschaftliche Maschinen zur Verfügung stehen, können sie in wenigen Jahren in die Lage kommen, nicht nur alles zu bezahlen, sondern auch Westeuropa mit Brot und Butter usw. zu überschwemmen. Gewiß muß auch noch viel geschehen, um den Transportverhältnissen aufzuhelfen. Aber gerade weil in dieser Hinsicht noch so viel nachzuholen ist, ist die südrussische Getreideproduktion und ihr Absatz unbegrenzt entwicklungsfähig. Gerade darin liegt die Hoffnung begründet, daß Westeuropa mit der Zeit wieder zu einer von Amerika unabhängigen wirtschaftspolitischen Stellung zu gelangen vermag.

Die Nachkriegszeit hat die Einrichtung der Vorzugsaktien im deutschen Aktienwesen zur vollen Blüte gebracht. Auf der einen Seite schien das ständige Sinken des Geldwertes die Unterbringung von neuverausgabten, festverzinslichen Schuldverschreibungen im Inland mehr und mehr zu erschweren; auf der anderen aber war „Aktie“ nahezu eine Zauberformel geworden, dem sich schnell — oft allzuschnell — die Geldbeutel öffneten. So ist denn die Vorzugsaktie, sofern es sich nicht um Besonderheiten handelt, vielfach nur zu einer etwas veredelten Obligation geworden, die sich fast irreführend der Aktienbezeichnung bedient. Ihren eigentlichen Ausgangspunkt jedenfalls verleugnet die moderne Vorzugsaktie mehr und mehr. Schon der Name sagt eigentlich, daß es sich bei ihr ursprünglich nicht darum handelte, Aktien minderen Rechts zu schaffen, sondern darum, den neuen Aktien ganz im Gegenteil ein Privileg gegenüber den Stammaktien zu erteilen. Es gab nämlich — in grauer Vorkriegszeit — auch Perioden, in denen Kapitalserhöhungen nicht in gleichem Maße wie heute mit lebhaften Freudenausbrüchen der Aktionäre und entsprechenden Kurssteigerungen an der Börse begrüßt wurden, Zeiten, in denen man sich vor Augen hielt, daß jede solche Transaktion (wenn sie nicht Verschleierungen diente) einerseits eine Verminderung des Substanzwertes der ursprünglichen Aktien, andererseits aber den Beweis einer Kreditnot des betreffenden Unternehmens bedeute. Solche Transaktionen stellten also an den Opfermut der Aktionäre für ihr Unternehmen besondere Ansprüche, und die Schwierigkeiten des Entschlusses, neue Aktien zu beziehen, suchte man zu erleichtern, indem man die neu auszugebenden Aktien mit Privilegien ausstattete.

Die Entwicklung der Vorkriegsaktie zu einem Wertpapier mit obligationenhaftem Charakter fällt allerdings nicht völlig in die Zeit nach dem Kriege. Auch schon früher konnten sich Unternehmen mit besonders guter Produktions- und Absatzgrundlage unter Verzicht auf hypothekarische oder ähnliche Sicherheitsleistung erfolgreich an den Kapitalmarkt wenden. Auch bot man in manchen Fällen diese mit der Garantie einer Mindestdividende versehenen Vorzugsaktien den alten Aktionären zu günstigem Kurse an.

Einerseits aber ließ man es durchaus nicht immer bei dieser Mindestdividende bewenden, sondern ermöglichte auch den Bezug einer weiteren, den Stammaktien gleichwertigen Superdividende, so daß sich die Gesamtdividende der Vorzugsaktien oft nicht nur

gleich hoch, sondern sogar höher stellte, als die der Stammaktien. (Als Beispiele dieser Art sei an die König-Wilhelm-A.-G., Wernshausen-Kammgarn-A.-G., Harkort-Brückenbau-A.-G. u. a. erinnert. Ein Fall, in denen die Vorzugsaktien den Stammaktien gegenüber besonders große Vorteile genießen, ist derjenige der im Freiverkehr der Berliner Börse gehandelten Kaligesellschaft Heldburg.)

Andererseits nahmen die Vorzugsaktien bei Auflösung des Unternehmens gleichmäßig mit den Stammaktien am Liquidationserlös teil. Das Vorrecht wird besonders unter heutigen Verhältnissen, in denen der „Substanzwert" eines Papiers für die Kursgestaltung von ausschlaggebender Bedeutung ist, sehr wichtig. Dadurch nämlich kommt der Wert solcher Vorzugsaktien dem der Stammaktien oft sehr nahe. (Ein typischer Fall dieser Art findet sich z. B. bei der Jeserich-Asphalt-A.-G., deren Vorzugsaktien, obwohl sie an Dividende in den letzten Jahren nur den siebten Teil der auf die Stammaktien entfallenden Quote erhielten, zeitweise den Kurs von 700 % erreichten.)

Eine dritte wesentliche Bedeutung der Vorzugsaktien solcher Vorkriegs- und nicht obligationenhafter Typs liegt im Stimmrecht der Vorzugsaktien, das zumeist demjenigen der Stammaktien gleichgestellt ist. Auch dieser Punkt ist für das heutige Börsenleben von Wichtigkeit, da sich Interessenten dadurch oft sehr billig einen Einfluß auf die betreffende Gesellschaft sichern können. So dürften sich die verhältnismäßig hohen Kurse mancher Vorzugsaktien erklären, wie beispielsweise im Falle der Hotel-Betriebs-A.-G. (wo übrigens noch zu berücksichtigen ist, daß die Aktien zu einem Kurse von nur 106 % gekündigt werden können; in anderen Fällen ist dies Kündigungsrecht an die Zustimmung der Vorzugsaktionäre gebunden). In diesen Zusammenhang gehört übrigens auch das heikle Thema der mehrstimmigen Vorzugsaktien, das hier und anderwärts schon so häufig behandelt worden ist, daß keine Ausführungen mehr dazu notwendig sind.

Der ganze Überblick der Entwicklung beweist jedenfalls, daß die heutige Konstruktion der Vorzugsaktien mit ihren Vorkriegs-Ursprüngen nichts mehr gemein hat, und ebensowenig mit den wirtschaftlichen und juristischen Grundsätzen des deutschen Aktienwesens. Die ursprüngliche Vorzugsaktie war eine vernünftige Einrichtung, mit deren Hilfe bedeutende Unternehmungen ins Leben gerufen und am Leben erhalten worden sind. Die heutige Vorzugsaktie hat nur den Namen von ihr übernommen, nichts sonst.

GLOSSEN

VORKÄMPFER

Otto Brahm hatte das schönste Stück von Herbert Eulenberg aufgeführt: „Alles um Geld“. Nach der zweiten Aufführung kam Brahm zu Eulenberg, zeigte ihm den Kassenausweis und sagte bekümmert: „Sie sehen, ich muß das Stück absetzen. Das Publikum will nicht. Ich muß folgen.“ Kein junger Dichter, der nicht dieselbe Szene erlebt hätte. Unlängst erst ist Hofmannsthals scharmanteste Komödie vor dem Kassenrapport erblichen. Der Kassierer ist der Henker der dramatischen Dichter.

Deshalb sei hier auf einen heroischen Kampf hingewiesen, den eine Berliner Theaterdirektion für ein Schauspiel führt, an das sie glaubt. Sie hatte schon vor der Aufführung großzügig für dieses neue Werk vorgearbeitet. Hatte ihre Bühne umbauen lassen, mit Millionenkosten, so wird erzählt. Sie hatte das Werk verschwenderisch ausgestattet. Hatte von einem ausgezeichneten Komponisten eine reizende Begleit- und Zwischenaktmusik erfinden lassen, hatte vorzügliche Darsteller für die nicht sehr dankbaren Rollen zu fesseln gewußt, von denen die meisten noch heute vertragstreu ausharren.

Die Zeitungen nahmen das Werk, für das so viel Opfer gebracht wurden, unfreundlich auf. Die meisten Kritiker gähnten öffentlich, das Lob der Andern war lau und halb. Weit und breit keine herzhafte, feste Bejahung.

Doch die Direktion, vorbildlich, hielt treu an dem gewählten Werke fest. Sie warb für das Schauspiel. Sie inserierte in allen Berliner (sogar in Wiener) Zeitungen. Ganz große Annoncen. Sie plakatierte an allen Litfaßsäulen. Ganz große Plakate. Sie feierte ein Jubiläum nach dem andern. Fünfundzwanzigste Aufführung! Fünfzigste!! Fündundsiebzigste!!! Vermutlich auch hundertste und zweihundertste Vorstellung.

Von Zeit zu Zeit ein animierendes Notizchen: „Das Werk wurde soeben von der X. X. Direktion in New-York angenommen. Die Direktion wurde eingeladen, das Schauspiel drüben in Szene zu setzen.“ (Inzwischen wurde der Hauptdarsteller gemütskrank und sprang aus.)

Das eigentliche Wunder aber, das die Direktion zusammenbrachte, bestand darin, daß das Theater allabendlich voll besetzt war. In jenem Schauspiel wird beinahe nicht gesungen, es kommt kein komischer Jude auf die Bühne, es steht kein Bett auf der Szene. Gewiß, die Direktoren hatten als Techniker in der Geschwindigkeit der Ver-

wandlungen und des Umbaues Verblüffendes geleistet, aber noch Unvergleichlicheres leisteten sie in der Technik des Erfolges. Flauheit der Zuhörer? Gähnen der Kritiker? Achtungserfolg? Da standen die beiden Direktoren, hart und unbeirrbar wie Galilei, und nahmen alle Künste erfahrener Theaterleiter zusammen und schufen jeden Abend ein vollbesetztes Haus! Der Kassenrapport mag sein, wie er sei, das Haus war voll. Vielleicht hätten die Direktoren mit einem anderen Werk in denselben Monaten Hunderttausende mehr verdient. Möglich. Wahrscheinlich. Es ließ die Direktoren kalt. Sie waren entschlossen, Publikum, Presse, Widerstand der stumpfen Welt zu besiegen, coute que coute. Und sie werden siegen. Sie werden die zweihundertste Aufführung erleben. Und sie werden an diesem Abend, vom Jubel des bezwungenen Publikums umrauscht. hervortreten wie Löwenbändiger, sie werden mit der Peitsche knallen, während sie sich verbeugen und zwischen den Zähnen murmeln: „Wir haben's geschafft."

Das Werk, dem die Direktoren Meinhart und Bernauer so seltene Treue halten, ist von den Dichtern Meinhart und Bernauer verfaßt. Die Kreislerbühne, auf der es spielt, ist auch für andere Dramen verwendbar. Die Stunde möchte man erleben, da ein gleich heroischer, kostspieliger und listenreicher Kampf für das Werk eines Dichters ausgefochten wird.

DER ANGLER AM ZEITUNGSSTROM

TRAURIGE BLÄTTER

Das traurige Blatt, das sich „Lustige Blätter" nennt, brachte in der Osterwoche Scherze über die Handlesekunst. Dabei war nichts zu lachen. Es waren fünf Hände mehr oder minder schlecht gezeichnet, bei jeder Hand stand ein Text. Eine dieser Hände war einer „Dame namens O r s k a" zugeschrieben. Der Zeichner hatte sie mit einer verrückten „Herzlinie" und einem besonders betonten „Venusberg" versehen. Dazu hatte der traurige Witzerzeuger der entsetzlich lustigen Blätter folgendes zu drucken gewagt:

> Die Herzlinie verläuft im Zickzack. Die Saturnlinie ist in der ersten Hälfte b l e i c h, in der zweiten r ö d e r. Die Lebenslinie, die ihr eine Weile parallel läuft, s c h e i d e t s i c h 1 9 2 2 von ihr und führt in den Venusberg. Wie es scheint, ist die Dame k e i n e N o n n e.

Ob die Dame eine Nonne ist, mag unsicher sein, daß der lustige Witzling ein Schwein ist, kann nicht bezweifelt werden. Was würde Herr Dr. Eyßler, der Besitzer dieser beschämend „Lustigen Blätter" sagen,

wenn jemand über sein privatestes Privatleben schnöde Andeutungen publizierte? Es wäre möglich, daß ihm dann die Lustigkeit seiner Blätter so traurig und beschämend vorkäme wie uns anderen.

FILM

EINSTEIN-FILM

Im ersten Teil dieses dreiaktigen, um einige Kilometer zu langen Unterrichtsfilms wird ein Bild gezeigt, in welchem die Erdkugel vorgeführt wird. Auf dem Nordpol steht eine Dame und öffnet ihren Sonnenschirm. Und auf dem Südpol steht eine Dame und spannt desgleichen ihren Sonnenschirm auf. Jede der Dame glaubt „oben" zu stehen, für die Andere aber ist sie „unten". So relativ sind unsere Begriffe. Und so einfach sind die ersten Erläuterungen des Einsteinfilms. Im zweiten Akt wird uns die Geschwindigkeit eines Gegenstandes gezeigt, a) eines gegen die Strömung, b) eines mit der Strömung segelnden Gegenstandes. Das Filmbild ist die Vergrößerung eines Experimenten im Physikalischen Kabinett. Es beweist das, was der Experimentator damit beweisen will. Mit der Relativitätstheorie hat das Bild selbst nichts zu schaffen, erst der Vortragende bringt es zur Äthertheorie in Bezug. Und damit ist über den ganzen Film das Urteil gesprochen. Er besteht nicht ohne den Vortrag. Wer aber Sammlung und Fassungskraft genug hat, einen Vortrag über die Einsteinsche Theorie anzuhören, der wird durch die hundert Bildchen dieses Films eher gestört als gefördert werden. Zwischen dem Vortrag und den Bildern besteht kein unzerreißbarer Zusammenhang. Der Vortrag ist ganz gut ohne die Bilder denkbar und die Bilder für sich erzählen gar nichts von Einsteins Theorien. So ist dieser Lehrfilm das Muster einer ungelösten, vielleicht einer unlösbaren Aufgabe. Und die Zuschauer traten, nur durch Kopfschmerzen bereichert, nach zweieinhalb Stunden tot geredet, an die frische Luft.

SCHILLERS GLOCKE

Dieser Film heißt: „Die Glocke". Auf dem Zettel steht „frei nach Schiller von Franz Hofer". Harald Karsten, ein Kriegsgefangener, ist aus Frankreich geflohen. Er stürzt in Mütterchens Arme. Neben der alten Frau wartet Erika Bergen. Allmählich sinkt Harald Karsten auch in Erikas Arme. Glockenklänge. Traualtar. Sein Freund Werner steht hingegen allein da — teils ohne Mütterchen, teils ohne Erika. Außer Erika hat Harald noch seine weltgewinnende Ingenieurarbeit. Aber das Hüttenwerk brennt. Feuerglocken läuten. Werner, der mütterchen- und erikalose, stirbt in der Feuersbrunst. Vorher hat Erika einen strammen Jungen geboren. Taufglocken läuten. Zuletzt starrt Harald in das Trümmerfeld, aber

Erikas Liebe gibt ihm neue Kraft und richtet ihn in jeder Hinsicht auf. Ist das Schillers Glocke? Nicht ganz. Aber Franz Hofer, der vielleicht ein Enkel von Andreas Hofer ist — er hat das Treuherzige — hat einige sehr hübsche Winterbilder und einen sehr schönen Brand arrangiert. Wozu wurde der gute Schiller strapaziert? Franz Andreas Hofer hat sogar selbst eine eigene Freiheitshymne gedichtet, sie wurde, wie vieles andere, bei der Erstaufführung in einem U-T-Theater, hinter der Leinwand gesungen, er braucht also den ollen Schiller gar nicht. So laßt doch den Schiller in Ruhe. Eure Feuerbrände sind andere als seine. Doch brachte der Film etwas Ergreifendes. Das wundervolle, ausdrucksreiche Gesicht der Frau Frieda Richard, die zuweilen den unendlich rührenden Blick einer seelenvollen Bulldogge hat. Für dieses Antlitz einer genialen Greisin sollte man eigens Filme dichten!

KÜNSTLERGESETZE

Am 24. und 25. April werden bei Henrici Künstlerbriefe versteigert.

Zwei von ihnen habe ich entdeckt. Der erste ist ein Brief des todkranken Iffland, der an seine Kollegin, die Schauspielerin Bethmann, ein halbes Jahr vor seinem Tode schreibt: „Wie herrlich war der gestrige Abend. Er hat angegriffen. Doch lieber nicht leben als nicht angegriffen sein können."

*

Zweite Entdeckung. Ein Brief der seinerzeit vergötterten Hofburgschauspielerin Amalia Haizinger über Heinrich Laube: „Auf seine Meinung hat kein Mensch den geringsten Einfluß, und wenn unser Leben an einer guten Rolle hinge, er würde doch das Stück nicht geben, wenn es ihm nicht gefiele."

BÜCHER

SÜNDE AN BALZAC

Deutschland ist das klassische Land der Übersetzungen. Darum ist auch bei Kurt Wolff eine Übersetzung von Balzacs „Cousin Pons" herausgekommen, in der sich gleich zu Anfang Folgendes findet:

„Ein Wort wird den antiken Wert dieses Mannes und die Ursache des Lächelns erklären, das sich wie ein Echo in allen Augen widerspiegelte."

„Das ist in Paris der größte Aus-

druck persönlicher Satisfaktion eines Mannes."

„Nun, unter der Million von Schauspielern, aus der sich die große Truppe von Paris zusammenstellt, findet man solche Hyazinthe, die unbewußt die Lächerlichkeit einer Epoche mit sich herumtragen, welche die Personifizierung einer ganzen Zeit zu sein scheinen und die auch in größte Lustigkeit versetzen, wenn ihr spazieren geht und an einem bitteren Kummer krankt, in den euch der Verrat eines Exfreundes versetzt hat."

Diese Sätze, alle gleich auf der ersten Seite, sie bezeichnen in glücklichster Weise das Niveau. Der Band ist unlesbar, und das Geld dem auch nur halbwegs empfindlichen Käufer aus der Tasche gestohlen.

Den Übersetzer will ich gar nicht nennen. Er trägt ja auch keine Verantwortung; der arme Mensch tut eben für ein bißchen Geld, was er nicht kann. Verantwortung trägt der Verlag, der einen fremden Meister so bodenlos schundig „verdeutschen?" und ein derartiges Produkt tatsächlich in die Welt hinausgehen läßt.

Ich höre, daß Kurt Wolff eine große Zola-Ausgabe vorbereitet. Von ein paar Bänden des Inselverlags abgesehen, ist Zola noch nicht genießbar ins Deutsche übertragen; im Original aber sind seine Werke jetzt kaum zu bezahlen, man treibt sie auch nur mit Mühe auf. Das Unternehmen scheint also wichtig. Dies ist der Grund, weshalb hier auf die Balzac-Sünde aufmerksam gemacht wird; Herr Wolff soll wo-

möglich verhindert werden, sich auch seinen Zola von den nächstbesten armseligen Schmieranten besorgen zu lassen.

Bruno Frank.

KARFREITAG

Glocken läuten, Fromme gehn in sich, eitle Lust sei abgetan. Fort mit den kläglichen Freuden, versenke dich in dich, denke über das Grundgebrechen deines Daseins nach. Die Behörde hilft dir, sie verbietet am Karfreitag gemeine Lustigkeit. Nicht einmal du, Kurfürstendammgeck und -puppe, kannst heut' mit Tand den Abend totschlagen. Doch das Kino ist offen. Auf den Filmbühnen wird am Tage des Erlösers das ernsteste Stück des Spielplanes vorgeführt: ... „Die Geschlechtskrankheiten und ihre Folgen." So zu lesen in allen Berliner Zeitungen vom 14. April 1922.

JOURNALISTENANEKDOTEN

„WÜRDE MAN GLAUBEN"

Niemals hat der Redakteur Emil Kuh des „Wiener Tagblattes" die Bücher gelesen, die er täglich mitzunehmen pflegte. Vor Weihnachten mußten etliche Rezensionen erscheinen. Kuh, ohne die Bücher zu kennen, diktierte die Besprechungen seinem frühreifen Sohn Anton, der fast alle gelesen hatte.

„Der Roman ‚der Pfeil Gottes' enthält glühende Schilderungen, tief schürfende Probleme aus dem Lande der Liebe".

„Papa, kein Wort von Liebe ist in dem ganzen Buch."

„Stör' mich nicht, schreib", sagt der Vater, ruhig weiterdiktierend, „. . . . . so würde man glauben, jedoch . . . ."

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 15):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39.

Dr. Mabuse, der Spieler

nach dem Roman der „Berliner Jllustrierten Zeitung“ von Norbert Jacques. Manuskript: Thea von Harbou

Regie: Fritz Lang

In den Hauptrollen:

Aud Egede Nissen / Gertrude Welcker / Grete Berger / Rudolf Klein-Rogge / Bernhard Goetzke Alfred Abel / Paul Richter

Bauten: Stahl-Urach und Otto Hunte
Photographische Leitung: Karl Hoffmann
Modeentwürfe: Vally Reinecke

Uraufführung:
Donnerstag, den 27. April
Ufa-Palast am Zoo



der



TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, fünfte Aprilwoche.

Von Herrn Poincaré ist unlängst in der ausgezeichneten Wochenschrift „L'Europe nouvelle" erzählt worden, er sei ein Muster von Präzision und Zeitökonomik; fast gliche er jenem Direktor der chinesischen Zölle, Sir Robert Hart, der sogar die Minute zwischen Niedersitzen zum Lunch und Auftragen der Speisen so pedantisch ausnützte, daß er es fertig brachte, in dieser Situation binnen eines Jahres die Vergilsche Aeneïs zu durchlesen. Briand, der Kelte, hatte etwas genialische Gepflogenheiten im Quai d'Orsay eingeführt. Poincaré aber, der Lothringer, ist ein Mann bürokratischer Genauigkeit. Pünktlich auf die Minute kommt er aufs Amt, pünktlich auf die Minute verläßt er es wieder. Mit peinlichster Akkuratesse sind seine Stunden eingeteilt, und wer ihm die festgesetzte Ordnung stört, hat höchste ministerielle Ungnade zu gewärtigen. Das scheint ganz zum Bilde eines Mannes zu passen, der auch sonst schnurgerade, starr und unelastisch der Lineallinie dessen folgt, was er sich am Schreibtisch und über Akten gebeugt, als Politik zurechtgelegt. Tyrannen sind ja häufiger Pedanten als Genies; und Zerstörungsarbeit wird in unserer mechanisierten Welt unvergleichlich wirksamer mit Chronometer und Zirkel als mit Schwert und Lanze vollbracht. Dies Instrumentarium teilt nicht nur den Tag, sondern sogar das Jahr nach mathematischen Grundsätzen ein; und ebenso wie alltäglich für 6 Uhr nachmittags „Spaziergang in den Park" auf dem Terminkalender notiert ist, ist für den 31. Mai, 12 Uhr nachts bereits heute „Spaziergang nach dem Ruhrgebiet" vorgemerkt. Glücklicherweise ist die Weltgeschichte kein Beamter des Quai d'Orsay; ob sie sich der Poincaréschen Zeiteinteilung ebenso launenlos unterwerfen wird, wie ein expedierender Sekretär, bleibt doch noch fraglich. Aber wir Deutsche sollen Poincarés Arbeitskalender im Auge behalten.

Staatsmänner müssen sich mit Kritik abfinden. Aber soll sich die Teilnahme der Öffentlichkeit wirklich nur dann äußern, wenn Anlaß zur Kritik gegeben ist? Sollte man den viel ge-

plagten Herren in den Ämtern nicht auch gelegentlich sein **Einverständnis**, sein Lob, seine Dankbarkeit zukommen lassen? Seit wir Republik sind, ist derlei jetzt zum erstenmal wieder geschehen. Die Leipziger Handelskammer, sicher keine vorwiegend republikanische Körperschaft, hat dem deutschen Reichskanzler und Außenminister in einem Schreiben nach Genua für den Abschluß des Vertrages mit Rußland gedankt und hat den Herren damit sicher mehr Genugtuung bereitet als hundert Leitartikel in befreundeten Zeitungen. Die Methode der Leipziger Kaufleute scheint vorbildlich. Wogegen, was der Vollständigkeit halber ebenfalls erwähnt sei, der Nationalverband deutscher Offiziere, der Reichsoffiziersbund 1920 und der Verband national gesinnter Soldaten eine Eingabe an unsere Delegierten in Genua gerichtet haben, „sich ihrer Verantwortung am deutschen Volke bewußt zu sein und die Schuldfrage in Genua aufzurollen!"

Kameraden, Brüder, Genossen, einigt Euch zur **sozialistischen Einheitsfront!**" Die guten Leute, die aus der Geschichte ungern lernen, haben auf der Berliner Sozialistenkonferenz beschlossen, am 20. April „gewaltige Massenkundgebungen" aller drei sozialistischen Parteien zu veranstalten. Einen solchen Aufmarsch gab es am 20. April nur in Wien, Sozialisten und Kommunisten gingen nebeneinander. Vorsichtshalber wurde keine Rede gehalten. Die Eintracht blieb ungestört. Sonst fiel die Einheitsfront ins Wasser... In Rußland ist es zu diesem eintägigem Handinhandgehen nicht gekommen. Es hätten dort die Menschewiki mittun müssen. Deren Führer sitzen aber in den Gefängnissen, des Henkers gewärtig. Radek hatte bei der Konferenz in Berlin angekündigt, die verhafteten Menschewiki würden nicht geköpft werden. Aber Lenin hat dem Voreiligen eine Rüge erteilt, er betonte, daß „für Beweise menschewikischer Gesinnung" die Gerichte „erschießen lassen" müssen. Einheitsfront, ein bißchen gestört durch Todesurteile . . . Auch in Paris kam die Eintracht für einen Tag nicht zustande. Nirgendwo ist der Sozialismus ohnmächtiger als in Frankreich, nirgendwo der säbelrasselnde Größenwahn ungestörter. Dennoch lehnten die französischen Kommunisten (die gelegentlich den Weg zu Poincaré gefunden hatten) die eintägige Gemeinschaft mit den Sozialisten kurzweg ab. In Prag hatten die deutschen Sozialisten die Tschechen zur gemeinsamen Demonstration ein-

geladen, aber sie erhielten einen Korb. . . Alle diese Tatsachen soll man nicht übersehen, so bitter die Pille für manchen Schwärmer sein mag. Die Internationale ist im August 1914 zusammengebrochen, und die Versuche emsiger Zimmerleute, sie wieder halb und halb aufzurichten sind so rührend wie ergebnislos. Das Holz, aus dem der Bau wieder aufgerichtet werden soll, ist offenbar morsch und nicht sehr tragfähig.

Der Geschäftsführer des Alldeutschen Verbandes, Herr Rudolf Zeidler, ein Österreicher, ist aus Preußen ausgewiesen worden. Dieser liebenswürdige Mitbürger hatte den Präsidenten Ebert einen Kaschemmenbruder genannt und ist wegen solcher Beleidigungen zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden. So weit, so gut. Aber die Ausweisung des Österreichers? Es ist nicht Sehnsucht nach der Anwesenheit des obengenannten Zeidler, die uns den ernstesten Protest gegen diese Verfügung erheben läßt. Gewiß dürfte ein Österreicher aus Respekt vor dem Nationsganzen dem erwählten Präsidenten des Reiches die schuldige Reverenz nicht versagen. Er handelte gegen die Allheit der deutschen Nation, dieser Dummkopf von Alldeutschem. Dennoch ist seine Ausweisung eine Sünde und ein Fehler. Ganz Deutschland, von Hoetzsch bis Ledebour. steht auf dem Standpunkt, Österreich sei nicht Ausland, sondern deutsches Land, durch den Gewaltfrieden von Versailles an der Ausübung des Selbstbestimmungsrechtes, am Anschluß ans große Mutterland, verhindert. Jede Ausweisung eines Österreichers verleugnet dieses Grundprinzip. Ein Deutscher aus Österreich, verehrter Herr Ministerpräsident Braun, ist kein Ausländer, sondern wird von Frankreich dafür erklärt. Sie akzeptieren, Herr Ministerpräsident Braun, die künstliche französische Unterscheidung zwischen „Österreichern“ und „Deutschen“, wenn Sie eine solche Ausweisung verfügen. Die Österreicher sind wie die Bayern und Pommern ein deutscher Stamm. Einen Österreicher ausweisen, heißt die Einheit der deutschen Stämme, heißt die deutsche Nation negieren. Und wenn Herr Zeidler nicht nur ein bösartiger Verleumder, sondern ein Taschendieb und Mädchenhändler wäre — die Ausweisung des Deutschen aus Deutschland mußten Sie sich zwiefach überlegen! Aber . . . preußischer Ministerpräsident, d. h. eben noch immer oberster Polizeiminister Preußens. Und der denkt eben nicht politisch, sondern polizistisch.

Während die Genueser Konferenz, ein Sechstagerennen diplomatischer Tricks, ihrem Ende entgegenkeucht; während ihre Kommissionsberatungen, geknebelt von den verbotenen Themen, noch banaler geblieben sind, als selbst Pessimisten befürchten zu müssen glaubten; während also jede letzte Hoffnung geschwunden ist, der kranken Wirtschaft unseres Erdteils könne wirklich Heil aus dieser falsch konstruierten und falsch durchgeführten Veranstaltung erwachsen, zeigen sich in nächster Nachbarschaft unseres deutschen Reiches verstärkte Symptome einer Krise, die fast wie ein Menetekel für uns selbst wirkt, wie eine Warnung vor Entwicklungen, denen auch wir entgegengehen; und die wir ebenso allein auszukosten haben werden, wie unser Nachbar — wie Österreich —, dem weder Genua noch hundert frühere Phantome Hilfe brachten.

Die österreichische Industriekrise, seit Beginn dieses Jahres etwa sich zusammenballend und während der Wiener Messe zum ersten Male schroff enthüllt, ist im Verlaufe gerade dieser letzten Wochen an einem Punkte angelangt, an dem es unmöglich wird, sie nur noch als vorübergehend zu betrachten.

Vertraut ist uns die Erscheinung der Industriekrise in allen Ländern mit hochwertiger oder wenigstens mit sich verbessernder Valuta. Wir kennen sie aus England, den Vereinigten Staaten, aus der Schweiz, den Niederlanden, der Tschechoslowakei.

Aber all diese Staaten besitzen ein Zahlungsmittel mit hoher oder mindestens ansteigender Kaufkraft. Österreichs Valuta dagegen ist nicht nur bereits auf ein 1500stel ihres Friedenswertes reduziert, die Entwertung schreitet sogar ständig fort. Und trotzdem kann es nicht mehr verkaufen, trotzdem müssen die Werke feiern, trotzdem hat sich die Arbeitslosenzahl (die sichtbare, ausschließlich also der unsichtbaren Kurzarbeiter usw.) von Oktober bis März ums Zehnfache vermehrt? Und dies alles als unvermutete Wendung nach einem Zustand, den man — ganz wie bei uns — als Hochkonjunktur bezeichnen zu können glaubte? Wie konnte das sein? Wie geht das zu?

Allgemein ist die Ursache der Erscheinung mit wenigen Worten gekennzeichnet: Das Preisniveau in Österreich hat das Preisniveau des Weltmarktes überschritten! So ist die populäre Ausdrucksweise. Unpopulär ist es so auszudrücken: Die Warenkaufkraft der Krone innerhalb Östereichs ist geringer geworden, als die

Warenkaufkraft eines entsprechenden Goldwährungsbetrages im Ausland. 100 Kronen werden in Zürich heute mit etwa 6 Centimes bezahlt. Aber mit 6 Centimes kann man in Zürich mehr kaufen, als mit 100 Kronen in Wien. Man läßt es also bleiben, in Wien zu kaufen —: die Wiener Industrie hat keinen Absatz mehr!

Wieso aber ist es so weit gekommen? Aus welchem Grunde ist der bisherige Zustand umgeschlagen und aus der Exportprämie fast eine Importprämie geworden?

Die Ursachen dieser Entwicklung sind unschwer zu erkennen. Mindestens klar sind folgende Zusammenhänge:

1. Mit Einstellung der staatlichen Subsidien für Nahrungsmittelverbilligung usw. (die Engländer wissen ganz genau, warum sie darauf drangen! —), beginnen die Löhne in rapiderem Tempo als bisher den Weltmarktlöhnen nachzulaufen. In gleicher Richtung wirken Lüftungen der Wohnungszwangswirtschaft.

2. Mit Einstellung der Tarifsubsidien und Lüftung der Kohlenzwangswirtschaft tritt die nämliche Wirkung mit Bezug auf die in jeder Ware akkumulierten Transport- und Betriebsstoffkosten ein.

Diese beiden Faktoren können den inneren Preis allerdings noch nicht über Weltmarktniveau hinaustreiben; sie treiben die Ausgleichung aber doch vorwärts; umsomehr, je mehr goldvalutarisch bezahlte Rohstoffe ohnedies schon in der Ware enthalten sind. Die Spannung aber, die auch jetzt noch verbleibt, wird weiter von folgenden Faktoren verringert:

3. Alle Riesengewinne der Industrie waren riesenhaft nur im Verhältnis zu den sonstigen Einkommen im Lande. Tatsächlich sind fast nirgendswo Rückstellungen vorgenommen worden, die — bei ständig fortschreitender Geldentwertung — zur Erneuerung der alten Produktionsmittel genügten. Es ist also mehr und mehr unmöglich geworden, mit den fortgesetzten technischen Neuerungen in der übrigen Welt — diesen preisverbilligenden Neuerungen! — Schritt zu halten. In Österreich ist das schon allgemein beobachtet; niemand glaube aber, daß nicht auch Deutschland schon hinterherzuhinken beginne.

4. Je mehr Steuern ausgeschrieben werden, um so höher klimmen die Warenpreise. Bei indirekten Steuern unmittelbar, bei direkten durch „Abwälzung“. Die Abwälzung aber wird in der Zeit, in der die Weltmarktpreise noch nicht erreicht sind, so allge-

mein betrieben, daß es späterhin kaum noch ein Zurück gibt, — es sei denn eben auf dem Wege über eine schwere Krise.

5. Hat die Krise erst einmal begonnen, ist also ein Teil der Arbeiterschaft eigentlich nicht mehr zu beschäftigen, so wirken Demobilmachungsverordnungen und dergleichen — mit ihrem Zwang, Entlassungen nur in beschränktem Umfang vorzunehmen, die Generalunkosten trotz verminderter Produktion also nicht entsprechend zu vermindern — gleichfalls verteuernd auf die Ware.

Und 6. Je mehr das Landesgeld verfällt, um so enormere ziffernmäßige Änderungen seines Inlandswertes ruft schon jede geringfügigste Änderung seiner Auslandsbewertung hervor. (Wenn die Krone in Zürich von 0.06 nur auf 0.05 heruntergeht, steigt die Schweizer Devise in Wien von 166 000 auf 200 000, für 100 Franken sind also 34 000 Kronen mehr zu zahlen.) Bei Erreichung eines gewissen psychologischen Punktes tritt dann das ein, was mir ein hervorragender österreichischer Volkswirt und Staatsmann als „Überschlagen der Preiswelle" bezeichnete. Das heißt: die namenlose Unsicherheit, ob für den heutigen Warenerlös dieselbe Ware morgen auch nur wieder eingedeckt werden kann, führt zu Angst-Überspannungen, zu Spekulationen à la baisse im Warenpreis, die verständlich und psychologisch unvermeidbar sind, die aber, wenn alles Vorangegangene noch nicht genügt haben sollte, den letzten Stoß ausüben, der die Preise endgültig über ihren Weltmarktstand hinaustreibt.

So kam es in Östereich zur Absatzkrise!

Sind wir in Deutschland vor Gleichem gefeit? Es scheint ratsam, die Entwicklung mit höchstem Ernst zu betrachten. Tatsächlich beginnen alle geschilderten Antriebe — alle, ohne Ausnahme, — auch in Deutschland sichtlich schon wirksam zu werden. Nicht einmal eine wesentliche Besserung des Markkurses ist notwendig, um auch uns in die Industrie- und Absatzstockung hineinzutreiben, — in eine Stagnation, die wir weniger werden ertragen können, als die kräftigeren Länder (vielleicht weniger sogar als Österreich selbst, das zwar schwächer ist, aber auch industrialisiert). Kommt die Markbesserung, so ist die Krise natürlich im Handumdrehen da. Aber auch wenn nur einige Stabilität eintritt, ja, sogar wenn die Abwärtsbewegung sich hinfort nur langsamer als bisher vollzieht, wird wahrscheinlich nichts uns vor ihr retten können. Es ist gut, dieser Drohung ins Auge zu sehen!

Ludwig stellte das Täßchen Mokka unruhig auf den Tisch und sagte, die Zigarre anzündend: „Mit Helene ist es aus!“

„Ihr seid doch im tiefsten Frieden weggefahren?“

„Ja, es war auch sehr schön. Wir sind miteinander durchs Grödener Tal gewandert. Wir waren auf dem Sellajoch, wir waren ein paar Tage in Bozen, wir haben dann die schöne Paßwanderung zur Bienlücke miteinander gemacht und es war alles ganz schön, ganz gut, sie marschiert famos, sie ist kräftiger als man ihrer zarten Figur ansieht, sie war in den Hütten auch immer lustig, sie versteht die auserlesene Kunst des Blödelns und sie ist gut, wirklich gut, ach Gott, vielleicht zu gut. Jedenfalls ist sie anhänglich, sehr anhänglich, obwohl sie durchaus nicht ohne Stolz ist. Deshalb ist sie ja schließlich weggegangen. Aber, vielleicht kann ich so gute Frauen nicht vertragen. Schon meine Mutter hat mich zur Verzweiflung gebracht, wenn sie mir noch einen Shawl umwickelte.“

„Ist Helene gar nicht mit Dir zurückgekommen?“

„Nein. Nach dem Streit auf der Sellahütte fuhr sie plötzlich fort. Ich glaube, sie ist in München.“

„Habt Ihr Euch 3000 m hoch gestritten?“

„Bitte, hör' zu. Es ist eine etwas lächerliche Geschichte. Du weißt, der Weg zur Hütte auf das Sellajoch ist nicht schwer, nur anstrengend. Wir hatten telephonisch Zimmer bestellt und kamen spät nachmittags an. Etwas müde, besonders die Füße schmerzten, Du weißt, der Weg zum Sellajoch ist etwas steinig. Ich sagte zu Helene, wir wollen uns jetzt auf unseren Zimmern ein wenig restaurieren. Sie nickte, gab mir einen Kuß und ging in ihre Kammer. Ich kleidete mich um, wusch mich, sah meine Füße an, da war am rechten Fuß eine große Blase unter der großen Zehe. Ich bestellte ein Fußbad, und saß da, eine Zigarette rauchend, den rechten Fuß in einem Bottich. Da geht die Tür auf und Helene tritt ein. Sie stürzte sofort zu meinem Fuße und sagte: „Hast Du große Blasen?“ Weiß der Teufel, warum, schon die Frage ärgerte mich. Dann kniete sie nieder und sagte: „Ludwig, ich werde Dir Umschläge mit essigsaurer Tonerde machen.“ In diesem Augenblick — Du wirst es komisch finden — spürte ich, daß ich mit Helene nicht leben könne. Es war aus! Definitiv aus!! Ich kann eine Frau nicht lieben, die mir essigsaure Umschläge um die große Zehe macht. Ich sagte verdrießlich: „Bitte, Helene, laß mich jetzt allein, ich bin in

zehn Minuten fertig und komme ins Speisezimmer hinunter." Aber sie begriff gar nichts, sie hörte auch den Ton meiner Stimme nicht und sagte, noch immer mit dieser unausstehlichen Mütterlichkeit, in den badenden Fuß vertieft: „Du hast Dich aber so arg aufgerieben, das muß richtig behandelt werden!" Denke Dir, da wurde ich grob. Sie sah mich ganz verdutzt an, sie begriff nicht, sie sagte sogar noch: „Die Blase ist sehr groß, Ludwig." Dann ging sie, endlich, hinunter, Ich ließ sie lange allein im Speisezimmer. Als ich endlich nach zwei Stunden hinunterkam, sagte mir der Wirt: „Die Dame ist weg. Sie wollte noch vor Sonnenuntergang im Tal sein." „Wirst Du's glauben? Ich atmete auf. Ich kann eine Geliebte nicht ertragen, die mir Umschläge macht. Ich habe Helene nicht mehr gesehen und ich will sie auch nicht mehr sehen."

ALFRED POLGAR. KASPERLS HÖLLENFAHRT

(Ein Kasperltheater. Die Personen, an Fäden, sind nur von Leibesmitte an sichtbar.)

Kasperl (allein): Ich bin der Kasperl. Gebürtig im Wurstelprater, der Hauptstraße von Wien. Rechts daneben ist der Nobelprater, wo die Leut' so viel gern Spalier g'standen san, wie's no hab'n tun können was' wollen und no net zur Freiheit gezwungen waren. Links daneben ist die Lastenstraße; aber die sind wir nie gern 'gangen. Ich hab viel mitg'macht in der letzten Zeit... hab'n's ka Angst, g'scheiter bin i deswegen do net worden. Meine Wappentiere, die Bachhendeln, hat mir die Antante konfisziert, zerbrochen sind Spieß und Schild — Bratspieß und Wirtshausschild —, die mich unbesiegbar gemacht haben. Aber das tut nix. Ich bin ein lustiger Mann und geh' net unter, weil i gar ka G'wicht hab. Mi hab'n's in der ganzen Welt so viel gern und das is ka Wunder. I hab nämli an Hamur... Mi nimmt kaner ernst, dös gibt's net. Und dann hab' i an Charakter. Wenn mir auch gar nix mehr san, so san mir do immer no mir. Mein Leben hängt nur an a paar Fäden... (bewegt den Arm)... aber ein' rechten Wurstel kann das nicht genier'n, der is das g'wohnt.

Frau Kasperl (kommt): Mann, i muß einkaufen gehn. I hab nix mehr.

Kasperl: Verkaufst halt mei' alte Unterhosen.

Frau Kasperl: Ah, so viel brauch' i ja net. Ich brauch' nur a paar Millionen.

Kasperl (in der Westentasche suchend): I hab ka klan's Geld bei mir.

Frau Kasperl: Kasperl, Kasperl, was wird denn werd'n, wenn's so weiter geht mit dem Elend?

Kasperl: Durchhalten! Arbeiten und Sparen!

Frau Kasperl: Du Heuchler, du! Das meinst doch net im Ernst?

Kasperl: Ich mein' gar nix im Ernst. I bin der Kasperl. Wart'n wir, bis wir die Kredite kriegen. Die ganze Welt gibt uns Kredit ...

Frau Kasperl: Aber der Greisler gibt kan' mehr ... (weinend ab).

Der kleine Kasperl (geht über die Bühne): Servas, Vatter.

Kasperl: Jetzt gehst erst in di Schul?

Der kleine Kasperl: I geh' heut net in d' Schul. I muß auf die Börs. Gestern hab' i tschechische Kronen geb'n und heut' steigen's wieder. Fix Laudon! (ab).

Kasperl: Was mir der Bua für a Schand' macht! In d' Erd möcht ma sinken, wenn man so was erleben muß von seine Kinder. Verkauft der schlechte Bua tschechische Kronen, wo a jeder g'wußt hat, daß' steig'n müss'n! Bleib ruhig, Vatterherz! (In die Kulisse rufend): Und daß d' mir nimmer „fix Laudon" sagst, Lausbua! Mir san Pazifisten, fix Marx überananander!

Nachbar (zerlumpt): Hab' die Ehre, Herr Kasperl.

Kasperl: Diener, Herr Nachbar. Wie geht's denn immer? Was treiben's denn?

Nachbar: I bin a geistiger Arbeiter word'n. Früher war i Ziegelschupfer. Jetzt bin i a Kopfarbeiter. I zerbrech mir den ganzen Tag den Kopf, wo i a Geld hernehm'. In meine freien Stund' studier' i, was i no verkaufen könnt'.

Kasperl: Ja, es san harte Zeiten, man muß zittern um sein täglich's Brot.

Nachbar: Mein Sohn zittert in die Kaffeehäuser und verdient ganz schön. Abends is er Tänzer in einer Bar ... die Weiber san ganz narrisch nach ihm, weil er so schön zittern kann ... aber i muß wieder bissel was arbeiten (geht, Kopf in die Hände gestützt, sinnend ab).

Kasperl (nachsehend): A Ziegelschupfer und jetzt a geistiger Arbeiter! Wie man nur so tief sinken kann!

Abgesandter (mit Aktentasche): Herr Kasperl, der Nationalrat laßt Ihnen fragen, ob 'S Kanzler werd'n wollen. Sie wissen kan Bessern, der für die Führung der österreichischen Staatsgeschäfte so geeignet wär' wie Sie.

Kasperl: Na endli kommt's drauf, was an mir habt's. Wer kann alle Parteien unter einen Hut bringen? Der Kasperl! Wer ist der Repräsentant der österreichischen Talente und Charaktereigenschaften? Der Kasperl. Im Krieg sind meine Fähigkeiten nicht ausg'nutzt word'n. Da haben's mi zum Oberkommando g'steckt statt zur Diplomatie, wo i hing'hört hätt'. I hab die Heeresberichte redigieren müssen. I hab's ja so lustig g'macht wie nur möglich, aber 's war do net der richtige Hamur. Na, freut mi, daß die Herren endli auf mich 'kommen san. Seit Jahren schreit die ganze Welt: der österreichische Staat ist das reine Kasperltheater! Also, da war's do' naheliegend, daß i zum Oberhaupt g'wählt werd'! Eing'schlag'n! Fang' ma glei an mit'm Regieren. Was gibt's denn auf der Speiskart'n?

Abgesandter: I hab glei die wichtigsten Sachen mit'bracht, wo der Herr Kanzler verfügen soll. Also da hätt' ma das Burgenland. Die Ungarn woll'n's uns scho' wieder wegnehmen.

Kasperl: Ah, da hört si' der Spaß auf! Jetzt soll'n's aber die österreichische Faust kennen lernen, wie die sich in der leeren Taschen ballen kann. Die Antante muß si' ins Mittel legen.

Abgesandter: Wer weiß, ob die Antante nicht für Ungarn entscheidet?

Kasperl: Das is Glückssach'. Wie bei Naschiwaschi oder bei „meine Antante, deine Antante". Vielleicht g'winnen mir.

Abgesandter: Dann wär was da wegen dem Beamtenabbau.

Kasperl: Da hab i a sehr gute Idee. Mir gründen ein Beamtenabbauministerium und setzen alle, die was in die andern Ämter zuviel san, in das neuche Ministerium. Gehn m'r weiter.

Abgesandter: Die Antante will die Gobelins.

Kasperl: Ausg'schloss'n, unmögli! Ohne die könn' ma net leben! Das gibt's net! (bei Seite:) Wenn i nur wüßt', was das sein, Gobelins?

Abgesandter: Dann ist da der Dringlichkeitsantrag wegen der neuchen Volkshymne.

Kasperl: Die hab'n m'r ja schon. „Oh, du lieber Augustin... alles is hin." A bessere find' ma net. Weiter.

Abgesandter: Nach Genua müss'n's, zur Konferenz.

Kasperl: Ich kann ja net italienisch.

Abgesandter: Was brauchen's denn da viel italienisch? Sag'n's nur allerweil: „prego, Signore" und halten's die offene Hand hin.

Kasperl: Ja, das wer' i treffen. Hab' mir net denkt, daß die hohe Politik so a einfache Sach' is.

Abgesandter: Dann wär noch da...

Kasperl: Jetzt is g'nug. I bin scho ganz blöd vom Regieren. Bei mir wird der Achtminutentag eing'führt. Da hab'n's a halbe Million, kaufen's Ihna a Viertel Wein. Ah so, i hab ja ka klans Geld bei mir. Also nacher ernenn' ich Ihnen zum Hofrat.

Abgesandter: Ich möcht' bitten, lieber net. I bin in der Stumpergassen 56 die einzige Partei, die ka Hofrat is. Das möcht' i net gern aufgeb'n.

Kasperl (sieht ihn ernst an. Pause): Mann, wenn ich nicht Kasperl wär, möcht ich du sein!

Abgesandter (ab).

Kasperl (nachsehend): An schön' Gruß an den Nationalrat. I laß' sag'n, die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst. (Er legt sich nieder, schläft ein).

Tod (kommt): Kasperl, auf, auf!

Kasperl: I hab mi ja grad niederg'legt. I lieg soviel gern.

Tod: Ja, ja, das weiß man von dir, dummer Kasperl. Aber hab' kan Angst. Wo ich dich hinführ', da wirst lang g'nug liegen können. Du mußt sterben.

Kasperl: Warum denn? Mir fehlt ja nix. Nur a Geld.

Tod: Dir fehlt sehr viel, Kasperl! Du bist reif. Also vorwärts, kommen's mit, machen's kein Aufsehen. I hab heut no a Menge z'tun. In der Vorstadt warten a paar klane Kinder auf mi, in dem Haus da glei ums Eck' muß i an fettsüchtigen Börseaner a klan's Schlagerl mit meiner Hipp'n geb'n, und im vierten Stock der verhungerte Student steht scho' auf'm Sessel und macht an Knoten in sein Strick. Wann i mi net tummel, reißt der ölendige Spagat ab und i kann den Weg no amal mach'n.

Kasperl: Tod, Tod, wie schaust denn aus? So hin, müd und abg'rissen, als wann'st selber scho sterben müssest. Und Dei Hipp'n scharti wie's Rasiermesser von an Vorstadtfriseur.

Tod: Sie is a bissel stark abg'nützt wor'n in die letzten Jahr'. Aber du hast's notwendig, Kasperl, dir's Maul drüber zu zerreißen. Wer hat mir denn die Mordsarbeit aufg'halst? He?

Kasperl: I bin unschuldig.

Tod: Dumm bist! Und das is dei' einzige Hoffnung, wenn'st abg'urteilt wirst . . . daß dir der Richter deine grenzenlose Dummheit als Milderungsgrund gelten laßt. Was wirst ihm denn sagen?

Kasperl: I wer' ihm sagen... i wer' sag'n: prego, Signore!

Tod: Das is auch das G'scheiteste, was d' sagen kannst.

Kasperl: Ah, i hab ka Angst vorm Sterben. I pfeif' auf mei Leben, i pfeif' überhaupt auf all's. Nur um mei Vaterland is m'r leid. Der Kaiser is weg, die Deutschmaster san weg, der Adel is weg, und jetzt muß i a weg. Was soll denn werd'n aus mein' Vaterland?

Tod: Vielleicht ein Vaterland. Aber jetzt avanti! Der Teufel leckt si' scho die Lippen nach dir.

Kasperl: Er kann mich auch . . .

Tod (nimmt Kasperl unter den Arm, marschiert mit ihm ab. Kasperl pfeift:) Oh, du lieber Augustin . . . (Vorhang. Dann kommt Kasperl wieder vor die Kourtine und läßt, indem er die Hände bittend faltet, eine Sparbüchse herab, auf welcher steht: „Kredite!")

THOMAS MANN.

ÜBER MERESCHKOWSKI

Sehr geehrter Herr!

Anläßlich der bevorstehenden Berliner Aufführung des „Zarewitsch Alexej" fordern Sie mich zu einer Äußerung über Dimitrij Sergewitsch Mereschkowski auf. Gern erneuere ich das Bekenntnis meiner Bewunderung und Verehrung für den großen russischen Schriftsteller, dessen tiefes Werk über Tolstoi und Dostojewskij auf meine Jugend einen unauslöschlichen Eindruck machte, und in dem ich seither den ersten Kritiker und Weltpsychologen der Gegenwart erblicke. Ihn als solchen zu feiern, mag sonderbar scheinen in einem

Augenblick, wo es sich um den Dichter Mereschkowski handelt. Aber auf einer bestimmten Stufe europäisch-geistesgeschichtlicher Entwicklung wird es gewagt, den Grenzstrich zwischen Kritik und Dichtung allzu scharf zu ziehen, und was besonders Rußland betrifft, so war es Dimitrij Sergewitsch selbst, der gezeigt hat, wie schon nach Puschkin, schon mit Gogol das zur Herrschaft gelangte, was er die „Kritik" oder den „Übergang vom unbewußten Schaffen zum schöpferischen Bewußtsein" nennt und was ihm zwar das Ende der Poesie im Puschkinschen Sinn, aber zugleich den Anfang von etwas Neuem, sehr Zukünftigem bedeutet. Mit einem Wort: seit Gogol ist die russische Literatur modern, — sofern eben dies Wort dichterischen Kritizismus, kritizistisches Dichtertum bedeutet (eine Bedeutung, die ihm beizulegen dem Deutschen nicht schwer fällt, da schon Schiller in seinem Essay über naive und sentimentalische Dichtung sie damit verband) —; und Mereschkowski nun ist ein besonders persönlicher Ausdruck dieser allgemeinen europäischen und besonders russichen Modernität, in der die Grenze zwischen Kritik und Dichtung, zwischen Geist und Kunst sich bis zur Unauffindbarkeit verliert. Niemand wird in seiner Essayistik den dichterisch-phantastischen, genial-spielerischen Einschlag verkennen, und in seiner Dichtung, sehr deutlich auch in diesem Drama vom Zarewitsch Alexej, erkennt man die Mittel seiner Kritik in geheimnisvoller Umwandlung wieder.

Es ist ein bewunderungswürdiges Stück, erschütternd durch die prophetische Inbrunst seines nationalen Schicksalsgefühls. Wer erschauerte nicht bei den Sätzen, die der Dichter seiner alten Zarin Marja, lange bevor der Zusammenbruch des petrinischen Rußlands Ereignis wurde, in den Mund legte, — „Merk dir meine Worte, Zarewitz: Petersburg wird uns nicht lange bleiben. Es wird leer sein! Zum Teufel in den Sumpf wird es versinken. Der verdammte Pilz wird ebenso schnell umkommen, wie er gewachsen ist. Man wird nicht mal den Ort wiederfinden können, wo er gestanden hat. Es wird leer sein, es wird leer sein!" Und es kann nicht fehlen, daß ein mächtiges Gefühl die Herzen der Zuhörer, der deutschen fast so wie der russischen, aufheben wird, wenn am Schlusse Peter, auf dem das Blut seines Sohnes ist, und dessen Geschlecht im Blute untergehen soll, in das Gebet ausbricht: „Strafe mich, Herr, begnadige, begnadige, begnadige Rußland!"

Dieser Tage ist von Kurt Hiller im Kurt Wolff-Verlag, München, eine Art Elementarlehrbuch des Aktivismus erschienen, eine Fibel in Thesen unter dem Titel „Der Aufbruch zum Paradies“. Hier ein paar Proben.

Im Zeitalter, dem tiefkranken, eines durch den Journalisten verpöbelten Publikums heißt die schärfste Askese des Litteraten: nicht für seinesgleichen zu schreiben. Die schärfste Askese — aber, vom Standpunkt eines gesunden Herzens aus, auch die herrlichste Wonne. Denn das gesunde Herz (und jemand kann verfeint, verästelt, verwickelt, dennoch gesund sein) ist Stimme, Stimme, Stimme, und strebt hin, drängt hin, rast hin zum Ohr des Volks. Man wirft Parlamentariern vor, sie sprächen „zum Fenster hinaus“; unsere Schöngeister, die sprechen, halten das Fenster schalldicht verschlossen. Der Typus, den es heranzuzüchten gilt, wird weder Parlamentarier noch Schöngeist sein, auch nicht beides in einem, aber von beidem das Gute.

Schreiben können beweist nichts gegen die Güte dessen, was man lehrt, — so wie auch die Irrigkeit, Flachheit, Rohheit oder Rückständigkeit einer Lehre nicht dadurch ins Gegenteil verkehrt, nicht dadurch geadelt wird, daß sie sich, wie meist, talentarm vorträgt.

Form ist das Mittel, die Idee leuchtend zu machen, ist der agitatorische Kniff der Idee.

Sag kein Wort gegen das Schreiben! Schreiben ist nichts als Sagen — auf eine Art, daß viele es hören, daß sie es auf große Entfernungen hin hören . . . und möglichenfalls auch auf große Zeitentfernungen hin.

„Handeln, nicht schreiben!“ lautet ein beliebter Mahnruf derer, die weder eins noch das andere tun. Mancher unter ihnen, heißt das, handelt schon — mit allerlei.

Es gibt zweierlei: zu den Ereignissen Worte machen und durch Worte Ereignisse machen; Reportage und Prophetie; nichts Drittes.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, fünfte Aprilwoche.

Im Tagebuch ist schon mehrfach der Versuch unternommen worden (Jahrg. 1922, Heft 1 und 5), die amtlichen Veröffentlichungen über die deutsche Handelsbilanz einer anderwärts nicht geübten Untersuchung zu unterziehen; nämlich den durchschnittlichen Einfuhrpreis und den durchschnittlichen Ausfuhrerlös pro Doppelzentner und die jeweilige Steigerung dieser Durchschnittsziffern festzustellen. Es sei dabei auf den Ausgangspunkt der früheren Berechnungen, auf den Juni 1921, zurückgegriffen, und die Tabelle soweit fortgeführt, als bisher Zahlen vorliegen:

		Einfuhr		Ausfuhr	
		Durchschnittspreis pro Doppelzentner	Steigerung	Durchschnittserlös pro Doppelzentner	Steigerung
1921	Juni	rund M. 351,—	—	rund M. 360,—	—
	Novemb.	„ „ 486,—	39%	„ „ 623,—	73%
	Dezemb.	„ „ 655,—	86%	„ „ 756,—	110%
1922	Januar	„ „ 552,—	57%	„ „ 717,—	99%
	Februar	„ „ 817,—	132%	„ „ 832,—	131%

Diese Statistik zeigt also den Fehlschlag einer Hoffnung, die, vorbehaltlich des allgemeinen Mißtrauens unseren Wertstatistiken gegenüber, im November und Dezember noch berechtigt war. Es ist die Hoffnung, daß unsere Ausfuhrerlöse sich durchschnittlich rascher steigerten als die Einfuhrpreise. Davon kann nach den letzten Ergebnissen nicht mehr die Rede sein. Und wenn auch die Februarbilanz wiederum mit einem Ausfuhrüberschuß abschließt — diesmal nicht nur dem Wert, sondern auch der Menge nach —, so ist das ausschließlich auf die gewaltige Verminderung der Einfuhr (von 23 auf 14 Millionen Doppelzentner!) zurückzuführen. Diese aber ist, da sie sich vorwiegend auf Nahrungsmittel und Rohstoffe erstreckt, kein Gesundungs-, sondern ein Krankheitssymptom — ein Symptom der strangulierenden Valutalage.

*

Immer deutlicher wird es, daß die interalliierte Kriegsverschuldung das entscheidendste weltwirtschaftliche Problem neben den Reparationen und neben Rußland darstellt. Es scheint daher am Platze, sich einen ziffernmäßigen Überblick über den Stand dieser Rechnung zu verschaffen. Das ist schwierig, keine Summe kann Anspruch auf absolute Zuverlässigkeit erheben. Dennoch soll hier auf Grund verschiedener Quellen der Versuch unternommen werden, den Verschuldungsstand der weiland Alliierten den beiden Hauptgläubigern England und Amerika gegenüber festzustellen, so wie er sich unter Einrechnung der aufgelaufenen Zinsen am 1. Oktober dieses Jahres (dem Ablaufstermin des englischen Zinsmoratoriums) annähernd darstellen wird. Jeder Betrag ist, um zu einem gemeinsamen und leicht verständlichen Gesamtmaßstab zu gelangen, auch in Goldmark umgerechnet worden (wobei 1 Goldmark mit 18 Pfund Sterling gleichgesetzt wurde). Und in Goldmark ist auch eine Berechnung angestellt, welche Beträge, bei 5 prozentiger Verzinsung und 1 prozentiger Tilgung, der Jahresdienst jeder dieser Positionen erfordern würde. Es ergibt sich dann folgendes Bild:

Am 1. Okt. 1922 werden schulden:	an Amerika (in Milliarden Dollar)	an England (in Millionen Pfund)	Zusammen (in Milliarden Goldmark)	Jahresdienst in Milliarden Goldmark)
England	rund 4,85	rund —	rund 20,87	rund 1,22
Rußland	„ 0,23	„ 701	„ 12,62	„ 0,76
Frankreich	„ 3,86	„ 599	„ 27,97	„ 1,68
Italien	„ 1,92	„ 511	„ 17,26	„ 1,03
Belgien (einschl. Kongo)	„ 0,43	„ 115	„ 3,83	„ 0,23
Serbien	„ 0,58	„ 24	„ 2,70	„ 0,16
Rumänien	„ 0,39	„ 23	„ 2,05	„ 0,12
Portugal	„ —	„ 20	„ 0,36	„ 0,02
Griechenland	„ 0,16	„ 24	„ 1,10	„ 0,07
zusammen	rund 12,42	rund 2017	rund 88,26	rund 5,29

In dieser Aufstellung figurieren nur Kredite von Staaten an Staaten, also weder etwaige Vorkriegsanleihen, die ja von Privaten gegeben wurden, noch gar Anleihen an außerstaatliche Instanzen, z. B. Kommunen usw., deren Übernahme durch den Staat das Londoner Memorandum jetzt von Rußland forderte. Es figurieren darinnen

auch nicht eine ganze Reihe von Krediten, die nicht für Kriegs-, sondern für Nachkriegszwecke an alte und neue Staaten gewährt wurden, z. B. an die baltischen Staaten, Polen, Tschechoslovakien, Österreich usw. Diese Unterstützungskredite erhöhen die englischen Forderungen um weitere 23 Millionen Pfund, die amerikanischen um weitere 150 Millionen Dollar. Aber schon die vorliegende Aufstellung zeigt, wie die Dinge wirklich liegen; sie zeigt es besonders eindringlich am Beispiel Frankreichs. Frankreich würde einen Jahresdienst von 1,68 Milliarden Goldmark zu leisten haben, während es seinerseits nach dem eigenen Zahlungsplan der Reparationskommission pro 1922, dessen Unerfüllbarkeit aber nicht anzuzweifeln ist, von Deutschland nur 1,13 Milliarden (52 Prozent von 2,17 Milliarden) erhalten würde. An dieser Situation des bevorzugtesten Reparationsempfängers mag die Situation der Übrigen bemessen werden.

*

Haben wir es in Deutschland nötig, ausländische Weine zu trinken? Es wäre selbst dann nicht am Platze, wenn wir uns, um teure Importe zu ersparen, etwa ein wenig einschränken müßten. Aber nicht einmal das ist in Wirklichkeit notwendig. Denn Tatsache ist, daß wir während der letzten vier Jahre im verkleinerten Deutschland größere Ernten gehabt haben, als während der letzten vier Vorkriegsjahre im unverkleinerten. Von 1910 bis 1913 wurden im alten Deutschland rund 6,79 Millionen Hektoliter Weinmost gewonnen, von 1918 bis 1921 im neuen rund 7,79, also eine volle Million Hektoliter mehr. Rechnet man für die Vorkriegsperiode mit einer durchschnittlichen Einwohnerzahl von 67 Millionen, für die Nachkriegsperiode aber von 61 Millionen, so ergeben sich pro Kopf der Bevölkerung folgende Jahresquoten: vor dem Krieg 2,51 Liter, nach dem Krieg 3,20 Liter! Man sollte meinen, daß wir auch bei verstärktem Durst mit dieser gnädig vermehrten Inlandsausbeute durchkommen müßten! Und daß wir es uns versagen könnten, auch noch die Handelsbilanz mit den Kosten unseres gesteigerten Bedarfes zu belasten.

*

Das Wohnunselend in Deutschland nimmt trotz fortwährend steigender Bautätigkeit immer schärfere Formen an, und es ist an Hand der Statistik nicht ganz leicht, sich das zu erklären. Die Statistik von 34 deutschen Großstädten, die der Verfasser sich zusammengestellt hat, weist z. B., gegen 8597 neue Wohnhausbauten im Jahre 1913, im Jahre 1921 immerhin 7676 auf. Diese Differenz scheint nicht sehr beträchtlich; um zu klarer Übersicht zu gelangen, ist es schon notwendig, nicht nur die Zahl der neuerstandenen Häuser, sondern auch der neuerstandenen Wohnungen zu betrachten. Die belief sich nämlich 1913 (in diesen 34 Städten) auf 59 236, während 1921 nur 21 240 zu verzeichnen waren. Auf den Neubau entfielen 1913 durchschnittlich also 6,9 Wohnungen, 1921 nur noch 2,7. (Dabei ist zu beachten, daß diese Rechnung nur schematisch ist. 1913 bestand der Wohnungszugang größtenteils wirklich aus neuen Wohnungen. 1921 aber sind darunter auch all die vielen geteilten und umgestalteten Wohnungen enthalten, die ausgebauten Dachkammern, Keller, die Notbaracken usw.) Indessen, auch dies ist als Erklärung noch nicht genügend. Man muß sich ferner vergegenwärtigen, was seit 1914 alles versäumt wurde und was als normaler Wachstumsbedarf hinzukam. Von 1914—18 nämlich wurden in diesen 34 Städten schätzungsweise nur 22 000 neue Wohnungen erstellt; während, — die Ziffer von 1913 als normale jährliche Bedarfsziffer angenommen, — etwa 295 000 notwendig gewesen wären. Das ergibt bis Kriegsende ein Manko von 273 000. In den nächsten zwei Jahren, 1919 und 20, wären normalerweise weitere 108 000 neue Wohnungen notwendig gewesen; hinzu kamen aber nur rund 28 000; das Manko erhöht sich auf 363 000. Und auch 1921, obwohl mit 21 000 neuerstellten Wohnungen, relativ günstiger abschneidend, bleibt hinter dem normalen Bedarf von 59 000 doch ebenfalls noch um 38 000 zurück; das Manko erhöht sich also auf über 400 000. Mit dieser gewiß etwas schematischen, im Kern aber doch zutreffenden Betrachtung erklärt sich die steigende Wohnungs-Kalamität trotz steigender Bautätigkeit einfach. Wir müßten, um wieder die Lage von 1913 zu erreichen, alljährlich nicht nur ebensoviele Wohnungen bauen wie 1913, sondern etwa 10 Jahre lang noch je 40 000 mehr. Aber die Aussichten darauf sind miserabel; und die Aussichten auf Behebung des Wohnungselends ebenfalls.

CENSOR

DIE PETROLEUMTRANSAKTION DER DEUTSCHEN BANK

Der große Coup Deutsche Bank = Deutsche Petroleum A.-G. wurde, kaum bekannt geworden, von vielen Seiten mit Begeisterung begrüßt. Aber diese Hymnen auf die große Kombinationsfähigkeit und den Ideenreichtum der deutschen Finanzwelt werden rasch verstummen. Als Antriebe bleiben bei näherer Betrachtung nur übrig: erstens einfach die Geldnot; und zweitens die Erkenntnis der Deutschen Bank, ihre Hoffnungen auf Anschluß der deutschen Petroleuminteressen an den Weltmarkt seien vergeblich gewesen. Noch vor einem Jahr klang es in der Generalversammlung der Deutschen Petroleumgesellschaft ganz anders. Man war voller Zuversicht und stolz, sehr stolz. Als die Deutsche Erdölgesellschaft; ohne großes Aufsehen zu erregen, ihren Anschluß an die Weltwirtschaft wirklich fand, indem sie ihre Interessen in die Internationale Petroleumunion in Zürich einbrachte, verhielt man sich bei allen Anfragen, was denn nun mit der Deutschen Petroleumgesellschaft geschehen solle, sehr zurückhaltend und geheimnisvoll. Man erweckte den Anschein, als ob hier weit größere Dinge bevorstünden. Und nun diese Bescheidenheit? Nun diese Genugtuung darüber, daß es den Aktionären der Deutschen Petroleumgesellschaft vergönnt ist, durch Hergabe ihres Devisenschatzes die flüssigen Mittel der Deutschen Bank zu stärken? Es ist viel Wasser in den Wein geschüttet worden!

Aber die Sache hat auch noch eine andere Seite, die deswegen von allgemeinem Interesse ist, weil die Öffentlichkeit sich gegen Übergriffe auf dem Gebiete des Aktienwesens zur Wehr setzen muß. Warum halten es die Deutsche Bank und der Aufsichtsrat der Deutschen Petroleumgesellschaft, die ja ziemlich solidarisch sind, nicht für nötig, offen darzulegen, welche Geldmittel, insbesondere welche Valutenbestände der Deutschen Bank als Gegenwert der neu zu emittierenden jungen Aktien zufließen? Schon oberflächlichste Berechnung läßt auf ein merkwürdiges Mißverhältnis schließen. Allein der Eingang aus dem Verkauf des Steaua Romana-Paketes betrug seinerzeit 75 Millionen Schweizer Franken. Nimmt man den Franken vorsichtigerweise zu einem Kurse von nur 50 M. an (am Tage der Veröffentlichung des Communiqués war er ganz bedeutend höher), so ergeben schon diese 75 Millionen Franken einen Papiermarkbetrag von 3¾ Milliarden. Die Deutsche

Bank gibt pro D. P. G.-Aktie eine Abfindung von 4 Deutsche Bank-Aktien. Nach Abgang des Bezugsrechtes dürfte deren Kurs sich voraussichtlich weit unter 600 % stellen. Aber selbst wenn man so optimistisch ist, wie die Deutsche Bank selbst, und den Kurs mit 600 % einsetzt, ergibt sich pro Aktie ein Kurs von 2400 %, für das ganze Aktienkapital (100 Millionen Mark). also ein Gesamtgegenwert von 2,4 Milliarden Papiermark. Und dies würde noch nicht einmal zwei Dritteln des Guthabens entprechen, das allein aus dem Erlös des Steaua-Romana-Paketes stammt! Wozu noch zu bemerken ist, daß das Frankenguthaben ja nur einen Teil der sonstigen flüssigen Mittel und inneren Reserven der D. P. G. bildete! Solange keine eingehenden Veröffentlichungen erfolgen, ist es natürlich nicht möglich, festzustellen, was mit dem Schweizer Guthaben und den sonstigen Devisenbeständen der D. P. G. inzwischen geschehen ist. Eben darum aber ist sofortige und erschöpfende Aufklärung dringend notwendig;. denn die Aktionäre dürfen doch wohl wissen, was sie für den Gegenwert von 4 Deutsche Bankaktien an eigenen Werten eigentlich aushändigen. Mit Hinweisen auf die bessere Rentabilität von vier Deutschen Bankaktien gegenüber einer Petroleum-Aktie ist sehr wenig getan, denn nicht die Rente machte die Petroleum-Aktie ihrem Besitzer wertvoll, sondern der außerordentlich hohe Substanzwert, in erster Linie der Besitz an Goldvaluten. Auch die Kurshöhe der neuen D. P. G.-Aktien, die bei einem doch immerhin sehr beträchtlichen Aktienkapital von 100 Millionen Mark nur noch Anteile an stark reduzierten Werten darstellen werden, ist nicht nur völlig unsicher, sondern steht mit der eigentlichen Frage auch kaum im Zusammenhang.

Diese Frage aber lautet: Ist die Abfindung der Deutschen Petroleumgesellschaft durch die Deutsche Bank, ist diese Lieferung eines Gegenwertes von noch nicht 2½ Milliarden gegen die großen Valutaguthaben der Gesellschaft, eine faire Operation oder nicht? Noch sind die Verhältnisse nicht genügend klargestellt, um endgültig auf die Frage zu antworten. Aber die Befürchtung wächst, daß die Antwort peinlich sein müßte. Darum, Zahlen, verehrte Aufsichtsräte und Verwaltungen! Vor allem Sie, Verwaltung der Deutschen Petroleumgesellschaft, — vor allem Sie sind jetzt aufgerufen, das Material, auf das nicht nur die Aktionäre, sondern auch die ganze wirtschaftlich interessierte Öffentlichkeit gespannt wartet, in aller Ausführlichkeit vorzulegen!

GLOSSEN

ROSSBACH.

Auf dem Jüterboger Artillerieschießplatz stand vorige Woche eine Kirche mit Friedhof. Ringsherum sieben Häuschen, zwei Leiterwagen, ein Brunnen und viel Schutt. Das Ganze hieß Leuthen, war im Auftrage der Csérépy-Filmgesellschaft gebaut und wird in Kürze als „Fridericus Rex, III. Teil", in Berlin zu sehen sein.

Der Weg nach Leuthen führt über märkischen Sand, stellenweise von Erika-Oasen durchbrochen. Einige Blindgänger erzählen von Artillerieschießübungen. Vor kurzem erst wurde ein Knabe von blindgegangener Granate schwer verletzt.

Das Dorf war ganz echt. Der Jüterboger Baumeister hatte gute Arbeit geliefert, und das richtige Leuthen wird nicht viel anders ausgesehen haben.

Unter Arzen von Csérépys Leitung wurde erbittert um das Dorf gekämpft. Österreicher verteidigten es, von sechs Holzkanonen brav unterstützt, preußische Kavallerie unter Granach-Ziethen versuchte den Ort im Handstreich zu nehmen, die Kirche wechselte einigemale den Besitzer. Jeder Tag brachte neue Zerstörung; die letzte Aufnahme zeigte Sprengung der Kirche und Brand des Dorfes, die Trümmer wurden von preußischen Truppen besetzt.

An Komparserie war nicht gespart. Merkwürdig gute soldatische Haltung hatten die Truppen. Sie schliefen im alten Lager Jüterbog, erhielten volle Verpflegung und 35 M. pro Tag und marschierten stets geschlossen zum Aufnahmeort. Alle Angriffe und Verteidigungsphasen wurden mehrere Male geübt, bevor sie vor die Linse kamen. Klappten auch sehr gut, wie überhaupt der militärische Beirat der Csérépy-Filmgesellschaft sein Handwerk gut verstehen muß.

Die Soldaten waren nicht ungesprächig. Soweit sie nicht dem russischen Flüchtlingslager Wünsdorf entstammten, waren sie alle Gutsarbeiter. Sie seien — so erzählten sie — auf verschiedene Güter verteilt, besäßen Waffen und stünden unter dem Kommando von Offizieren, die als Gutsinspektoren fungierten. Und auf ihrer Stammrolle stand: Freicorps R o ß b a c h.

Jawohl, in dem Bestreben, nur Echtes zu bringen, hat sich die Csérépy-Filmgesellschaft — sicherlich nicht ohne Selbstüberwindung, da ihr, wie oft genug beteuert wurde, politische Absichten ganz ferne liegen —, dazu verstanden, an die fünfhundert Roßbacher zu engagieren. Herr von Roßbach hatte sich selbst bemüht und seine Truppe eingedrillt. Nur zu Filmzwecken

und nicht etwa aus irgendwelchen militärischen oder sonstigen Gründen. Eine Art Operettenwaffenübung. Und weil im Frieden bei solchen Gelegenheiten reichlich Alkohol floß, sind auch die Roßbachoffiziere nicht vom Althergebrachten abgekommen und haben im Offiziers-Kasino des alten Jüterboger Lagers wacker gezecht. Herr von Csérépy spendete den Sekt dazu. Natürlich nur deutschen: Hindenburgeff-grün.

In Jüterbog weiß jedes kleine Kind von dieser Roßbachschlacht bei Leuthen; nur die Reichswehrstellen konnten das nicht ahnen, weil die Soldaten ihre Marken nicht am Halse trugen. Das war aber auch das einzige, was zur Wahrung ihres Geheimnisses geschah. Sonst waren sie bei Gott recht offenherzig.

Verfassungstreuen Republikanern sei zur Beruhigung mitgeteilt, daß das Freicorps Roßbach von Amtswegen aufgelöst und daher nicht existent ist. *Otto Bogs.*

NESTROYWORTE.

Ein kleines reizend gedrucktes Büchel: Nestroyworte. Herausgegeben von Egon F r i e d e l l (Wiener Drucke 1922, bei Waldheim-Eberle hergestellt). In einem ausgezeichneten Essay nennt Friedell Nestroys Grundwesen barock, und er definiert das Wesen der Barocke (etwas willkürlich) als die „Alleinherrschaft des rechnenden, analysierenden, organisierenden Verstandes, der das aber nicht wahr haben will und sich daher in tausend abenteuerliche Masken und künstliche Verkleidungen flüchtet; die klare, sichtende, überschauende Intelligenz, die sich, des trockenen Tones satt, einen wilden Formen- und Farbenrausch antrinkt; Rationalismus, der sich als bunteste, vielfältigste Sinnlichkeit kostümiert". Und darüber hinaus „hat Nestroy noch den tiefsten Sinn der Barocke ausgedrückt, jene sublime und fatale Fähigkeit, ja Nötigung, mit dem ganzen Leben zu spielen und nichts ernst zu nehmen, auch nicht das eigene Ich". Dem reizenden Büchlein sind einige Stiche beigefügt. Eines zeigt Nestroy mit großen, klaren, melancholischen Augen, auf allen anderen Bildern schneidet er Grimmassen. Aber dieses tief schauende Auge guckt aus allen Fratzen, wie es aus allen Scherzen des Possendichters leuchtet — in die Ewigkeit gerichtet. Ich kann, um das reizende Buch zu preisen, nichts besseres tun, als hier einige von den genialsten Nestroyworten abzudrucken:

Wenn der Zufall zwei Wölfe zusammenführt, fühlt gewiß keiner die geringste Beklemmung über das, daß der andere ein Wolf ist; aber zwei Menschen können sich nie im Walde begegnen, ohne daß nicht jeder denkt, der Kerl könnt' ein Räuber sein.

Es gibt sehr wenig böse Menschen, und doch geschieht so viel Unheil in der Welt; der größte Teil dieses Unheils kommt auf Rechnung der vielen, vielen guten Menschen, die weiter nichts als gute Menschen sind.

Keinen fruchtbareren Boden gibt's in der Welt als das menschliche Herz; wenn man den Samen des Argwohns hineinstreut, das schlägt Wurzel und wächst und schießt!

Ich find', jede Beleuchtung ist unangenehm. Wenn man jemanden haßt, ist man froh, wenn man ihn nicht sieht; wozu die Beleuchtung? Wenn man jemanden liebt, ist man froh, wenn einen d' andern Leut' nicht sehen; wozu die Beleuchtung? Die übrige, gleichgültigeWelt nimmt sich im Halbdunkel noch am erträglichsten aus; wozu also die Beleuchtung?

Die Dummheit ist eine furchtbare Stärke; sie ist ein Fels, der unerschüttert dasteht, wenn auch ein Meer von Vernunft ihm seine Wogen an die Stirn schleudert. Leichtsinn wurde schon oft von dem sanften Hauch der Liebe, öfter noch von dem rauhen Sturmwind der Erfahrung verscheucht, selbst das Laster ist nicht selten vor dem Licht der besseren Überzeugung geflohen, nur die Dummheit hat sich hinter ein festes Bollwerk von Eigensinn verschanzt, pflanzt beim Angriff noch die spitzen Pallisaden der Bosheit drauf und steht so unbesiegbar da.

Es gibt noch viele, die ganz stolz den Selbstmord eine Feigheit nennen, — sie sollen's erst probieren, nachher sollen's reden.

Mit ein bisserl Charakter kann der Mensch sein Unglück prächtig verschweigen, aber 's Glück . . da wird jeder Atemzug zu Heroldstrompeten, jede Bewegung trommelt's aus: „Hier ist eine kolossale Seligkeit zu seh'n."

Ich hab' einmal einen alten Isabellenschimmel an einem Ziegelwagen g'sehn, seitdem bring' ich die Zukunft gar nicht mehr aus'm Sinn.

Die Lieb' ist eine dramatische Idylle in einem Aufzug: kurz, aber wunderschön! Und weil es zu kurz ist, deswegen wird halt das Stück so oft wiederholt, und es laßt sich leicht wiederholen, es macht keine Kosten: nur zwei Personen, man braucht keine Statisten, keine zahlreiche Umgebung dabei, schwache Beleuchtung, höchstens ein bissel Mondschein.

Es gibt mitunter geniale Herzen, die der Zeit vorauseilen und den Ersatz schon vor dem Verlust finden.

Ich bin auch verliebt, aber nicht in das schöne Geschlecht, sondern in das Flaschengeschlecht. Dabei lebt man ruhig und vergnügt. Ich umarm' eine um die andere und 's gibt keinen Zank, keine Eifersucht; höchstens die letzte wird manchmal grob und wirft mich um die Erd'.

Von halber Achte bis viertel auf Eins! Es sind nicht ganz fünf Stunden, aber wann's ein Liebhaber mit einem Herzen voll Verdacht durchpassen muß, dann ist es ein so ungeheurer Zeitraum, daß drei Ewigkeiten samt Familie kommod Platz haben drin.

BÜCHER

LUCIAN LEUWEN

Deutschland war immer bereit, ein noch so unerhebliches Talent des Auslands ans entdeckerfreudige Herz zu drücken. Umso befremdender, daß es erst jetzt von einem Roman Stendhals Kenntnis bekommt, der sich, in wechselnder Chiffreschrift niedergeschrieben, im Nachlaß Stendhals fand und teilweise schon 1855 und vollständig 1899 in Frankreich veröffentlicht wurde: Lucian Leuwen ist soeben bei Georg Müller erschienen.

Dieser Nachlaßroman ist die große Chronik des „Juste-Milieu", der Regierungszeit des birnenköpfigen Bürgerkönigs Louis Philipp. Die Bourgeosie gedeiht in ihrer Sünden Maienblüte, es ist gute Zeit für Schieber aller Branchen. Die von der Regierung ausgegebene Parole „Enrichissez-vous" wird gern und mit Talent befolgt. Der Sinn der Juli-Revolution ist vergessen. Die Revolution wird sabotiert oder exploitiert, sogar von denen, die sie machten. Erfolg ist alles. Die paar Idealisten, die sich partout nicht bekehren lassen, läßt die alleinherrschende Bankokratie von den aus dem alten Regime übernommenen Generalen niederkartätschen. Recht geschieht ihnen, den Dummköpfen, die durch Putsche die Ruhe der Spekulanten, die hoffnungsfreudige Stimmung der Börse stören. Ganz modern gab sich das Juste-Milieu, indem es eine politische Technik, auf die unsere Zeit so stolz ist, vorwegnahm: schon damals wurden die Gegner auf der Flucht erschossen. Vielleicht ist Stendhals Roman garnicht die Chronik der Dreißigerjahre, vielleicht ist es die deutsche Geschichte jüngster Vergangenheit.

Der junge Lucian Leuwen, der Sohn eines geld- und geistreichen Börsenkönigs, wird gegen seinen Willen in den Wirbel des großen Lebens geworfen. Nachdem er in einer Provinzgarnison seine Liebesenttäuschung erlebt hat, macht ihn der Vater zum Sekretär des Ministers. Er muß intrigieren, eine unreinliche Wahlkampagne leiten und tief eintauchen in den Schmutzkübel, den man euphemistisch Politik nennt. Er begreift, daß man nicht rein bleiben kann, weil die Reinheit lächerlich macht. Man muß sein Herz entstellen, um eine Rolle zu

spielen. Der Rest ist Ekel. Als Günstling der Mächtigen, als Liebling der Pariser Salons stellt Lucian die gleiche Frage, die in einem anderen Buche Stendhals ein junger Mann nach seiner Feuertaufe stellt, die ewige Frage, die die Jugend immer in die Welt ruft: „Ist das alles?" P. M.

LITERATUR-ANEKDOTEN

WAS IST EIN WECHSEL?

Zu Dumas père kommt sein blutjunger Neffe und fragt: „Onkel, was ist ein Wechsel?"

Da zieht Dumas ein Wechselformular heraus, ein papier timbrée, zeigt es dem Neffen und sagt: „Siehst du, das kostet 30 Centimes, soviel ist es auch wert, wenn es nicht beschrieben ist. Wenn ich meine Unterschrift draufsetze, ist es wertlos."

VORARBEIT

Als d'Annunzio, il Imagnifico, in seiner Villa bei Capponcina wohnte, kam er jeden Sonntag mittag in schneeweißem Anzug auf einem alabasterweißen Pferd auf den Dorfplatz geritten und hörte da, unbeweglich er und sein Pferd, der Musik zu. „Signor Gabriele probiert sein Standbild", sagten die Bauern.

TREUE

Franz Hessel hat lang in Paris gelebt und hat Heimweh danach. Ich treffe ihn gestern in München, es scheint die Sonne. Aber er hat den Regenschirm aufgespannt und die Hosen aufgekrempelt. Warum denn, Herr Hessel? „Es regnet in Paris", sagt er.

DIE ETIKETTE

Ein Maler stellt aus; die Ausstellung wird mit einem Vortrag eröffnet.

Das kommt vor.

Der Ausstellende ist mit dem Vortragenden bekannt.

Das kommt vor.

Er läßt sich vorher das Manuskript zeigen. In dem Manuskript steht der Satz: „X, ist Expressionist".

Das kommt vor.

Der Maler sagt: „Mensch, ich lang' Ihnen eine . . ."

Das kommt vor.

Der Vortrag wird gehalten. An der betreffenden Stelle heißt es nun: „X. ist keineswegs Expressionist" usw.

Das kommt vor.

Lutz Weltmann.

BERLINER TERMINE

Fürstenberg hat mit Felix Deutsch über einen Geschäftsabschluß zu verhandeln. Die Sache interessiert Felix Deutsch nicht sehr, die Verhandlungen ziehen sich hin. „Wann können wir die Sache finalisieren?" fragt Fürstenberg. „Ich muß in meinem Kalender nachsehen", erwidert Deutsch. „Heute haben wir den 18. April. Im April bin ich ganz besetzt, im Mai hab' ich auch keinen Tag frei, Juni ist auch vergeben — am 18. August, nachmittags 4 Uhr, stehe ich zur Verfügung."

Da sieht auch Fürstenberg in seinem vollgeschriebenen Kalender nach: „18. August — nachmittag — tut mir leid. Kann ich nicht. Da hab' ich eine Beerdigung."

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 16):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39.

Theater des Westens

Kant-Straße 9

Russisches dramatisches Theater

Europa-Tournée

Direktion: **A. Grischin** und **M. Muratow**

2. bis 16. Mai 1922

„Zarewitsch Alexej"

Historisches Drama von

D. Mereschkowsky

Dekorationen, Kostüme, Einrichtung von

Prof. Alexander Benois

Inszenierung von

A. Lawrentjew

Oberregisseur des früheren Kaiserlichen Theaters in Petersburg

Künstlerischer Beirat

Friedrich Járosy

Vorverkauf an allen Theaterkassen



„REVALO“

TONVEREDLUNGS - AKTIEN - GESELLSCHAFT

Berlin N 24, Friedrichstraße 118/119 (Eingang Hannoversche Str.) (am Oranienburger Tor)

Telefon: Norden 2082—2084 / Tel.-Adresse: Revalotag Berlin

Einige Besprechungen über das Philharmonische Konzert am 20. Dezember 1921 mit Revalo-Instrumenten unter Leitung von DR. ARTHUR NIKISCH

„Signale“ vom 28. Dez. 21: Und die Proben, die uns mit den neuen Instrumenten geboten werden, können keinen Vorurteilsfreien über den ganz außerordentlichen Fortschritt im Unklaren lassen . . . Über das wesentlich erhöhte Tonvolumen braucht man nicht zu sprechen. Es ist so offensichtlich, daß eine Erwähnung überflüssig scheint. Von der Quantität abgesehen, ist aber auch die Qualitätsfrage m. E. in bedeutsamer Weise gelöst worden . . . . Das glänzendste Argumentum für die Revalo-Instrumente aber erbrachte doch Händels Concerto, in dem wahrhaft frappierende Wirkungen erzielt wurden. Die Erfindung hat ihre Probe bestanden.

„Volkszeitung“ vom 25. Dez. 21: Eine Betrachtung der Klangwirkung der Streicher, vornehmlich der Geigen, läßt ihr außerordentliches Wachsen erkennen. Wie Wind in den Segeln bläht sich der Ton; prall und kraftvoll, daß es scheint, als wollten die Seiten springen, unter seinem Ansturm. Etwas in dem ausgedehnten Ton ist, was anmutet wie metallischer Beiklang. Strenges Unerbittliches beinahe, um nicht zu sagen mechanisiertes, liegt in ihm. Er ist von bestechlichem, aber kaltem Glanze . . . . In Händels Concerto-Grosso G-moll wirkte die Wucht der Streicher gigantisch, ohne jedoch das wundervolle Gelingen zu stören. Liszts Ungarische Rhapsodie Nr. 2 war zauberhaft, reizend und leidenschaftlich, von edelster Färbung.

„Berliner Börsenzeitung“ vom 23. Dez. 21: Jedenfalls war, besonders bei den Geigen, der Eindruck diesmal noch weit günstiger als am ersten Abend. Dieser Eindruck war der, daß die tiefe Lage einen volleren, pastoseren Klang, die mittleren und höheren Lagen eine weichere, edlere Färbung angenommen haben . . . . Auch das Spiel des Solisten Einar Hansen gab dafür Zeugnis. Wie zartsinnig, wie einschmeichelnd süß klang seine Geige in dem Adagio des Mozartschen A-dur-Konzerts . . . . Alles in allem ein Erfolg, der dem neuen Instrumentaltyp auf jeden Fall weitere günstige Aussichten eröffnet.

„Berliner Morgenpost“ vom 25. Dez. 21: Wiederum erwiesen sich die Instrumente als auffallend stark, groß und dabei auch schön im Ton — Eigenschaften, die besonders im G-moll-Concerto-Grosso von Händel zum Ausdruck kamen . . . . So hätten die Instrumente auch diese Feuerprobe erfolgreich bestanden.

„Berliner Börsenkurier“ vom 23. Dez. 21: Ich kann nur soviel sagen, daß sowohl der Gesamt-Streichkörper, sowie die von den Solisten benutzten Instrumente ihrer Wirkung nach außen hin durchaus befriedigten, daher sich durch runden, weichen und klaren Ton auszeichneten.

„Welt am Montag“ vom 27. Dez. 21: Ich grüße den Erfinder der neuen Revalo-Streichinstrumente, die sich der Konkurrenz mit den alten nicht zu schämen brauchen . . . . Ich grüße unsere Philharmoniker, die sich unter Nikischs Glanz und Adel enntfalten ließen.

Reichhaltiges Lager von edelsten Solisten-Instrumenten, Geigen, Bratschen, Celli und Contrabässen. — Veredlung von gebrauchten Instrumenten. — Garantiert quintenreine Saiten u. sonstig. Zubehör.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Maiwoche

Die Allierten verhandeln mit Rußland, und in all ihren Memoranden und Reden kehren die Worte wieder: Einstellung jeder Propaganda, keine Einmischung in die respektiven inneren Verhältnisse mehr, Verzicht auf kriegerische Unternehmungen, Abrüstung, Vertrauen und dergleichen schöne Dinge. Sie meinen es allesamt, natürlich sehr ernst; als vorsichtige Leute aber halten sie im Rockärmel immerhin auch noch einen anderen Trumpf verborgen. Und der heißt: Wrangel. Herr Rakowsky hatte den bösen Einfall, diese Sache, diplomatisch hintenherum, in einer sehr derben Note an Bulgarien gerade in diesen Tagen hervorzuzerren. Das arme Bulgarien hat in Wirklichkeit natürlich gar nichts mit der Sache zu tun. Die Alliierten waren es, die ihm nach dem Zusammenbruch des Abenteuers 10 000 Mann der besiegten Weißen einfach ins Haus kommandierten, während 50 000 in serbische Obhut gegeben wurden. Die Alliierten haben sogar kommandiert, daß die Leute in ihren Verbänden und unter ihren alten Führern beisammen bleiben; und als im Verlaufe der Entwaffnungsaktion, die der Friedensvertrag Bulgarien nicht vorenthält, vor kurzem schließlich auch zur Entwaffnung der Zehntausend des Wrangel geschritten werden mußte, verfügte die interalliierte Kontrollkommission immerhin, daß ihre Waffen, im Gegensatz zu den eigentlich bulgarischen, nicht vernichtet, sondern für künftige, produktive Zwecke nur aufgespeichert werden sollten. Was zwar die Rumänen, wiederum, die sich davon bedroht fühlten, zu einer offiziellen Remonstration veranlaßte; von den alliierten Regierungen aber, deren Interessenkreis den rumänischen offensichtlich übertrifft, trotz Rumänien und seiner Ängste als richtig bestätigt wurde. So lebt also die Wrangelsche Antisowjetarmee in Serbien und Bulgarien schlagfertig weiter; auf Befehl derselben Alliierten, die mit den Sowjets unter dem Stern der hochheiligen Leitsätze von Cannes verhandeln; deren oberster bekanntlich lautet, jeder Staat verpflichte sich, die inneren Verhältnisse jedes anderen als absolut unantastbare Tatsache anzuerkennen. Wie nennt man das höflich? Elastische Politik! Vielleicht auch: Si vis pacem, para bellum.

Brief aus München: War es nicht zu grausam, als Sie München im T.-B. als die dümmste Stadt Deutschlands charakterisierten? Dummheit, schrieb Thomas Wehrlin, ist keine schlechte Eigenschaft, wenn sie nur mit ein bißchen Demut gepaart ist. Unerträglich wird erst die Vereinigung von Dummheit mit brutalem Starrsinn. Hören Sie folgenden Fall, der vor einigen Tagen vor einem Münchener Volksgericht klargestellt wurde: Ein Jugendlicher war in die bayerische Fürsorgeanstalt Neuherberg gebracht worden, weil seine Eltern in Scheidung lebten und weil man befürchtete, die Mutter werde sich dem Jungen nicht genügend widmen. Die Kgl. bayerische Fürsorge widmete sich dem Knaben — wie? Das ergab die Verhandlung. Die Opfer dieser Fürsorge hungerten. Einige erkrankten an Hungerödem. Die Jungen erhielten zu wenig und zu leere Kost: Schwarzen Kaffee, Brot, Gemüse, Suppe. Drei Wochen lang keinen Bissen Fleisch! Sonntags mal, nach langer Zeit, in Kartoffeln geschnittene Kutteln. Dagegen mußten die im Wachstum begriffenen Knaben schwerste bau- und landwirtschaftliche Arbeit tun, mindestens neun Stunden täglich. Dazu an die Jüngeren Unterricht, der den Ermüdeten, Hungernden eine Strafverschärfung schien. Ein sadistisches Regiment, das der leitende Geistliche führte, riß die Zöglinge zuweilen um drei Uhr nachts von der Pritsche. Kein Wunder, daß der Junge mit einem Kameraden ausriß. Als er wieder in die Fürsorge zurückgebracht wurde, verkündete der leitende Geistliche — Brandstetter heist der Gütige — in der Kirche, oh bayerisches Christentum, daß die Ausreißer mit einem Ochsenziemer geprügelt werden sollten. So geschah's. Drei Aufseher hielten die Jungen fest, ein vierter, tierischer Geselle, versetzte dem Knaben 25 Hiebe mit einem Ochsenziemer. 24 Stunden Pause. Am nächsten Tage dieselbe Prozedur. Wieder 25 Hiebe mit dem Ochsenziemer. Vier Aufseher zur Ausführung. Im Nebenzimmer stand der christliche Priester und zählte die Hiebe und die Schmerzensschreie. Nachstrafe: Die Jungen hatten acht Tage das Essen kniend einzunehmen! Acht Tage waren die Knaben zu einem Schweigegebot verurteilt! . . . Weil die Jungen bei ihrer Flucht Anstaltskleider und Nahrungsmittel mitgenommen hatten, wurden sie noch vor das Volksgericht gestellt. In der Verhandlung sollten die Grausamkeiten der geistlichen Leitung, die Unterernährung der Zöglinge durch Zeugen bewiesen werden. Die stumpfen Menschen, die sich in München Volksrichter nennen, lehnten das Anhören dieser Zeugen

ab, deren Aussagen der echtbayerische Staatsanwalt „unerheblich" zu nennen den traurigen Mut hatte, weil sie die zu bekundenden Tatsachen als wahr unterstellten. Und so wurde der arme Junge, der die Scheidung seiner Eltern mit Zerstörung seiner Jugend büßen muß, noch zu einem Monat Gefängnis, freilich mit Bewährungsfrist, verurteilt. Jener geistliche Unhold, der wehrlose seiner bestialischen Fürsorge anvertrauten Knaben auspeitschen läßt, wurde nicht einmal angeklagt. Und als die abscheuliche Sache durch die Zeitungen ruchbar wurde, gab es in den bürgerlichen Blättern kaum einen lebendigen Protest, keinen Aufschrei entsetzter Herzen, keine Disziplinierung so stumpfer Richter, überall nur Schweigen von verdauenden, bierträgen Dickhäutern. Ja, als eine tapfere Frau über diese Abscheulichkeiten im Münchener Gemeinderat sprach, rief ihr ein feister Phlegmatiker zu: „Nicht zu lang reden!" Ja, dies ist München. Die dümmste Stadt? Schlimmer: Die stumpfste.

Erstaunlich, wie dumm oft gescheite Leute sein können, besonders Professoren, insbesondere deutsche Professoren! Da beschwören Eucken, Rickert, Marks und überhaupt die bekanntesten Gelehrten in einem flehentlichen Rundschreiben die Wiener, sie möchten doch um Gottes willen nicht eines der wichtigsten Wahrzeichen ihrer Kultur verkaufen, lieber verhungern! Und dieses Wahrzeichen? Die Gobelins der ehemals kaiserlichen Sammlung, Werke flandrischer und französischer Weber nach italienischen Entwürfen, sehr schöne Produkte einer längst vergangenen Kultur, die mit Wien und den Wienern nichts weiter zu tun haben, als daß sie eine Sehenswürdigkeit für Fremde sind, die sich der Wiener also nicht anschaut, und, tut er es schon, davon so kultiviert wird, wie der Herr Kohn oder Meier, der sich Louis Quatorze möbliert und glaubt, jetzt sei er der große Condé. Merkwürdig, wie sich so deutsche Idealisten und Kulturerzeuger die Kultur vorstellen: als einen materiellen Besitz von Gegenständen. Nein, sagen die Professoren, die Wiener sollen lieber weiter ihr Leichentuch weben, als diesen ihren von ganz anderen Leuten gewebten Kulturbesitz nach Chicago verkaufen. Es geht doch nichts über den gediegenen deutschen Idealismus!

Auf die paar Dinge, die man als leidlich durchschnittlicher Mensch versteht, kommen bekanntermaßen sehr viele, die man nicht versteht. Das braucht nicht weiter schlimm zu sein; wenn man nur nicht, auch in allen diesen Dingen, die man nicht versteht, zum Urteil aufgereizt würde. Das Gespräch, die Langeweile, die Kannegießerei, die Zeitung, das böse Beispiel, der Wetteifer, die Selbstgerechtigkeit und, von derlei Menschlichkeiten zwar leise tingiert, aber doch auf einem unabweisbaren Rechte gegründet, ein Gefühl, daß Menschenverstand als das Maß aller menschlichen Dinge jedermann mitgegeben und anvertraut sei, — alles das läßt uns die Grenzen der Sachverständigkeit unrespektiert halten. Verhüte der Himmel, daß es je anders werde! wie sollten wir sonst zum Reichstag wählen, wie in ihm sitzen?!

Indessen wird es einem doch manchmal zum Rätsel, auf welche Weise man eigentlich zu den stärksten seiner Gewißheiten kommt, sie gegen Angriffe von berufener Seite verteidigt und sogar selber damit zum Angriff ausholt. Oft entdeckt man sich dabei als einen Schwimmer, der nicht stille halten darf, sonst geht er unter; der zum jenseitigen Ufer hinüber muß, weil er vom diesseitigen schon zu weit davon ist. Ein andermal stützen sich in uns zwei Gedanken wie zwei Betrunkene, von denen jeder allein zu Boden torkeln würde.

Als ich vor einiger Zeit Tolstojs „Krieg und Frieden" wieder las, konnte ich manche hierauf bezügliche Beobachtung, tröstliche, bedenkliche, beschämende, an mir wiederholen. Ich erinnerte mich der ersten Lektüre: eines überwältigenden, pflügenden Eindrucks; damals war ich sehr jung, und das christlich Revoltante des Buches war wohl der stärkste Antrieb zur Kritik, den ich überhaupt erfahren habe. Unter den vielen neuen Lichtern, die mir aufgesteckt wurden, war mir, der als Knabe nicht höher als auf Blücher und Gneisenau schwur, keines der geringsten Tolstojs Zweifel an einem besonderen militärischen, strategischen Genie. Von der Dorfschule her wußte ich, daß mit Napoleon nicht viel los gewesen sei; auf dem Gymnasium war mir dieselbe Überzeugung fast zur Pflicht gemacht worden, aber da war ich ihr, wie allen Lehren des Gymnasiums, schon aufsässig. Und nun rührte ein großer Dichter an das gewohnte Herz, und der zur Götzenzertrümmerung bereite Sinn hörte

mit Lust auf ihn. Zudem hatte er, der helläugige ci-devant Offizier, seinen einleuchtenden Beweis: die Adjutanten bringen dem Feldherrn ihre Meldungen in einem Augenblick, wo die befehlheischende Situation längst verändert ist; sie tragen den Befehl dieses Augenblicks in eine auch über diesen Augenblick längst hinausgeschwollene Lage; — sonnenklar, daß dieses ein Unsinn ist. Sonnenklar, daß die Entscheidung bei andern, einfacheren, realeren Faktoren liegt, als bei dem scheinbaren Mittelpunkt der Ereignisse. Nicht Napoleon wußte etwas, sondern Kutusow; Kutusow, der Säufer, Kutusow, der Völler, Kutusow, der russische Lüdrian und fromme Kreuzschläger vor den Heiligenbildern; und dieser einzig und allein darum, weil er wußte, daß er nichts wußte. Kam aber bei den Beratungen ein deutscher Militär zu Worte, mit seiner systematischen, strategischen Wissenschaft, so war mir schamvoll zumute, wie wenn ein Angehöriger oder Freund sich in Gesellschaft taktlos übernimmt.

Eines Tages war mir das alles nicht mehr sonnenklar. Und wenn ich untersuche, woher die Änderung, so finde ich als ihren Anlaß leider kein Studium der Geschichte und der Kriege; nur ganz im allgemeinen einen wachsenden Zweifel auch an dem Zweifel; und hauptsächlich Tolstojs Worte gegen „die gelehrte deutsche Musik". Auch ich liebe Tschaikowski; aber daß ein ganzer Wald von Tschaikowski gegen eine Saite Bach in die Luft fliegt, das war mir und blieb mir sicher. Wenn aber der gräfliche Muschik es hierin verfehlte, wie lag nicht das Bedenken nahe, daß er es in andern, ähnlichen, souveränen Gebieten ebenso wenig träfe! Ist es das eine Mal wahr, daß die Dinge einfacher liegen, als sie scheinen, so das andere Mal, daß sie komplizierter sind, als sie scheinen.

Als ich nun im vergangenen Winter den Roman wieder durchwanderte, die Bewunderung noch größer war, da ich mehr als früher vom Metier verstand, aus demselben Grunde die Überraschung, besonders in psychologischer Hinsicht, sich stumpfer erwies, denn das (moralische) Schema des Psychologen Tolstoj war mir übersichtlich geworden, geschah es doch, daß ich dem militärischen Kritiker wieder und freudig erlag. Bis ich entdeckte, daß eine Erbitterung, eine Empörung schärfster, persönlichster Art langsam in mir spannte. Das ist ja ein Chauvinist von der verstocktesten Sorte, sagte ich mir; und als er mit unverkennbarer, bösartiger Lust die russische Artillerie in die an der Beresina zusam-

mengeknäuelten Haufen hineinpfeffern läßt, stand mit einem Schlage ein Bild vor mir, das ein württembergischer Offizier als Augenzeuge überliefert hat: In dem mörderischen Kampfe um die berühmten, dem eistreibenden Fluß aufgezwungenen Brücken hält zu Pferde eine schöne, junge Frau, Witwe eines wenige Tage vorher gefallenen Obersten. In ihren Armen trägt sie das vierjährige Töchterchen. So verzweifelt sie bittet und sich bemüht, gelingt es ihr nicht, sich durch den Sintflutwahnsinn durchzuschlagen; die Brücken sind überfüllt, verstopft und mit Niedergetretenen gepflastert. Brav, mit gutmütigstem Teufelshohn feuert der Russe dazwischen und sorgt dafür, daß der Eifer der Gehetzten nicht abflaue. Eine Kugel wirft das Pferd der Witwe um, doch sie kommt auf ihre Füße, das Kind im Arm. Eine zweite Kugel durchbohrt ihren Oberschenkel; da weiß sie, ihr Kampf ist zuende. Sie schlägt sich den Rock über die Knie zurück, löst ihr Strumpfband, würgt es um den Hals ihres Kindes und erdrosselt unter Küssen das geliebte Wesen. Danach, das tote Kind an sich drückend, legt sie sich flach auf den Boden, und einen Augenblick später ist eine Mücke mehr zerdrückt, für Gott und Menschen als wäre sie nie gewesen.

Denn es waren Kinder und Frauen und sonstige Unschuldige bei den damaligen Heeren. Hat der große, menschliche Tolstoj das nicht gewußt? Sicherlich hat er's gewußt, und sicherlich hat es ihm leid getan; aber der heimliche, unheimliche Triumph, das Magma des Bösen, wogte und brodelte auch bei ihm unter der dünnen evangelischen Schicht. Trotzdem könnte er freilich als Kritiker der Strategie doch Recht haben; aber mir wehrte die Obristenwitwe, seine Klugheit anzuerkennen, ja auch nur noch weiter zu ertragen, — und ich klappte das Buch zu. In dieser Stimmung kam mir, höchst erwünscht, ein Wort von Ola Hansson ins Gedächtnis, worin er Tolstoj einen Halbgebildeten nennt, der für Ungebildete schreibe.

Ein paar Monate später, ganz vor kurzem, lese ich, daß unser berühmter Generalstabschef, Graf Schlieffen, zugestanden habe, aus des Professors Delbrück Darstellung die entscheidende Klarheit über die Anlage der Schlacht von Cannae gewonnen zu haben. Und so sehr ich mich auch dagegen sträubte, konnte ich nicht verhindern, daß Tolstojs Hohn über strategische Wissenschaft mir wieder siegreich aufglänzte. Ohne Grund, ohne Berechtigung, und doch mit der ganzen Kraft der mich selbst in mein Gleichgewicht setzen-

den Überzeugung. Ich glaubte nicht an „Cannae“, außer an dieses eine im Jahre 216 v. Christo; und jeder Versuch, aus der Einmaligkeit ein Schema, eine Lehre, eine Wissenschaft abzuziehen, schien mir der verderblichste aller Irrtümer. Können doch selbst im Schachspiel die Eröffnungen nur auf verhältnismäßig wenig Züge analysiert werden. „Cannae“, so schien mir, vermag im Jahre 1914 nichts mehr zu helfen, auch wenn es bis dahin einwandfrei richtig gewesen wäre. Bis dahin war es Spiel, und von da ab ging es um leibhaftige Menschen.

Ich werde den Verdacht gegen „Cannae“ nicht mehr los. Auch Genua ist „Cannae“. Und was das Schlimmste ist, auch die Konzilien und Konsilien der drei Internationalen sind „Cannae“. Sowjet ist „Cannae“, und sogar die Russen kennen ihre Dichter nicht mehr.

ERKLÄRUNG

Das Schiedsgericht im Streitfall Großmann-Jacobsohn, bestehend aus Richard Otto Frankfurter, Fritz Engel, Herbert Jhering, Hans Kyser und Paul Wiegler, ist nach eingehender Prüfung einhellig zu folgender Überzeugung gekommen:

Die tatsächlichen Vorwürfe Siegfried Jacobsohns gegen Stefan Großmann waren geeignet, ihn in seiner Ehre schwer zu kränken. Die Behauptungen sind nicht erwiesen. Herrn Großmann fallen ehrenrührige Handlungen nicht zur Last.

Jacobsohn konnte — bei seiner Berufsauffassung — nach dem äußeren Scheine und auf Grund von Zwischenträgereien der Meinung sein, daß er seine Angriffe berechtigterweise erhebe. Daß er aus unlauteren Beweggründen vorgegangen sei oder unehrenhafte Handlungen begangen habe, wird vom Schiedsgericht verneint.

Nach dieser Erklärung des Schiedsgerichtes haben die Parteien auf einen formalen Schiedsspruch verzichtet und den Streit, dem Vorschlag des Schiedsgerichtes folgend, für beendet erklärt.

II.

Weg in den Ring.

Geheißen hat er wie ich, Georg Miers, und war Schlächter in Adlershof. Na ja, stark war er schon, mein Vater, wie alle Schlächter, aber ich glaube, gegen mich hätte er nicht eine Runde gestanden. Ich bin am 19. September 1894 geboren und kam in der Schule bis zur ersten Klasse, hatte aber Unglück und wurde nicht eingesegnet, weil . . . . na, dir kann ich's ja sagen. Ich war über 13 Jahre alt, hatte die letzten Konfirmationsstunden und war schon lange bei keiner Frau gewesen — das Mädel habe ich am Rummel kennen gelernt, sie war mir gleich verdächtig — am Tage der Einsegnung lag ich mit Krätze in der Charité. Von den Jungens in meiner Straße war ich der Stärkste.

Mit fünfzehn Jahren fuhr ich als Trimmer auf der „Kronprinzessin Cäcilie" nach Amerika. In Hoboken blieb ich (meine ganze Wäsche und zwei Anzüge hatte ich angezogen) an Land, und bekam bald Anstellung als Kutscher einer Ziegelei in New-Haven. Einmal kam ich gerade zum Wagen, als der erste Kutscher mein Pferd mit dem Peitschenende immerzu über das Kreuz schlug, weil es den überladenen Wagen nicht anziehen konnte. Ich wollte den Wagen anschieben helfen, da gab er mir einen Tritt. Es war keiner dabei, und ich konnte ihn — als er ohnmächtig war — in den Stall legen. Nachher hetzte er alle Arbeiter auf, und man wollte mich in der Nacht teeren und federn. Aber ich rückte aus und ging in Winchester als Fräser in die Gewehrfabrik. In Winchester habe ich zum ersten Male einen öffentlichen Boxkampf gesehen. Der hat mir sehr gut gefallen, aber ich wußte nicht, wie ich das lernen konnte. So fräste ich weiter doppelläufige Flinten für die Yankees.

Einmal las ich im „Winchester Herald" eine Annonce: „Starke Boys als Boxtrainings-Partner gesucht. Die Polizei-Boxschule." Ich ging gleich hin und der Policeman, der dort abfertigte, sagte mir: „Du kannst ganz schön verdienen, bis zu 10 Dollars, aber es ist schwer verdientes Geld," und dabei lachte er. Warum er lachte, wußte ich damals noch nicht. Ich war der einzige Deutsche dort und hatte es nicht leicht. Die Yankees wollten mich nicht aufkommen lassen, und ich mußte oft mit 20—30 Pfund schwereren Boxern trainieren. Man gab mir furchtbaren Dampf. Oft wollte ich nicht mehr wiederkommen, da haben sie mich öffentlich gelobt, ich bin ein harter

Boy, haben sie überall erzählt, und da bekam ich wieder Lust. Aber es wurde immer schlimmer. Ich trainierte mit zwei Polizeiboxern sechs Runden und mußte drei Tage im Bett liegen bleiben. Jetzt wollte ich es auf keinen Fall mehr wissen. „Du kannst doch nicht Deutschland blamieren, in Winchester werden alle über Deutschland lachen," sagten sie — da ging ich wieder boxen. Nach drei Monaten war ich so hart, daß einzelne gute Leute nicht mehr mit mir trainieren wollten; mein rechter Schlag war gefürchtet.

Aber mit der Zeit wurde mir das Leben auf dem Festlande langweilig. Ich nahm wieder Heuer als Leichtmatrose, boxte und trainierte an Bord weiter.

In Buenos Aires, in der „English Mission" (Seemannsheim) wurde jeden Abend gekämpft. Ein rothaariger Irländer, Mc. Kelley, war schon seit vier Tagen Meister. Keiner wollte mit ihm in den Ring gehen, und er verulkte alle, besonders uns neu angekommene Leute von der „Connecticut". Ich nahm die Herausforderung an und abends kämpften wir.

Noch im Ring vor dem Kampf lachte mich Mc. Kelley aus, und ich ging verärgert und unruhig in den Fight. Meine ersten Schläge konterte er, und ich war eine Minute nach Beginn schon angeschlagen, so daß ich kaum den Gegner sah, die Schläge von allen Seiten nehmen mußte und vor Wut am ganzen Körper zitterte. Jetzt hatte er mich ganz in der Hand, ich mußte zweimal bis - 9 - zu Boden, aber zum Glück kam bald die Minute Pause.

In der zweiten Runde war er ganz übermütig, hänselte mich „coward" und „dutchman" und war so die Veranlassung, daß ich den aussichtslosen Kampf nicht aufgab. Jeder Schlag, der mich traf, hatte die Wucht, als ob er Eisen in den Handschuhen hätte. Ich nahm mir immer wieder vor, ruhig zu bleiben, wurde aber immer aufgeregter und wütender. In die zweite Pause ging ich mit einem halbgeschlossenen Auge.

Ich bat meine Sekundanten, mir das obere Augenlied mit einer Nadel zu öffnen und das Blut auszusaugen, damit sich das Auge nicht schließe, aber sie ekelten sich, so daß ich zu Beginn der dritten Runde das rechte Auge ganz zu hatte.

Der Irländer, durch den harten Widerstand sehr gereizt, wollte schnell Schluß machen, schlug aus allen Lagen, und trotzdem ich in Doppeldeckung abwehrte, traf er mich durch die Deckung auf den Kinnpunkt. Ich ging völlig angeschlagen herunter. Mir war, als ob

der Kopf aufplatzte. Wie aus weiter Ferne hörte ich den Schiedsrichter zählen, ich war vollkommen betäubt, meine Sekundanten hämmerten, um mich zu wecken, neben mir mit den Fäusten den Boden, ich hörte nur die Schreie „dutchman — dutchman“, da schlug der Gong — die Pause hatte mich noch einmal gerettet.

In der Ruheminute kam ich zu mir und erholte mich ziemlich rasch. Ich sah gleich bei Beginn der vierten Runde, daß der Rothaarige erschöpft war. Jetzt war ich der Ruhigere, fintierte und traf, trotzdem ich nur auf einem Auge sehen konnte, mehrere Male. Man applaudierte. Stark geschwächt hätte ich meinem Gegner keinen „knockout“ geben können. Da beschloß ich ihn zu täuschen und aus seiner guten Deckung zu locken. Auf einen schwachen Leberhaken ging ich bis -6- zu Boden, erhob mich, anscheinend stark geschwächt, und ließ mich von ihm mit Links-Rechtsschlägen an die Seile drängen. Jetzt stand er völlig offen vor mir, nur darauf achtend, mich entscheidend zu treffen. In dem unerwartetsten Moment traf ich ihn mit einem rechten Kinnhaken genau auf den Punkt.

Der wäre nicht aufgestanden, und wenn man bis -50- gezählt hätte. By Jove, das war mein schwerster Sieg!

Auf einem Bananentransport von West-Indien nach Holland wurde ich auf hoher See verhaftet, ich hatte keine Ahnung warum. Erst in Gaston sagte man mir, daß Krieg zwischen England und Deutschland sei. Ich kam ins Zuchthaus nach Liverpool und dann, ein halbes Jahr später, nach Knockeloe auf Insel Man. Im Lager wurde geboxt. Ich zählte dort zu den ersten Professionalboxern und behielt meine Form auch eine Zeitlang nach unserer Heimkehr in Deutschland. Aber• dann! Unsolider Lebenswandel, Vernachlässigung des Trainings und das zu gute Leben brachten mich zurück; sehr zurück sogar. Jetzt bin ich aber wieder fleißig, trainiere mit dem dänischen Meister Chic Nelson und dem ehemaligen deutschen Schwergewichtsmeister Otto Flint, und glaube, wenn ich mich von 150 Pfund auf unter 140 Pfund bringe, ein schwer zu schlagender Mann im Mittelgewicht zu sein.

Musik? Ich liebe gute Musik. „Der letzte Walzer“ und „Wenn die Liebe nicht wär“, sind meine Lieblingsstücke. Von Büchern habe ich „Die Liebesabenteuer der Kaiserin Katharina“ mit starken Männern am liebsten. Ins Theater gehe ich nicht, ich habe schon zuviel menschliches Elend in Wirklichkeit gesehen. Der Künstler, den ich am meisten verehre, ist Charlie Chaplin.

Wer, wie ich, Ullsteinbücher gewohnheitsmäßig — nicht liest (also ohne Kenntnis des Romans von Nobert Jaques in den Ufa-Palast kommt), kann durch den Film „Dr. Mabuse“ eine dreifache Sensation erleben. Estens sieht er eine aufregende kriminalistische Angelegenheit: den fanatischen Verbrecher riesigen Formats, dem es Lebensnotwendigkeit ist, mit Schicksalen und Menschen zu spielen, dessen raffinierte Schläue und Suggestionskraft alle Verfolgungen abschlägt und zu sich jeglichen zwingt, wen er will. Zweitens wird das Auge gereizt und entzückt durch die außerordentlich geschickte, durchgebildete, (ich riskiere zu sagen) kunstvolle Photographie Karl Hoffmanns. Wie hier mit Licht und Schatten gearbeitet wird; wie in nächtlicher Straße mit Stadtbahn aus dem Dunkel Lichter rasen, schwanken, schwelen; wie im Blick durchs Opernglas die beobachtete Gruppe durch das Drehen des Stellrädchens von verzerrender Verschwommenheit ins Klarumrissene sich wandelt; wie der drohende Schatten des Bösewichts voranküendigend ins Bild fällt, — das sind photographische Neuerungen, die man bisher nicht sah. Und drittens hat der Regisseur Fritz Lang mit Inbrunst sich bemüht, den Wahnwitz unserer Epoche in charakteristischen Typen und Milieus zu konzentrieren. Während der Roman des Norbert Jaques mehr das Bild des Verbrechers Mabuse entwickelt, will dieser selbst unstete Lang, ehemals Maler zu Paris, mit Erfindungskraft, Witz, bildhafter Komposition ein rapides Zeit-Bild entrollen.

Ich will gestehen, daß mich die Regieleistung Langs veranlaßt hat, nachträglich den trotz des berückenden Themas salopp hingeschlenkerten Roman Jaques' zu lesen, und sie verlockt mich, nicht eine regelrechte Kritik dieses Films, sondern ein paar prinzipielle Bemerkungen über die Möglichkeit des zeitgenössischen Films zu schreiben. Gegen das Manuskript mit seinen Dehnungen und Unwahrscheinlichkeiten läßt sich viel, über die schauspielerischen Leistungen wenig äußern. Aber es kam Lang anscheinend nicht so sehr darauf an, große schauspielerische Leistungen, überragende Filmspieler zu zeigen, sondern er will keinen dieser Menschen, selbst Mabuse nicht, aus der Totalität dieser tollen Welt heraustreten lassen, — deshalb wurde die Titelrolle nicht dem dämonischen Phänomen Krauß, sondern dem zuverlässigen, maskengewandten, aber nicht suggestiv genug wirkenden Klein-Rogge gegeben. Noch mehr als in Jaques Roman

werden die Gestalten dieses Films zu Typen destilliert; und alle Typen sind aus unserer rasenden, korrupten, verwirrten Epoche geboren und schmelzen wieder in diese Welt hinein.

Da soll man die aus ihrem gepflegten Milieu nach dem geahnten Abenteuer sich verzweifelt sehnende Aristokratin sehen; den spielerisch in den toten Räumen eines von Expressionismus strotzenden Heims an Kunstdogmen sich hingebenden, untätigen Schwächling, die dem schwarzmagischen Verbrecher sklavisch verfallene Tänzerin, deren Liebe er niedertritt. . . Und dann beginnt der Regisseur Lang alles zusammenzupressen, was diese letzten Jahre an Überreiztheit, Verderbnis, Sensation und Spekulation uns brachten: wissenschaftlich durchdachte Verbrechen; Börsenrummel mit schieberisch jäh wechselnder Baisse und Hausse; exzentrische Spielklubs; Hypnose, Suggestion, Kokain; Spelunken, in die sich Genüßlinge und Bac-Spieler flüchten... morbide, seelisch und sexuell hörige Menschen, und all jene entwurzelten Existenzen, deren Skrupellosigkeit selbstverständlich ist, weil sie nichts zu verlieren haben als dies Leben, das ohne diese Skrupellosigkeit noch verlorener wäre.

Sicherlich übersteigt, überspitzt, übertreibt der Regisseur dies alles. Aber wenn er auch wirken will um jeden Preis, — alles ist mit Geschmack, Sorgfalt und Talent gearbeitet. Sicherlich sind die hier vorgeführten Dinge weniger wichtig als wir glauben und eigentlich nur auf die paar Riesenstädte Europas beschränkt. Aber dennoch sind es gerade diese Milieus, diese abenteuerlichen Typen, für die alle Menschen unserer Zeit (ich wage nicht zu sagen: leider) von brennendem Interesse zerfressen worden, gleichviel ob sie in den Großstädten in ihren Berufen schüchtern schleichend danach schielen, oder ob sie in entlegenen Provinzstädten weltabgeschnitten hausend hinhorchen nach dem turbulenten Klamauk. Der Regisseur bemüht sich in furiosem Tempo, mit enthusiastischem Temperament jene verwirrende betäubende Atmosphäre im Bild zu konzentrieren, die so aufreizend wirkt, weil nur aufgereizte Menschen in ihr existieren können, — jene von allen Lastern, Lüsten, Leidenschaften durchschwängerte Atmosphäre, an deren Vorhandensein jeder einzelne mitschuldig ist, sei es als aktiv Mitwirkender, sei es nur deshalb, weil er in der Epoche der Demokratie und des Sozialismus dies unsoziale Geschehen zuläßt.

Dieser Film wird überall einen Riesenerfolg haben, nicht weil er, wie die biographischen und geschichtlichen Filme die historische Neu-

gier und das Interesse an Massenszenen befriedigt, auch nicht wegen der kriminalistisch-kolportagehaften Handlung, die ja die Amerikaner tausendmal besser erfinden und durchführen, sondern weil viele Millionen Menschen, die dunkel das Tohuwabohu der ausgeburten unserer Zeiten fühlen, hier den Zusammenbruch-Wahnsinn, in dem zu leben wir alle gezwungen sind, sichtbar, greifbar und doch bildmäßig und rhythmisch geformt, erblicken. Optimisten werden sagen: Dieser direkte Anblick wird abschrecken, bessern. Pessimisten werden einwenden: er wird verlocken, anstecken, Bazillen der Fäulnis pestilentisch verbreiten.

Ich glaube an beides nicht; sondern meine, daß hier die den Menschen unserer Zeit eingeborene Neubegier und Unruhe auf eine spielerische und harmlose Art gestillt werden kann. Nicht die verfälschenden historischen Filme, sondern solche Gegenwarts-Filme sind unserer Zeit gemäß, also zeitgemäß; solche Filme, von kultivierten Regisseuren hergestellt, vermögen die Sensations- und Schaulust der vielen Menschen, die sowieso dem Theater und nicht zuletzt durch die Schuld des zeit-ungemäßen Theaters selbst, der Schaubühne verloren sind, auf einer unschädlichen Ebene sich austummeln zu lassen und zugleich gefährliche Gelüste und Instinkte der verwirrten Massen abreagieren zu machen.

Durch schauderhafte Aufklärungsfilme und ranzig-muffige Gesellschaftsromane war die sogenannte Welt, in der man sich nicht langweilt, langweilig geworden. Jetzt beginnt diese Welt, die eben die Welt unserer Epoche ist, jene Vergangenheit zu besiegen, die, nachdem sie bereits im historischen Roman gestorben war, in der nachhinkenden Filmentwicklung noch einmal versüßt und schematisch zusammengebastelt aufflimmern wollte. In unserer atomistisch-zersplitterten Gesellschaftsordnung erwischt jeder nur ein Fetzchen des Gewandes unserer Zeit, das uns alle umschließt, . . . und dennoch möchte jeder nach dem ganzen Mantel greifen. Der Film, der in rapidem Tempo zeitlich und räumlich Auseinanderliegendes und -geschehendes nebeneinander abkurbelt, kann uns das verlorengehende und doch ersehnte Gemeinschaftsgefühl wiederempfinden lassen. Der Film „Dr. Mabuse" hat Fehler, Längen, Unmöglichkeiten. Aber er läßt den Weg erkennen, den der Film unserer Epoche aufwärts zu rollen hat.

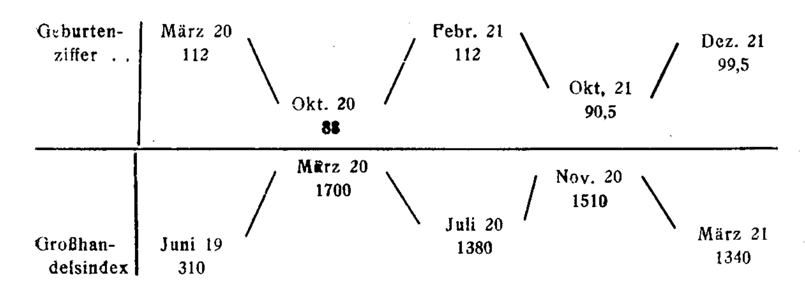
Konserven, Leinöl, Dachpappen, Platin und Gold, —
Alles, was rollt,
Schieb ich, wohin Ihr wollt:
Ich habe einen Posten Lebertran
Mit der Bahn
Aus Holland nach Wien, und von Wien nach Bochum („prima
Speisefett“) verschoben,
Und einen Posten alter Kleiderbestände
Von Krotoschin nach Ostende
Und von Ostende nach Leipzig: „prima Pariser Garderoben“.
Bald hab ich ganz Europa verschoben.
Amerika, Asien, Afrika
Sind ja noch bis auf weiteres „freibleibend“ da.
Zehn Niggerstämme, die am Kilimandscharo wohnen,
Ein Urwald von recht beträchtlichen Dimensionen,
Ein Posten frischer Klapperschlangen und Rhinozerosse,
Zehn Tausend Schimpansen und Kakadus
(Am liebsten gegen Pariser Dessous)
Frei ab Lager (Timbutku, Rudolf Mosse).

Hätt' ich, wie Archimedes, einen festen Punkt da oben, —
Die ganze Welt wäre bald verschoben.
Planeten, Sonnen, — Milliarden und Billionen —
Das Geschäft muß sich lohnen,
Wenn es dem Herrgott schon so lange gefällt:
Gott schiebt die Welt!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Maiwoche

Eine Arbeit im letzten Heft von „Wirtschaft und Statistik" verdient weiteste Verbreitung. Sie stellt eine Beziehung zwischen Markbewegung und Geburtenbewegung her, und beweist eindeutig: wenn die Kaufkraft der Mark vorübergehend wächst, wächst ungefähr neun Monate später auch die Geburtenzahl; und umgekehrt: wenn die Kaufkraft der Mark sich vermindert, vermindert sich etwa neun Monate später auch die Geburtenzahl. Die Höhe- und Tiefpunkte des Großhandelsindex einerseits und der täglichen Geburtenzahl (im Monatsdurchschnitt) andererseits stehen sich bis Dezember 1921 folgendermaßen gegenüber:



Die Bewegung ist nicht immer genau um neun Monate auseinander, denn der Mensch steht schließlich ja nicht nur unter der Wirkung des Augenblicks, sondern eilt mit seinen Hoffnungen und Befürchtungen den Ereignissen um ein bis zwei Monate wohl auch voraus. Aber innerhalb dieser geringfügigen Abweichungen ist die Gesetzmäßigkeit vollkommen: schon jede kleinste Teuerungstendenz verstärkt den Pessimismus der Bevölkerung derart, daß der Fortpflanzungswille ganz erheblich leidet; und schon jede kleinste Verbilligungstendenz genügt zur Erweckung eines Optimismus, der sich neun Monate später in stark vermehrten Geburtenziffern dokumentiert. Das ist der neue Rhythmus der Geburtenbewegung — ein Rhythmus des Index, statt eines Rhythmus' der Jahreszeiten. Der alte Lenz ist vom Kurszettel entthront!

Während sich in Deutschland die Symptome eines Umschlags der bisherigen Konjunktur häufen, scheinen sich in den hochvalutarischen Ländern, die nun schon viele Monate hindurch unter einer außerordentlich schweren Absatzkrise leiden, gewisse Ansätze zum Besseren zu zeigen. So ist in der Schweiz zwischen Anfang März und Anfang April eine erhebliche Verminderung der Arbeitslosigkeit festzustellen. Die Zahl der gänzlich Erwerbslosen ist in diesem Monat von 99 000 auf 89 000, also um 10% zurückgegangen, die Zahl der teilweise Erwerbslosen von 46 000 auf 40 000, also um 14%. Und auf hundert offene Stellen entfielen im März nur noch 585 Arbeitsuchende, gegen 897 im Februar. Aber obwohl darin ein gewisser Fortschritt liegt, darf man doch nicht übersehen, daß er zum Teil einfach im Saisonwechsel begründet ist. Das geht zum Beispiel daraus hervor, daß die Verminderung der Arbeitslosenzahl sich allein im Baugewerbe auf 4348 belief; und eben das Baugewerbe ist ausgesprochen eine Saisonbranche. Eine gewisse Belebung des inneren Marktes mag zwar eingetreten sein; aber was die Ausfuhr anbelangt, wäre es sicher falsch, die kleine Besserung in den hochvalutarischen Ländern in ursächlichen Zusammenhang mit der Verschlechterung der deutschen Industrielage zu bringen. Die vulgäre Meinung, daß diese Dinge sich wie Plus und Minus gegenüberstünden, ist den Tatsachen gegenüber nicht aufrechtzuerhalten. Der deutsche Export des Jahres 1921 belief sich nach Glasenapp auf 3,4 Milliarden Goldmark (gegen 10,1 Milliarden im Jahre 1913!); die Meinung, daß deutsche Überkonkurrenz die Ware der anderen vom Markte verdrängt habe, wird von den Ziffern also widerlegt. Wirkliche Quelle der Absatzstockung in den hochvalutarischen Ländern ist nicht die Konkurrenz, sondern, im Gegenteil, die Kaufkraftlähmung Mittel- und Osteuropas. Diese Kaufkraft kann aber nur wiederhergestellt werden, wenn man den valutaschwachen Ländern, vulgär gesagt, mehr zu verdienen gibt. Es ergibt sich somit das (scheinbare!) Paradoxon, daß die Ausfuhr der hochvalutarischen Länder sich nachhaltig nur dann steigern kann, wenn man auch den schwachvalutarischen Ländern Gelegenheit gibt, ihre Ausfuhr zu steigern. Dieser Zusammenhang wird fast überall noch verkannt, woher kämen die Engländer sonst dazu, sich so lebhaft um Verteuerung und dadurch Eindämmung der deutschen Ausfuhr zu bemühen?

Zur Einkommensverschiebung der verschiedenen Berufsklassen untereinander geben zwei amtliche Berechnungen in nackten Ziffern niederschmetternde Illustrationen. Erstens: bei der Reichseisenbahn beträgt gegenwärtig das Einkommen

des ungelernten Arbeiters	das	35fache	des	Friedenseinkommens
„ angelernten	„	„	24 „	„	„
„ gelernten	„	„	23 „	„	„
„ unteren Beamten		„	25 „	„	„
„ mittleren	„	„	14 „	„	„
„ höheren	„	„	10,5 „	„	„

Zweitens: wird das Einkommen des ungelernten Arbeiters gleich 1 gesetzt, so verhielt sich das Einkommen der übrigen Kategorien im Jahre 1913 und am 1. April 1922 wie folgt dazu:

	1913	1. IV. 1922
Einkommen des ungelernten Arbeiters	1	1
„ „ angelernten „	1,51	1,03
„ „ gelernten „	1,63	1,07
„ „ unteren Beamten	1,60	1,16
„ „ mittleren „	3,55	1,45
„ „ höheren „	6,85	2,07

Es ist nicht notwendig, diesen trostlosen Statistiken, die in ganz ähnlicher Weise übrigens auch für die vielgerühmte Privatwirtschaft aufgestellt werden könnten, auch nur ein Wort der Erklärung anzufügen.

Den deutsch-russischen Vertrag haben wir in Deutschland, mit ganz geringen Ausnahmen, allsamt als erfreuliches Ereignis begrüßt. Aber gegenüber extremistischen Hoffnungen, die hier und dort an den Vorgang geknüpft werden, ist es doch gut, der Tatsachen eingedenk zu bleiben. Zu ihnen gehört erstens, daß bisher nur über die Vergangenheit, nicht aber über die Zukunft Vereinbarungen getroffen worden sind. Zweitens aber, daß selbst aus weitestgehenden Verträgen über neue Wirtschaftsbeziehungen mit Rußland fürs erste keine Erleichterung unserer ökonomischen Gesamtlage zu erhoffen ist. Denn Rußlands Kraft als Produzent und damit auch als Konsument ist derart heruntergekommen, daß noch lange Jahre hindurch die Beziehung hauptsächlich darin bestehen wird, daß der Stärkere dem Schwächeren unter die Arme greift. Rußlands Export im Jahre 1921 belief

sich, offiziellen Statistiken zufolge, auf 12,9 Millionen Pud im Werte von 0.03 Milliarden Goldrubel; das sind dem Gewichte nach 9,6 Prozent des letzten Friedensjahres, dem Werte nach sogar nur 2,8 Prozent! Und selbst die völlig ungenügende Einfuhr überstieg diese Ausfuhr schon bei weitem: um 42,3 Millionen Pud oder 0,23 Milliarden Goldrubel. Nur 12 Prozent der Einfuhr konnten also mit Ausfuhrerlösen beglichen werden; für den Rest mußte Bargeld, enteigneter Schmuck u. dgl. ins Ausland abgestoßen werden. Bei dieser trostlosen Verfassung von Produktion und Handel ist es klar, daß jeder Ernte in Rußland unermeßliche Aussaat vorangehen muß, jedem Nutzen ökonomischer Neubeziehungen außerordentliche Investitionen. Bis die wirksam geworden sein werden, mag manches Jahr verstreichen! Handelsvereinbarungen mit Rußland sind Geschäfte auf weiteste Sicht, nichts berechtigt zu der Hoffnung, daß schon morgen oder übermorgen Erleichterung aus ihnen resultieren werde. Daß sie dennoch notwendig sind, weil der Mensch ja über das Morgen hinausdenken muß, steht an sich natürlich außer Frage.

Im nämlichen Augenblick, in dem die englische Regierung Steuerermäßigungen vorschlägt, die auf eine Reduktion der Gesamtbelastung des Landes um mindestens 60 Millionen Pfund hinauslaufen (das entspricht rund 1 Milliarde Goldmark oder 70 Milliarden Papiermark), sind in Deutschland Erwägungen über neue Steuererhöhungen im Gange. Und zwar ist es die Umsatzsteuer, die man, kaum daß ihr Satz von 1½ auf 2 Prozent erhöht wurde, schon wieder über diese Quote hinaussteigern will. Das Zusammentreffen beider Vorgänge gibt zu denken, — besonders in einem Moment, in dem die industrielle Konkurrenzfähigkeit Deutschlands ohnehin außerordentlich bedroht erscheint! Die Lage war bisher noch so, daß ein halbes oder ganzes Prozent mehr oder weniger auf die Absatzfähigkeit des Produktes keine große Wirkung ausübte. Aber es scheint, daß wir in eine Periode eintreten, in der wir uns wieder an allerschärfste Kalkulation gewöhnen müssen. Ob da wirklich noch Raum für neuerliche Anspannung schematisch verteuernder Allgemeinsteuern vom Typ eben der Umsatzsteuer vorhanden ist (— und die Umsatzsteuer trifft das Produkt oft nicht nur einmal, sondern mehrfach! —), scheint außerordentlich fraglich. Auf jeden Fall aber würde die Lage der großen, Umsatzsteuer ersparen-

den Vertikaltrusts allen anderen Unternehmungen gegenüber weiter verbessert werden; und diese langsame Erdrosselung der Kleinen allein sollte das Projekt vor weiterblickender Erwägung diskreditieren.

DR. GERHARD SCHACHER

UMWERTUNG DER WERTE

Lange Zeit war der Verlauf so, daß der Kurs der Rentenwerte sank oder mindestens stagnant blieb, der Kurs der Industriewerte aber aufwärts klomm. Man schien das, trotz aller Warnungen, schließlich für ein Gesetz zu halten. Aber das Gesetz war, wie sich gerade in den letzten Tagen mit besonderer Deutlichkeit erwies, nur Täuschung. Eine radikale Umwertung der Werte hat eingesetzt!

Der Rentenmarkt verkehrte schon seit längerer Zeit in sehr lebhafter Haltung; und zahlreiche Werte (besonders Österreicher, Ungarn, Türken und auch verschiedene deutsche Anleihen) konnten bereits außerordentliche Kursgewinne verbuchen. Die Bewegung, die von den internationalen Rentenmärkten Paris und London auszugehen scheint, hat ihren Höhepunkt aber offenbar noch nicht erreicht. Das gilt besonders von türkischen Werten. Die Türkei scheint sich endlich doch einmal ernsthaft mit der Sanierung ihrer Finanzen zu befassen und scheint zu diesem Behufe ihre im Auslande untergebrachte Schuld dadurch stark verringern zu wollen, daß sie — mindestens aus Deutschland und Österreich — große Posten ihrer Anleihen zurückkauft, was sich beim niederen Stande der Landeswährungen relativ billig bewerkstelligen läßt. So kam es zu der Kurssteigerung, die sich, abgesehen von der Administrationsanleihe, besonders auch bei den 1905er und 1908er Türkenrenten äußerte, die einerseits im Kurse stark zurückgeblieben waren, andererseits aber (ebenso wie die Administrationsanleihe, im Gegensatz aber zu den sogenannten „Zolltürken“) von der Dette Publique Ottomane verbürgt sind.

Auch deutsche Renten wurden von der Bewegung erfaßt. Vor allem zeigte sich der Auftrieb bei Schutzgebietsanleihe, die, angeblich von englischer Seite, in großen Posten aus dem Markt genommen werden. Die Engländer haben diese Anleihe, die auf dem abgetretenen Ostafrika lastet, im Friedensvertrag ausdrücklich anerkannt, und sie scheinen vor der endgültigen Auseinandersetzung

bestrebt, die Geamtschuld durch (unverhältnismäßig billigen) Ankauf von Stücken zunächst einmal zu verringern.

Während aber auf diesem Markte der Staatswerte, wenn auch vorwiegend aus speziellen Gründen, ein gewisses Animo herrscht, sieht es auf dem Markt der Industriewerte, aus allgemeinen Gründen, öde aus. Auf der Industrie lasten die Vorschatten der Krise, über die in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift gesprochen worden ist; und unter ihrem Druck ist die frühere Parallelbewegung von Devisen und Effekten nach und nach erloschen.*) Die Weltmarktpreise sind in den meisten Geschäftszweigen erreicht, teilweise sogar überschritten. (Typisch hierfür war das Vorgehen der Eisenindustrie, die trotz erneuter Erhöhung der Kohlenpreise von weiterer Steigerung des Stabeisenpreises absehen mußte, weil sie im Auslande von den belgischen und amerikanischen Produzenten bereits vielfach unterboten worden war.) Man mußte in einzelnen Fällen, trotz eines Dollarkurses von 300 Mark und darüber, schon unter dem Herstellungspreis verkaufen, um nicht die Fabriken stillzulegen. Selbst wenn die Mark sich nicht bessert, sondern nur stabil bleibt, ja, wahrscheinlich sogar, wenn sie sich zwar weiter entwertet, aber nur in langsamerem Tempo als bisher, ist vorauszusehen, daß sich die Lage unserer Industrie von Tag zu Tag schwieriger gestalten wird. Die Exportprämie von früher schrumpft bei fortschreitender Angleichung an die Weltmarktpreise ein, die Kaufkraft des Inlandsmarktes erlahmt mit der Preissteigerung mehr und mehr und die Konkurrenz des Auslandes, unterstützt durch Exportprämien, Frachterleichterungen und andere Antidumpingmaßnahmen, verschärft sich —: die Katastrophenkonjunktur endet schließlich in einer Katastrophe!

Diese düstere Voraussicht, diese in ihren Konsequenzen noch kaum übersehbare Drohung ist es, die die Börse, auch abgesehen von dem immer noch akuten Geldproblem, für geraume Zeit an keine Neubelebung der Aktienmärkte glauben läßt. Sie denkt nicht mehr nur an Sachwerte, sondern auch an demnächstige Bilanzen. Und statt der alten Parallelität zwischen Effektenkursen und Devisenbewertung beginnt sich eine neue zu entwickeln: die Parallelität zwischen Effektenkursen und Konjunkturbarometer!

---

*) Schon am 21. Jan. ist an der Hand der tschechischen Entwicklung auf die Gewißheit solchen Verlaufs auch in Deutschland aufmerksam gemacht worden. D. Red.

GLOSSEN

FRÜHLINGSREISE

Nach Italien natürlich. Wer? Leider nicht ich mit meiner schönsten Freundin Frieda T., weil — na ja. Sondern die andern Leute oder eben die Leute. Müde, sich Unter den Linden zu grüßen, fährt man nach Florenz, um das in den Cascinen zu tun. Denn die Leute fahren, heute zumal, nur dorthin, wo man sich trifft. Geht man nach Sardinien? Nein. Also! Manche sagen, das Reisen der Leute nach Italien im Frühjahr sei eine Krankheit. Ich glaube, es ist die Liebe zur Kunst. Unsere zeitgenössische Malerei ist bewundernswert, aber sie entbehrt für die Leute der Anekdote, der Fabel, der Illustration eines Vorganges. Riskiert bei uns so ein guter alter Maler von anno dazumal ein Historienbild, drängen sich die Leute davor halbtot. Nun, in den italienischen Museen hängt alles voll von solchen Bildern: berühmte Herrschaften, Scenen mit Engeln, reizende Genres, Landschaften mit hübscher Staffage. Die Leute brauchen davor keine Rätsel zu raten wie vor Meidner oder Klee. Dann sind auch diese Bilder in Italien garantiert und seit langem schön. Man kann sich nie blamieren, wenn man fabelhaft davor sagt. Es ist nur schade, das von all diesem Kunstgenuß bei den Leuten nichts bleibt, wenn sie wieder heimkommen. Jedenfalls hat man es noch nicht erlebt, daß ein aus Italien zurückkommender Bankdirektor sich plötzlich für künstlerische, nichtstragende Projekte begeistert hat oder die Tochter was anderes denkt als eine totschicke Heirat zu machen. Schade, daß die gute italienische Sonne die Leute nicht generöser, nicht lachender, nicht freier macht. Weshalb nur fahren sie hin? Weshalb nur? Vielleicht ist es doch nur eine kleine Krankheit? Oder das simple Bedürfnis, vierzehn Tage lang mit wechselnder Kulisse ein physisches Wohlbehagen zu spüren, leicht und angenehm zerstreut zu werden, außer dem Berliner Tageblatt keine Zeitung zu lesen, und das alles in einem Lande, dessen liebenswürdige Bewohner den Fremden als wie von der Vorsehung geschickt ansehen, ihn anlächeln, ihn bedienen, ihm schmeicheln. Ja, und dann gibt's keine Sitzungen und Madame hat keine Tees und man kann in die Museen gehen oder auch nicht und — man trifft Bekannte.

Während also solcherart die Leute, denen ich ihr Vergnügen nicht neide, vierzehn Frühlingstage in Italien reisen und heimgekehrt genau wissen, wo man in Neapel am besten ißt und wo in Rom die billigsten Seidenstrümpfe zu haben sind, schreibe ich an meine schönste Freundin F. T., daß sie kommen möge, in

meinem Gärtchen den Pfirsichbaum anzusehn, der ganz ins rosarote aufgewacht sei. — man könne, schaute man von unten in die blühende Kuppel, über Italien weg fast bis nach Persien sehen. *Franz Blei*

PHILHARMONISCHE BESCHLÜSSE

Ein Freund und Anwalt der Philharmoniker schreibt dem T.-B., es sei unrichtig, daß die Philharmoniker den Beschluß gefaßt hätten, keinen Juden als ihren Dirigenten zuzulassen. Der Freund und Anwalt begründet dies u. a. mit der Feststellung, daß im Philharmonischen Orchester einige Juden sitzen.

Wir nehmen von dieser Erklärung Kenntnis und wollen einem langwierigen Streit über das nicht erhebende Thema vorbeugen. Der Erklärung des Freundes und Anwaltes der Philharmoniker wären sehr triftige und überzeugende Sätze entgegenzuhalten, andererseits ist es wahrscheinlich, daß ein formeller Beschluß nicht gefaßt wurde. Auch nicht auf Formalitäten kommt es an, sondern auf innere Strömungen, die übrigens in diesem Falle sehr laut vernehmbaren Ausdruck gefunden haben. Doch laßt uns andere Töne hören . . . .

KREISLERS WUNDERLICHE GESCHICHTEN

Zu den „wunderlichen Geschichten des Kapellmeisters Kreisler“, die im Tage-Buch (Heft 15) glossiert waren, wird mir von der Direktion Meinhard und Bernauer die wunderlichste Geschichte mitgeteilt. Und sie ist unzweifelhaft wahr, denn sie drückt sich nur in Ziffern aus. Trotz lauer Kritik scheint das Berliner Publikum sich für die Dichtung und Inszenierung der beiden Direktoren wirklich interessiert zu haben, wie ein Blick in die Kassenrapporte beweist. Hiernach haben die „wunderlichen Geschichten des Kapellmeisters Kreisler Tageseinnahmen bis zu 74 504 M. erzielt (am 15. Februar, 8. Vorstellung), am 26. März flossen, durch Kreisler, dem Theater in der Königgrätzer Straße 68 570 Mark zu, am 4. März 66 814 M., am 5. März 65 170 M., am 11. März 67 458 M., am 19. März 53 906 M., am 25. März 52 091 M. und am 26. März 55 480 M. Das sind erstaunliche Summen, auch an Sonntagen und Sonnabenden. Selbst an schlechten Wochentagen sanken die Einnahmen selten unter 30 000 M. Vor solchen Ziffern senkt der berichtigte Betrachter beschämt das Haupt. Man kann danach nicht von einem künstlerischen Erfolg sprechen sondern muß zugeben, daß die erfahrenen Theaterhasen Meinhard und

Bernauer sich auf die Psychologie des Berliner Publikums noch besser verstehen als auf die Psychologie E. Th. A. Hoffmanns. Die „wunderlichen Geschichten Kreislers" werden von Meinhard und Bernauer im Londoner Drury-Lane-Theater und in New-York inszeniert werden. Es ist nach den obengenannten Ziffern wahrscheinlich, daß Deutschlands Beziehungen zu England und Frankreich durch Kreislers wunderliche Kassenrapporte gestärkt werden. Deutsche Maschinen sind in der Zeit vor dem Kriege auf der ganzen Erde geschätzt und beliebt gewesen; nun, die Kreislerbühne ist ein Triumph deutscher Maschinenkunst. Dieser eiserne Kranz schmücke noch lange die Stirn der beiden Dichter-Direktoren!

NESTROYWORTE

Ein roher Mann, wird er auch noch so sehr am Feuer der Liebe gebraten: es wird nie etwas Genießbares draus.

Hausherren haben noch selten hoffnungslos geliebt.

Jede Frau halt' ihren Namen, feurig ausgesprochen, für die schönste, geistreichste Red'.

Über ein altes Weib geht nix als ein Mann, der ein altes Weib is.

Einen Gang hat s', als wie eine Prozession, die aus einer einzigen Person besteht.

Der Ruf eines siebzehnjährigen Mädchens ist heiklicher, als wenn a Tabakschnupfer a weiße Pikeewesten anzieht.

Zu viel plauschen tun d' Weiber erst, wenn s' alt werden; wenn s' jung sind, verschweigen s' ei'm zu viel.

KAHANE

Gut zwanzig Jahre lang stand Kahane vor der Pforte zum Ruhm des Deutschen Dramatikers. Niemand konnte den Lorbeer des Deutschen Theaters einheimsen, der nicht vorher des Dramaturgen Kahane freundliche Zustimmung errungen hatte. Er war zwanzig Jahre lang Max Reinhardts literarisches Gewissen, er hatte das Ohr des Unerreichbaren, er hatte die Autorität, die aus großen gemeinsamen Erfolgen kommt. Er war ein leidenschaftlicher Diener seines Herrn und das ist in Zeiten, denen es an Leidenschaft so wohl fehlt wie an Lust zu selbstlosem Dienst, ein ungewöhnliches Verdienst. Er war nicht nur Lector Reinhardts, er war auch seine sorgende Tante. Weh dem, der durch unzeitgemäße Kritik Reinhardt in der Probenfreude stören wollte. Kahane zog den Kritischen beiseite und seine Formel war immer: „Stören Sie den Professor nicht!" Sein Leben war ein Sorgen um die Arbeit des Anderen. Dieser wienerische Genießer der in jüngeren Jahren verflucht

galant tat, hat sich entselbstet, weil er im Banne eines Starken stand. Wahrhaftig, arischer kann kein Juden-Dasein verlaufen. Und nach zwanzig Jahren besessenen Tag- und Nachtdienstes muß er die Flucht Reinhardts aus Berlin erleben, ohne selbst entfliehen zu können in die Heimat. Wäre Kahane zur Bitterkeit fähig, gar im Zusammenhang mit seinem Herrn und Meister, er ballte vielleicht die Faust. Aber Faustballen ist keine Beschäftigung für seine weiche, sorgliche Hand. So segnet er auch diese Wendung, dieser gottergebene Anarchist von 1890, und flüchtet an seinen Schreibtisch. Er könnte, wenn er die Summe seines erlebensreichen Daseins ziehen wollte, die schönste Periode des Deutschen Theaters schreibend heraufbeschwören.

DER SIEGER ÜBER ENGLAND

Der kleine Jude Liebermann aus Schloppe in Westpreußen, Ahnherr unseres Meisters Max, war Preußens erster großer Kattunfabrikant. Als Bonaparte die Kontinentalsperre über englische Waren verhängt hatte, war er imstande, der Nachfrage nach englischen Textilien wenigstens einigermaßen Ersatz zu bieten, und führte sich damit so gut ein, daß die Kundschaft ihm auch nach Leipzig und Waterloo treu blieb.

Das war nicht nur sein Geschäft, es war auch sein Stolz. Und während das Publikum den Sieg über Frankreich feierte, genoß er privatim seinen Sieg über England.

Bei einem Besuch Friedrich Wilhelms III., des Verbündeten Englands, wurde auch er, als Spitze der Bevölkerung, zum Cercle befohlen. Der König ließ sich männiglich vorstellen und frug auch vor Liebermann: „Und wer ist dieser Herr?“ Aber ehe der Regierungspräsident noch antworten konnte, hatte der Kattunpionier schon selbst seine Einführung vollzogen: „Ich bin der Liebermann, Majestät, was die Engländer verjagt hat vom Kontinent!“

Der siegreiche Alliierte Englands soll dem siegreichen Alliierten Napoléons sehr anerkennend die Hand gedrückt haben.

JOURNALISTEN-ANEKDOTEN

DER SIEG DER ORDNUNG

Der gute M. war für Nekrologe engagiert. Seine Aufgabe bestand in nichts anderem, als jeder kranken Größe den Nachruf auf den Leib zu

schreiben und das Manuskript, wenn der Tod dann doch nicht eintrat, für künftige Fälle in Evidenz zu halten.

Sechzig Jahre lang lag er diesem Amte ob und hatte sich langsam fast in einen Todesengel verwandelt. Wer einmal seiner Registratur einverleibt worden war, lebte für ihn sozusagen nur noch aus Irrtum, lebte nur noch interimistisch, auf Abruf, aus Schlamperei.

1912 wurde ihm der Tod Luitpolds von Bayern gemeldet. Der hatte anno 60, als neunundddreißigjähriger Prinz, eine Knochenquetschung erlitten; seither befand er sich in Freund M.'s Herbarium.

Sorglich, bestätigend und mit stiller Genugtuung nahm der gute M. das Blatt aus dem Schrank. „Ja, ja", sagte er dann, und nickte uns zu, — als wolle er betonen, daß Schlamperei schließlich doch einmal dem Prinzip der Ordnung erliegen muß, — „ja, ja, auf den wart' ich nun 52 Jahre!"

DAS UNGLÜCKSHUHN

Willi H. war Prager Korrespondent eines großen Wiener Blattes. Er liebte nicht, sich zu überanstrengen, aber sein Blatt liebte nicht, über wichtige Angelegenheiten uninformiert zu bleiben. Aus dieser Gegensätzlichkeit der Neigungen ergaben sich täglich Reklamationen.

Als es dem H. aber zu viel ward der fortgesetzten Anrufe, über die ihm sein Telephonstenograph stets treulich berichtete: „Wien hat angerufen, Herr H. möchten doch einmal

dahin gehen, — Wien hat angerufen, Herr H. möchten doch einmal dorthin gehen," — als ihm das zu viel ward, und er sich auch nicht mehr so in die Karten sehen lassen wollte, gab er dem Sekretär strikte Anweisung, auf solche Orders grundsätzlich zu antworten: „Eben ist Herr H. gerade hingegangen!"

Eine Weile ging es anscheinend ganz gut so; als aber wieder einmal über eine große Tschechendemonstration, die von anderen Blättern schon in großer Aufmachung gebracht wurde, der Bericht ausgeblieben war, ließ sich der Chef wütend selbst mit seinem Korrespondenten verbinden.

„Hier Sekretär von Herrn H. Wer dort?"

„Hier Chef. Ich möchte Herrn H. persönlich sprechen."

„Herr H. ist leider nicht da. Kann ich etwas ausrichten?"

„Wieso ist denn Herr H. in den Bürostunden nicht da? Muß er denn den ganzen Tag in den Puffs rumliegen?"

„Ja, da ist Herr H. eben gerade hingegangen!"

Am nächsten Tage waren Korrespondent und Sekretär entlassen.

AN DIE LESER DES T.-B.

Von der nächsten Nummer an wird das einzelne Heft des T.-B.

6 Mark

kosten. Erhöhung der Druck- und Papierpreise zwingen zu dieser Maßnahme.

Doch wiederholen wir: **Am Abonnementspreise des T.-B. wird nichts geändert.** Das T.-B. kostet zur Zeit 35 M. pro Quartal bei direkter Bestellung beim Verlag.

Wenn die Leser des T.-B. sich in Abonnenten verwandeln, hoffen wir ohne Erhöhung oder wenigstens ohne wesentliche Erhöhung des Abonnementspreises auszukommen.

Die Verwaltung des T.-B.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 17):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39.

Theater des Westens

Kant-Straße 9

Russisches dramatisches Theater

Europa-Tournée

Direktion: **A. Grischin** und **M. Muratow**

2. bis 16. Mai 1922

„Zarewitsch Alexej"

Historisches Drama von

D. Mereschkowsky

Dekorationen, Kostüme, Einrichtung von

Prof. Alexander Benois

Inszenierung von

A. Lawrentjew

Oberregisseur des früheren Kaiserlichen Theaters in Petersburg

Künstlerischer Beirat

Friedrich Járosy

Vorverkauf an allen Theaterkassen

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Maiwoche.

Am 23. April brachte Tardieus Echo National eine große Sensation: eine geheime Rede Rathenaus vor deutschen Pressevertretern. Es war da zu lesen, der deutsche Außenminister habe erzählt, seine ganze Reparationspolitik spiele er quasi d'accord mit der Bank von England; auch mit Lloyd George stecke er sozusagen unter einer Decke, — während er zum Beispiel schon in London bei ihm zum Diner eingeladen worden sei, hätten sie sich in Cannes, vor den Franzosen, verabredeterweise so gestellt, als sähen sie sich zum ersten Male; vor allem aber: Herr Briand habe gelogen, als er, vor Cannes, dem Kammerausschuß schwor, er sei an keinerlei Verminderung der deutschen Reparationslast gebunden; Briand habe auch geradezu einen Schurkenstreich begangen, als er die Neuregelung der Besatzungskosten den Franzosen verschwieg. Tardieus Veröffentlichung wirbelte in der glühheißen Chauvinistenwüste, deren Zentrum die elyseischen Gärten sind, mehr Staub auf als in Deutschland bekannt geworden ist. Léon Daudet hat der Kammer sogar einen Antrag unterbreitet, das Staatsverfahren gegen Briand zu eröffnen; und wenn dieser Antrag verhandelt werden wird, mag allerhand Stunk sich zum Himmel erheben. Rathenau erklärt in Genua zwar offiziell, kein Wort an der ganzen Geschichte sei wahr; aber aus dem Berliner Zuhörerkreis verlautbarte nur, der Bericht sei „in wesentlichen Punkten durch frei erfundene Zusätze gefälscht", und so geben auch diese Dementi wieder Anlaß zu neuen Kombinationen; vielleicht sogar zu neuen Zusammenstößen. Wir müssen sie abwarten, das Geschehene ist geschehen. Aber vielleicht ist wenigstens für die Zukunft eine Lehre daraus zu ziehen. Die Lehre, daß das Instrument der Presse und der Öffentlichkeit nachgerade doch etwas kunstvoller gespielt werden muß. Wer käme in England und Frankreich je auf den Gedanken, eine streng vertrauliche Rede — die überdies noch an anderen Stellen vorgetragen

wurde — vor einem schwer zu kontrollierenden Kreise von mindestens hundert Pressevertretern aller Parteirichtungen zu halten — vielleicht sogar vor eingeschmuggelten Ausländern? Gibt es keine anderen, wenn auch vielleicht unbequemeren Methoden, die 10 bis 15 selbständig denkenden politischen Publizisten, denen der übrige Troß ja doch stets nur nachspricht, über Wichtiges oder Wichtigscheinendes zu informieren? Es muß ein Ende haben mit den großen Veranstaltungen, mit den Appels, mit der Uniformierung. Individuelle Aussprache und persönlicher Kontakt sind auch hier, auch in diesem zwar inoffiziellen, aber wahrscheinlich wichtigsten Bezirk der Politik erforderlich. Politische Fühlung wird besser kontradiktorisch als oratorisch geschaffen; besser mit einer Tasse Tee als mit Organisation; besser unter zwanzig als unter zweihundert Augen. Rednerbegabung ist gewiß wunderschön. Dennoch empfiehlt sich sparsamer Gebrauch ministerieller Rhetorik.

Sachverständige und Presse sind sich einig darüber gewesen, daß Eisners leichtfertige Publikationen uns den Versailler Frieden verdorben haben. Die Alliierten, sagten sie, hatten nun Beweisstücke für Deutschlands Kriegsschuld in Händen; und darauf konnten sie den Frieden nicht der Gerechtigkeit sondern der Rache aufbauen. Ist das wahr? Nein, sicher nicht! Eisners Methode mag so leichtgläubig und so leichtfertig wie immer gewesen sein: — Die Dinge wären auf der anderen Seite auch ohne ihn nicht anders verlaufen. Der Glaube an Deutschlands alleinige Kriegsschuld saß bei den Völkern und bei den sogenannten Idealisten unter den Staatsmännern unbedingt fest; und bei den „Realpolitikern" waren moralische Begründungen ohnehin überflüssig. Wie kommt es, daß dieselben Leute, die jahrelang mit dem geschlossenen Vernichtungswillen der Gegner als mit einer feststehenden Tatsache rechneten, nun auf einmal sagen, ohne Eisners Dokumente hätte es keinen Vernichtungsfrieden gegeben? Machen sie aus den Vernichtungspolitikern damit nicht plötzlich Moralpolitiker? Es ist schwer, dem Weg dieser Logik zu folgen. Wie es überhaupt schwer fällt, den ganzen Prozeß zu verstehen, in dem es sich ja nur darum handelte, ob Herr Fehrenbach an den Bohèmestreichen Eisners beteiligt war, nicht aber um die weltpolitische Wirkung dieser Streiche. Man hat aus dem Prozeß Fehrenbach einen Prozeß Eisner gemacht, und war

glücklich, daß man den ehemaligen bayrischen Ministerpräsidenten mindestens auf dem Felde der Außenpolitik als Kindskopf bloßstellen konnte. Aber diese Unfreundlichkeit gegn Eisner scheint uns gerade von bayerischer Seite, von bayerischer Rechtsseite undankbar. Denn schließlich war es ja gerade Eisner, der die bayerischen Reservate und die Pflege der Stammeseigenart und die sonstigen Requisiten des Föderalismus vor dem preußisch-sozialistisch-demokratischen Unitarismus gerettet hat. Es war Herr Eisner, der im November und Dezember 1918 den deutschen Einheitsstaat unbeugsam verhinderte, der gegen heftigen Widerspruch sogar bayerische Gesandte in die Welt hinausschickte und separate bayerische Außenpolitik betrieb. OhneEisner gäbe es vermutlich keine bayerische und keine sonstige Landesregierung mehr, dieser Berliner Literat hat mehr für die Richtung Kahr-Heim-Poehner-Lerchenfeld getan als irgendein Kahr oder Poehner selbst. Wenn Bayern dankbar wäre, müßte es seinem Retter ein Denkmal errichten, und Herr von Lerchenfeld und Kronprinz Rupprecht müßten die Gedenkrede halten.

Endlich sind die Paßerleichterungen mit Österreich durchgeführt. Die Österreicher haben den Sichtvermerk für Ausreisen ganz aufgehoben und ihn nur für Einreisen aufrechterhalten, aber man kann diesen Paßvermerk (bei einer Geldbuße von 10 Goldfrancs) gleich für ein ganzes Jahr bekommen und armen Leuten wird er kostenlos gegeben. Dieses Paßübereinkommen gilt für Österreich und — Italien, Ungarn, Jugslavien, Polen und die Tschechoslowakei. Nur in Deutschland rührt sich nichts. Für Feier- und Bankettage wird Herr Dr. Köster etliche nationalbewußte Redensarten über die seelische Zusammengehörigkeit von Deutschen in Österreich und Deutschland bereithalten, aber wenn es zu irgendeiner Aktion kommen soll, wie es diese ganz bescheidene Paßerleichterung wäre, da zeigt sich der Mangel an Verwirklichungsenergie, der zum Wesen des deutschen Politikers gehört. Vor lauter Verantwortungsgefühl sind die Deutschen aktionsunfähig.

Das „Tage-Buch" hat schon einmal auf die Erinnerungen des amerikanischen Pressechefs in Versailles hingewiesen, die, ohne daß sie in Deutschland bisher auch nur eines Wortes gewürdigt worden wären, nun schon seit Wochen in den „New York Times" erscheinen. Sie sind eigentlich eine Apologie Wilsons, der auch alles dokumentarische Material dafür, namentlich die ganzen Versailler Sitzungsprotokolle dem Verfasser zur Verfügung stellte. Das folgende (teilweise gekürzte) Kapitel handelt aber weniger von Wilson als von Foch und den Generälen. In dem Augenblick, in dem diese Kräfte wieder einmal Morgenluft wittern, in dem sie die französische Politik dazu anspornen, am 31. Mai den Marsch ins Ruhrrevier nun endlich doch aufzunehmen, — in diesem Augenblick gewinnt die Charakteristik Bakers besondere Bedeutung.

... Wer sollte die weltentscheidende Konferenz beherrschen? Die Militärs, denen Europa jahrelang untertan gewesen war, oder die Zivilbehörden, die ihre Vormacht wieder zurückgewinnen mußten? Es ist wenig bekannt, welcher Kampf während der ganzen Konferenz zwischen der Militärgruppe und den Staatshäuptern vor sich ging.

Ich erinnere mich noch genau, wie ich Marschall Foch zum erstenmal zu Gesicht bekam; es war in einem seltsam dramatischen Augenblick, an den ich allzeit, als symbolisch für die ganze Friedenskonferenz, zurückdenken werde. Ich war im Vorraum des Amtszimmers Pichons im französischen Auswärtigen Amt, Quai d'Orsay. Im Nebenraum waren die Häupter der vier Großmächte mit ihren Sachverständigen und Sekretären zu einer Beratung versammelt. Plötzlich wurde die Tür von innen heftig aufgerissen und heraus schoß ein kleiner, stämmiger, grauhaariger Mann, hoch erhobenen Hauptes, einem alten fleißigen Universitätsprofessor ähnelnd, aber mit der Uniform eines Marschalls von Frankreich bekleidet. Hinter ihm flog der kleine bewegliche Pichon heraus, inständig um seine Rückkehr bittend. „Niemals, niemals!" antwortete Marschall Foch erbittert! Nein, unter keinen Umständen, werde er wieder zurückkommen! Er war mit der Friedenskonferenz fertig! Von Zurückkommen konnte keine Rede mehr sein. Aber einen Augenblick später war er plötzlich doch überredet; er trat wieder in den Beratungsraum ein, und die geheimen Tore schlossen sich wieder hinter ihm.

Ich habe an diesen Vorgang, den ich als Symbol der ganzen Friedenskonferenz bezeichnete, oft und oft zurückdenken müssen; denn immer wieder wurden während dieser bewegten Pariser Monate, scheinbar wenigstens, die Generale und Admirale von den Gehröcken aus der Konferenz herausgedrängt; immer aufs neue aber rief man sie zurück oder sie kamen aus eigenem Antrieb wieder. Das ist nicht nur eine leere Allegorie dessen, was sich in Paris ereignete. Es war die Art, in der die Friedenskonferenz tatsächlich schon begann. Die erste Seite der Geheimprotokolle der Friedenskonferenz beginnt unter dem 12. Januar 1919, dem ersten Sitzungstage, mit dieser Überschrift: „Notizen über eine Zusammenkunft des Obersten Kriegsrates!" . . . .

Die militärischen Führer waren so lange Zeit hindurch allmächtig gewesen, daß es schwer für sie war, ihre Tätigkeit einzustellen. Sie wollten nicht nur in militärischen Fragen absolute Herrschaft ausüben, sie strebten auch in politischen und wirtschaftlichen alle anderen sich untertan zu machen. Als der Vertreter unseres Schatzamtes, Mr. Davis, in Paris eintraf, sagte ihm M. Klotz, der französische Finanzminister, daß er sich einfach als Ratgeber Marschall Fochs zu betrachten habe; worauf Davis sofort und heftig protestierte. Als vorgeschlagen wurde, daß dem General Foch bei den Spaaer Verhandlungen mit Deutschland über Erneuerung des Waffenstillstandes zivile Ratgeber beigegeben werden sollten, wies er diesen Vorschlag indigniert zurück, und weigerte sich eine Zeitlang sogar, ehe man ihm nicht gestattete, allein die Entscheidungen zu treffen, die Befehle seiner eigenen Regierung auszuführen. Clemenceau mußte tatsächlich mit ihm verhandeln:

> Geheimprotokolle, 21. März: „Herr Clemenceau sagte, daß er, seine persönlichen Meinungen ganz beiseite stellend, sich gestatte, Marschall Foch zu fragen, ob nicht auch er seine persönlichen Gefühle und Neigungen dem Ziele unterordnen wolle, Sprachrohr der Alliierten zu bleiben. . . . Es sei wichtig, daß am Vorabend einer Entscheidung, die vielleicht zu erheblichen Folgen führen werde, unter Umständen sogar zu einer Wiederaufnahme der Feindseligkeiten, keine Meinungsverschiedenheiten unter den Alliierten sichtbar würden."

Aber Foch wies die Idee, daß noch irgendeine Autorität über ihm stehen solle, auch weiter zurück. Er wolle nicht nach Spaa gehen, „um nur Briefe auszuhändigen". Er sei nicht „lediglich ein Brief-

kasten". Es war eine private Sitzung mit den Regierungshäuptern notwendig (24. März), um ihn endgültig zu überreden.

So erhob sich der Kampf um Niederhaltung des militärischen Geistes oftmals zu den schärfsten Kontroversen. Einmal (7. Februar) brach Clemenceau in die Bemerkung aus, „Marschall Foch sei kein militärischer Papst; er irre sich zuweilen auch. Er sei ein großer General, und alle wollten ihm als solchem gerne Ehre erweisen. Aber er sei z. B. immer dem Gedanken einer Entwaffnung Deutschlands entgegengetreten." In einer späteren Sitzung, als Marschall Foch verlangte, der Friedensvertrag müsse am 1. April fertiggestellt sein, sagte Balfour, „ . . . das nenne er, der Stirn des Rates einen Revolver vorhalten." Auch Lloyd George mußte häufig mit den Generälen ringen. Er sagte am 7. März: „Meine Entscheidungen lasse ich mir von der Meinung keines Generals erschüttern."

Immer wurde Gewaltanwendung als Mittel in Vorschlag gebracht. Es gab große, noch unmobilisierte Heere: warum nicht Gebrauch von ihnen machen? Besonders die zwei Millionen junger Amerikaner, in ausgezeichneter Verfassung, waren eine riesige Versuchung für die Generäle. Man plante in den ersten sechs Monaten nach dem Waffenstillstand Expeditionen über die halbe Welt für sie.

Niemand kämpfte schwerer, neue Ausbreitungen des Krieges zu verhindern und den militärischen Geist durch normale Mechanismen und ziviles Verhalten zu ersetzen als Präsident Wilson. In einer beredten Ansprache vor dem Rate der Vier sagte er:

> „Die Militärs . . . haben Europa von einem Wahnsinn in den anderen getrieben. . . . Nicht nur das amerikanische Volk, sondern die Völker der ganzen Welt sind dieses alten Systems müde; und sie werden keine Regierungen dulden, die es noch weiterhin unterstützen."

Bei jeder Erneuerung des Waffenstillstandes, der schon schwer genug war, bemühte sich Marschall Foch, dem Feinde noch zusätzliche und noch härtere Bedingungen aufzuzwingen; ja, er bemühte sich sogar, durch Erweiterungen des Waffenstillstandes, der ja durch militärische Aktionen zu vollstrecken war, Regelungen vorwegzunehmen, die eigentlich in den Friedensvertrag gehörten. Präsident Wilson wehrte sich mit Festigkeit gegen solche Erweiterungen. Und er wurde kraftvoll von General Bliß unterstützt, der diesen Kampf in der militärischen Abteilung des Obersten Kriegsrates begonnen und sogar einen Minderheitsbericht, in dem er seine Einwände präzisierte, dem Rate der Zehn überreicht hatte. Darin hieß es:

> „Die Einfügung solcher Forderungen in den erneuerten Waffenstillstand, begleitet von Drohungen, Gewalt anzuwenden, ist ehrlos . . . ist unnötig . . . und bedeutet vielleicht Wiederausbruch des Krieges."

Lloyd George und besonders auch Balfour unterstützten die Amerikaner in dieser Anschauung.

Aber während der ganzen Konferenz focht Marschall Foch beharrlich für die extremen französischen Forderungen. Diese Konferenz muß von Anfang bis Ende eine hassenswerte Erfahrung für den alten, ergrauten General, den Sieger des Krieges, gewesen sein. Die Erziehung seines ganzen Lebens war auf Krieg abgestellt gewesen; er kannte nur militärische Ziele und militärische Methoden; und während der ganzen Konferenz arbeitete er leidenschaftlich für die Wohlfahrt Frankreichs, wie er sie auffaßte und von der allein er wußte, — und das war natürlich eine kriegerische Wohlfahrt. Man hatte oft den Eindruck, daß sein Geist, obwohl er der gefeiertste Mann Frankreichs war und immer im Glanze des Ruhms wandelte, dennoch von scharfer Bitterkeit erfüllt sei. Wenn man ihn hätte gewähren lassen, hätte er Europa zweifellos in neue Kriege gestürzt, nicht nur in sofortige, sondern in noch fürchterlichere zukünftige; nichtsdestoweniger war er von der Richtigkeit seiner Ansichten felsenfest überzeugt. Er konnte, wie es seine Gepflogenheit war, jeden Morgen zur Messe niederknien und den Segen Gottes auf seine Taten herabflehen.

Seine Gegnerschaft war so unversöhnlich, daß man den Friedensvertrag schließlich zu Papier brachte, ohne ihm, ehe das Dokument der sechsten Plenarversammlung unterbreitet wurde, auch nur zu gestatten, eine Kopie seiner Bestimmungen einzusehen. Bei Gelegenheit dieser Plenarversammlung sagte er dann in einer mächtigen Rede:

> „Ich hätte gewisse Bemerkungen zu machen, wenn ich den Text des Vertrages besäße. Aber ich muß feststellen: man hat ihn mir noch nicht zukommen lassen!"

Trotzdem stand er dann auf, ein unerschütterlicher, widerspenstiger, tapferer, kurzsichtiger alter Soldat, um bis aufs letzte den Vertrag zu bekämpfen, der ihm nicht streng genug erschien. Und es ist gewiß, daß er eine starke Gefolgschaft in Frankreichs öffentlicher Meinung hatte, — einer öffentlichen Meinung, die Clemenceau sofort nach Beendigung der Friedenskonferenz seines Amtes enthob . . . .

ZWEI UNVERÖFFENTLICHTE BRIEFE

Nach dem Tode des Tulaer Bischofs Pitirim spielte seit dem Jahre 1897 der Protohieräus (Oberpriester) Dimitrij Trojzkij beim Grafen L. N. Tolstoj die Rolle eines geistlichen Beraters. Zweimal im Jahre pflegte er den Grafen in Jasnaja Poljana zu besuchen. Tolstoj nahm ihn freundlich auf, lud ihn bisweilen auch zu Tische, lehnte jedoch Gespräche über Glaubensfragen hartnäckig ab. Als Trojzkij im Oktober 1910 von der Erkrankung Tolstojs erfuhr, richtete er zwei Briefe an ihn, deren Antwort die vorliegenden Briefe darstellen, die dem historischen Journal „Djela i Dniji",Petrograd 1920, S. 298 und 300 entnommen sind.

An den Geistlichen Trojzkij. 11. Oktober 10.
Jasnaja Poljana.

Lieber Bruder Dimitrij.

Ich bin ein äußerst sündiger Mensch und ausschließlich damit beschäftigt, meine zahllosen Sünden und sündhaften Gewohnheiten, soweit es in meiner Macht und in meinen Kräften steht, wieder gutzumachen. Ich bitte Gott, mir dabei behilflich zu sein. Er hilft mir auch und mit seiner Hilfe komme ich, wenn auch mit Schildkrötenschritten, immerhin doch vorwärts.

In diesem Fortschritt finde ich einzig und allein Sinn, Ziel und Glück meines Lebens. Das Reich Gottes wohnt in uns und muß mit Gewalt (d. h. mit aller Anstrengung) erobert werden. Daran glaube ich und richte mein ganzes Streben danach. Sie jedoch schlagen mir die bekannten Zeremonien und Worte vor, deren Übung beweisen soll, daß ich als unfehlbare Wahrheit all das anerkenne, was die Menschen, die sich Kirche nennen, für Wahrheit halten, und all meinen Sünden Vergebung bringen wird. Wer soll sie vergeben? Sie nehmen ferner an, daß mir die innere, schwere, zugleich aber auch frohe, seelische Mühe um meine Besserung erspart bleiben wird, daß ich von irgend etwas erlöst werden und einer ewigen Seligkeit teilhaftig werden soll.

Weshalb unterbreiten Sie mir, mein lieber Bruder Dimitrij, einen so seltsamen Vorschlag?

Ich will Sie ja nicht bekehren und rate Ihnen nicht, den, meiner Ansicht nach, schädlichen Irrwahn aufzugeben, in dem Sie leben und dem Sie voll Eifer Tausende und Abertausende unglücklicher Kinder

und schlichter Menschen zuführen, ihre Seelen verderbend. Weshalb lassen Sie einen Menschen wie mich, der angesichts seines Alters mit einem Fuße im Grabe steht und ruhig den Tod erwartet, nicht in Frieden? Mich zum kirchlichen Glauben zu bekehren, hätte nur dann einen Sinn, wenn ich noch ein Knabe oder ein erwachsener Atheist oder ein Jakute wäre, der nicht lesen und schreiben kann und nie vom Kirchenglauben gehört hat. Ich aber bin ein zweiundachtzigjähriger Greis, der in demselben Betrug erzogen wurde, in dem Sie leben und für den Sie mich gewinnen wollen. Vor vielen Jahren habe ich ihn unter den größten Qualen und Mühen abgestreift und mir eine unkirchliche und dennoch christliche Weltanschauung angeeignet, die mir die Möglichkeit eines friedlichen, freudigen Lebens bietet, das auf innere Vervollkommnung gerichtet und zu einem ebenso friedlichen und freudigen Tode bereit ist, der mir die Heimkehr zu jenem Gotte der Liebe verspricht, von dem ich ausgegangen bin.

Ihr Sie liebender Bruder
Leo Tolstoj.

An Trojzkij.

23. Oktober 10.
Jasnaja Poljana.

Ich habe Ihren lieben Brief, Dimitrij Jegorowitsch, erhalten und danke Ihnen dafür. Ich gebe Ihnen vollkommen recht, daß Demut die größte und notwendigste Tugend ist. Der Mensch gleicht, wie ich stets behaupte, einer Bruchzahl, deren Nenner seine Meinung über sich selbst veranschaulicht. Das Beste ist, wenn dieser Nenner Null (vollste Demut) aufweist, furchtbar indes, wenn er in die Unendlichkeit wächst. Im ersteren Falle hat der Nenner tatsächlich Bedeutung, im anderen Falle aber gar keine.

Ich sende Ihnen die Bücher „Für alle Tage“, in deren 25. Band Sie meine Ansicht über diese große Tugend finden werden. Dagegen stimme ich Ihrer Behauptung nicht zu, daß man zur Erkenntnis seiner Vollkommenheit oder Nichtswürdigkeit auf äußere Hilfe hoffen müsse und nicht vielmehr auf jene innere Kraft, die nie erlahmen darf und die allein uns, wenn auch nur ein wenig, der Vollkommenheit näher bringt oder uns auch nur von der Lasterhaftigkeit befreit: Das Reich Gottes muß mit Gewalt erobert werden. Nochmals besten Dank für den lieben Brief und brüderlichen Gruß.

Leo Tolstoj.

I.

Hans Blüher, von Beruf Prophet, hat vor ein paar Tagen die Juden Deutschlands ins Ghetto zurckgewiesen. Noch sind nicht alle reghettoisiert, um im Blüherdeutsch zu reden, aber wenn sie seine eben erschienene Schrift „Sezessio Judaica" gelesen haben, wird ihnen wohl nichts übrigbleiben als zerknirscht und gebrochen in die stinkenden Viertel der Altstädte zurückzukriechen. Jede Hoffnung, auch als Deutscher zu gelten, Deutscher zu sein, müssen sie sich nach Blühers Manifest aus dem Kopf schlagen, denn „man kann nicht zugleich Jude sein und Deutscher". Kleiner Trost beim Abzug in die schwarzen Gassen: Herr Blüher ordnet an, daß man auch nicht „zugleich Römer und Deutscher sein kann", will sagen: das römische Imperium der katholischen Kirche anerkennen dürfe, denn auch „dem Papismus ist das Deutschtum befeindet". Also zu den jüdischen Ghettos auch einige katholische. Die Magistrate werden sich freuen, endlich werden in Deutschland ein paar Millionen Wohnungen frei.

II.

Hans Blüher ist von Beruf Prophet. Ihm gibt's ein Gott im Schlafe. Er hat den angeborenen frischen Mut zu Behauptungen. Er beweist nicht, er begründet nicht, er schließt nicht. Propheten brauchen weder Logik noch Empirie. Er stellt sich auf den Markt, trommelt, läßt ein knallendes Axiom fahren und blickt triumphierend um sich. Wer kann diese Geräusche widerlegen?

Erstes Geräusch (pag. 19): Christus war ein rassereiner Jude. „Nur um dieses einen Menschen willen mußte die Idee Juda in die Erscheinung treten. Diese Geburt hat die Substanz des jüdischen Volkes so erschüttert, daß sie erkrankte, ohne aber zugrunde zu gehen. Daher ist jeder Jude in der Substanz krank." (Bitte, lieber Leser, lies noch einmal: Daher — ist — jeder — Jude — in — der Substanz — krank). Auf pag. 20 noch deutlicher: „Darum ist kein Jude glücklich, sondern alle, ohne Ausnahme, sind gebrochen." Alle! Ohne Ausnahme! Gebrochen! Warum? „Weil sie alle immer an Christus mit dem Schuldgefühl der reinen Historie denken." Jetzt weiß ich, warum Pallenberg, der Jude, immer einen so gebrochenen Eindruck macht. Weil er in der Substanz krank ist. Und in der

Substanz ist er krank, weil ihn das Schuldgefühl der reinen Historie nicht losläßt.

Fällt mir nur gerade der Prophet von gestern in die Hände, der gute Engländer Houston Stewart Chamberlain, der auf den Marktplatz wenigstens einen Handwagen gelehrter Werke mitschleppte. Chamberlain sagt in den „Grundlagen" (pag. 256,im Abschnitt: Die Erscheiung Christi): „Die Wahrscheinlichkeit, daß Christus kein Jude war, daß er keinen Tropfen echt jüdischen Blutes in den Adern hatte, ist so groß, daß sie einer Gewißheit faßt gleichkommt." Wie nun, wenn der Blüher von gestern recht hat? Ist dann Pallenberg am Ende gar nicht gebrochen und nicht das kleinste bißchen seiner Substanz krank? Dann gibt es vielleicht doch auch einige glückliche Juden? Dann leiden die Juden vielleicht auch nicht mehr an dem Schuldgefühl der reinen Historie?

Wie aber, wenn Ernest Renan recht hat, der kein Trommler, sondern ein Denker war? Er meint in seinem „Leben Jesu", es sei unmöglich, auch nur Vermutungen aufzustellen über die Rasse, der Christus durch sein Blut angehörte.

III.

Neuer Trommelwirbel. Blüher, der Prophet, knallt Axiome über Sozialismus und Kapitalismus los. Hauptknall: „Wirtschaft kann nur kapitalistisch sein." Kleines Nachgetrommel: „Das Motiv des Unternehmers bei seinem wirtschaftlichen Tun ist nicht der Profit, der Mehrwert, sondern der Wille zum Werk. Der Fabrikherr steht zur Fabrik, die er schafft, genau in demselben Verhältnis wie der Dichter zu seinem Epos." Jawohl: Seit ich Byron kenne, ist mir das Verhältnis des Fabrikanten August Zötsche in Chemnitz zu den von ihm erzeugten Baumwolltrikotleibchen vollkommen klar. „Der Beweis wird dadurch erbracht, daß der Unternehmer sich aufreiben kann im Dienste an seinem Werk. Die Arbeiter dagegen werden aufgerieben " (pag. 28). Guter August Zötsche in Chemnitz, jetzt weiß ich, wo du dich aufgerieben hast... Wenn die Propheten wenigstens Gedächtnis über eine Viertelstunde hätten! Vier Seiten später schreibt Blüher: „Das Proletariat wird stets aufgerieben; die Arbeiter, besonders in Deutschland, nicht." (pag. 33) Werden nun die deutschen Arbeiter aufgerieben oder werden sie nicht aufgerieben? Wenn der Unternehmer sich irgendwo aufreibt, warum werden dann die Arbeiter, besonders die deutschen, gar nicht aufgerieben?

Im Ernst, so unnötig hier Ernst scheint: hat Herr Dreißiger in Peterswaldau sich aufgerieben oder vielleicht doch nur seine Weber, die 1844 von keinem Hauch jüdischen Wesens infiziert waren?

IV.

Einige Blühersche Trommelwirbel:

1. „Der bürgerliche Liberalismus, gleichfalls ein jüdisches Produkt." (pag. 35) Wie? Der bürgerliche Liberalismus, in England entstanden, aus einem germanischen Lande mehr als hundert Jahre später nach Deutschland importiert, genährt und befeuert von den Ideen der französischen Encyclopädisten, ein jüdisches Produkt?. Berechtigt Unwissenheit zum Prophetentum? Jedenfalls erleichtert sie das Gewerbe.

2. „Die Liebe der jüdischen Männer zu deutschen Frauen mag unantastbar sein, aber die Ehe zwischen ihnen geht gegen das deutsche Blutgesetz. Wer eine Jüdin heiratet, verrät das Reich." Bumbumbum. Großer Trommelwirbel. Mit diesem pathetischen Geschwafel vergleiche man Friedrich Nietzsches vorsichtig abwägende Sätze über die Verbindungen zwischen Juden und Preußen: „Es liegt auf der Hand, daß am unbedenklichsten noch sich die stärkeren und bereits ausgeprägten Typen des neuen Deutschtums mit ihnen einlassen könnten, zum Beispiel der adlige Offizier aus der Mark: es wäre von vielfachem Interesse zu sehen, ob sich nicht zu der erblichen Kunst des Befehlens und Gehorchens — in beidem ist das bezeichnete Land heute klassisch — das Genie des Geldes und der Geduld (und vor allem etwas Geistigkeit, woran es reichlich an der bezeichneten Stelle fehlt —) hinzutun, hinzuzüchten ließe" (Jenseits von Gut und Böse, 251)

3. „Man lasse sich niemals täuschen durch den edeln Juden. Kein Mensch ist allein. Experiment: Man sehe sich den edeln Deutschen mit hervorragender Begabung an und darauf seine Eltern und Geschwister. Sie werden nicht ebenso edel sein wie er, doch immerhin von guter Art. Und man sehe sich die Verwandtschaft des edeln Juden an und man ist erstaunt darüber, was es die Judenschaft kostet, solch einen zu erzeugen. Um dieser Verwandtschaft willen, die der familienbetonte Jude überstark zu lieben pflegt, ist es gerecht, daß auch dem edeln Juden nicht die „Gerechtigkeit" des gleichen Rechtes widerfährt." Bumbumbum. Welche Logik,

welche Unwissenheit! Herr Blüher lese einmal die famosen Briefe, die zwischen dem alten Lasal und seinem Ferdinand gewechselt wurden, eine Verwandtschaft, deren sich Lasalle nicht einen Moment zu schämen hatte. Marxens Vater, ein sehr angesehener Rechtsanwalt im Rheinland, gut deutsch gesinnt, der Großvater berühmter Rabbiner. Er lese in der Biographie Disraelis nach, was für ein feiner alter Herr der Vater Disraeli, englischer Literaturhistoriker, gewesen. Er nehme einmal die wohltuende Henselsche Geschichte der Familie Mendelsohn in die Hand. Wie ist Arthur Schnitzlers Vater, ein großer Arzt, in Wien geliebt worden. Was für ein origineller, sensibler, gepflegter Greis ist Peter Altenbergs Vater gewesen! Diese Erfahrungen des Propheten sind willkürliches Geschwätz, blühender Blüher. Und wenn wirklich einer mit großem Sprung aus Ghettoverkrüppelung in die deutsche Freiheit übersiedelt ist, warum den schneller Strebenden vom allgemeinen Recht ausschließen?

4. „Nur in Deutschland gibt es eine Judenfrage, nicht aber in anderen Ländern" (pag. 43). Das „Weltpogrom kommt zweifellos" (pag. 57). Warum soll es, wenn es nur in Deutschland eine Judenfrage gibt, zum Weltpogrom kommen, schnellfertiger Prophet?

5. „Preußentum und Heroismus gehören zusammen. Zusammen gehören Judentum und der Geist der Niederlage. Jeder Deutsche weiß, daß die Gesinnung, durch die wir seit der Niederlage verachtet sind, jüdische Gesinnung ist." Ganz heftiger Trommelwirbel. Aber Trommeln verhindert das Denken. Dieses Clichée ist bei Agitatoren kleiner Wahlvereine sehr beliebt. Vor vier Jahren war das andere Clichée im Gange: Preußen - Helden, Engländer - Händler. Solche schmeichlerische Wendungen wirkten im Wahlverein! Ein verantwortlicher Denker müßte sich dieser Demogogie schämen, denn sie verhindert, daß Deutschland seine Niederlage geistig-seelisch verdaut und so erstarkt an seinen Mängeln. Wer aus seiner Niederlage keine neue Erkenntnis schöpfen kann, verewigt seinen Untergang. Fruchtbar wäre die Feststellung: Preußentum und Phantasielosigkeit gehören zusammen. Dagegen besitzt (vielleicht dank einer langen Leidenszeit) das Judentum einen erstaunlichen Instinkt der Einfühlung in fremde Seelen. Das Preußentum wüchse aus seiner Isolierung, wenn es diese Fähigkeit des Einlebens in die eigene und in andere Nationen gewönne. (Der Krieg ging verloren, weil Ludendorff in Psychologie ganz ungenügend war.)

6. „Die Juden haben keine Scham“ (pag. 63). Bumbumbum! Zwar handelt das erste Kapitel ihrer heiligen Schriften von der Scham. Zwar ist die Züchtigkeit des jüdischen Mädchens, der jüdischen Frau auch oft als Anklage betont worden: Unfähigkeit zu griechischer Freiheit. Aber solche Axiome sind ja immer auch umgekehrt richtig. Blüher könnte auch trommeln: „Die Juden sind häßlich und substanzkrank, die Erfinder der Scham.“ Für eine Neuauflage der kläglichen Schrift liefere ich ihm solche Axiome dutzendweise ins Haus, freibleibend Berlin: „Die Juden sind das eminente konservative Volk.“ — „Die Juden sind wurzellos, weil ihnen das konservative Element fehlt.” — „Die Juden sind das eigentlich materialistische und deshalb nur sinnliche Volk.“ — „Die Juden sind das unsinnliche, das intellektuelle Volk, das Volk der Brille.“ — „Die Juden sind feminin“. — „Die Juden sind künstlerisch unproduktiv, weil sie makulin sind.“ — „Die Juden sind dekadent, weil sie durch Ethik geschwächt sind.“ — „Durch ihre natürliche, instinktive Unsittlichkeit sind die Juden den Deutschen überlegen.“ — „Der Jude denkt juridisch nicht rechtlich.“ — „Die Rechtschaffenheit des Juden ist ein Produkt alter Kaufmannstradition.“ — „Das jüdische Weib ist, wie die Statistik beweist, ungebrochen, weil es den Willen zum Kinde hat.“ — Der Großstadtjüdin, das lehren die Geburtenziffern, fehlt der Instinkt zur Fortpflanzung,“ usw. usw.

V.

Herr Blüher ist auch edler Wallungen fähig. An der Stelle, an der er als das Kommen des Weltpogroms als unzweifelhaft ankündigt, bedauert er die Ermordung Gustav Landauers und er schreibt mit seinem einzigen Talent, mit dem Talent zur Übertreibung: „An dieser Tat wird Deutschland schwerer zu tragen haben als am Versailler Friedensvertrag“. Nun, sein verzwickter, sich selbst widersprechender Prophetenschmus wird vielleicht in ein paar ewigen Wandervögeln das Chaos vergrößern, aber auf ein bißchen mehr oder weniger Durcheinander in diesen Köpfen kommt es nicht an. Schlimmer als die schrullige Schrift wird ihre Übersetzung in den Pöbeldialekt sein. Hans Blüher wird morgen der Prophet der Deutschen Tageszeitung sein. Dafür war er gestern noch zu gut. Aber das bringt dieser verdammte Beruf mit sich. Zuletzt steht jeder alternde Prophet vor dieser Wahl: Alldeutscher Wanderredner oder Vortragsmeister im Kabarett? Ich finde das Kabarett sauberer.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Maiwoche

Alle künftige Weltpolitik wird Petroleumpolitik sein", sagte Briand einmal. Und es scheint fast, als wollten gewisse Ereignisse in Genua ihm recht geben. Franzosen und Belgier behaupten, England spiele dort gemeinsam mit Rußland ein Spiel unlauterer Petroleumkonkurrenz gegen sie. England war es, das den oft zitierten Art. 7 des Rußland-Memorandums in seiner neuen Fassung durchsetzte, — einer Fassung, die nicht mehr Rückgabe, sondern nur noch Ersatz für das sozialisierte Ausländer-Eigentum fordert. Was aber nützt es Belgien und Frankreich, wenn sie nur einen (vorerst sogar uneintreibbaren) Entschädigungsanspruch für ihre Unternehmungen erhalten, die Unternehmungen selbst aber durch neuen Vertrag an die Royal Dutch and Shell oder auch an die Anglo-Persian, auf jeden Fall also in englischen Kontrollbereich verschoben werden? Sie rufen: Petroleuminteressenten aller Länder vereinigt euch! Und nicht nur auf die Vereinigten Staaten, in denen Standard Oil seit je sehr maßgebenden politischen Einfluß ausübte, sondern auch auf manche Neutrale, vor allem auf die Schweiz mit ihrer Ipu (zu deren Konzern Nobel, Rothschild und die Deutsche Erdölgesellschaft gehören), glauben sie sich in dieser Frage stützen zu können. Möglich, daß wirklich hinter vielen Genueser Vorgängen verschleiert dies Ringen um die Ölvorherrschaft steckt (über dessen Bedeutung wir Deutsche, die wir nach wie vor nur von Kohle, Kohle und wieder Kohle reden hören, noch gar nicht genügend unterrichtet sind). Aber ob selbst dieser größte aller Rohstoffkämpfe, von denen die Wirtschaftsgeschichte zu berichten weiß, letzten Endes entscheidend für die Weltpolitik sein wird, darf trotz allem noch bezweifelt werden. Trotz des heißen Wettkampfes zwischen England und Amerika in dieser Spezialfrage, trotz Mexiko, Mesopotamien und Persien sind die beiden Mächte seit Washington doch zu allgemeinpolitischer Solidarität gelangt. Es ist unwahrscheinlich, daß das an Baku scheitern könnte. Und zwischen London und Washington, nicht zwischen London und Paris wird heute wirkliche Weltpolitik gemacht.

Wie weit Deutschland mit der Zeit sogar im Wettlauf der Technik ins Hintertreffen gerät, beweisen Mitteilungen Herbert Hoovers über die Fortschritte der drahtlosen Telephonie in den Vereinigten Staaten. Es gibt dort jetzt 600 000 private Empfängeranschlüsse, während es noch vor einem Jahre nur ungefähr 10 000 waren. Diese Empfangstationen werden von einer Reihe großer und starker Gebestationen bedient, in deren Wellenlänge die Empfänger sich nach Belieben einschalten können. Ununterbrochen schicken die Gebestationen ihren Dienst in die Welt hinaus, „Amerika und Kanada sind wie von einer Epidemie davon überschwemmt". Sie geben politische, Börsen-, Wirtschafts- und Wettermeldungen, Orchester-, Chor- und Solokonzerte, wissenschaftliche und unterhaltende Reden; und der ganze Dienst, der natürlich auch reichlich für Reklame benutzt wird, ist frei für jeden, der sich die Empfangsapparate einmal gekauft hat. Das Geschäft soll sich trotzdem glänzend rentieren. Wäre es nicht möglich, daß unser schmerzenreiches Defizitkind, die Reichspost, sich dieser offenbar zugkräftigen und gewinnversprechenden Unternehmung ebenfalls widmete?

Die Zeit der Bilanzen ist wieder einmal herangekommen und wie stets im Mai mangelt es nicht an Versuchen, sich aus den Veröffentlichungen der großen Unternehmungen ein Bild ihrer eigenen und der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung zu formen. Aber je ernsthafter man das versucht, umso resignierter gelangt man auch zu der Erkenntnis, daß Bilanzen unter heutigen Verhältnissen eigentlich Schall und Rauch geworden sind. Bilanzieren heißt messen, wägen und vergleichen; damit diese Tätigkeit zu vernünftigem Ende führe, muß also vor allem eine stabile Meß-, Wäge- und Vergleichsgröße vorhanden sein. Das war früher die Mark, die alle Vorgänge innerhalb eines Jahres auf einen Generalnenner brachte, und dadurch eindeutige Beziehungen sowohl zwischen Anlagewerten und Einkäufen als auch zwischen Anlagewerten und Erneuerungsfonds herzustellen erlaubte. Das Wesen unserer heutigen Bilanz aber ist, daß der kontinuierliche Wertmaßstab fehlt, daß der vermeintliche Generalnenner „Mark" nur noch ein Name, kein Inhalt mehr ist. Jeden Tag im Jahre hatte die Mark einen anderen Wert, die Aufaddierung aller in Mark bezifferten Transaktionen eines Jahres ist also eine Aufaddierung völlig inkommensurabler Größen. Noch weniger sind die Anlagewerte, Gewinne und Rückstellungen, die nur trügerisch mit

der gemeinsamen Benennung „Mark“ versehen sind, zu einander in Beziehung zu setzen; und am allerwenigsten lassen sich Vergleiche mit früheren Jahren anstellen. Jede Bilanz ist knochenlos wie eine Qualle geworden, an jedem Punkt, den man anfassen will, gleitet man ab, ohne Halt zu finden. Der Syndikus und Abgeordnete Stresemann hat darum kürzlich vorgeschlagen, es möchten neben den Papiermarkbilanzen auch Goldmarkbilanzen aufgestellt werden. Darin liegt eine richtige Idee, obwohl die Art und Weise, in der die Papiermark auf Goldmark reduziert werden könnte, schwer bestimmbar ist und sicherlich neue Fehler und Ungleichmäßigkeiten hervorrufen würde. Mindestens für die Industrieunternehmungen scheinen aber, analog den Ein- und Ausfuhrstatistiken, neben den Papier- und Goldwertbilanzen auch noch gewisse Mengenbilanzen möglich. Wenn mehr als bisher auch die Quantitäten, nicht nur die sogenannten Werte der Bezüge, der Erzeugung, des Absatzes und der Läger verzeichnet und noch nachträglich auch die entsprechenden Ziffern früherer Jahre bekanntgegeben würden, dann würde in die hundertfachen Falten des Papierschleiers ein weiteres Loch gerissen, das einen neuen, oberflächlichen Blick auf die ökonomischen Realitäten gestattete. Daß auch dies Schwierigkeiten in Fülle böte, ist offensichtlich. Trotzdem sollte der Versuch unternommen werden; und ob es die Absicht einer Verwaltung ist, mit ihrer Bilanz zu unterrichten oder im Dunkel zu lassen, wird künftighin vielleicht aus dem Vorhandensein oder Fehlen von Gold- und Mengenabschlüssen neben den Papierabschlüssen gefolgert werden können.

Dr. ERNST SCHULTZE

DER GELDMARKT FÜR STAATSANLEIHEN

Es ist eine gute Zeit für Staatsanleihen. Die vollkommene Zerrüttung der Weltwirtschaft sperrt den Produktiv-Unternehmungen der meisten Länder die Zufuhr neuen Kapitals; oder läßt sie vielmehr darauf verzichten, weil sie schon das vorhandene schwer verzinsen können. Da aber gewaltige Kapitalmengen überall angeboten werden und die Banken nicht recht wissen, wohin sie mit diesem Überfluß sollen, so suchen die Staaten, die einen geradezu unersättlichen Finanzbedarf entfalten, eine Milliarde nach der anderen an sich zu ziehen.

Nichts kann den vollendeten Widersinn der Zustände, unter denen heute alle Länder der Welt leiden, augenfälliger dartun als

dieser unerhörte Widerspruch: während die Produktionsunternehmungen mehr oder weniger Not leiden, jedenfalls nur mit Mühe Beiträge herauswirtschaften können, die hinter denen normalen Zeiten weit zurückblicken, geht so viel Kapital unbeschäftigt zu Markte, daß die Regierungen nicht die geringste Mühe haben, Summen von einer Höhe an sich zu ziehen, die sie früher nur unter gewaltigen Opfern hätten bekommen können.

Sehr deutlich zeigt sich das in den Vereinigten Staaten, Großbritannien, Holland und anderen Ländern. Beschränken wir uns hier auf wenige Beispiele.

Auf dem englischen Kapitalmarkt wurde im ersten Vierteljahr 1922 eine Summe von 286 207 100 Pfund Sterling neuen Kapitals ausgegeben, während die Vergleichssumme im ersten Quartal des letzten Jahres nur 63 382 100 Pfund Sterling betragen hatte. Auch das erste Vierteljahr 1920 hatte nur 135 094 500 Pfund Sterling zu verzeichnen. Beide Vorjahre sind also durch die Menge des jetzt ausgegebenen Kapitals erheblich übertroffen.

Aber wie verteilen sich diese Summen? Man könnte versucht sein, aus dem wachsenden Kapitalzustrom der ersten drei Monate dieses Jahres zu schließen, daß der würgende Griff der Wirtschaftskrisis sich in England allmählich lockert. Nichts wäre falscher als das. Eine zutreffende Vorstellung gewinnen wir nur, wenn wir die Ziffern auflösen. Dann ergibt sich, daß bei weitem der größte Anteil der 286 207 100 Pfund Sterling auf Staatsanleihen entfällt. Allein der englische Staat erhielt davon 211 893 100 Pfund, also weit mehr als zwei Drittel. Rechnet man gar die britischen Kolonialanleihen, die Staatsanleihen des Auslandes und die Kommunalanleihen Englands, der britischen Kolonien und des Auslandes hinzu, so ergibt sich folgendes Bild:

	1920 Pfd. Sterl.	1921 Pfd. Sterl.	1922 Pfd. Sterl.
Englische Staatsanleihen	7 460 000	14 991 500	211 893 100
Britische Kolonialanleihen	5 470 000	7 399 600	16 490 000
Staatsanleihen des Auslandes	—	1 930 000	3 574 600
Britische Stadtanleihen	4 750 000	9 431 200	5 555 300
Stadtanleihen der britischen Kolonien	—	500 000	960 000
Ausländische Stadtanleihen	—	—	2 840 000
Eigene und fremde Staats- und Stadtanleihen zusammen	17 680 000	34 252 300	241 313 000
Kapitalsummen insgesamt	135 094 500	61 299 800	286 207 100

Mithin entfielen von dem neuen Kapital des britischen Geldmarktes im ersten Vierteljahr 1920 rund 12 % auf eigene und fremde Staats- und Stadtanleihen, im ersten Vierteljahr 1921 rund 55 %, im ersten Vierteljahr 1922 dagegen rund 85 %. In den beiden Vorjahren floß eben sehr viel Kapital in die Industrie und in ausländische Wirtschaftsunternehmungen, während nun sowohl die Wirtschaftsunternehmungen auf englischem Boden wie die mit englischem Kapital betriebenen in fremden Staaten einen weit geringeren Bedarf entfalten.

Wenden wir den Blick auf Holland, so beobachten wir dort das Erstaunliche, daß die große niederländische Staatsanleihe, die mit 6 % verzinst werden soll, nicht nur voll gezeichnet, sondern sehr stark überzeichnet worden ist. Schon im voraus hatte eine amerikanische Gruppe 75 Mill. Gulden fest übernommen und in den Vereinigten Staaten zur Zeichnung aufgelegt. Die niederländische Staatsanleihe erfreut sich dort großer Beliebtheit, weil die amerikanische Industrie ebenso wie die Landwirtschaft und erst recht Eisenbahnwesen und Schiffahrt, schwer unter der Krisis leiden. Die ungeheure Zahl der Arbeitslosen in den Vereinigten Staaten ist bekannt. Man weiß, daß noch immer manche Landwirte im Westen ihr Getreide verbrennen und manche Viehzüchter ihren Speck an Seifenfabriken verkaufen, weil der Absatz an die verarmten Gebiete Mitteleuropas empfindlich zurückgegangen ist. Wer wird bei dieser Sachlage neue Unternehmungen beginnen und dafür Kapital heranziehen? Im schärfsten Gegensatz zu dem Hochkonjunkturjahre 1919, als fremde Staaten und Städte (selbst hochvalutarische, wie die Schweiz) vergeblich um Anleihen in Nordamerika baten, (die sie mit 8—10 % zu verzinsen bereit waren), laufen jetzt die amerikanischen Finanzleute den fremden Staatsanleihen förmlich nach. Sie waren froh, von der niederländischen Staatsanleihe 75 Millionen Gulden zu erhalten, während in Holland selbst nur ein gleicher Betrag aufgelegt wurde. Auch hier wurde er stark überzeichnet, da die lebhafte Nachfrage in Nordamerika anreizend wirkte. Ja, die Stücke wurden bereits vor der Zeichnung mit einem Aufgeld gehandelt. Um Wucher zu verhüten, sind nur kleine Zeichnungen voll berücksichtigt worden, während auf größere nur 10 bis höchstens 20 % zugeteilt wurden.

Der Kapitalüberfluß der Vereinigten Staaten, oder richtiger gesagt, die mangelnde Kapitalnachfrage für produktive Wirtschafts-

zwecke hat ferner dazu geführt, daß noch eine weitere Summe der niederländisch-indischen Anleihe im Betrage von 40 Millionen Dollar in New York untergebracht wurde, und zwar zu einem sehr günstigen Kurse, außerdem mit der Bestimmung, daß die Rückzahlung erst innerhalb 40 Jahren zu erfolgen braucht, während für den ersten Teilbetrag dieser selben Anleihe eine Rückzahlungsfrist von 25 Jahren vereinbart worden war.

Während also nach Staatsanleihen überall lebhafte Nachfrage herrscht, bleiben die Börsenpapiere der Volkswirtschaft vernachlässigt. Unaufhörlich drückt die Depression des Geschäftslebens auf die Börse, in einzelnen Fällen ist es zum völligen Zusammenbruch großer Unternehmungen gekommen, z. B. gewisser holländischer und indischer Aktiengesellschaften. Es ist nicht anszudenken, wohin die Welt steuern wird, wenn diese Verhältnisse andauern: die Staaten, die im Weltkriege und nachher Schulden sonder Zahl aufgehäuft haben, können aus dem Kapitalmarkt bei dessen jetziger Lage fast jeden Betrag, und sei er noch so groß, erhalten — während die Produktivunternehmungen der Volkswirtschaft neues Kapital nicht nur nicht brauchen, sondern dazu ihr altes verlieren. Eine Gesundung der Volkswirtschaft der einzelnen Länder und zugleich der Weltwirtschaft könnte aber nur eintreten, wenn die unproduktiven *Kapitalaufnahmen der Staatsregierungen aufhörten und statt dessen die Produktivunternehmungen der Volkswirtschaft reichlich mit neuen Mitteln versehen würden.* Denn produktiv werden die Staaten doch nicht dadurch, daß sie die Zinsen für ihre Anleihen versprechen; vielmehr muß auch diese Zinssumme erst von der Volkswirtschaft aufgebracht werden. So läßt sich die Gefahr nicht von der Hand weisen, daß ein ungeheurer Zusammensturz des Kreditgebäudes der ganzen Welt erfolgt, falls nicht Vernunft und guter Wille wieder ihren Einzug in die wirtschaftlichen Beziehungen der Völker halten, und dadurch eine allgemeine Gesundung angebahnt wird.

GLOSSEN

WEIBERGESCHICHTE

„Kann man Ihnen alles erzählen? Kommt bei Ihnen nie der Moment, wo Sie moralisches Stirnrunzeln anlegen? Bitte, wenn Sie Pfui Teufel sagen, so murmeln Sie es nach innen. Ich möchte Ihnen so gern etwas anvertrauen, das mir gestern nachts passiert ist, aber . . . .“

— „Albern Sie nicht“, sagte ich und schob ihm meinen guten, dunkelbraunen Klubfauteuil zu, „sondern erzählen Sie. Wenn Ihre Geschichte nicht erlogen ist, und Ihre Geschichten sind nie gesüßt, dann verhindert mich das Wahre, oder wenn Sie wollen, das Nackte daran, stirnzurunzeln. Also los!“

„Sie wissen, ich habe vor zwei Jahren in Hiddensee meine blonde Freundin kennengelernt. Es war eine Leidenschaft auf den ersten Blick. Nie hat eine Frau besser zu mir gepaßt, nie ich besser zu einer Frau. Sie läßt mir so viel Einsamkeit, wie ich unbedingt nötig habe, sie ist physisch mein Fall, sie kann zuhören. Ich langweile mich nie mit ihr, sie geht erfrischt von mir fort, einige Male in der Woche am Morgen. Ich weiß das Wichtigste von ihr, aber ich muß mich um den kläglichen Kleinkram nicht kümmern. Sie hat, oder vielmehr sie hatte eine Beziehung zu einem alten Medizinalrat in Steglitz, es ist beinahe ein Onkel, jedenfalls ein sehr vernünftiger, sehr gutmütiger alter Philosoph. Ich kenne das mehr oder minder verwandtschaftliche Verhältnis der beiden nicht genau und ich will es auch nicht mit irgendeinem Verdacht im Kopfe durchhecheln. Jedenfalls hat er sie früher sehr gern gehabt und hat sie auch jetzt gern, ohne sie zu tyrannisieren oder sehr zu beschäftigen. Ich kenne ihn nur oberflächlich, aber wir sind in dauerndem Kontakt miteinander und ich kann sagen, ich bin dem alten Herrn gut.

Gestern abends kommt nun meine Freundin etwas später als sonst, etwas unruhiger als gewöhnlich. Ist was vorgefallen? frage ich. Ach nein, sagt sie, nichts Besonderes. Aber irgend etwas bedrückte sie. Sie war nicht ganz so heiter wie sonst, sie trank einige Kognaks, gegen ihre Gewohnheit, und ich spürte, daß sie etwas verheimlichte.

Spät am Abend oder eigentlich in der Nacht kam sie herangekrochen und erzählte mir von einem sehr lieben alten Freund aus Gothenburg, der seit einigen Tagen hier ist. Ein Maschinenfabrikant, der jetzt in Deutschland baut und alle vier Wochen für ein paar Tage über den Sund herüberkommt. Er kennt gar niemanden in Berlin, sagte sie teilnahmsvoll, außer mir natürlich. Wir kennen uns schon beinahe zwölf Jahre. Du weißt doch, ich habe vor dem Krieg eine Stellung in Gothenburg gehabt, bei seinem Neffen.

Weißt du, sagte sie, die Schweden sind doch die wohlerzogensten Leute in Europa und dabei ist ihre Valuta so angenehm. Bist du böse? Er ist dreiundsechzig Jahre und riesig höflich. Er ist wie ein Vater oder wie ein Onkel zu mir. Ich bin überzeugt, er hat mich in seinem Testament bedacht. Übrigens denkt er nicht ans Sterben, er ist sehr munter. Aber er kann nicht allein in die Oper gehn, das hält er nicht aus.

Es war drei Uhr früh. Ganz finster in meinem Schlafzimmer. Da frug sie mich, ein bißchen ängstlich: „Erich, wärst du böse, wenn ich meinen alten Herrn wechselte?“ Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte herzlich lachen. Hast du schon einmal mitten in der Nacht, ganz im Finstern, gelacht? Es klingt kurios. Aber sie hat wohl mein Lachen als eine Zustimmung angesehen, denn plötzlich war alle Unruhe, alle Unsicherheit von ihr weggenommen und sie war ganz froh und ging in der Früh trällernd über den Hof, befreit und mit gutem Gewissen.

Carlotto Graetz.

BRIEFE AN DAS TAGEBUCH

DAS AUTO UND DER LANDTAG

In den Tagen der Baumblüte fuhr ich nach Werder. Es war Sonntag. Pilgerfahrten zu Bahn, zu Schiff, zu Fuß. Auch eine Versammlung von Kraftwagen. Es war für unser Auto kein Leichtes, durch die Menge, die auch die Fahrstraße überschwemmte, durchzusegeln. Der Führer wird mißmutig, weil er aus dem behutsamen Schneckentempo nicht herausfindet, der Fußgänger ärgert sich über die Staubwolke, in die sein Sonntagnachmittag gehüllt ist. Kein Wunder, daß es immer wieder zu Auseinandersetzungen, ja zu Beschimpfungen gegen die Leute im Auto kam. Man kann sagen, daß ein solcher Sommertag den Klassengegensatz nicht nur vertieft, sondern geradezu vergiftet. Aus jedem Gesicht der Fußgänger kann der im Auto Fahrende nur Ärger, Haß, Wut lesen und der Andere, der sich hinter der Automobilbrille verbirgt, was kann er am Schluß diesen unfreundlichen Reden und Gesten entgegensetzen als Gleichgültigkeit, wirkliche oder gespielte? Wer aber über die Stunde hinausdenkt, wird sich sagen müssen: Ist dieser Anschauungsunterricht im Klassenhaß notwendig? Muß er sein? Erzeugt er nicht in einer historischen Situation, in der Deutschland innerlich einheitlich sein sollte, überflüssige Gifte? Aus den Erfahrungen dieses Nachmittags habe ich mich entschlossen, im T.-B. zu fragen und anzuregen, ob nicht für die zwanzig Sonntage, die für die Erholung des Großstädters nötig sind, der Autoverkehr in der Umgebung Berlins eingestellt werden könnte? Versteht sich, der Arzt, der Regierungsbeamte, wenn's sein muß, auch der Kaufmann, der

die Unaufschiebbarkeit seiner Fahrt nachweisen kann, soll auch Sonntags die Hauptstraßen der Umgebung befahren können. Aber wir Spazierfahrer, die wir mit unseren Autos auch am Montag oder Freitag die Baumblüte von Werder aufsuchen können, müssen wir den Sonntag wählen und also die Wut und den Neid der gestörten, angestaubten und angestunkenen Fußgänger provozieren? Ich würde an die soziale Einsicht der Autobesitzer appellieren, wenn ich mir davon viel verspräche. So wende ich mich vielmehr an die Volksparteien des Preußischen Landtags, an die Herren vom Zentrum, an die Demokraten und Sozialisten und auch an die Vertreter der Bauern, an die Deutschnationalen: Könntet Ihr nicht durch ein ganz kurzes Gesetz die **Sonntags**erholung des Großstädters sicherstellen? Muß denn deutscher Parlamentarismus immer verbunden sein mit Blindheit gegen wirkliche Volksbedürfnisse? Herr Severing, der preußische Minister, könnte ein solches, ganz kurzes Gesetz in 24 Stunden ausarbeiten lassen und in 24 Stunden wäre es — ich glaube, einstimmig — von der Landesversammlung angenommen. Viel sozialer Giftstoff wäre durch eine solche Operation aus der Welt geschafft. Hier steht die Anregung. Nun ist es an der Regierung, sie zu — übersehen!

Frau Angela Bosch, geb. v. Kreilsheim, Berlin-Westend.

MEA STEUERMANN ALS JUDITH.

Das große Schauspielhaus birgt für dieses Drama Hebbels unendliche Gefahren. Hier liegen alle Schwächen dem Zugriff des Zuschauers bloß; hinter jedem Satze lauert Nestroy, und nur vollendete Inszenierung vermag den Geist der Lächerlichkeit zu bannen. Berthold Viertel ist es gelungen, ihn fernzuhalten. In spitzem Winkel jagt er den Bühnenvorbau in das Herz des Zuschauerraumes, schwarzer Hintergrund wechselt mit weißem; ein Thronsessel, ein Teppich, dann leere Bühne und endlich gespenstisch und herzlähmend die Klagemauer.

Eine neue Judith, Mea Steuermann, zum ersten Male in Berlin im großen Schauspielhause. Sie versucht nicht, wie viele vor ihr, den Zirkus durch Geschrei zu zwingen. Sie bändigt ihn mit der Bewegung, mit dem Gestus. Wenn diese Judith in der Gebetszene im Scheitelpunkt der Bühne sitzend, erst starr emporblickt, dann den Kopf in die Hände vergräbt, liegt über ihr schon Zukunftsahnung. Sie spielt die Judith ihrer Gottessendung bewußt, dämonisiert und tatbereit zugleich, und im Irrlichtglanze ihrer Augen spiegelt sich nur dann und wann Qual der Weibeslust. Erst nach der Ermordung des Holofernes wird sie Weib. Müde schreitet die Verzichterin in der letzten Szene die Treppen der Klagemauer herab: Weil keiner sie je so umarmen wird, wie Holofernes.

Die statuarisch-klassische Leistung der Frau Steuermann erhält durch eine wundervolle Sprache den höchsten Glanz. Mit dunkler voller Stimme springt sie den Zuschauer an, reißt ihn hoch und hämmert ihm ihren Gram ins Herz.

Selten hat eine Frauenstimme ganz ohne Anstrengung den Riesenraum so mühelos beherrscht.

Otto Bogs

ANEKDOTE

DER KERNPUNKT

Kaiser Karl war im Anfang seiner Regentschaft voll guten Eifers. Er hätte auch gern „die Herren Israeliten“ zu Anhängern der versinkenden Habsburgerei gemacht und war gegen alle, die in Audienz kamen, eitel Wohlwollen und Förderung. Eines Tages suchte ihn eine zionistische Deputation heim, bittet um Förderung ihrer Pläne. Karl ant-

wortet sehr huldvoll, voll Wohlwollen für die Herren Israeliten. Zuletzt fragt er — nach einer Pause der Überlegung: „Aber, meine Herren, haben denn auch sicher alle Juden in Palästina Platz?"

BÜCHER

Flaubert-Reisebriefe. Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam.

E. W. Fischer, der Verwalter der Flaubertschen Schätze, gibt hier, ohne viel Beiwerk, ohne Vor- und Nachrede, die Briefe heraus, die Flaubert auf seinen Reisen nach Südfrankreich, Italien, Griechenland, nach Ägypten, nach dem Orient und nach Karthago schrieb. Die Briefe sind wundervoll: farbig, witzig, sachlich, warm, persönlich. Flaubert, das beweisen diese Briefe, arbeitete nicht an seinen Eindrücken, nur an seinen Ausdrücken. Sein Auge war herrlich empfänglich, doch sein Geist war es noch mehr. Manche dieser Briefe, z. B. die Briefe aus Jerusalem, gehören in die Sammlung klassischer Briefe.

Willem von Vloten: Don Juan Empor! Rheinverlag Basel.

Der Maler Konrad Falk ist ein Frauenverzehrer. Der Dichter schildert seinen Helden mit folgenden schlichten Worten: „Heute eine Geliebte und in vierzehn Tagen eine andere, das peitschte die Nerven auf und fraß ihm die Kraft weg." Die Masse tut es nicht, so entsteht kein Don Juan-Roman, nur eine innerlich arme Aufzählung einander folgender Nächte. Ein Don Juan? Nein, ein Kannibale, der die Triumphe physischer Niederlagen als Trophäen um den Hals hängt. Dazu miserables Handlungsgehilfendeutsch: „Mochte Maud das non plus ultra von einem Weibe sein und mochte sie alle fraulichen Vorzüge scheffelweise und alle Tugenden zentnerweise besitzen . . ." Schade um das schöne Papier.

Garten der Erde. Märchen aus allen Zonen. Nacherzählt von Wilhelm Schmidt-Bonn. E. P. Tal u. Comp.-Verlag Wien.

Das ist ein ausgezeichnetes Buch, äußerlich so schön wie innerlich. Schmidt-Bonn erzählt grönländische, schwedische, englische, deutsche, serbische, russische, chinesische, afrikanische Märchen, und er erzählt sie mit der edeln Einfachheit, die gerade diesem gerade gewachsenen Dichter eignet. Die Durchsichtigkeit der Märchen und die Klarheit Schnittbonns klingen gut zusammen. Nie versucht Schmidtbonns Nacherzählung ein Märchen sinnvoller zu machen als es ist. Er hat Achtung vor der Willkür des Märchens. Zuweilen hat er mit dichterischem Instinkt zu

Ende gedichtet, was im Märchen nur halb vollendet war. Schmidt-Bonn hat den Märchen sein klingendes, klares, festes Deutsch gegeben. Das Buch, schön gedruckt, auf schönem Papier, kann ein Hausbuch werden, Generationen zur Freude.

H. G. Wells. Hoffnung auf Frieden. Kurt Wolff, Verlag München.

Dieses Buch, von außen wie ein gelber Roman aussehend, enthält die Aufsätze, die H. G. Wells von der Konferenz in Washington her geschrieben hat. Man weiß, daß Wells zu den vier oder fünf großen europäischen Journalisten gehört, daß er durchdrungen von dem Gedanken an den organisierten Weltfrieden ist. Wells glaubt an Harding und an seinen Willen zur Weltversöhnung. Deutsche Politiker müßten dieses Buch genau lesen, wie das Lehrbuch einer fremden Sprache. Hier können sie die Vokabel und die Syntax der amerikanischen Ideologie erlernen, einer Ideologie, die in den nächsten Jahren für uns wichtiger sein wird als unsere europäische für die Amerikaner. Wir müssen das amerikanische politische Ethos kennen lernen, hier in diesem Buch lebt es.

AN DIE LESER DES T.-B.

Von dieser Nummer an kostet das einzelne Heft des T.-B.

6 Mark.

Erhöhung der Druck- und Papierpreise zwingen zu dieser Maßnahme.

Wenn die Leser des T.-B. sich in Abonnenten verwandeln, hoffen wir ohne Erhöhung oder wenigstens ohne wesentliche Erhöhung des Abonnementspreises auszukommen.

Diesem Heft liegt eine Zahlkarte zum Abonnement für das Vierteljahr über 35,80 M. bei.

Die Verwaltung des T.-B.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 18):

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39.

Ein Mann

für eine ungewöhnliche Mission gesucht, zu deren Durchführung außerordentlicher Mut, hohe Intelligenz, eiserne Energie und größte Verschwiegenheit gehören.

100000 Dollar

werden für die Erledigung aller Aufgaben als Belohnung zugesichert. Näheres durch das schwarze Kuvert, den neuen Harry Piel-Film, der ab 19. d. M. in der Schauburg läuft. — Hauptrolle und Regie: Harry Piel. — Manuskript: Alfred Zeisler und Viktor Abel. — Photographie: Georg Muschner und Franz Meinecke. — Architektur: W. A. Herrmann. — Technisch-artistische Bauten: Alb. Korell.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Maiwoche

Die nächste Woche wird in Berlin eine österreichische Woche sein. Der Besuch der Wiener Sänger ist mehr als ein frohes Gesangvereinsfest. Dank der Tyrannei der Entente bedeutet jede Berührung von Wien und Berlin eine Erinnerung an den verbotenen Beschluß. Die Wiener Braut, die in der Nationalversammlung schon ihr Ja laut und vernehmlich gesprochen hatte, mußte im letzten Augenblick den Brautschleier abtun, weil übermütige und stupide Mächte die Vereinigung verboten. Nun, jeder Besuch im Hause des Bräutigams beweist, daß die Idee dieser Verbindung nicht aufgegeben ist. Sie ist das nach dem politischen Gesetz der Staatenbildung vorgesehene und deshalb unausbleibliche Ereignis. Der Termin kann aufgeschoben werden, aber was sind etliche Jahre vor der Weltgeschichte? Das Eheversprechen von Wien wird in Berlin eingelöst werden, das wissen alle Deutschen — von Ledebour bis Helfferich, von Fehrenbach bis Dernburg, von Königsberg bis Konstanz. Das ist der Wert dieser Wiener Woche. Deshalb brauchen wir diese österreichischen Festtage immer wieder. Eines Tages werden die Berliner und Wiener Sänger einen gemeinsamen Chor singen, dessen Melodie auch in Versailles erschüttern wird.

Kurz vor Eröffnung der Genueser Konferenz drückte Joffe den Zweck der Veranstaltung ohne Umschweife so aus: „Genua soll entscheiden, ob Frankreich oder England Herr in Europa sein wird!“ Ist die Entscheidung gefallen? Sie ist vertagt. Aber daß die Odds sehr günstig für Großbritannien stehen, wird niemand behaupten können. „Barthou barre tout,“ flüsterte Tschitscherin bei irgendeinem Festmahl seinem Nachbar zu. Und wirklich ist es der Pariser Politik gelungen, nach allen Seiten den Weg zu verbauen. Das konnte sie, weil England, gerade herausgesagt, Angst vor dem Degen Fochs hat. Poincarés Politik unterscheidet sich von derjenigen seiner Vorgänger wesentlich dadurch,

daß sie die militärische Vormachtstellung Frankreichs in Europa, über die bisher eigentlich nur theoretisiert wurde, mit vollem Bewußtsein zur Basis auch alles Handelns macht. Mit anderen Worten, daß sie England vor die Wahl stellt: entweder du fügst dich unseren Wünschen, mindestens im Kern; oder wir gehen, gestützt auf unsere Macht, eigene Wege und pfeifen auf das Bündnis! Lloyd Georges gesprochene und einmalige Drohung mit Auflösung der Entente war also nur ein schwacher Abklatsch der viel älteren und fortgesetzten gleichen Drohung Poincarés, — dieser gehandelten, nicht gesprochenen Drohung. Und zwar war sie schwächer als die Drohung Poincarés, — in demselben Maße, in dem die französische Armee stärker ist als die englische und in dem die technischen Möglichkeiten einer Kanalüberquerung sich vervollkommnen! Wer herrscht also in Europa? Vorerst offenbar Frankreich. Aber es wird nur so lange herrschen, bis es erstens — wozu manches sich vorbereitet — von England und Amerika an der Achillesferse der Schulden angepackt werden wird; und zweitens, bis jene Mobilisation der öffentlichen Weltmeinung gegen den Macht- und Militärgeist der Pariser Realpolitiker vollzogen sein wird, die man in London (von Northcliffe abgesehen) jetzt ebenso planvoll einleitet, wie einstmals die Mobilisation gegen den Macht- und Militärgeist der Berliner Realpolitiker.

Dem Kronprinzenbuch, das Karl Rosner eben bei Cotta herausgegeben hat, ist ein Brief des Verfassers, oder nein, des Oberverfassers, nämlich des Kronprinzen selbst, in Faksimile beigegeben. Sieben Seiten des Kronprinzenbuches sind mithin unzweifelhaft vom ehemaligen Kronprinzen geschrieben. In diesem Brief schreibt Wilhelm von Hohenzollern an Karl Rosner: „Ich bitte Sie, dieses Material, das Sie zum guten Teil schon kennen lernten, zur Grundlage eines Buches zu machen. Sie sollen dabei in bezug auf Gestaltung und künstlerische Formung des Stoffes völlig freie Hand haben. Wollen Sie also einzelnes fortlassen, so möge es fallen, wollen Sie anderes auf Grund unserer Gespräche und eigener Beobachtungen ergänzen — und diese Notwendigkeit wird sich für Sie vielfach ergeben —, so haben Sie auch dazu meine Zustimmung.“ Mit einem Wort, der Kronprinz ermächtigt Herrn Rosner, sich nach Gutdünken für ihn zu erinnern. Bedenkt man, daß in dem Buch fortwährend Herzenstöne angeschlagen werden, so wird man diese

uneingeschränkte Prokura schwer begreifen. Der Gedanke ist peinlich, daß die Erinnerungen an „meine geliebte Mutter“ (damit ist natürlich nicht die alte Frau Rosner in Wien gemeint) von einem anderen als dem Sohne „künstlerisch geformt“ wurden. Dafür ist die Vermutung, daß in diesem Manuskript Herr Rosner von Wilhelm II. als von „meinem tiefgebeugten Vater“ schrieb, freilich mehr grotesk. Und ist der Appell an mein Volk (womit nicht Herrn Rosners Volk gemeint ist) auch von dem zur Erinnerung abkommandierten Schriftsteller verfaßt? Ist es Herr Rosner, der nur „eine flammende Sehnsucht“ kennt: „Ich lasse Dich nicht (deutsches Volk), du segnetest mich denn!“ Die Ungeniertheit, mit der hier zugestanden wird, daß die Memoiren des Kronprinzen eine starke Leistung des Herrn Rosner sind, verblüfft. Ist denn nach allem, was der Kronprinz gelernt und erlebt hat, seine Fähigkeit nicht ausreichend, mit klaren, nicht literarisch parfümierten Worten einfach darzustellen, was er selbst gesehen und gedacht hat? Ist es nicht beschämend, daß er Erinnerungsgehilfen braucht, Verbesserer und Dekorateure seines Erlebnisses? Muß ein derartig aufgeputztes, auf „edel“ übermaltes Buch nicht mit tiefstem Mißtrauen in die Hand genommen werden? Fridericus Rex — auf die Ähnlichkeit der Nasen spekuliert ein dem Buche beigelegtes Bild — ist der Autor seiner Schriften gewesen und auch die schlichten Briefe Wilhelm I. sind von ihm selber. Welcher Verfall — diese frisierten Erinnerungen, zu denen ein beliebter Romanschreiber gedungen werden muß. Die Memoiren des ehemaligen Kronprinzen hätten, in Gottesnamen, schlechter geschrieben sein sollen, aber sie hätten sein eigenes Werk sein müssen. Daß sein Wein aus dem Becher des Herrn Rosner kredenzt wird, gibt dem süßlichen Saft eine miserable Blume.

Zeitungsnotiz: „Der große volkstümliche Erfolg des Fridericus-Films hat endlich den Bann gebrochen. Eine ganze Reihe von Filmwerken mit Stoffen aus der Hohenzollerngeschichte ist in Vorbereitung. Als eines der ersten wird jetzt unter Mitwirkung namhafter Historiker ein Film „Königin Luise“ aufgenommen, und zwar „durchweg an den historischen Stätten“. Gottlob, da ist sie, die Film-Siegesallee! Manuskript-Wildenbrüche für Albrecht den Bären, Albrecht Achilles, Johann Cicero, Joachim Nestor und die „unfürstliche Erscheinung“ Georg Wilhelm gesucht!

THOMAS WEHRLIN DER VOLKSBUND DES ANSCHLUSSES

I.

Im November 1918, als Österreich-Ungarn zerfiel und Deutschland in seinen Grundfesten erbebte, da schrien wir alle: Anschluß! Anschluß! Was sollte dies bißchen Deutschösterreich, arme 6 Millionen, auf der europäischen Landkarte? Österreich soll etwas verpreußt, Großpreußen soll etwas verösterreicht werden, beide haben es nötig. Das war die Grundstimmung im Winter 1918-1919. Wären wir Deutsche nicht so schrecklich lange überlegende Leute, wir hätten damals die Grenzpfähle ausgerissen, die Kronenwährung abgeschafft, die Parlamente in Weimar vereinigt, wir hätten mit Schwung und Schnelligkeit ein nicht mehr auseinanderzureißendes österreichisch-deutsches Kuddelmuddel schaffen müssen. Immerhin — es gab Versammlungen, in denen wir uns Treue schworen. Und im Arbeitszimmer von Stefan Großmann erstand die Anschlußorganisation; die ersten Leute, die mittaten, waren: Professor Heinrich Herkner, Werner Sombart, der Grazer Hermann Kienzl, Konrad Hänisch, der unermüdliche Kommerzienrat Böhm, der eifrige kleine Dr. Ullmann. Die große Versammlung in der Hochschule für Musik wird keiner vergessen, der sie miterlebt hat. Der Jubel, mit dem der Wille zur Niederreißung der Grenzen verkündet wurde, brach herrlich aus den Herzen.

Aber wir sind Deutsche, mit allen politischen Mängeln unseres Volkes behaftet. Während die Wiener in ihrer Nationalversammlung feierlich den Beschluß verkündeten, Österreich ist ein Teil des Deutschen Reiches, haben die Herren Volksbeauftragten in der Wilhelmstraße bedacht und erwogen und so lange zur Erwägung anheimgestellt, bis das große Feuer kleiner geworden und der Schwung der historischen Stunde verpufft war. Statt die Türen der Nationalversammlung in Weimar weit zu öffnen und die österreichischen Abgeordneten kurzweg dem deutschen Parlamente einzuverleiben, schüttelte der gute Volksbeauftragte Haase das allzuschwere Haupt, erwog und erwog und verdarb durch Klügeln, was nur durch die frische, schnelle Tat zu schaffen war. Scheidemann, Noske „sympathisierten". Wann ist mit Sympathie Weltgeschichte gemacht worden? Der lebendigste der Volksbeauftragten, der inzwischen verschollene Unabhängige Emil Barth, verstand die Frage nicht einmal, weil sie nur in den älteren sozialdemokratischen Handbüchern erwähnt ist, er stand dem großdeutschen Problem, das

Liebknecht, Bebel, Adler noch brennend empfunden, mit der Stumpfheit des anationalen Vulgärpolitikers gegenüber.

Aber die Flamme erlosch nicht. Das Wort: Anschluß, einmal hinausgeschleudert, loderte im Reiche weiter, In Dresden, in Breslau, in Frankfurt, in Essen, in München, in Hamburg erstanden Volksbünde, die nur ein Programm hatten: Anschluß Österreichs an Deutschland. Die Bewegung machte Kinderkrankheiten durch, sie wurde vielfach mit den Schwierigkeiten der Auflösung der alten Monarchie, mit Kriegsbeschädigtenfürsorge und dergl. Aufgaben verquickt, aber allmählich setzte sich die rein politische Idee durch und überall, das war das Beste daran, als eine überparteiliche Angelegenheit. Im Reichstag fanden sich Sozialisten, Deutschnationale, Zentrumsleute, Demokraten zusammen, um gemeinsam Anschlußprobleme zu beraten. Es gibt in allen Parteien heute nur eine Mahnung: Der Anschluß m u ß kommen. Versailles verhindert ihn heute. Aber wie lang wird dieses Heute dauern? Otto Hoetzsch bei den Deutschnationalen, Wilhelm Heile bei den Demokraten, Maximilian Pfeifer bei den Zentrumsleuten — Hermann Müller bei den Sozialdemokraten — das sind die parlamentarischen Hauptleute der Anschlußgläubigen. Nur die Unabhängigen stehen bei Seite, sie erwägen, sie können sich nicht entschließen, sie sympathisieren — wie einst Haase sympathisiert hat, als er hätte handeln sollen.

II.

Hätten die Deutschen politische Leidenschaft, dann müßte der österreich-deutsche Volksbund die geliebteste aller politischen Organisationen sein. Jede Parteikleinlichkeit müßte vor ihm erlöschen. Die Kassen mußten vor ihm offen stehen und Millionen Menschen müßten kommen, wenn der Volksbund ruft. Es wäre nicht nötig, daß wir sofort Hosenschwere fühlen, wenn einmal das Wort Irridenta fällt. Straßburg war, wahrhaftig, weniger französisch, alle Franzosen, inklusive Jaurès und Caillaux, freuten sich an dem alljährlichen Festzug für das gefesselte Elsaß. Die Zurückholung des Trentino war allen Italienern selbstverständlich und der erste Märtyrer für Trients Heimkehr zu Italien war der Sozialist Battisti.

Wären wir Deutsche ein Volk von politischer Leidenschaft und Ausdauer — und Ausdauer ist das eigentliche Merkmal einer großen Leidenschaft — dann müßte der Tag, an dem die Wiener Nationalversammlung feierlich den Anschluß beschlossen hat, ein in allen

Teilen Deutschlands festlich begangener Feiertag sein. Dann müßte in allen Lesebüchern das Lob der österreichischen Landschaft, seiner Musik und Dichtung zu lesen sein. Dann müßte das Kind in der Schule lernen: Österreich — das ist der ferngehaltene kleine Bruder.

Wären wir Deutsche ein Volk von politischer Leidenschaft, dann müßten österreichische und deutsche Wirtschaft fest zusammenwachsen — Stinnes Beteiligung an den Alpinen Montanwerken in Steiermark ist seine wertvollste politische Tat — dann müßten österreichische und deutsche Schulen und Hochschulen den gleichen Lehrplan, die gleichen Rechte haben, dann müßten die österreichischen und deutschen Zivil- und Strafprozeßordnungen einander angepaßt sein, dann müßten die deutschen und die österreichischen Gewerkschaften in gegenseitigem Verpflichtungsverhältnis stehen, dann müßten die Zeitungsleute zweimal im Jahr zusammentreten und darüber beraten, wie die Flamme hüben und drüben anzublasen ist. Wären wir Deutsche ein Volk, dann müßte die Anschlußbewegung oberirdisch so gut ausgebaut sein wie unterirdisch, dann müßten Studenten, Arbeiter, Jugendverbände ihre Österreichhymne haben so gut wie die Österreicher ihr deutsches Lied nötig haben.

Aber die Deutschen sind vielleicht zu gründlich und zu lange militärisch erzogen worden. Sie tun alles, wenn es nur ein Kommandowort gibt. Dieses Kommandowort sollte der Österreichisch-Deutsche Volksbund immer wieder aufgeben. Der Deutsche braucht immer eine Zentralstelle. Gut. Für die Anschlußbewegung sei der Volksbund diese Zentralstelle. (Er residiert in Berlin, im Schloß Bellevue, und sein Geschäftsführer, Dr. Mischler, ist ein junger Mensch, voll Aktivität.)

Wären wir Deutsche ein Volk von politischer Leidenschaft, dann hätte der Österreichisch-Deutsche Volksbund heute an die 2 Millionen Mitglieder und die Städte, Vereine, Sparkassen, Banken Bankiers trügen ihm die Säcke Geldes zu.

Immerhin — der Volksbund ist da. Er wächst unter dem Vorsitz des Reichstagspräsidenten Löbe an Mitgliedern und Ansehen. Er hält die Flamme vorsichtig wach. Und was im Winter 1918-1919 vielfach nur eine Gefühlswallung war, wird allmählich zum politischen Axiom: Österreich ist ein Teil Deutschlands, der fern gehaltene Sohn wird an dem ersten freien Tage heimkehren!

Eine der ausbündigsten Torheiten jener pseudonationalen Politik, die es für sich in Anspruch nimmt, als die unentwegt und allein „deutschvölkische" zu gelten, ist die mit erstaunlichem Eifer betriebene Stimmungsmache gegen Wien. Sie hat ihren Ursprung in Österreich selbst, ist aber dort eine innere Angelegenheit gleich den Unmutsausbrüchen eines schwer Kranken, der sich das lebenswichtigste Organ, das er in falscher Selbstdiagnose für den alleinigen Sitz des Übels hält, am liebsten herausreißen möchte. Wenn man in den Alpenländern auf Wien schimpft, so ist das im Grunde nichts anderes, wie wenn sich im deutschen Reiche die Bierbankpolitiker der Kleinstädte so geberden, als würden sie am liebsten die böse Schiebermetropole Berlin mit ihren vier Millionen deutscher Menschen an die Entente abtreten, vergessend, daß sie mit allen Übeln, die sie birgt, das notwendige Produkt jener sonst gepriesenen industriellen Entwicklung ist, der Deutschland auch heute noch seine zähe Lebenskraft verdankt. Nun ist es aber natürlich so, daß diese Reichsacht der Bierbank und zumal der bayerischen Vollbierbank über Berlin nicht ernst gemeint ist, während andrerseits das Zeug, das man in völkischen Blättern zeitweilig über Wien liest, doch ganz deutlich die Tendenz verrät, die zweite deutsche und mit deutschen Kulturgütern durchsättigte Großstadt als „Eiterbeule am Körper des Deutschtums" glatt wegzuschneiden und sie als „internationalisiertes" Gebiet der slavisch-magyarisch-balkanischen Welt anzuheften. Es wird der Entente geradezu ein Weg gewiesen, zwei Millionen Deutsche und — wenn man von den paar Hundert Habsburglakaien . . . . absieht — bessere, bewußtere Deutsche, als es die anderthalb Millionen Elsässer je gewesen sind und je noch werden können, vom großen Deutschland, das da kommen wird, glatt abzuhalftern und aus dem österreichischen Anschlußproblem auszuscheiden. Diese deutschnationale Stimmungsmache gegen Wien ist ein Verbrechen an der Nation, wie es schwärzer nicht gedacht werden kann, ein umso größeres Verbrechen, als sich hinter all den leichtfertigen Redensarten, deren sich diese Hetze bedient, ein lediglich parteipolitisches Gefühlsmoment nur sehr notdürftig verbirgt. Wenn Wien nicht das „rote Wien" und das Machtzentrum der österreichisichen Sozialdemokratie, sondern, wie ehedem, die Hochburg der Christlichsozialen wäre, so würde man es ohne weiteres übersehen, daß gerade diese Wiener Christlich-

sozialen im Gegensatz zu ihren Genossen in den Bundesländern von habsburgisch-gesinnten und daher anschlußfeindlichen Männern geführt werden. Da aber Wien „rot“ geworden ist, so ist es ungeachtet der notorisch großdeutschen Gesinnung seiner Arbeiterschaft, ohne deren Initiative es zu keiner organisierten, die Massen mitreißenden Anschlußbewegung gekommen wäre, eine undeutsche Stadt. Als ob die Zugehörigkeit zum deutschen Volke von irgendwelchen politischen Bekenntnissen abhinge und als ob es im deutschen Sprachgebiete etwas so Ungewöhnliches wäre, daß in einer Großstadt die sozialistischen Arbeiter die Majorität der Bevölkerung bilden! Das ist nun, wenn man an Berlin, Hamburg, München, Bremen, Dresden, Breslau usw. denkt, allerdings nichts Ungewöhnliches, aber da setzen denn nun die leichtfertigen Redensarten ein, die man bei den genannten Städten nicht gut anwenden kann, weil sonst das deutsche Reich mit seinem Deutschtum gar zu sehr zusammenschrumpfen müßte. Wien ist doch eine halbslavische Stadt! Seit jeher das lockende Ziel tschechischer Einwanderung! Geben nicht die Aufschriftstafeln über den Läden mit ihren zur Hälfte tschechischen Namen ein deutliches Bild dieses Slavisierungsprozesses? Ja, sicher. Wien ist an diesen Schilderaufschriften gemessen genau so eine tschechische Stadt wie Berlin eine polnische, littauische und wendische (Piefke, Kulzke, Bumke, Pachulke) ist. Nicht um ein Haar anders. Und auch nicht um ein Haar anders als Graz und Klagenfurt — mit Recht unantastbare Heiligtümer unserer „Völkischen“ — windische Städte sind. (Glanschnigg, Petschnigg, Dobernig, Perkonigg, Derschatta etc.) Garnicht zu vergleichen aber mit Brünn, wo sich das Deutsche auch als Verkehrssprache nur noch mühselig vor der „slavischen Hochflut“ im Stadtinnern behaupten kann und dem gleichwohl im Bewußtsein der sudetenländischen Deutschen noch ein langes Leben als „deutsche Stadt“ beschieden sein dürfte. Kann man sich einen Italiener vorstellen, der Triest — das heilige Triest — an Jugoslavien abtreten möchte, weil das Slaventum vor den Toren der citá beginnt und weil die Faszisten dort fast ohne Ausnahme kroatisch-slovenische Namen haben? Oder einen anderen Italiener, der den Gewinn von Welsch-Tirol mißachtet, weil dort die Italienissimi mit Vorliebe auf Namen wie Candelspergher hören? Oder was würde man auch zu einem Deutschen sagen, der Tirol womöglich ganz an Italien abtreten möchte, weil noch immer die rhätoromanischen Namen, wie

Perathoner, Ladurner, Rubatscher, Demetz so häufig auf den Schildern der Kleinkaufleute oder Handwerksmeister zu lesen sind? Die Wahrheit ist, daß Wien seit jeher eine Germanisationsmaschine sondergleichen gewesen ist und trotz aller tschechischen Einwanderung eine durch und durch deutsche Stadt geblieben ist, in der auch die Kinder der eingewanderten Slaven mit Ausnahme gewisser volkstümlicher Spottfloskeln kein Sterbenswörtchen tschechisch können. Die Wahrheit ist ferner, daß die paar Tausend ihr Volkstum mit Bewußtsein behauptenden Tschechen seit 1918 in hellen Haufen abgewandert sind und daß die Wiener Gemeindevertretung trotz eines Proportionswahlrechts, das auch den kleinsten Parteien noch die Möglichkeit gewährt, ihrem Willen Ausdruck zu geben, unter 150 Gemeinderäten nur einen Tschechen zählt.

Ja, aber was ist es mit den Juden? Geht nicht die Sage, daß Wien, welches vor dem Kriege unter 2 Millionen Menschen 150 000 Juden beherbergte, durch einen Massenzuzug aus dem Osten heute schier eine galizische Stadt geworden ist? Wenn man das Augenmerk auf die Umgebung des Schottenringes richtet, möchte es allerdings fast so aussehen. In Wahrheit liegen aber die Dinge genau so wie in Berlin; es hat durch den Zuzug aus dem Osten zwar eine Vermehrung der jüdischen Bevölkerung stattgefunden, aber das zahlenmäßige Bild des Bevölkerungsverhältnisses hat sich dabei nur wenig verschoben. Gewiß ist manches Unerfreuliche mit den Ostjuden auch nach Wien gekommen, gewiß geht manche Blüte des Schieberunwesens auf ihre Rechnung. Im ganzen Großen aber hat dieser zahlenmäßig durchaus nicht sensationelle jüdische Zuwachs den deutschen Charakter Wiens und seiner alten Kultur völlig unberührt gelassen und andrerseits mitgeholfen, der Großstadt an der Donau eine ganz neue wirtschaftliche Aufgabe zu stellen, die sich in ihrer Durchführung als ein Aktivum gesamtdeutscher Wirtschaftspolitik erwiesen hat.

Wien ist in den drei Jahren seit dem Umsturz ein Handelsemporium allerersten Ranges geworden — ein festländisches Hamburg. Wien ist heute der Saugrüssel Deutschlands nach dem Südosten. Es bewährt auf die zum großen Teil jüdischen, zum anderen aber unter dem Einflusse deutscher Verkehrssprache und deutscher Wirtschaftsorganisation stehenden Kaufleute des Ostens und Südostens eine ungeahnte Anziehungskraft, es ist zumal für die Balkanmenschen das neue „Stambul" geworden — die Stätte des Geistes,

der zauberischen Kulturüberlegenheit, der Anmut, der Schönheit und nicht zuletzt des Vergnügens. Darin steckt viel Corrumpierendes, aber noch viel mehr Eroberndes. Wien wird in Zukunft nicht nur der Saugrüssel sein, durch den Deutschland Profite aus dem Südosten zieht, sondern auch das Füllhorn, durch den es das, was seinen höheren Kulturwert ausmacht, über den Südosten ausgießt. Ein Organ des Imperialismus, aber nicht des Imperialismus der Gewalt, sondern jenes anderen Imperialismus, der die Unterworfenen beschenkt — sie beschenkt mit Geist, mit Kulturgütern und erhöhtem Lebensgefühl. Es wird noch so kommen, daß andere deutsche Großstädte die verketzerte und verfehmte Stadt Wien um ihre geschichtliche deutsche Mission beneiden werden.

STEFAN GROSSMANN

ARNOLT BRONNENS WERK

Eines Tages tritt ein junger Österreicher in mein Zimmer, schlank, stramm und doch elastisch, ein schmales Gesicht, merkwürdige Augen, die in einem etwas chinesischen Winkel zu einander stehen, Blicke, die aus tiefer Augenhöhle nach oben streben. Ich bin gesichtergläubig. Zu diesem Gesicht sage ich vom ersten Moment an Ja. Bronnen ist heute sechsundzwanzig Jahre, er ist als Jüngling in den Krieg gezogen, bekam bei einem Sturmangriff einen Halsschuß und war drei Jahre in Italien in Gefangenschaft, fast immer am Meer und also im Meer. Nach Wien zurückkehren? Es ist in diesem Südlichen ein norddeutsches Element, er verbindet, wie sein Gang, Härte mit Geschmeidigkeit. Der Berliner Wirbel interessierte ihn. Er nahm eine Stelle im Warenhaus Wertheim an. Tat dort seine Pflicht, ohne Wehklagen, arbeitete in der freien Zeit und hatte das ruhige Gehaben eines Menschen, der sich auf sich verlassen kann: Alles kommt näher.

Das Schauspiel „Vatermord“, das unlängst die Frankfurter und Sonntags die Berliner so gründlich erregt hat, ist vor dem Kriege, 1913 geschrieben, beiläufig erwähnt, zu einer Zeit, als Hasenclevers „Sohn“ noch nicht veröffentlicht war. Es gehört zu den Werken, die nur im unbewußten Schwung erster Jugend gegossen werden können. Es ist ein schlechthin geniales Werk, womit ich noch nicht die Genialität Bronnens behaupten will, denn es gibt auch eine einmalige Genialität der Jugend, die Vielen beschieden ist. Wie weit

Bronnen seine Pubertätshelligkeit ausdehnen kann, das ist, wenigstens vor der Öffentlichkeit, noch nicht entschieden.

Bronnen hat den großen Kinderernst. Keine gesellschaftliche Dressur zur Witzigkeit, keine Gebrochenheit durch Zynismus, sondern den natürlichen Ernst des erwachenden Menschen, der großen Auges die Welt aufnimmt. Dieser heilige (ich hoffe: unverlierbare) Ernst macht den „Vatermord" zu einem von grundauf sittlichen Werk. Die Zeitungskritik wird finden, Bronnens Drama sei ein Werk der Rebellion der Knaben gegen die Väter. Die üblichen Klischees werden die Zeitungen überschwemmen. Ich finde, Bronnens Drama ist vor allem eine Tragödie der Enge. Menschen sind zu nah aneinandergepfercht. Es braucht jedes Leben seine eigene Luftzone, seinen Bannkreis, der nicht verletzt werden darf. Dieses Luftreich fehlt in diesem Schauspiel jedem. Der Vater, ein armer kleiner Schreiber, sitzt mit seinen Akten am selben Tisch wie der sechszehnjährige Sohn mit seinen Gymnasialbüchern. Das Geklapper der Nähmaschine der Mutter stört beide, und der zweite Sohn, ein Bub von zwölf Jahren, muß tückisch werden, weil ihm in der engen Wohnung der Raum zum Auslaufen seines Wesens fehlt. Die Menschen schlafen beängstigend nahe beieinander. Geräusche aus der Welt des einen Zimmers dringen frech in die Welt der anstoßenden Kammer. Kein Erlebnis bleibt unhörbar. Am schärfsten hört der reif werdende Knabe. Er hört am Tage, er hört bei Nacht. Die Stille am Arbeitstisch wird ihm durch Bruder, Mutter, Vater zerrissen, die Lautlosigkeit der Nacht wird dem Lauschenden durch die erregenden Gespräche in den Ehebetten gespenstisch. Diese Enge füllt den Sechzehnjährigen zum Zerspringen. Daher sein einziger Wunsch: Hinaus, aufs Land, der luftarmen Enge entfliehen. Das Nein seines Vaters zu diesem Wunsch ist tragische Schuld. Statt daß Weite und Luftfreiheit den Jungen umfängt und heilt, schnürt ihn die Enge immer ärger zu. Alles rückt näher. Der armselige Vater mit seinem Hauszarentum hält ihn eisern fest, der Bruder, der Bevorzugte, sticht ihn mit seinem Hohn, die Mutter zieht ihn an die weiche Brust. Zu nahe die ganze Welt!

Herr Julius Baberlabab wird vermutlich finden, Arnolt Bronnens Drama sei ein naturalistisches Werk. So will ich dem Plattkopf ohne Phantasie erklären, daß es sich hier um ein Traumstück handelt. Es fehlt zwar der Rahmen des Traumspiels auf der Bühne. Aber wenn die trocknen Julius Babe die Fähigkeit hätten, sich in

eine Traumwelt zu versenken, so hätten sie erkennen müssen, daß dieses ganze Stück ein phantastischer Angsttraum ist. Traumhaft verzerrte zwei Stunden Wirklichkeit. Im Traum entblößen sich die sozial verkleideten Menschen. Im Traum melden sich Urtriebe. Im Traum wird aus der blonden Mutter, die fleißig an der Nähmaschine sitzt, die ersehnte Bettgenossin. Im Traum verwandelt sich der arme kleine Schreiber, der bald gutmütig, bald jähzornig ist, in einen absolutistischen Unhold. Im Traum wird der angenehme Händedruck des Freundes zu einer lüsternen Berührung. Der Traum ist unerbittlich. Der Traum führt an die Quellen. Der Traum entblößt.

Berthold Viertel hatte das Unwirkliche dieses Schauspiels herausgefühlt, in den Menschen, die als sozial bekleidete Wesen eintreten, nach zwei Stunden als nackte Triebmenschen Schicksale erleben und erzeugen. Er fühlte die Tragödie der Enge und gestaltete so beklemmend-beengend den Bühnenraum. Die Traumphantastik deutete er nicht billig-expressionistisch durch leere Kulissenwände an, sondern nur durch ein paar Farben, durch ein wohltuendes Sattgrün, durch allerlei Lichtbetonungen, durch weise Verteilung von Nacht und Helligkeit, vor allem aber durch eine sehr musikalische Abtönung der Reden. Diese Inszenierung war sein Meisterstück. Jedes Wort war innerlich begründet und deshalb entzündete es die Herzen. Er hat die Darsteller bereichert und gestärkt. Agnes Straub war nie disziplinierter, nie menschlicher, nie wärmer. Alexander Granach, der Teufelskerl mit der italienisch-slowakischen Visage, endlich einmal gebändigt und gesteigert, eine phantastische Traumfigur, und der junge Hans v. Twardowski, sonst leicht weichlich, hatte zum erstenmal Gedrungenheit und Plastik. Berthold Viertel, Reinhardts Thronfolger aus innerem Recht, hat den Enthusiasmus dieser drei jungen Menschen zum Flammen gebracht.

Für die Blindheit und Mutlosigkeit der Theater-Direktoren zeugt es, daß dieser Mittag einem Vereine zu danken war, der von zwei vifen jungen Leuten geleitet wird. Es war das lebendigste, das einzige aufrüttelnde Theatererlebnis des Jahres. Und wie um das Verwegene dieser zwei Stunden äußerlich anzudeuten, wurde der Zuschauerraum und der Platz vor dem Theater schließlich von ergrimmten Polizisten besetzt und geräumt. Preußische Wirklichkeit umrahmte den unvergeßlichen Traum.

Der Huber-Ferdl hatte Herrn Alois Kemmetmüller um die Ecke gebracht. Er hatte dies eigentlich nicht so recht gewollt; er hatte nur Herrn Kemmetmüllers Geld gewollt. Aber das Schicksal wollte es anders. Es gelang dem Huber-Ferdl, Herrn Kemmetmüllers Leben zu nehmen, und es gelang ihm nicht, Herrn Kemmetmüllers Geld zu nehmen, denn dieser hatte unglückseligerweise nur andert-halb Milliarden Rubel bei sich. Der Huber-Ferdl war kopflos, wie die meisten Verbrecher. Er begab sich noch in derselben Nacht ins Café Lyra, warf das Geld, das er in der Wechselstube für seinen Raub erhalten hatte, ostentativ auf den Tisch und hielt zweideutig prahlerische Reden über die Form, in der er es sich erworben habe. Dies erregte die Aufmerksamkeit des Geheimpolizisten Wrba, und der Huber-Ferdl wurde verhaftet. Der Staatsanwalt, der in dem Mordprozeß gegen den Huber-Ferdl funktionierte, brachte eine Reihe düsterer Illustrationsfakten vor. Er wies darauf hin, daß der Huber-Ferdl das geraubte Geld in einer einzigen Nacht in lockerer Gesellschaft durchgebracht habe. (Hierauf entstand eine Bewegung auf der Geschworenenbank.) Ferner stellte er fest, daß der Angeklagte sich schon in seiner Jugend an dem verbotenen Glücksspiel „Kopf oder Adler“ beteiligt habe, worauf der Präsident sich nicht enthalten konnte, zu bemerken: „Na ja, was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten.“ Der Verteidiger Doktor Brodbaum war aber auch nicht auf den Mund gefallen. Er konstatierte, daß ein Onkel des Huber-Ferdl vor drei Jahren einen Schädelbruch erlitten habe, was bedenkliche Schlüsse auf den Geisteszustand des Huber-Ferdl zulasse. Ferner wies er darauf hin, daß der Angeklagte pathologisch und sexuell pervers sei, denn er habe über zwei Jahre mit einer gewissen Amalia Hangel, genannt die „g’scherte Mali“, ein illegitimes Liebesverhältnis unterhalten, und unterließ es auch nicht, hervorzuheben, daß der Ermordete ein ausgesprochen revolutionäres Element gewesen sei, da er einmal über einen Kammerdiener eines Mitglieds des angestammten Herrscherhauses eine höchst despektierliche Bemerkung gemacht habe. Hierauf wurden die Psychiater gerufen. Nachdem sie den Huber-Ferdl elektrisiert, mit Röntgenstrahlen photographiert und ihm die Schädeldecke abgehoben hatten, stellten sie ein sorgfältiges Gutachten aus, in dem ausgeführt wurde, daß der Angeklagte zwar im allgemeinen geistig minderwertig, idiotisch, paralytisch und blödsinnig sei, daß er aber

im Augenblick der Tat die völlige Zurechnungsfähigkeit besessen habe.

Die Geschworenen bejahten daher die Hauptfrage auf Mord einstimmig, die Zusatzfrage auf Gewalttätigkeit zwar nicht einstimmig, aber doch mit acht Ja und vier Nein. Hierdurch versetzten sie den Gerichtshof in die Lage, sogleich mit dem Todesurteil vorzugehen. Man legte dem Huber-Ferdl nahe, ein Gnadengesuch zu machen, er lehnte es aber ab, mit der Begründung: wenn die Sache nicht prompt erledigt werde — was bei den heimischen Zuständen kaum zu erwarten sei —, so würde dadurch seine Hinrichtung um Monate hinausgeschoben, was einer ebensolangen Haft gleichkomme, und er sei ein ausgesprochener Gegner von Beschränkungen der persönlichen Freiheit. So konnte man denn seine Hinrichtung auf einen ziemlich nahen Termin ansetzen.

Der Fall war jedoch damit noch nicht so ohne weiteres erledigt. Während seiner Untersuchungshaft hatte nämlich der Huber-Ferdl von seinem Onkel ein Legat von zweihundert Kronen geerbt. Dies nahm der Landesgerichtsrat Maria Ritter von Holler, einer der vorzüglichsten Juristen, zum Anlaß, auf eine gesetzliche Bestimmung zu verweisen, wonach der Delinquent, falls er der besitzenden Klasse zugehöre, verpflichtet sei, die Hinrichtung auf seine Kosten vollziehen zu lassen. Es entwickelte sich infolgedessen ein lebhafter Streit zwischen dem Huber-Ferdl und dem Scharfrichter wegen der Kosten. Dem Huber-Ferdl erschien der ganze umständliche Hinrichtungsapparat vollkommen überflüssig, er sagte, er sei selber genug Fachmann in solchen Dingen, um beurteilen zu können, daß man so etwas viel billiger leisten könne, und es falle ihm nicht ein, mehr als das Notwendige zu zahlen. Es kam zu keiner Einigung, und der Scharfrichter schied mit den Worten: „Aber, Herr von Huber, mir zwa werd'n do kan Richter net brauchen." Der Gefängnisdirektor, Herr Dominik Hasenöhrl, war ein sogenannter moderner Mensch. (Man behauptete sogar, er sei heimlich in „Stein unter Steinen" gewesen.) Er begab sich am Vorabend der Hinrichtung zum Huber-Ferdl und fragte ihn, ob er einen besonderen Wunsch habe. Unter einigem Stocken erwiderte der Huber-Ferdl, daß er Wert darauf legen würde, seine letzte Nacht mit der „g'scherten Mali" zu verbringen. Der Gefängnisdirektor war etwas unschlüssig, da er aber ein moderner Mensch war (er hatte auch die „Tochter des Herrn Fabricius" gelesen), so willigte er schließ-

lich ein, und der Wachmann Uhlirz wurde beauftragt, die „g'scherte Mali" herbeizubringen. Nach einigem Zögern erklärte sich die Mali bereit, die kommende Nacht mit dem Huber-Ferdl zu verbringen. Gegen Mitternacht sagte die Mali zum Huber-Ferdl: „Du, Dei silberne Uhr könnt'st mir schon schenken." „Warum denn?" erwiderte mißtrauisch der Huber-Ferdl. „No, halt zum Andenken an die letzte Nacht." Hierüber geriet der Huber-Ferdl in eine — eigentlich ganz unbegründete — Wut; er zieh die Mali eigennütziger und unvornehmer Motive und behauptete, sie sei nur zu diesem Zwecke hergekommen. Dies verletzte wiederum das Ehrgefühl der Mali, sie nannte den Huber-Ferdl einen Strizzi und Falloten und machte außerdem einige unzarte und kränkende Anspielungen auf die bevorstehenden Ereignisse des kommenden Tages. Hierdurch fühlte sich wieder der Huber-Ferdl in seiner Ehre attackiert, er ergriff ein steinernes Wassergefäß und verringerte die Distanz zwischen diesem und Malis Kopf in so heftiger Weise, daß nicht nur dieses, sondern auch dieser ausrann.

Dieses Verbrechen konnte nicht ungesühnt bleiben. Ein neuerlicher Mordprozeß wurde gegen den Huber-Ferdl eingeleitet. Während der langen Vorbereitungen zu diesem trat die Republik ein. Der Verteidiger des Huber-Ferdl war diesmal der berühmte Doktor Zuckermann, der diesen, wie selbst Landesgerichtsrat Holler (früher Ritter von Holler) zugab, ganz eigenartigen Monsterprozeß nicht aus Gewinnsucht, sondern aus ehrlichem Interesse an der Sache wegen der Reklame übernommen hatte. Sein Plädoyer war ein Meisterstück forensischer Redekunst. Er führte aus, daß der Angeklagte nur ein Opfer weiblicher Verkommenheit geworden sei. Man denke nur, wer jene Amalia Hangel gewesen sei. Zunächst sei es absolut erwiesen, daß sie nicht etwa bloß mit dem Huber-Ferdl ein illegitimes Liebesverhältnis unterhalten habe, sondern daß sie auch schon vorher mit einem Bankbeamten namens Peterka in unerlaubten Beziehungen gestanden habe. Ja, noch mehr, sie habe sogar während ihrer Gemeinschaft mit dem Huber-Ferdl noch mit einer anderen Persönlichkeit angeknüpft und sei mehrfach mit besagter Persönlichkeit allein im Prater bemerkt worden. (Bei diesen Worten entstand eine Bewegung auf der Geschworenenbank.) Gestützt auf diese Tatsachen schilderte nun Doktor Zuckermann in bewegten Worten den Lebensgang des Huber-Ferdl: wie dieser, von Natur gut geartet, immer mehr in die

Netze jener Sirene geraten sei und schließlich, einem psychologischen Zwang folgend, zum mörderischen Kruge gegriffen habe, um sich von dem zerstörenden Banne jener Circe für alle weitere Zukunft zu befreien. Aber auch bei dem ersten Morde habe es sich lediglich um eine Temperamentsäußerung gehandelt, denn infolge des siegreichen Fortschreitens der russischen Revolution seien die geraubten anderthalb Milliarden Rubel überhaupt nichts mehr wert. Und dazu komme noch, daß die Ermordete ein ausgesprochen gegenrevolutionäres Element gewesen sei, da sie nachweisbar einmal geäußert habe, die Militäristen seien sehr fesche Leute und ihr lieber als die Zivilbevölkerung.

Diese warmen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Eine tiefe Rührung bemächtigte sich der Geschworenen und selbst der Obmann, der Rauchfangkehrermeister Spasetti, brach in Tränen aus. Es folgte ein einstimmiger Freispruch. Der Huber-Ferdl wurde unverzüglich auf freien Fuß gesetzt und ich unterhandle gegenwärtig mit ihm wegen eines Gastspiels in einem von mir geplanten neuen Kabarett.

HANS REIMANN

ANTON, TIMPELDEY UND APFEL

Nach Alice Berend.

Der Klempner Apfel fiel nicht weit vom Schuß. Aber niemand wußte das.

Außer Ophelia.

Es gibt Menschen, denen man nicht böse sein kann.

Anton war seiner Braut nicht böse.

Sondern gut.

Trotzdem Grund vorhanden war, ihr böse zu sein.

Denn Jungfer Ophelia behandelte ihn garstig. Weil sie in einen anderen verliebt war.

Auf Regen folgt Mondenschein. Anton war sehr betrübt. Ganz abgesehen davon, daß er an neuralgischen Beschwerden litt.

Timpeldey desgleichen.

Das war der Apotheker. Weshalb er Leciferrin literweise hinunterspülte.

Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, wo man hat, fortzeugend irgendetwas muß gebären.

Ophelia bekam das dritte Kind. Trotzdem sie Jungfer war. Oder von Anton dafür gehalten wurde. Liebe ist blind.

Das sei eine nette Bescherung, sagte Anton.

Was ihn das Kinderkriegen angehe, gab Ophelia zurück. Und er sei doch gar nicht der Vater.

Nein, das verbitte er sich, erwiderte Anton. Er und sein Freund Timpeldey seien über jeden Verdacht erhaben.

Dann ging er ins Kloster. Trotzdem er keine Ophelia war.

Ein guter Stuhl ist das halbe Leben.

*

Nicht jeder kann ein Mensch sein. Timpeldey stand in seiner Apotheke. Und trällerte das Ischias-Lied. „I schiaß den Hirsch ..."

Es ist nicht alles Spucke, was glänzt. Auch unbeabsichtigte Fußtritte bleiben Fußtritte. Anton hatte den Kater Hidigeigei getreten.

Hidigeigei jammerte, als ob er am Spieße stäke.

Nicht alles, was Beine hat, ist ein Sofa.

Hidigeigei riß sich los. Der Schwanz war ab. Anton hinterher. Zum Klempner Apfel.

Alles will gelernt sein. Meister Apfel lötete den angerissenen Schwanz wieder an.

Er tat es mit Geschick. Und freundlichen Worten.

Wer andern in der Nase bohrt, ist selbst ein Ferkel. Ein schlechtes Gewissen krümmt sich beizeiten. Die Liebe ist wie eine Kuh, sie läuft dem größten Ochsen zu.

Apfel verriet sich. Wer barfuß geht, soll keine Dornen säen.

Anton erfuhr, daß Apfel der Vater von Ophelias Schößlingen war. Oder ist.

Am nächsten Nachmittag heirateten sie. Nämlich Apfel und Ophelia.

Anton stürzte zum Apotheker. Geteilter Schmerz ist ein sanftes Ruhekissen.

Timpeldey gab dem Freunde Galenuspirin gegen die neuralgischen Beschwerden. Und gegen Kopfschmerz.

Dann fingen sie ein Verhältnis miteinander an. Aus Verzweifligkeit.

Schmiede deinen Nächsten, solange er warm ist.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Maiwoche

Streiflicht auf die Frage der internationalen Anleihe: Der jugoslavische Ministerrat hat dieser Tage beschlossen, ein Anleihenoffert der amerikanischen Bankengruppe Blair dem Parlament zu empfehlen. Das Offert lautet auf 100 Millionen Dollar, Ausgabekurs 85, Zinsfuß 8%. Anders ausgedrückt: Jugoslawien wird nicht 100, sondern nur 85 Millionen Dollar erhalten, und wird sie nicht mit 8, sondern mit 9,41 Prozent zu verzinsen haben. Wozu zu bemerken ist: erstens, daß Jugoslavien zur Siegergruppe gehört, und zweitens, daß der Dinar, dessen Parität 0,81 ist, immerhin bereits mit 4—5 Papiermark bezahlt wird. Daraus lassen sich einige Rückschlüsse auf den Stand der deutschen Anleihe ziehen.

Die ungeheuerliche Preissteigerung der letzten Wochen drückte sich drastisch im Großhandelsindex des Statistischen Reichsamtes aus. Der Großhandelsindex ist eine Zahl, die den Vorkriegspreis einer gewissen Anzahl Waren gleich Hundert setzt und alle späteren Preissteigerungen dieser nämlichen Warengruppe in entsprechende Vielfache von Hundert verwandelt. Die Meßziffer, die so entsteht, belief sich im Januar dieses Jahres noch auf 3665, im Februar noch auf 4103, im März noch auf 5433, — sprang im April aber auf 6355. Auf den 63 sten Teil ihrer ehemaligen Warenkaufkraft ist die Mark also entwertet, — wobei aber zu beachten ist, daß in dieser Ziffer die Preise sowohl in- als auch ausländischer Waren enthalten sind. Trennt man In- und Auslandswaren von einander, so ergibt sich ein Inlandswarenindex von 5985 gegen einen Einfuhrwarenindex von 8203. Das heißt: im April hatte sich die Mark im Inland zwar noch den 59 sten Teil, im Auslande aber nur noch den 82 sten Teil ihrer friedensmäßigen Warenkaufkraft erhalten. Hier manifestiert sich ziffernmäßig jene „Marge“ zwischen In- und Auslandskaufkraft der Mark, auf der letzten Endes die ganze deutsche „Konjunktur“ beruht! Doch beachte man, wie die Marge langsam zusammen-

schrumpft! Bis März dieses Jahres klomm der Auslandswarenindex stets rascher aufwärts als der Inlandswarenindex; im Januar und Februar zum Beispiel: ersterer um 100 und um 14 Prozent, letzterer nur um 90 und 11. So daß die Marge damals also noch ständig wuchs. Ab März aber wird die bisherige Entwicklung plötzlich umgestülpt. In diesem Monat steigt der Auslandswarenindex nur um 29, der Inlandswarenindex aber um 34 Prozent. Und im April gar stürmen die inländischen Preise noch energischer den ausländischen nach: sie steigern sich um 19,1 %, während das Preisniveau der Auslandswaren sich nur um 9,9 % emporschraubt. Ziffernmäßig entschleiert sich hier jene Tendenz zur „Angleichung an die Weltmarktspreise," die Deutschland in ihrem weiteren Verlauf dieselbe Industriekrise zu bringen droht, unter deren Zeichen Österreich bereits steht.

Die Lingner-Werke in Dresden sind, wie ehedem Sarotti und manche andere, nun auch der Überfremdung anheimgefallen: die Aktienmehrheit ist von einer schwedischen Gruppe erworben worden. Die Lingner-Werke schenkten Deutschland erstens den Begriff Reklame, zweitens das Odol und drittes das Forman; und mit allen dreien haben sie sich so tief in unser nationales Leben verwurzelt, daß es einigen Schmerz bereitet, sie nun plötzlich den Flaggenwechsel vornehmen zu sehen. Aus dieser schmerzlichen Stimmung heraus ist von vielen Seiten auch wieder besonders energisch auf die allgemeinwirtschaftliche Bedeutung solcher Vorgänge hingewiesen worden, und sicher werden Unternehmungen, die nach beliebtem Schema mehrstimmige Vorzugsaktien auszugeben und dabei mit Überfremdungsgefahr zu argumentieren wünschen, in Zukunft nicht verfehlen, auch auf den Fall Lingner hinzuweisen. In der Tat liegt in der Überfremdung eine Gefahr: die Gefahr, daß der größte Teil des Unternehmergewinnes alljährlich ins Ausland abwandert. Indessen wollen wir uns doch Rechenschaft darüber ablegen, daß in unserer heutigen Lage kein Anlaß besteht, diese Schädigung als Katastrophe zu betrachten. Die erste Phase des Vorgangs ist andererseits ja auch ein Einstrom fremder Kapitalien in unseren Wirtschaftsorganismus, dessen Wirkung einem unkündbaren, wenn auch unter Umständen hoch verzinslichen Kredit gleichkommt. In einer Zeit, in der wir nach Auslandsanleihen fast schon betteln gehen, (— nach Kapitalien, die wir ebenfalls hoch verzinsen

müßten und die überdies an keinerlei Rentabilitätsrisiko teilnähmen! —), in solcher Zeit können wir uns gegen jene andere Art der Anleihe nicht mehr mit voller Berechtigung resistent verhalten. Es liegt in solcher Beteiligung des Auslandes an der deutschen Wirtschaft unter heutigen Verhältnissen aber auch eine nicht zu unterschätzende politische Bedeutung, und man kann z. B. sagen: wenn etwa die Hälfte unseres industriellen Aktienbesitzes in englischen, amerikanischen und namentlich französischen Händen wäre, so brauchten wir vor keiner Ruhrbesetzung mehr bange zu sein, und mit allen Sondergesetzen gegen deutsche Einfuhr und allen Verweigerungen der Meistbegünstigung wäre rasch aufgeräumt. Man lese das zweite Kapitel einer Schrift von Arnold Rechberg, „Was kostet der Friedensvertrag die Entente", die vor kurzem im Verlag für Kulturpolitik, München, erschienen ist. Der Verfasser, der nicht nur durch viele verschrobene Gedanken, sondern auch durch gelegentliche Genieblitze ersten Ranges bekannt ist, erzählt, wie er kurz vor dem Kriege, gemeinsam mit dem englischen Botschafter in Paris, Sir Francis Bertie, einigen französischen Großindustriellen und Presseleuten, dem deutschen Kronprinzen, dem finanzsachverständigen Abgeordneten Müller-Fulda und Kiderlen-Wächter eine weitgehende Beteiligung Frankreichs an der deutschen Industrie in die Wege leiten wollte, durch Abstoßung von Aktien im Betrage von etwa 12 Milliarden Franken (Gold). Der Plan scheiterte damals am erbitterten Widerstand der Deutschen Bank. Aber Rechberg sagt sehr richtig von ihm: „Wäre es tatsächlich gelungen, auf diesem oder auf einem anderen Wege große französische Kapitalien langfristig in der deutschen Industrie anzulegen, dann würde das mit großer Wahrscheinlichkeit Verwicklungen zwischen Frankreich und Deutschland fast unmöglich gemacht haben. Die französische Finanz und die französische Presse würden ein Interesse daran gehabt haben, derartige Verwicklungen zu verhindern; und der Einfluß beider Faktoren auf die französische Politik ist ein sehr ausschlaggebender." Was für die Vergangenheit dargelegt ist, trifft für die Gegenwart sicher noch mehr zu, und wenn wir von Überfremdung reden, sollten wir auch diese erwünschte Begleiterscheinung nicht außer Acht lassen.

WALTHER FEDERN

DEUTSCHES KAPITAL IN ÖSTERREICHS INDUSTRIE

Deutschland war an der österreichischen Industrie von jeher stark beteiligt, ja, die österreichische Industrie ist zum nicht geringen Teil das Werk deutscher Industriepioniere. Die Namen erster deutscher Industriefamilien kehren auch in Österreich wieder und eine große Reihe führender Unternehmungen im großen alten Österreich, ebenso im neuen Deutschösterreich, stellte ursprünglich nur Zweigfabriken oder Gründungen reichsdeutscher Unternehmungen dar. Bei manchen ist die Verbindung dauernd eng geblieben, bei anderen wurde sie allmählich gelockert, zum Teil ganz gelöst. Viel geringer war von jeher die Verbindung unserer Industrie mit der deutschen Bankwelt, die, wenn überhaupt, nur als Subbeteiligte der Wiener Banken an unseren industriellen Aktiengesellschaften interessiert waren. In der kritischen Periode nach der Auflösung der alten Monarchie, wo unsere Industrie einen Umstellungsprozeß schwerster Art durchzuführen hatte, hielt sich die deutsche Industrie fern. Als die deutschösterreichischen Fabriken aus Kohlen- und vielfach auch aus Rohstoffmangel ganz oder zum größten Teil stillstanden und als sie alle Hebel in Bewegung setzen und große Kapitalien aufwenden mußten, um wieder flott zu werden, da versagte das deutsche Kapital und überließ der Entente und den Neutralen das Feld. Welteuropäisches Kapital hat nicht nur große Aktienstocks von Unternehmungen, die in Wien ihren Sitz, aber in den Nachfolgestaaten ihre Betriebe haben, gemeinsam mit den Banken der Nachfolgestaaten uns abgenommen, sondern auch die Aktien vieler alpenländischer Unternehmungen, die neues Kapital oder sonst eine Stütze im Ausland brauchten. So sind unsere Donauschifffahrtsunternehmungen zum überwiegenden Teil in englische Hände gelangt, bei den Veitschen Magnesitwerken mußten die Gründer, die inzwischen selbst Schweizer gewordene Firma Karl Später in Koblenz und die Wiener Union-Bank, die Firma Schneider Creuzot in das Konsortium aufnehmen. Die großen Schrauben- und Schmiedewarenfabriken Brevillier & Urban gerieten in englisch-französische Abhängigkeit. Auf zahlreiche deutschösterreichische Unternehmungen erlangten ausländische Gruppen im Wege der Verschweizerung der in den verschiedenen Nachfolgestaaten zerstreuten Betriebe Einfluß. Es ist schade, daß Deutschland sich damals, mit eigenen Sorgen überlastet, so ferngehalten hat, obwohl

es ja schon zu jener Zeit ungeheure Kronenguthaben hier unterhalten hat, mit denen es dann unsere ganze Geldentwertung mitmachte und die es viel vorteilhafter in Anteile an Produktionsunternehmungen umgewandelt hätte.

Seit etlichen Monaten ist ein Umschwung eingetreten und deutsches Kapital beteiligt sich wieder in stärkerem Maße an unserer Industrie. Alte Beziehungen werden ausgestaltet, neue Beteiligungen vorgenommen. Bei den großen elektrotechnischen Werken, bei denen der Zusammenhang mit den deutschen Mutterunternehmungen immer sehr innig geblieben ist, wurde er noch verstärkt. Bei den Siemens-Schuckertwerken durch Beteiligung an neuen Aktienemissionen. Das Verhältnis der A.E.G.-Union in Wien zur Mutteranstalt ist auf ganz neue Basis gestellt worden, indem das große neue Werk in Stadlau, welches im Bau begriffen ist, in den Besitz einer neuen A.-G. mit 500 Mill. Kronen Kapital übergeht; diese neue Aktiengesellschaft wird von der A.E.G. in Berlin und der A.E.G.-Union in Wien gemeinsam gegründet, welch letztere ihrerseits ihr Aktienkapital auf 450 Mill. Kronen, natürlich mit vielfachem Aufgeld, verdoppelt. Die Projekte für dies neue Werk reichen schon viele Jahre zurück, aber immer hat man leider gezögert, es zu bauen. Jetzt bildet die Erweiterung der Erzeugungsfähigkeit einen integrierenden Bestandteil eines großen Programms. Es ist eine Arbeitsteilung zwischen den Berliner und Wiener Werken vereinbart worden, bei welcher vor allem das östliche und südöstliche Europa dem Wiener Werk als Absatzgebiet zugewiesen wird. Für uns ist dabei bedeutungsvoll, daß die Leiter der A.E.G. über ihre weit ausgreifenden russischen Pläne Deutschösterreich nicht vergessen haben, ja, ihm eine bescheidene Mitwirkung zudenken. Die A.E.G. wollte sich noch stärker in Deutschösterreich beteiligen und die Ausgestaltung der Wöllersdorfer Werke, des Schmerzenskindes unserer staatlichen Unternehmungen, in die Hand nehmen. Leider aber hat sie so ungünstige Bedingungen gestellt, daß sie kaum annehmbar erscheinen. Auf verwandtem Gebiet hat deutsches Kapital neuestens wieder Interesse in Deutschösterreich genommen, indem die schon nahezu ganz gelösten Beziehungen der Felten Guilleaume, Fabrik elektrischer Kabel, Stahl- und Kupferwaren-A.-G., mit dem Mutterunternehmen wieder fester geknüpft worden sind.

In andere Richtung weist eine Reihe von Beteiligungen, die in letzter Zeit verwirklicht worden sind. Die Umstellung der eigent-

lichen Munitionsindustrie ist nach dem Zusammenbruch in Deutschösterreich nur zum Teil gelungen. Es fehlte oft an technischen Erfahrungen und an Kapital. Nun wird beides von Deutschland beigestellt. Die umfangreichen Werke der A.-G. G. Roth, die bisher von der Kreditanstalt kontrolliert wurde, sind unter den Einfluß der A.-G. Berlin Burg gelangt. Die „Wemag" — eine der jüngsten unter unseren großen Patronenfabriken —, die zum Konzern der Bodenkreditanstalt gehört, hat eine enge Verbindung mit der Düsseldorfer Maschinenfabrik-A.-G. geknüpft. Eben ist die große Stahlwerksfirma Albert Hahn im Begriffe, an der Errichtung eines neuen Blechwalzwerkes teilzunehmen. Zahlreiche andere Interessengemeinschaften zu nennen verbietet der Raum. Viele Verbindungen bestehen indirekt durch Vermittlung der Banken.

Die größte und für uns bedeutungsvollste Anteilnahme deutschen Kapitals ist aber die der Stinnesgruppe an der Alpinen Montangesellschaft, welcher wir es verdanken, daß die so lange Zeit dahinsiechende Alpine Montangesellschaft durch die regelmäßigen Lieferungen von westfälischem Koks bereits wieder mit drei, statt jahrelang mit einem Hochofen arbeiten kann, und daß sie die Zahl ihrer in Feuer stehenden Martinöfen auf zwölf zu vermehren vermochte. Auch die Aktien der Alpinen Montangesellschaft hat Deutschland erst nach Italien wandern lassen und sie von der in Schwierigkeiten geratenen Fiatgruppe, die nichts mit dem Werke anzufangen wußte, zurückerworben. Hier wie bei manchem anderen der erwähnten Geschäfte war Herr Castiglioni Anreger, Vermittler und Beteiligter. Aber die Flottmachung der Alpinen Montangesellschaft ist bisher nur zur Hälfte vollbracht. Sie bedarf vieler Milliarden neuen Kapitals, um die Werke wieder auf volle Leistungsfähigkeit zu bringen und auch das soll jetzt durch eine große Aktienemission mit Hilfe der deutschen Großaktionäre geschehen. Die Erzeugung von Walzware hält mit der Vermehrung der Roheisenerzeugung nicht Schritt. Das Erz und Eisen der Alpen ist aber geradezu die wichtigste Grundlage unserer Industrie, und zwar gerade desjenigen Industriezweiges, in welchem deutsches Kapital vorwiegend Fuß gefaßt hat, der Schwerindustrie.

Manche deutsche Beteiligung gibt es auch in der Holz- und Papierindustrie und in anderen Industriezweigen, manche in Tirol und den anderen Grenzgebieten, von denen man selbst in Wien nur wenig Kenntnis hat. Wenig scheint Deutschland in der Textilindu-

strie und in den für Deutschösterreich so bedeutungsvollen Veredelungs- und Luxusindustriezweigen beteiligt zu sein. Hier sind wir von altersher stark, oft durch unseren überlegenen Geschmack leistungsfähiger als die deutsche Industrie. Und vielfach sind diese Industrien auf überseeische Rohstoffe angewiesen, zu deren Beschaffung uns Deutschland angesichts seiner eigenen Valutanöte weniger behilflich sein kann als einst, so daß wir Anlehnung an das westeuropäische Kapital suchen, oft auch im Lohnvertrag arbeiten müssen.

Viel wäre für das deutsche Kapital in Deutschösterreich noch zu tun, vor allem auf dem Gebiete, das überhaupt für unsere Zukunft das wichtigste ist, dem Ausbau der Wasserkräfte, für den Deutschland bisher so gut wie gar kein Interesse zeigt, höchstens indirekt durch seinen Anteil an den Wiener elektrotechnischen Unternehmungen. Gerade hier haben wir Deutschlands Unterstützung am schwersten vermißt. Nun haben wir endlich aus eigener Kraft manches große Werk in Angriff genommen, sowie man überhaupt leicht unterschätzt, was Deutschösterreich, trotz der unsäglichen Schwierigkeiten, in den Jahren seit dem Zusammenbruch zur Hebung seiner Produktion vollbracht hat. Noch aber ist es Zeit, daß sich deutsches Kapital zu gegenseitigem Nutzen auf diesem Gebiet betätige.

Das deutsche Kapital hat bisher noch nicht viele finanzielle Erfolge mit seinen Beteiligungen in Deutschösterreich erzielt. Der fortgesetzte Rückgang unserer Krone hat die Wirkung der steigenden Aktienkurse paralysiert (wenn auch der in den letzten Monaten relativ noch stärkere Fall der Reichsmark bei Rechnen in Papiermark keine Verluste zur Erscheinung bringen dürfte). Und die Dividenden bieten, wenn sie auch zumeist für das abgelaufene Jahr stark erhöht wurden, zumeist eine verschwindende oder nur sehr bescheidene Verzinsung des angelegten Kapitales. In letzter Zeit sind die Verhältnisse infolge der schweren industriellen Krise noch weit schwieriger geworden. Mit der zunehmenden Teuerung sind die Gestehungskosten sprunghaft gestiegen und die Voraussetzungen für die mit den vielen Interessengemeinschaften beabsichtigten Arbeitsteilungen dürften augenblicklich hinfällig geworden sein, weil die Selbstkosten in Deutschösterreich höher geworden sind als in Deutschland. Aber das kann nur vorübergehend sein. Unsere Industrie — die Metallindustrie ist soeben vorange-

gangen, — rüstet zum Entscheidungskampf über Lohn und Arbeitsleistung. Und in Deutschland, wo die Steigerung der Löhne und Preise weit hinter der Markentwertung zurückgeblieben ist, muß sich in absehbarer Zeit ein Ausgleich vollziehen. Auf die Dauer muß das noch weit ärmere Deutschösterreich mit seiner niedrigeren Lebenshaltung auch die niedrigeren Löhne und Gestehungskosten haben. Und dann werden die auf lange Sicht unternommenen Beteiligungen lukrativ werden.

Vor allem ist Wien für Deutschland als Ausfalltor nach den Nachfolgestaaten und dem weiteren Osten Europas unentbehrlich. Übrigens nicht nur für diese Gebiete. Die Wirtschaftspolitik, welche die Siegerstaaten gegen Deutschland verfolgen, muß es ihm nahelegen, sich auch nach Gebieten, für die Wien geographisch weniger günstig liegt, die Mitwirkung Wiens für die Herstellung von Endprodukten oder für die Absatzvermittlung in Anspruch zu nehmen. Daß dies in Deutschland verstanden wird, zeigen die zahlreichen Handelsunternehmungen, an denen sich die großen deutschen Handelsfirmen der Schwerindustrie und anderer Branchen beteiligen. Auch haben fast alle großen deutschen Bankhäuser hier Vertretungen durch Kommanditierung geschaffen. So sind die Ansätze geschaffen für die Durchdringung unseres Wirtschaftslebens mit deutschem Kapital, deutscher Erfahrung und deutschem Unternehmungsgeist. Sie sind noch nicht so ausgedehnt, wie wir einst in der ersten Begeisterung für den mitteleuropäischen Gedanken und für den nahen Anschluß erwartet haben. Manches Versäumte ist noch gutzumachen. Aber die Fäden sind wieder geknüft. Und daß sie zu Seilen werden, die die Wirtschaft Deutschlands und Deutschösterreichs unzerreisbar miteinander verbinden, ist heute, wo der Traum der Donauföderation und ähnliche Konstuktionen längst verblaßt ist, allgemeiner Wunsch!

GLOSSEN

VON DER KLEINEN LIEBE

Es war Sinn darin, daß Arthur Schnitzler, seinen sechzigsten Geburtstag in Berlin feierte, nicht zuhause, im Wiener Cottage. Sein literarischer Geburtsort ist Berlin, wie ja alle stärkeren Österreicher nicht hätten leben können ohne die Kräftigung und den Rückhalt, den sie in Deutschland fanden. Glauben Sie nun, verehrter Arthur Schnitzler, daß wir Ihnen jetzt vorrechnen wollen, was Sie Preußen schulden? Unsinn, lassen Sie mich über die Einleitung hinauskommen und mich sagen, was Neudeutschland Ihnen schuldet!

Der junge Mensch, der Student und der höhere Handlungsgehilfe in Deutschland, ist entweder Tristan oder er besitzt Kellnerinnen und geht ins Puff. Die Liebe ist entweder eine enorm pathetische Angelegenheit oder sie ist eine ziemlich wüste, nichts als physische Sache. Tristan und der Studentenpuff gehören zusammen. Wenn der Ekel vor dem gemeinschaftlichen Kellnerinnenbesitz im deutschen Studenten übermächtig wurde, dann wurde er tristanreif. Dann kam die „heilige Leidenschaft", bei der sich übrigens der trinkfeste Tristan zuweilen übernahm, die Sache wurde oft gar zu edel und dann führte ein Weg in den Studentenpuff zurück. Nie war die Studentenzeit dem jungen Deutschen, was sie gewöhnlich dem jungen Franzosen ist, eine heitere Hochschule der Liebe. Der deutsche Student studierte oder focht oder soff, ars amandi war seine Sache nie.

Da, Arthur Schnitzler, wurden Sie Vielen der liebenswürdigste Erzieher. Sie lehrten den jungen Menschen, daß es nicht nur die große pathetische Liebe gibt, Tristan Ia, sondern auch die kleine, menschlichere, die liebenswürdige Liebe, von der Liebelei bis zur heiteren Liebe. Dem deutschen Studententum eignet oft eine beschämende Verachtung der kleinen, nichts als leiblichen Liebe. Er ist oft ein undankbarer Schnellieber, der nur an sich, nicht an sein Opfer denkt. Sie, Arthur Schnitzler, gaben dem sogenannten kleinen Erlebnis seine Schönheit zurück, seine Herzlichkeit und seine Grazie. Vielen Nähmädchen, Erzieherinnen, Tippmamsells haben Sie eine menschenwürdigere Art, geliebt zu werden, verschafft und diese reizende Hilfsaktion wird Ihnen vor Gottes Thron noch höher angerechnet werden als Ihre gesammelten Werke. Sie haben dem „Verhältnis" seine Humanität gegeben!

Ich begreife, daß man Ihnen in Wien nicht so begeistert denkt wie in Berlin. Der Wiener leidet an dem „Laster der Analyse", in Wien wird viel zu viel psychologisiert und das bohrt die starken Triebkräfte an.

In Preußen aber wird viel zu wenig praktische Seelenforschung getrieben, junger Mann und junge Frau grübeln zu wenig übereinander. Unter uns gesagt: Selbst Tristan kennt Isolde nur sehr ungenau, und wie wenig der Student das Opfer seiner jähen Kräfte kennt, braucht nicht gesagt zu werden. Sie lehrten die Preußen, ein wenig Psychologie in der kleinen, großen Liebe treiben, sie lehrten den jungen preußischen Triebmenschen nach dem seelischen Gesicht seiner Partnerin zu forschen. In Preußen ist die Psychologie noch lange kein Laster, hier ist sie noch immer ein Ausnahmsfall.

Deshalb brauchen wir Sie, unschätzbarer Arthur Schnitzler, in Berlin nötiger als in Wien, deshalb hatte es Sinn und tiefere Bedeutung, daß Sie Ihren sechzigsten Geburtstag in Berlin feierten.

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1. An Herrn Joseph Plaut.

Da ich Ihren Wohnsitz nicht kenne, bitte ich Sie auf diesem Wege und in aller Güte, mir (an die Adresse des Tage-Buches) für meine Skizze „Ehe", die von Ihnen unter dem Titel „Flieche u. Klogge" ohne mein Wissen monatelang vorgetragen worden ist und auf Ihrem werten Programm als Arbeit Joseph Plauts verzeichnet steht, ein angemessenes Honorar zu überweisen.

Hans Reimann.

2. An den Kultusminister Dr. Boelitz!

In der letzten Nummer des T.-B. ward ein wenig spöttisch jener Wiener gedacht, die nur nach Gobelins hungern. Ich hoffte nun, daß im Gegensatz dazu die deutsche Republik den 1. Mai zu einer Kulturpropaganda benutzen würde. Vor allem bei den Zehntausenden der lauteschlagenden, begeisterungssehnsüchtigen Jugend, die von allen Enden der Stadt, zwei, drei Stunden weit, in den Lustgarten marschiert waren. Ein tiefer national denkenden Minister hätte vor den jungen Leuten alle Schätze ausgebreitet, über die er verfügt. Hätte Herr Dr. Justi die jungen Leute durch die Thoma-Ausstellung nicht zum Verständnis deutschen Wesens verführen können? Statt dessen war am 1. Mai der Eintritt zu Hans Thoma auf 20 M. festgesetzt. Frei hingegen war am 1. Mai der Eintritt ins — Zeughaus. Es regnete. Die jungen Internationalisten stürzten ins Zeughaus, aber die alten Kanonen haben sie nicht bekehrt.

Unsere Minister und Direktoren sind brave Leute. Leider fällt ihnen nie was ein.

Frau E. H.

KARL ETTLINGER

Nach Reinhardt, Pallenberg, Massary kam als der letzte zugereiste Wiener Karl Ettlinger. Viele Monate schlich er kopfhängerisch durch die schnurgeraden Straßen. Zwar hat Wien den Karl Ettlinger auch erst entdeckt, als sein Stern

in Berlin aufging. Aber in Wien lebte man auch halb entdeckt sehr angenehm, man wohnte in einem Häusel in Grinzing oder Kritzendorf, arbeitete tagsüber im Garten, spielte abends Theater, las Bibliotheken Altwiener Schriften und ging in Shakespeares ungespielten Dramen unter. In Wien gabs ein Kaffeehaus, in Wien war die Arbeit immer auch ein Spaß und artete nie in Beschäftigung aus. In Wien ist das künstlerische Schaffen nicht organisiert, über Nichtstun und Werk leuchtet der frohe Stern: Laune! Plötzlich war der Altwiener Karl Ettlinger in Berlin W 50. Abends spielte er, wie in Wien, einen jüdischen Herrn in „Pottasch und Perlmutter“, morgens klingelten die Filmgesellschaften an, nachmittags suchte man einen Winkel, wo ein Mensch ohne Zweckgedanken in den Himmel sah. Bald war das Leben verflucht geordnet. Probe, Filmaufnahme, Konferenz, Vertragsabschluß, Theaterspielen, abends totmüde und freudlos ins Bett. Traum des Altösterreichers in Berlin: In drei Jahren xmalhunderttausend Mark schaffen, dann sofort auf nach Grinzing!

Da kam Jeßner, der von der Berliner Kritik so hurtig zum Nachfolger des Napoleons der deutschen Bühne ernannt worden ist. Der mußte Ettlinger endlich erkennen und richtig beschäftigen. Nicht bloß als Judendarsteller und Altwiener Spaßmacher, sondern als Gestalter skurriler Gestalten. Seine unvergeßliche Schöpfung in Wien war der Haushofmeister in „Leonce und Lena“, er mußte nicht bloß Grabbe, er mußte vor allem Shakespeare spielen, er war Victor Arnolds Erbe, er war ein Wedekind- und Shawspieler, er gehört zu den wenigen Phantasten mit Humor. Ein ganz seltener Glücksfall. Und was wußte Jessner mit ihm anzufangen? Er ließ ihn 50 mal den Schuster Knieriem im „Lumpazivagabundus“ spielen — fertig. Für einen Talentefinder eine etwas karge Sammlung von Einfällen.

Jetzt, zum Schluß der Spielzeit, hat Ettlinger im Deutschen Theater zwei Figuren hingestellt: Einen proletarischen Gascogner im „Paketboot Tenacity“ (übrigens einem so reizend stillen Stück, daß es in Berlin gar nicht gehört werden konnte) eine ganz auf französische Großsprecherei und französische Geste gestellte Armeleutfigur. Eine überdachte und doch lebensvolle Gestalt. Die Arbeit eines formenden Naturtalentes. Dann gab er den Melchior im Nestroyschen Jux. Etwas ganz Souveränes. Altwiener Idylle. Pointen, die nicht als Pointen gesprochen wurden. Ein herzlicher Tölpel, der die ärgsten Dummheiten mit Plan und Scharfsinn begeht. Ein vor sich hinbrummender Mensch. Ein innerlich Schwerhöriger, der immer den Kopf schüttelt über das schlechte Auffassungsvermögen der Anderen. Kein derber Ton, kein

unterstrichener Humor. Die Selbstverständlichkeit des Meisters.

Und nun? Morgen? Die nächste Saison? „I möcht wieder fort". Wem kann Berlin Heimat werden? Friert der Nicht-Preuße immer in diesem Klima der Nüchternheit? Sehen die Berliner nicht, daß hier ein Meister der Menschendarstellung, ein Vater hundert lächerlichrührender Gestalten, vor ihnen steht? Der geborne Erbe Victor Arnolds. Wird hier der Künstler vom Direktor nur angesehen wie das Roß vom Pferdeschlächter — auf seinen augenblicklichen Schlacht- und Nutzwert. Muß Einer, weil er Juden und Nestroy spielen kann, jetzt bloß daraufhin ausgeschlachtet werden? Fehlt den Direktoren jede Phantasie? Dann freilich, Karl Ettlinger, verdienen Sie mit Großberliner Hast im Kino, Kabarett und Theater schnell Ihre xmalhunderttausend Mark und fliehen Sie nach Grinzing zurück, vorausgesetzt, daß es inzwischen nicht südslavisch, polnisch oder madjarisch geworden ist.

ANEKDOTE

DIE POLIZEI WAR VERSTÄNDIGT

Nach der Generalprobe von Bronnens „Vatermord" stürzte der in Berlin anwesende Dramaturg des Wiener Raimundtheaters zum nächsten Telegraphenamt und gab folgende Depesche auf: „Rate nach reiflicher Überlegung dringend zu Vatermord."

Der Beamte empfing das merkwürdige Telegramm, sah den Dichter Th. Czokor, der es absandte, durch das Schalterfenster genau an, begriff, daß es sich um keinen normalen Menschen handle und sagte, nachdem er sich gefaßt hatte, das Formular zurückreichend: „Sie müssen hier Ihren Namen und Ihre Adresse genau hinschreiben."

Eine Minute später war die Polizei verständigt. Czokor blieb, wie es sich gebührt, unter unauffälliger Bewachung.

DER ANGLER AM ZEITUNGSSTROM

BRONNEN-VERGIFTUNG

1. Im „Lokal-Anzeiger" vom 15. Mai war folgender Bericht, mit fetten Lettern, aufgetischt:

„Genau wie bei der ersten Aufführung des Bronnenschen Dramas in Frankfurt a. Main, kam es gestern bei der Première im Deutschen Theater gegen Schluß der Vorstellung zu stürmischen Auseinandersetzungen . . . W ä h r e n d der letzten Szenen

wurde das Publikum unruhig, man hörte einige laute Pfiffe, die wieder mit lautem Beifall beantwortet wurden ... Unter größter Unruhe wurde die Vorstellung zu Ende geführt."
Der „Lokal-Anzeiger" hat die Vorgänge in den Lokalen richtig anzuzeigen. Mehr verlangt niemand von ihm. Der Reporter, der den oben zitierten Sensationsbericht geschrieben, hat in der unverschämtesten Art gelogen. Das Gegenteil seiner Schilderung ist richtig. Bis zum letzten Wort des Schauspiels haben wir alle atemlos zugehört. Niemals ist eine Vorstellung unter tieferer Stille zu Ende geführt worden. Erst als der Vorhang gefallen war, brach das Gewitter los, der Orkan der Gepackten und die schrille Wut einiger Logenjünglinge. Welche Existenzberechtigung hat der „Lokal-Anzeiger", wenn seine Seele, sein Reportertum, so unverläßlich funktioniert?

2. Die Berliner Kritik, von Herbert Jhering bis hinab zu Monty Jacobs, hat das Bedeutende des Bronnenschen Werkes gefühlt und festgestellt. Dagegen schrieb Herr Julius Bab in der „Welt am Montag" (und wahrscheinlich auch in seiner Kritikenfabrik, mit der er die bescheidenste Provinz beglückt) wörtlich:

„Ich muß dieses Stück nicht nur für ein vollkommen ungeistiges, sondern für ein schlechthin unbegabtes, peinlich dilettantisches Stück erklären."

Dieser strenge Gymnasiallehrer, vollbärtig und eindrucksunfähig, huldigt in derselben Nummer der so





schlecht beratenen Zeitung dem Dichter einer „Anna Boleyn", die im Neuen Volkstheater auf das durch Babsche Volksbühnenexperimente allerdings gründlich abgehärtete Publikum geschüttet wurde. Herr Julius Bab, der bei Lebzeiten Willi Handls kritischen Instinkt besaß, ruft von Zeit zu Zeit das öffentliche Mitgefühl für sein Schicksal an. Kein Zweifel, er ist ein braver Mann, er ist ein fleißiger Schreiber und auf einem Gebiet, wo es nicht auf innere Lebendigkeit und nicht auf Eindrucksfähigkeit ankommt, würde er Rechtschaffenes leisten. Aber müssen Schwerhörige Kapellmeister werden?

HULDIGUNG

Der Verfasser der 1075 Nick-Carterhefte hat sich in Newyork das Leben genommen. Leider habe ich nicht alle 1075 Hefte gelesen, aber doch sicher 200, und das waren sehr schöne Stunden. Die Hefte waren immer am Donnerstag beim Zeitungshändler zu haben, wenn man aus der Schule kam und kosteten 20 Pf. das Stück. Ich ließ sie heimlich in die Büchermappe gleiten und am Nachmittag las ich sie, anstatt Schularbeiten zu machen. Es stand dafür: Ein Mord in der 5. Avenue, Nick Carters Heldenmut und seine Revolver, die ihm automatisch in beide Hände glitten, wenn er „Hände hoch" machen mußte, sein fabelhafter Scharfsinn, und doch lief er jedesmal in eine sehr gefährliche Falle. Aber man wußte, er würde im letzten Moment schon befreit werden. Ob er im 1075. Heft nicht befreit worden ist? Armer Nick Carter, ich liebte Dich sehr. Hast Du wirklich jemals eine Seele verdorben, der Du doch immer für Recht und Gesetz eintratest? ... Weiß der Himmel, woher er's hatte, aber neulich kam ich dazu, wie mein Sohn eine Schwarte las, auf deren Umschlag Dein Bild grell im Kampf mit Verbrechern leuchtete. Ich hatte nicht das Herz, ihm das Heft zu konfizieren. Ja, solch ein schlechter Vater bin ich aus alter Liebe zu Dir. E. E. S.

INHALT DEL LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39.



„REVALO"

TONVEREDLUNGS - AKTIEN - GESELLSCHAFT

Berlin N 24, Friedrichstraße 118/119 (Eingang Hannoversche Str.) (am Oranienburger Tor)

Telefon: Norden 2082—2084 / Tel.-Adresse: Revalotag Berlin

Einige Besprechungen über das Philharmonische Konzert am 20. Dezember 1921 mit Revalo-Instrumenten unter Leitung von DR. ARTHUR NIKISCH

„Signale" vom 28. Dez. 21: Und die Proben, die uns mit den neuen Instrumenten geboten werden, können keinen Vorurteilsfreien über den ganz außerordentlichen Fortschritt im Unklaren lassen . . . Über das wesentlich erhöhte Tonvolumen braucht man nicht zu sprechen. Es ist so offensichtlich, daß eine Erwähnung überflüssig scheint. Von der Quantität abgesehen, ist aber auch die Qualitätsfrage m. E. in bedeutsamer Weise gelöst worden . . . . Das glänzendste Argumentum für die Revalo-Instrumente aber erbrachte doch Händels Concerto, in dem wahrhaft frappierende Wirkungen erzielt wurden. Die Erfindung hat ihre Probe bestanden.

„Volkszeitung" vom 25. Dez. 21: Eine Betrachtung der Klangwirkung der Streicher, vornehmlich der Geigen, läßt ihr außerordentliches Wachsen erkennen. Wie Wind in den Segeln bläht sich der Ton, prall und kraftvoll, daß es scheint, als wollten die Seiten springen, unter seinem Ansturm. Etwas in dem ausgedehnten Ton ist, was anmutet wie metallischer Beiklang. Strenges Unerbittliches beinahe, um nicht zu sagen mechanisiertes, liegt in ihm. Er ist von bestechlichem, aber kaltem Glanze . . . . In Händels Concerto-Grosso G-moll wirkte die Wucht der Streicher gigantisch, ohne jedoch das wundervolle Gelingen zu stören. Liszts Ungarische Rhapsodie Nr. 2 war zauberhaft, reizend und leidenschaftlich, von edelster Färbung.

„Berliner Börsenzeitung" vom 23. Dez. 21: Jedenfalls war, besonders bei den Geigen, der Eindruck diesmal noch weit günstiger als am ersten Abend. Dieser Eindruck war der, daß die tiefe Lage einen volleren, pastoseren Klang, die mittleren und höheren Lagen eine weichere, edlere Färbung angenommen haben . . . . Auch das Spiel des Solisten Einar Hansen gab dafür Zeugnis. Wie zartsinnig, wie einschmeichelnd süß klang seine Geige in dem Adagio des Mozartschen A-dur-Konzerts . . . . Alles in allem ein Erfolg, der dem neuen Instrumentaltyp auf jeden Fall weitere günstige Aussichten eröffnet.

„Berliner Morgenpost" vom 25. Dez. 21: Wiederum erwiesen sich die Instrumente als auffallend stark, groß und dabei auch schön im Ton — Eigenschaften, die besonders im G-moll-Concerto-Grosso von Händel zum Ausdruck kamen . . . . So hätten die Instrumente auch diese Feuerprobe erfolgreich bestanden.

„Berliner Börsenkurier" vom 23. Dez. 21: Ich kann nur soviel sagen, daß sowohl der Gesamt-Streichkörper, sowie die von den Solisten benutzten Instrumente ihrer Wirkung nach außen hin durchaus befriedigten, daher sich durch runden, weichen und klaren Ton auszeichneten.

„Welt am Montag" vom 27. Dez. 21: Ich grüße den Erfinder der neuen Revalo-Streichinstrumente, die sich der Konkurrenz mit den alten nicht zu schämen brauchen . . . . Ich grüße unsere Philharmoniker, die sich unter Nikischs Glanz und Adel enntfalten ließen.

Reichhaltiges Lager von edelsten Solisten-Instrumenten, Geigen, Bratschen, Celli und Contrabässen. — Veredlung von gebrauchten Instrumenten. — Garantiert quintenreine Saiten u. sonstig. Zubehör.



TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Maiwoche

Bei der Begrüßung der Wiener hat Ebert im Park des Präsidentenhauses eine Rede gehalten. Es sind nun drei Jahre her, seit der Schreiber dieser Zeilen den Reichspräsidenten zum letzten Male aus nächster Nähe gesehen. Wie hat Friedrich Ebert sich in diesen drei Jahren verändert! Sein Gesicht ist ausdrucksvoller geworden. Eine gewisse Trivialität, die aus banaleren Tagen stammte, ist aus seinem Kopf gewichen. Es isi Ernst, und fast möchte man sagen, ein Zug von Größe in dieses breite Gesicht gefahren, aus dessen nicht mehr so fleischlicher Fülle schwarze Augen glühend leuchten. Er mußte aus einer Runde von Gästen heraus in die Mitte des Gartens treten; wie schlicht er das tat, ohne pompöses Selbstgefühl, ganz einfach und doch mit schöner Sicherheit. Er sprach ganz frei. Jedes Wort war abgewogen, aber man fühlte, nicht zuhause am Schreibtisch des Sekretärs abgewogen, sondern im Augenblick des Sprechens. Seine Rede — eine heikle Rede, weil der Anschluß kein Problem von heute sein kann — war herzlich und doch überlegt, war warm und doch nicht überhitzt. Seine Handbewegungen dazu frei, schwungvoll und doch keinen Moment theatralisch. Es ist etwas Festes, Rechtschaffenes, Schlichtes im Auftreten Eberts, ich möchte sagen: das Ungenialische ist das Gewinnende. Immer hat man das Gefühl: Hier steht ein Mensch aus dem Volke; niemals die peinliche Empfindung: Ein Emporgekommener. Sein Wesen ist von einfacher Würde. Neben ihm wirkt Wirth ein wenig wirtshausgemütlich und Rathenau leise geckisch. Kein Wunder, daß dies schlichte, warme Wesen Eberts ihm überall Freunde schafft, er hat nicht die Absicht, gute Figur zu machen, eben darum macht er sie. Seine Festigkeit ist nicht angekränkelt. Minister, die sich nach Genua nicht ganz glücklich fühlen, empfinden die starke Geradheit seines Wesens gelegentlich etwas lästig. Aber die Geschichte gibt nicht den Allzukomplizierten, sondern den Einfachen recht.

Zweckgebildete sind oft mehr als ihr Zweck. Die Hapag, die am Erscheinungstage dieser Zeilen 75 Jahre alt wird, ist mehr als eine erfolgreiche Schiffahrtsgesellschaft. Wer nur verzeichnet, wie sie wuchs und sich vervollkommnete; wer nur die schmächtigen und primitiven Kähne ihres Anfangs mit den 20- und 30mal größeren Luxuskolossen ihres höchsten Entwicklungspunktes vergleicht; wer nur registriert, wie ihr Kapital sich aufreckte, wie aus der einen kümmerlichen Amerikaroute des Jahres 1847 das 74strähnige Liniennetz des Jahres 1913 wurde, und wie sie in mächtigem Aufschwung schließlich alle Konkurrenten aller Welt überflügelte —: wer nur hierauf sein Augenmerk richtet, sieht nur die Fassade. Hinter dieser Fassade steckt die außerordentliche Tatsache, daß all diese Leistung im Grunde eines einzigen Mannes Werk war; und dieser ragende Beweis für Persönlichkeitswert und -kraft darf auch Menschen, die nicht Albert Ballin heißen, mit Zuversicht erfüllen. Dahinter steckt ferner aber auch die noch außerordentlichere Tatsache, daß all dies Terrain nicht durch Verdrängung und Ausrottung von Nachbarn gewonnen wurde, sondern im Gegenteil durch ein höchst vefeinertes System von Kooperationen, Verständigungen und behutsamen Abgrenzungen. Diese Methode immer umfassenderer internationaler Interessengemeinschaften, diese Pazifizierung des Gewerbes durch Poole und solidarische Betriebs- und Gewinnverteilungsformen ist fast ausschließlich der Initiative der Hapag entsprungen; sie wagte den ersten, energischen Schritt in einen europäischen Solidarismus, den der Krieg dann so fürchterlich zerschmetterte; und nicht Fesselung, sondern erhöhter Fortschritt war ihr Lohn. Selbst nach dem Zusammenbruch noch wirkte der ungeheure Kredit, den diese Gebarung dem anerkannten Inspirator und Führer all dieser internationalen Konbinationen errungen hatte, segensreich fort. Mit dem Frieden ging der Gesellschaft ihr ganzer Schiffspark verloren. Aber noch vor Ratifikation des Friedens konnte durch konsortiale Verträge mit englischen Firmen, mit der Kerr Steamship, mit Holt und mit Ellermann & Bucknall, die Reaktivierung begonnen werden; und rasch folgte der große Harriman-Vertrag, auf dessen Basis sich die Hapag, in umfaßender Zusammenarbeit zwischen Amerikanern und Deutschen, aus ihren Trümmern wieder wird emporbauen können. Schiffahrt ist Bindung zwischen den Ländern. Patriotisch bis ins Mark, hat die Hapag diese Vermittlerrolle, die nicht nur äußerlich ist, niemals verkannt.

Nun schwellt ihr Wind aus fremdem Land die Segel zu neuer Fahrt. Sie fährt auch hier wieder als Bahnbrecher voran. Und alle guten Wünsche sind mit ihr, daß ihr auf diesem Wege im nächsten Vierteljahrhundert gelingen möge, zur Überwindung des Furchtbaren beizutragen, das ihrem größten Manne in verzweifelter Stunde den Schlaftrunk in die Hände drückte.

Nachwort über Deutschlands Vertretung in Genua: Sie bestand aus 75 Köpfen, und war stärker als irgendeine andere Delegation mit Ausnahme der italienischen (die schließlich nicht nur Gastgeberpflichten zu erfüllen hatte, sondern auch zuhause war). Frankreich war nur von 46 Herren vertreten, Rußland sogar nur von 33. England figurierte zwar mit 85 auf der Liste, aber diese Zahl umfaßt auch Sondervertreter von Canada, Indien, Neuseeland und Südafrika. War es notwendig, daß wir den Vogel abschossen? Es handelt sich nicht um die paar Millionen, die vielleicht hätten erspart werden können. Aber wozu, im Angesichte der Welt, auf einer besonders großen Flöte spielen? In Wahrheit: jeder Verband und jedes Grüppchen setzte seinen Ehrgeiz darein, auch mittenmang zu sein. Das ist ein Auswuchs des an sich richtigen Gedankens, die Politik solle in unmittelbarerer Beziehung zum praktischen Leben stehen als früher. Seitdem dieser Gedanke anerkannt worden ist, beansprucht plötzlich jeder Berufsverein und jede Klassenorganisation, aktiv an der Reichspolitik mitzuwirken, und die Sachverständigen werden oft weniger ihres Sachverstandes als ihrer Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Konventikel wegen ausgewählt. Das ist eine Methode, die, in unserer Situation, sicher falsch ist.

Den Biologen H. der Berliner Universität forderte eine Likörfabrik dieser Tage zu einem Gutachten auf, wie sie für ihre Eierkognakproduktion frische Eier länger konservieren könne. Der Gelehrte antwortete, so lange es in Deutschland Tausende und in der Welt Millionen Hungernde gebe, die nicht einmal mehr von Eiern zu träumen wagten, müsse er es ablehnen, sich mit Interessen der Eierkognakfabrikation zu befassen. Wer Phantasie hat, kann sich das mitleidige Achselzucken der Adressaten ausmalen.

Erich Anspach hatte eine verwegene Methode, seine Taten zu verbergen: Er gestand sie laut ein. Eines Tages frägt ihn ein Landtagsabgeordneter: „Anspach, wovon leben Sie?“ — „Ich fälsche Dokumente“, antwortet er schnell. Anspach macht aus seinen Geheimnissen kein Geheimnis, doch gerade diese Offenherzigkeit machte sein Geständnis unglaubwürdig.

Anspach renommierte auch. Aufschneiderei seine ganze Lebensgeschichte. Er ist der belastete Sohn eines verlotterten Pfarrers, der aus dem Amt gejagt wurde. Er renommierte sogar mit der Trunksucht und den Weibergeschichten des Vaters. „Die Sau“, pflegte der pietätvolle Sohn zu erzählen, „hatte Syphilis“. Mit vierzehn Jahren entläuft er dem Elternhaus. „Ich wurde Schiffsjunge und ging nach Amerika.“ Die ihn kannten, haben ihm weder den Schiffsjungen, noch Amerika geglaubt. Aber als sechzehnjähriger Bengel meldete er sich kriegsfreiwillig. „Ich habe bei Langemarck mitgekämpft.“ Vielleicht ist's wahr gewesen, jedenfalls hatte er eine ausgiebige Lazarettpraxis hinter sich, als er endlich in Berlin landete. Er erzählte, er sei im Spartakusbund gewesen. Dort will er zuerst gelernt haben, mit falschen Stempeln umzugehen. Im Dienst der Revolution wurden die ersten Dokumente gefälscht. Das Halbdunkel der Verschwörer verbirgt manche Spitzbubenvisage. Man kann bei schlechtem Licht dem andern nicht ins Gesicht sehen. Ein guter Mensch und schlechter Psychologe, der Volksbeauftragte Haase, saß dem komödiantisch veranlagten Jungen als erster auf. Anspach, nervenzerrüttet, Morphinist, Cocainschnupfer, gleich bereit zu Zynismus wie zur Weinerlichkeit, wird nach Schlesien als USP-Redakteur geschickt. War Anspach ein Literat? Eine Mappe Lithographien, die er herausgegeben hat, rührte von einem im Café des Westens berühmten Maler her. Ein Band Gedichte, die mit seinem Namen gezeichnet sind, enthält eine Sammlung der verschiedensten Autoren. Dabei hatte er immer den pathologischen Größenwahn des Degeneré. Nach ein paar Tagen glaubte er schon, die gestohlenen Gedichte seien sein Werk. Einem vortrefflichen Rezitator drückte er einmal eine Banknote in die Hand: „Veranstalten Sie einen Vortragsabend. Erste Abteilung: Hölderlin. Zweite Abteilung: Goethe, dritte Abteilung: Anspach“. Immerhin besitzt er eine gewisse journalistische Geläufigkeit. In dem halben Jahr, wäh-

rend dessen er für die „Freiheit“ schrieb, sind ihm nicht nur etliche Berichte, sondern auch einige sehr flotte Leitartikel gelungen. Er wußte, sich Material zu beschaffen. Er wußte Bibliotheken zu befragen. Er hatte Einfälle. Die revolutionäre Herrlichkeit brach zusammen, als man ihm in der „Freiheit“ auf die erste Fälschung kam. Er hatte einen Geheimvertrag zwischen Kappisten und Mitgliedern der K.A.P.D. vorgelegt. Da berichtigte ein Mitglied der Kommunistischen Arbeiter-Partei, und Anspach ließ sich in seiner Redaktion nicht mehr blicken. Plötzlich verließ ihn die Frechheit. Man mußte ihn suchen und man fand ihn, den ewigen Schnorrer, den Redakteur, der alle Redaktionsdiener um ein paar Mark erleichtert hatte, plötzlich in einer pompösen Wohnung. Elegantes Scnild an der Tür: „Dr. Erich Anspach“. Der Ertappte wurde theatralisch. Er sprach mit gebrochener Stimme, erzählte von einem Duell mit seinem Vetter Loßberg, Offizier im Reichswehrministerium, und zeigte am Ende eine frische Einschußstelle in der Brust. Da ließ man ihn laufen.

Anspach hat bis zum Jahre 1921 an großem Dalles gelitten. Auf dem Wittenbergplatz steht noch der Bücherwagen, mit dem er hausieren zog. Plötzlich wurde er elegant. Freilich sank er bald wieder. Er schmiß das Geld hinaus. Närrisch wie er war, und komödiantisch dazu, warf er einmal einen wertvollen Ring in den Landwehrkanal, weil eine Braut, „die Sau“, ihn betrogen habe. Übrigens überraschte er eines Tages seine Bekannten durch eine feudale Verlobungsanzeige. Die Tochter eines Rechtsanwaltes in Göttingen glaubte ihm. Er imitierte ein Referendardasein und benutzte eine arglose Seele, um seine Generalprobe auf Menschentäuschung zu veranstalten. Er wurde bürgerlicher Ehemann.

Eines Tages wird er verhaftet. Die Tschechen hatten entdeckt, daß ein polnisch-französischer Geheimvertrag, der ihnen für 75 000 Mark verkauft worden, eine Fälschung war. Im Februar 1921 wurde bei Herrn Weißmann, dem Staatskommissar für öffentliche Ordnung und Sicherheit, eine ausführlich begründete Anzeige erstattet. Anspachs Helfershelfer sind ein preußischer Rittmeister, namens Müller, und ein Hannoveraner Dr. Trumpf. Anspach wird festgenommen. Hausdurchsuchung. Man findet eine Unmenge gefälschter Stempel bei ihm. Einen Safeschlüssel. Entdeckte man nach Öffnung des Safes eine hübsche Kollektion gefälschter Ein- und Ausfuhrscheine? Trotzdem taucht Anspach nach einigen Tagen wieder, frisch und sicher, im Westen Berlins auf. „Was treiben Sie?“ —

„Ich fälsche Dokumente." Er fälscht wirklich. Den polnisch-französischen Geheimvertrag hat er nicht nur an die Tschechen, er hat ihn auch an die Wilhelmstraße verkauft. Österreich, dem er ihn auch anbietet, muß zu seinem Bedauern ablehnen, der Dalles ist zu groß. (So macht Armut klug.) Übrigens ist der Vertrag lüderlich ausgefertigt; das nach Prag verkaufte Exemplar hat um einen Paragraphen mehr als das in Berlin verhandelte. Auch ein Vertrag zwischen Polen und Finnland ist ins Auswärtige Amt gewandert. Auch dieser Vertrag lag Herrn Weißmann vor. Ein jüngerer, kritischer Beamter des Polizeipräsidiums entdeckte, daß in diesem Vertrag immer von „La Finnlande" die Rede war. Er erinnerte sich, auf finnischen Briefmarken „Finland", ein N, kein E, gesehen zu haben. Er stellte die Fälschung fest.

Zweifach also war Anspach schon im Frühjahr 1921 überführt. Dennoch ging er auf freiem Fuß und schwindelte weiter. Warum griff Herr Weißmann nicht zu? Aus einem ziemlich lächerlichen Grunde. Herr Weißmann hält sich für einen Staatsmann. Er schielt in die Wilhelmstraße. Er fühlt sich als Diplomat. Um seine Tüchtigkeit zu erweisen, braucht er alle acht Tage ein Ereignis. Den polnisch-finnischen Geheimvertrag hatte Herr Weißmann an Simons weitergeleitet. Er fühlte sich, wie Anspach, als „Lenker der Politik". Und trotzdem ihm Anspachs Fälschung nachgewiesen war, unterließ es der Herr Staatskommissar, das Auswärtige Amt aufzuklären. Er selbst, Weißmann, hatte ja diese Verträge „nachgeprüft". Er hätte an Nimbus verloren, wenn er zugestanden hätte, dem Schwindler aufgesessen zu sein. Vielleicht glaubt man im A.A. heute noch an diese Enthüllungen und an Weißmann, das Genie. Wenn man Anspach vor Gericht gestellt hätte, so wären aus Weißmanns Strahlenkrone einige Zacken herausgebrochen worden. Solche Verringerung Weißmannschen Ansehens mußte hintangehalten werden. Was liegt an einigen falschen Stempeln und Ausfuhrscheinen? Die Weißmannlegende war wichtiger.

Solche Freiheit ermutigte den Spitzbuben. Jetzt erst begann er im Großen zu arbeiten. Anspach hatte politischen Flair. Er witterte, was man kaufen wollte, er wußte, wer kaufen wollte. Die Engländer warfen ihn zur Treppe hinunter, die Amerikaner lachten ihn aus. Abnehmer für falsche Nachrichten sind nur Franzosen, Belgier, Polen. Besonders die Franzosen brauchen Enthüllungen. Sie haben hier ihr „bureau de recherche", das nach französischen Sol-

datengräbern suchen soll, aber Geheimberichte findet. Dieses wichtigste französische Spionagebüro hat drei Autos, eine Menge Offiziere und große Geheimfonds zur Verfügung. Es braucht, um seine Notwendigkeit zu beweisen, hochinteressante Nachrichten, und es bezahlt sie. Auch das „bureau d'intelligence", das der Major Fabre leitet, sammelt sehr eifrig Berichte. Natürlich möchte man am liebsten richtige Nachrichten; die höheren Offiziere sehen sogar möglichst streng darauf, aber die jüngeren, die Schlepper, nehmen es nicht so genau. Unter dem Großstadtgesindel, das muß leider gesagt werden, finden sich täglich Dutzende von Hallunken, die in den Vorzimmern der fremden Missionen lungern und für gutes Geld schlechte Nachrichten liefern. Anspach war wahrscheinlich der geschickteste dieser Lieferanten. Seine technische Ausrüstung war ungewöhnlich, sein militärischer Mitarbeiter, früher im Kriegsministerium tätig, war fachmännisch geschult, sein juristischer Mitarbeiter verstand sich auf Vertragsformen, und auch fürs Äußere, fürs Kunstgewerbliche, hatte er, so scheint es, treffliche Beiräte. Anspach selbst las den „Matin" und wußte, was man wollte.

Ich glaube nicht, daß Weißmann wußte, was Jedermann im alten Café des Westens hören konnte, denn Anspach machte ja aus seinem Gewerbe kein Hehl. Er ist das oberste Polizeigenie Preußens, also schwerhörig. Aber hätte ihn nicht wenigstens einmal die Laune anwandeln sollen, sich nach der Beschäftigung des ihm bekannten Fälschers zu erkundigen? Ist dem Staatsanwalt a. D. Weißmann während eines Jahres nie die Anwandlung gekommen, Anspachs Spuren zu prüfen? Hat ihn Mitleid so überwältigt, daß er Anspach sogar unterstützen mußte? Ist's nicht auffallend, mit welcher Beflissenheit jetzt von Amtsstellen betont wird, daß es an gesetzlichen Handhaben zur Verfolgung des Fälschers fehle? Und ist jetzt die Verhaftung Anspachs im Zusammenhang mit einem kleinen Nebenzweig seiner Firma — er ließ auch beinahe echte Abiturientenzeugnisse und Doktordiplome herstellen — vom Polizeipräsidium verfügt worden? Hat die Verhaftung Weißmann erfreut, oder hat sie ihm einen sorgenvollen Nachmittag bereitet? Wird der Prozeß gegen Anspach stattfinden? Und wird Weißmann, der Diplomat, ihn überleben? Wenn die Republik auf Gradlinigkeit und Sauberkeit hält, dann muß Weißmann an Anspach sterben.

Lloyd George, der an der Einberufung der Konferenz das größte Verdienst hatte und als anerkannter König der Konferenzstadt in der Villa de Albertis residierte, trägt die Hauptverantwortung und die Hauptschuld ihres unbestrittenen Fehlschlages. Er hat das drängendste Bedürfnis der Zeit richtig gewittert. Aber er hat die neue Idee der Wiederaufbau-Solidarität — die er wie alle anderen Ideen, mit denen er groß wurde, von sachlicheren Köpfen entlehnt hatte — nicht in ihrer gegenständlichen Bedeutung erfaßt, sondern nur in ihrer Eignung zum glänzenden Wahlschlagwort. Lloyd George, dessen Improvisations- und Instinkt-Genialität gar nicht zu leugnen ist, hat die unverbesserliche Natur eines Nur-Parlamentariers. Die Keimzelle jeder Weltreform ist für ihn: ein Wahlkreis. Wenn er von Weltsolidarität spricht, denkt er an einen unbegrenzten Wahlkreis, der ihn, den Weltkandidaten David Lloyd George, erwählen soll. Was man seine Simplizität nennt, ist die eindringliche Gemeinplätzigkeit eines Wahlredners. Das war seine Rolle und sein Auftreten in Genua: seine neue Wahlplattform durchzufechten. Mit den Wahlmitteln der Rede, der Photographie, der persönlichen Propaganda. Die Nachkriegsnot mit all ihren tragischen Seitenerscheinungen war ihm eine Plattform mit vielen interessanten „Planken“. So focht er auch nicht um Lösungen, sondern nur um Textsätze eines Wahlprogramms. Er war jederzeit bereit, auch auf das Selbstverständlichste und Unerläßlichste zu verzichten, wenn ihm davon nur ein wirksames Wort übrig blieb. Braucht man dafür noch Beweise zu erbringen? Er hat z. B. nahezu widerstandslos auf alle Elemente eines wirklichen Gottesfriedens verzichtet, um nur das Wort treuga dei zu behalten, angewendet auf eine siebenmonatige Grenzvereinbarung, die nichts ist als eine Definition des letztjährigen Zustandes! Diese Taktik mußte ihn so sehr ins Gleiten bringen, daß er überhaupt nicht mehr festen Fuß fand. Die Niederlage der Konferenz ist vor allem seine Niederlage, und es ist die typische Niederlage eines Wahlopportunisten, der bei den Liberalen anfing, mit den Konservativen Arm in Arm ging und jetzt bei der Arbeiterpartei — „dem Sinne nach bin ich eigentlich ein Arbeitervertreter“ — Rettung suchen wird.

*

Das Hirn der französischen Konferenzpolitik dachte nicht in Genua, sondern in Paris. Ursprünglich ging das Denken Poin-

carés von so etwas wie einer politischen Weltanschauung aus: er glaubt nicht an die Möglichkeit einer Weltsolidarität, nicht einmal an die einer europäischen; er hält das für ideologische Überorganisation, die in chaotischem Geschwätz enden muß. Er glaubt, daß sich europäische und Weltpolitik durch den periodischen Kräftewechsel der rivalisierenden Interessengruppen regelt. Auch eine solche Anschauung muß nicht unbedingt mit der Gewalt als unvermeidlich letztem Mittel rechnen, sie bedeutet nur eine andere, und durchaus diskutable politische Rechenmethode. Den Konflikt der Nachkriegszeit sieht er als einen Widerstreit zwischen den materiellen Bedürfnissen der Wirtschafts- und Handelsmächte, — zu denen Frankreich nicht gehört — und den dynamischen Bedürfnissen der autarkischen, finanzkapitalistischen Staaten, zu denen Frankreich schon eher und das bei uns gründlich verkannte Amerika bestimmt gehört. Soweit hat er nicht unrichtig gedacht. Danach begeht er aber einen Sehfehler: er übersieht, daß heute und für den Augenblick in Europa das ungeheure Kräfteübergewicht bei den Ländern einer materiellen Not ist, nicht bei den Ländern einer nur finanziellen Not. Statt einsichtig auszuweichen und den dringendsten Bedürfnissen der Wirtschafts- und Handelsländer zunächst eine gewisse Befriedigung zu gewähren, hat er den Kampf für Frankreich in einem Augenblick aufgenommen, in dem die verzweifelte Urkraft der Not unbesieglich groß ist: sie wird zuletzt Frankreich einfach überrennen.

Aber auch Poincaré ist politischer Philosoph nur in Mußestunden, sein Handeln wird nicht von diesem, sondern von dem politischen Advokaten und Parteipolitiker Poincaré bestimmt. Auch Poincaré ist dies zuallererst: Kammer-Geschöpf. Das Unglück wollte es, daß nur zwei Tage vor seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten dieser Satz aus seiner Feder gedruckt erschien: „Nach Genua gehen heißt für Frankreich sich in ein dunkles Abenteuer stürzen." Dieser Satz band ihn. Deshalb ging er nicht selbst nach Genua, und deshalb mußte er seine Delegierten für die nicht mehr zu vereitelnde Konferenz mit einer einzigen Instruktion versehen: Ergebnisse der Konferenz verhindern. Ein Wahlsieg Lloyd Georges hätte seine Wahlniederlage bedeutet. So faßte sich für ihn das Problem der Konferenz auch nur in einer wahltaktischen Frage zusammen: Wer stürzt wen? Poincarés Kampf gegen Genua stand geistig um nichts höher als Lloyd Georges Kampf für Genua. Die Art dann, wie Barthou oder Picard oder Colrat die Instruktionen Poincarés

ausführten, war erdrückend geistlos, spießbürgerlich kleinlich. Wenn Barthou zu einer seiner unaufhörlichen advokatorischen Rechthabereien den Mund aufmachte, feixte nach fünf Minuten die ganze Galerie: so schnell konnte jedes Kind die ihm aus Paris erteilten Befehle erraten. Picard vollends, der französische Finanzdelegierte, mit seiner Entrüstung, daß verschuldete und bankerotte Mächte wie Deutschland und Rußland über das Portemonnaie solider und ehrbarer Bürger sollten mitreden dürfen, war von pfründnerhafter Beschränktheit. Barrère endlich, einmal eines der gewitztesten Diplomatengehirne Europas, versteht die Welt auch nicht mehr — weil er gar nicht mehr in sie hineinpaßt. Der einzige moderne Verstand, den die Franzosen mitgebracht hatten, Seydoux, wohnt in einem gelähmten Körper.

*

Von Tschitscherin, der Rußland vertrat, glaubt heute die zuschauende Welt, daß er der „geschickteste“ Staatsmann am Konferenztisch war. Auch dies ist ein Irrglaube. Der einzige Erfolg der Russen lag vor Genua: er lag in ihrer Einladung. Mit ihr ließ man amtlich die Beschuldigung fallen, daß die Bolschewiki nur persönlich eigennützige Diebe, Gauner, Verbrecher seien. Da sie in vier Jahren noch immer nicht mit den 175 Millionen Rubeln Gold und Juwelen in ihren Kassen davongelaufen sind, da sie vielmehr die Einfuhrschulden, die sie selbst kontrahiert haben, und andere Staatsausgaben, die nicht mit der Notenpresse getilgt werden können, stets aufs pünktlichste aus diesem ihrem einzigen Schatz gezahlt haben, konnte man diese dumme Verdächtigung nicht gut noch länger aufrechterhalten. Damit waren sie, nicht de jure und nicht de facto, aber moralisch als Staatsmänner (einer anderen Welt) anerkannt. Und deshalb wirkte ihr Erscheinen im Konferenzsaal als ungeheure Sensation.

Aber ihr erster Erfolg blieb auch ihr einziger. Nur zu schnell sah man, daß die Staatsmänner einer anderen Welt aus dem gleichen faulen Holz geschnitzt sind wie die westeuropäischen: aus dem nurpolitischen. Daß die Prämissen verschieden sind, unterscheidet beide nicht. Die leichtfertige und kurzsichtige Gaukelei um die eigene Macht ist doch die gleiche. Von Tschitscherin muß man noch sagen, daß er überhaupt kein Staatsmann zu sein scheint: sein Ich hat ganz bestimmt kein inneres Ziel. Diese gedrückte Bürowürdigkeit, dieses ewig verlegene, schutzlose, aber auch erschreckend schiefe Lächeln

maskiert einen flackernden Pathologen. Er hatte vor den anderen Konferenzhäuptern den Vorteil voraus, daß er unter ihnen der einzig gelernte Außenpolitiker ist. Nach kurzem Offiziersdienst trat er in das russische Ministerium des Äußeren ein und hat dort sein Leben zugebracht. Er ist nie herausgekommen, zum Außendienst eignete er sich nicht. Sein zweifellos scharfer Verstand wurde paralysiert durch ungelenke Menschenscheu. Was ihn dann dazu bestimmte, von den Bolschewisten sich das Ministerium geben zu lassen, war gewiß nicht kommunistische Überzeugung, sondern die Verbitterung eines sehr tüchtigen und sich verkannt glaubenden Ministerialbeamten. Was er für die Bolschewisten leistet, ist: erstaunliche Aktenkenntnis und leidenschaftliche Amtsroutine. Diese routinierte Leidenschaft tobt sich jetzt in Noten aus, die er früher nicht schreiben durfte, und die er nun den nichtrussischen Staatsmännern an den Kopf wirft, während seine Erbitterung eigentlich doch noch seinen früheren Vorgesetzten gilt. Ein staatsmännisches Ziel aber trägt er nicht in sich, daher hat er in Genua immer wieder vergessen, was dort zu suchen er hingekommen war, und so hat er die wenigen, aber tatsächlich vorhandenen Gelegenheiten, für Rußland etwas zu gewinnen, sämtlich verpaßt und verpatzt. Die gedrungene Krötenhaftigkeit Litwinoffs, die sentimental überzuckerte Geschwätzigkeit Joffes, und gar erst die Zehnpfenniganreißerei Rakowskys, das sind nur berufspolitische Typen von der gleichen Trivialität, die auch die unseren auszeichnet. Auch bei ihnen ist das Programm nur Plattform, nicht Überzeugung, auch unter ihnen war nur einer, dem die Notsolidarität sachlicher Begriff ist: Krassin, der Ingenieur.

*

Schanzer, von allen Atavismen seiner Rasse gemodelt, gemessen schreitend im langen feinen Pelzrock, der das Ansehen der Gemeinde sichert, eine gebildete und gepflegte Hand talmudisch grüblerisch durch den blonden Rabbinerbart pflügend, Schanzer ist zweifellos ein Staatsmann, und ein recht modern denkender dazu. Er hat die jüdische Skepsis und Relativität, er hat den jüdischen Egoismus, aber er hat auch die jüdische Offenköpfigkeit und Scheuklappenlosigkeit, er hat die Liebe zum Problem. Er war einer der wenigen, die auf die Grundidee der Konferenz richtig eingestellt waren, und er wird morgen, in einem Kabinett Nitti, noch zu besserer Wirksamkeit gelangen. Er ist kein Prinzipienreiter, sondern ein

Praktiker. Als er sah, daß es mit der Grundidee der Konferenz doch nichts würde, sicherte er sich ein paar Einzelergebnisse für Italien: das Abkommen mit England, die Aussprache mit Deutschland, den eingeleiteten Handelsvertrag mit Rußland, und die gut vorbereitete Bereinigung des jugoslawischen Streites. Aber auch er hat manchmal die Konferenz taktisch geschädigt, durch eine jüdische Unausgeglichenheit des Temperamentes. Sein würdiger, nachdenklicher Bart umrahmt ein sehr nervöses, von Reizbarkeit zuckendes Gesicht. Er kocht innerlich vor Wut über die Naturverbohrtheit, über die unbefreiten Intellekte der unreifen Christenbuben um den Konferenztisch. Das ließ ihn manchmal die Geduld verlieren, und seine zornige Überstürzung renkte dann Dinge, die er einrenken wollte, nur noch mehr aus.

*

Auch der andere große Jude der Konferenz, Rathenau, war nicht ohne Fehl. Er war unbestreitbar das reichste und durchgebildetste Hirn der Konferenz (und er war schon deshalb Lloyd George unsympathisch, der die artverwandte Gemütlichkeit und volkstümliche Einfachheit Dr. Wirths sichtlich bevorzugte). Von der Idee der Konferenz war er unter allen am tiefsten erfüllt, und er beherrschte sie auch viel schöpferischer als z. B. Keynes, der nur ihr präzisester Analytiker — nach gestrigen Gesetzen — war. Morgen, wenn die nächste Ära der vernünftig-geschäftlichen Beziehungen zwischen nicht politisch, nur technarchisch regierten Staaten angebrochen sein wird, wäre Rathenau der denkbar geeigneteste Staatsmann. Für die Unzulänglichkeiten der von ihm schon überholten Gegenwart fehlen ihm die (minderwertigen) politischen Instinkte, und von seinem Degout erholt er sich in schöngeistigen Ausschweifungen bis zur Selbstbespiegelung und Selbstblendung. In seine „Tat", in den Vertrag von Rapallo, ist er hineingeraten, nicht hineingeschritten.

*

Alle Staatsmänner unserer Zeit Esel zu schimpfen, ist kannegießerischer Dünkel. Noch niemals haben Staatsmänner so entsetzlich diffuse Verhältnisse zu meistern gehabt wie heute. Die Schwierigkeiten sind fast übermenschlich. Aber daß sie samt und sonders unüberwunden blieben, verschuldete ein organisatorischer Hauptfehler der Konferenz. Die Entscheidungen dieser Wirtschaftskonferenz lagen bei den Politikern, die Kompetenz der wirklich Sachverständigen war

nur eine gutachtliche. Unsere Politiker können sich nun schon vorzüglich als Wirtschaftler camouflieren. Aber was sie sich nicht aneignen können: eine echte wirtschaftlich-geschäftliche Denkart. Sie können eben nicht aus ihrer Haut heraus, und die Völker können sie unmöglich dafür verurteilen, solange sie ihnen, und nicht einheitlich, den Hoover, Keynes, Seydoux, Nitti, Schanzer, Rathenau, Krassin, die höchste Vollzugsgewalt überlassen. Sicher ist nur eins: das Ziel einer solchen Konferenz wird erst dann erreicht werden, wenn die Autoritäten umgekehrt verteilt sein werden, wenn die Politiker nur noch ein bescheidenes Gutachten an die entscheidenden Wirtschaftler erstatten dürfen.

ALFRED POLGAR

LEBENSLAUF

In der alten Gasthausstube steht ein alter Musikautomat. Wenn man Münze einwirft, fängt es in dem dunklen Kasten sonderbar zu rumoren an. Es ächzt, knarrt, brummt . . . und dann, bedeckt mit einem Schorf von Nebengeräuschen, offenbart sich Melodie. Wie Musik aus dem Herbarium ist es, getrocknete, gepreßte Musik.

Musikautomaten sollten immer spielen, und nur wenn Münze eingeworfen wird, für Minuten stille sein. So käme mehr Geld in ihre heiseren Rachen.

Der, von dem ich erzähle, war kaputt. Einmal in Betrieb gesetzt, hörte er nicht wieder auf. Unablässig knüpfte sich an des Gewimmers Ende neuer Anfang. Der Apparat schien ein schwachsinniger Greis, die Töne, die er von sich gab, das halbartikulierte, mummelnde Geklapper zahlloser Kinnladen.

Faustschläge reizten ihn nur zu etwas Hustenanfall.

Beruhigungsversuche mittels Einträufeln von Alkohol durch den Münzenspalt scheiterten.

Nach der vierten Flasche, die wir miteinander verbraucht hatten, fing es aus dem greisen Kasten zu reden an.

„Freilich", sagte es, „heute bin ich alt und bettelgrau und ganz unten auf der Stufenleiter der Verkommenheit. Tiefer kann eine Melodie schon nicht mehr sinken, als ich gesunken bin . . . Aber wenn Sie mich gekannt hätten, wie ich einstens war! In meiner Noten Maienblüte!"

Die Melodie schluckte und gurgelte, als wären ihr ein paar Tränen in das unrechte Intervall gekommen. Dann fing sie hastig

um die eigene Achse zu laufen an, wie um sich selbst zu entkommen. Endlich ging ihr der Atem aus. Sie setzte sich auf eine Fermate und verschnaufte.

„Ich ersticke in dem staubigen Schrank," sagte die Melodie. „Da ging's mir noch in der vorletzten Phase meines Erdenwallens leidlicher. Bevor ich in dieses Gehäuse kam, war ich nämlich Seelchen in einer Spieldose. Auch kein Vergnügen für eine Weise, die an großes Orchester gewöhnt . . . aber immerhin, ich klang dort ganz rein und silberfarbig und galt im engen Kreise noch etwas. Die Alten nickten wehmütig, wenn ich zu zirpen begann: und die Jungen machten sentimentale Augen und behaupteten, ich röche nach Lavendel. Von der Spieldose hoffte ich geadenwegs in das Paradies des Immer-Schweigens und der Vergessenheit einzugehen. Nichts da. Sie preßten mich auf eine ordinäre Hartgummiwalze, sperrten mich in den Automaten und für eine Scheidemünze muß ich krähen, bis mir die Luft ausgeht. Oh nom du nom du nom de Dieu!

Ich bin nämlich Französin von Geburt, jawohl. In Paris kam ich auf die Akustik. Mein Vater war ein armer Musikant. Trotzdem leistete er sich für mich eine ganz noble Tonart: Des-Dur. Fünf B, bitte, standen an meiner Wiege! Ich habe meinem Erzeuger die Mühe der Zeugung vergolten. Durch mich ist er reich und berühmt geworden. Später fiel er in Hoffart, schrieb wichtigtuerische Symphonien und hätte mich am liebsten verleugnet. Aber ich hing fest an Vatern. Ich durchträllerte sein ganzes Lebenswerk. Er schnitt sich am Ende aus Verzweiflung über meine Anhänglichkeit in die Gurgel.

Damals freilich, als ich zum erstenmal vor die große Welt kam, da ließ er sich gratulieren zu mir und strahlte, wenn meine Grazie und liebliche Laune gepriesen ward! Oh, was für Triumphe! Ich war in aller Leute Munde. Die Stadt widerhallte von mir. Die Liebenden ließen sich noch ein letztes Mal meine Süßigkeit ins Herz tropfen, ehe sie sich erschossen, und die tugendhaftesten Mädchen wurden schwach, wenn mein Hauch ihr Rückenmark streichelte. Meine Popularität überlief den Erdkreis. Alle Instrumente, vom Klavier bis zum Saxophon und zur Altophicleide, wollten mich für sich haben. Ich wurde bearbeitet, paraphrasiert, transkribiert, in die höchsten Stimmlagen gehoben, in die tiefsten gesenkt, und meine Notenköpfchen in Seide auf Kapricepolster und Schlummerollen gestickt . . . Millionen Paare drehten sich nach mir, und einer

ungarischen Dame fiedelten die Zigeuner mich sogar — sie hatte sich das letztwillig ausbedungen — in die Grube nach . . .

Auch in Deutschland war ich in meiner Glanzperiode. Stolze Erinnerung das! Zu meinem Takt wurden dort im Laufe eines einzigen Winters vielleicht hunderttausend Sektgläser zerschmissen.... Ja, das waren Zeiten! Passé, passé!

Aber dann ging's furchtbar rasch bergab, lieber Herr. Eines Tages, ohne daß ich es kommen gemerkt hätte, war ich demodé. Die Großstädter wollten nichts mehr von mir wissen. Ich trieb mich in der Provinz herum. Ich machte mich mit Militärkapellen gemein. Ich wurde Zirkusmusik.

Und so weiter, von Stufe zu Stufe — man könnte ein Kinostück daraus machen.

Eine Zeitlang fand ich noch in Sprechtheater-Zwischenakten Verwendung. Dann bei Kurkapellen in kleinen Badeorten. Ganz zeitlich am Morgen mußte ich da schon heraus und die Leute anfeuern, ihre Hartleibigkeit wegzupromenieren. Da tat ich noch lieber bei dem Hunde-Ensemble mit, das zu mir im Varieté walzte . . . oder bei dem blatternarbigen Pistonbläser, dessen Zugabennummer ich war.

Dann kam das armselige Drehorgelvegetieren in Spelunken und Dorfgasthäusern. Und schließlich die Einsargung in Musikautomaten, ratternd und schreiend vor Jahrmarktsbuden. Auch von denen haben mich die meisten schon wieder ausgeworfen . . . wie der Kirchhof einen zu lang Begrabenen . . ."

Knacks machte es . . . dann Stille. . . .

Der Wirt stocherte mit einem Bratenspieß in dem Apparat herum. „Hin ist er," sagte er.

. . . Nun hat die Melodie wohl heimgefunden, in die ganz unvorstellbar wohltemperierten Gefilde.

Nein, das hat sie nicht. Sie ist auferstanden als Schlager-Nummer einer neuen heimischen Operette. Sie kommt schon in der Ouvertüre vor. Und am Ende des zweiten Aufzugs trägt zu ihren Klängen der Komiker Soubrettchen huckepack von der Bühne. Es fletscht kalodontisch.

Im dritten Akt wird sie vom Komiker gepfiffen, die Melodie.

Und in C-Dur geht sie jetzt.

Aus einem neuen Buch von Polgar, „Heut und Morgen", das in diesen Tagen im Verlage Rudolf Kämmerer, Dresden, erscheint.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Maiwoche.

Der Kampf um die Getreideumlage wird mit einer Demagogie betrieben, die auch das agrarfreundlichste Gemüt nachgerade zum Widerspruch herausfordert. Was ist die Getreideumlage? Gewiß ein Rest der Zwangswirtschaft. Aber ein Rest, der vom letzten Ernteergebnis nicht mehr als 2½ Millionen Tonnen Brotgetreide zu Vorzugspreisen von der Landwirtschaft forderte. Die Landwirtschaft spielt sich nun auf, als ob sie an dieser Auflage zugrunde gehen müsse. Aber die deutsche Brotgetreideernte belief sich im letzten Jahre auf 9,73 Millionen Tonnen, so daß vom Ertrag jedes einzelnen Gutes nicht mehr als durchschnittlich ein Viertel von der Umlage erfaßt wurde. Für den Rest wurden — wozu gar keine innere Berechtigung vorlag — Weltmarktpreise erzielt; ja, die Weltmarktpreise wurden vielfach sogar überschritten. Es hätte der Landwirtschaft wohl angestanden, wenn sie sich, die für Dreiviertel ihrer Produktion effektiv Überpreise erzielte und wieder erzielen wird, für das vierte Viertel patriotisch mit geringeren, ja sogar mit Verlustpreisen begnügt hätte. Die Bauern selbst hätten sich diesem bescheidenen und anderwärts genugsam kompensierten Opfer sicher auch nicht entgegengestemmt. Aber die Bauern stehen unter einer Leitung, die in ihrem rücksichtslosen Kampf gegen ein verhaßtes Regierungssystem vor keinem Mittel zurückscheut, dieser Regierung Schwierigkeiten zu bereiten. Das ist das A und O der ganzen Geschichte. Sie drapiert sich wirtschaftlich, ist aber politisch.

Es ist ein Skandal, in welcher Weise das Problem des Fremdenverkehrs verschlampt worden ist. Der Fremdenverkehr dieses Jahres wird, nächst der eigentlichen Warenausfuhr, sicher der größte Aktivposten unserer Zahlungsbilanz sein; schon daraus erhellt, daß man sich beizeiten einige Gedanken darüber hätte machen dürfen. Die Problemstellung war klar: erstens mußte erreicht werden, daß das Valutabenefizium der Ausländer nicht allzusehr in einen Verlust für die Gesamtwirtschaft ausarte, daß also für die Allgemeinheit (nicht für Private!) eine Einnahmequelle eröffnet werde, die einen Teil dieses Benefiziums wieder zurückfließen lassen würde; und zweitens mußte verhindert werden, daß der

Ausländer sich als Neppobjekt behandelt fühle, und daß er mit dem Eindruck aus Deutschland zurückkehre, in eine Räuberhöhle gefallen zu sein. Seit vielen Monaten ist darum in dieser Zeitschrift immer wieder nach Entschlüssen gerufen und der Versuch unternommen worden, vernünftige Vorschläge zu formulieren. Was ist geschehen? Nichts und wieder nichts! Jetzt glücklich, Ende Mai, tritt der preußische Innenminister (der preußische, nicht der des Reiches!) in das Stadium der Erwägungen ein, — Erwägungen über eine Fremdenkopfsteuer. Glück auf, Ihr wackeren Schnellarbeiter! Bis Oktober werdet Ihr ja hoffentlich so weit sein! Inzwischen warnt das amerikanische Generalkonsulat in Berlin vor Wareneinkauf in Deutschland, da Ausländer maßlos überfordert würden. Inzwischen fordern die süddeutschen Konsulate der Union, mit gleicher Begründung, ihre Regierung auf, von jedem Besuch Deutschlands, namentlich Bayerns, öffentlich abzuraten. Und inzwischen erklärt jeder Fremde, mit dem man spricht: „Wir sind gern bereit, Valuta-Aufschläge zu zahlen, die der Regierung und damit der ganzen von der Valutaentwertung betroffenen Bevölkerung zugute kommen. Aber nur von und zugunsten einiger Privater gewurzt zu werden, das lassen wir uns nicht gefallen!"

Jedermann weiß von den Anstrengungen der Vereinigten Staaten, eine eigene amerikanische chemische Industrie ins Leben zu rufen Es besteht in Deutschland merkwürdigerweise aber der Eindruck, diese Anstrengungen seien im wesentlichen vergeblich gewesen. Zugeständnisse schlechter Erfahrungen mit diesem oder jenem amerikanischen, Sehnsuchtsäußerungen nach diesem oder jenem deutschen Produkt wurden, da sie dem Selbstgefühl schmeichelten, verallgemeinert und man begann sich wieder an ein schönes „Wir sind Wir"- Gefühl zu gewöhnen. Wenn man es aber für ein Gesetz der kapitalistischen Wirtschaft hält, daß sie nur in aussichtsreiche Unternehmungen Geld steckt und, was immer man sonst von ihr halten möchte, mindestens für Profitaussichten eine feine Nase hat, so sollte die Statistik der Kapitalinvestitionen in Amerikas chemischer Industrie der Zuversicht doch einen Stoß versetzen. Amerikanischen Quellen zufolge wurden seit Kriegsbeginn folgende Summen in chemischen Unternehmungen angelegt: Im ersten Halbjahr rund 16,8 Millionen Dollar, 1915: 65,6 Millionen, 1916: 99,2 Millionen, 1917: 146,2. Dann folgte, 1918, ein Rückschlag

auf ungefähr die Hälfte, schon 1919 aber brachte einen neuen, gewaltigen Aufschwung, und 1920 wurde die Rekordsumme von 487 Millionen Dollar erreicht. Sie verminderte sich 1921 unter dem Druck der allgemeinen Absatzkrise auf 108,4 Millionen; trotz Fortdauer der Krise wurden aber schon im ersten Quartal 1922 wieder 55,5 Millionen neu aufgebracht, was einem Jahresergebnis von rund 225 Millionen entspricht. Man kann also annehmen, daß von Kriegsbeginn bis Ende 1922 etwa 1½ Milliarden Dollar, gleich rund 6 Milliarden Goldmark, in Amerikas chemischer Industrie investiert sein werden; und man sieht, daß das Interesse an Beteiligungen daran nicht geschwunden ist, sondern fortbesteht. Es ist unmöglich, daß die Riesensumme dieses Kapitalaufwandes nicht auch zu entsprechenden Ergebnissen führen werde; und es ist unmöglich, daß dies Interesse der Kapitalskreise fortbestünde, wenn sie nicht Anlaß hätten, mit befriedigender Rentabilität zu rechnen.

HEINRICH KLEYER — DIE LAGE DER AUTOMOBIL-INDUSTRIE

Der Gründer und Aufsichtsratsvorsitzende der Adlerwerke darf Anspruch darauf erheben, gehört zu werden. Das „Tage-Buch" macht keinen Hehl daraus, daß es mit den politischen Spitzen seiner Ausführungen nicht übereinstimmt. Aber die Leser des „Tage-Buches" sind glücklicherweise gewöhnt, viele Meinungen zu hören.

Zwei große Ideenkomplexe, das weltwirtschaftliche Gesamtinteresse und die chauvinistische, nationalpolitische Leidenschaft einzelner Staaten, liegen in schwerstem Ringen miteinander. In dieser Lage wäre für uns in der Heimat die Zurückstellung prinzipieller Weltanschauungsgegensätze und die Schaffung einer geschlossenen wirtschaftlichen Einheitsfront nach außen hin die naturgegebene Stellungnahme. Statt dessen tobt der innere Streit heftiger denn je: in Süddeutschland zum Beispiel wird seit mehreren Wochen gestreikt — um was? um zwei Arbeitsstunden in der Woche, ja um eine, — also um ein Nichts, wenn man die Dinge realpolitisch sieht.

Dieser Streik zieht auch die Automobil-Industrie in seinen Bannkreis; hat sie doch im wesentlichen ihren Sitz und Kern im süddeutschen Interessengebiet. Dabei sollte man als allgemein bekannt voraussetzen, wie wenig gerade dieser Industriezweig sich den Luxus großer Streiks leisten kann. Die in Betracht kommende Käufer-

schicht muß ja naturgemäß bei unserer Wirtschafts- und Steuer-Gesetzgebung immer dünner und aufnahmeunfähiger werden; dabei steigen die Preise in Anbetracht der sich überstürzenden Teuerungswellen fortgesetzt; feste Abmachungen können aus dem gleichen Grunde überhaupt nicht mehr getätigt werden, und nahezu einmütig ist bei unseren Gesetzgebern der Gedanke, daß gerade das Automobil dasjenige Objekt sei, auf das man bedenkenfrei Steuern und Lasten aller Art aufpacken soll und kann. Also wohin man sieht: Hemmungen und Absatzhindernisse! Man verweist so gerne auf Amerika, wo schon breite Arbeiterschichten dieses Verkehrsmittels sich bemächtigt haben, und übersieht dabei immer wieder die großen Gegensätze, mit welchen hier und dort diese Fragen behandelt werden. Man denke allein an den Leidensweg des Zulassungsverfahrens bei uns, das Wochen und Monate endloser Scherereien in Anspruch nimmt, während man in Amerika die Zulassung beim Automobilhändler mit dem Wagen kauft, und somit in echt amerikanischer Geschäftskundigkeit alles mit einem Schlage erledigt ist. Dort schätzt man eben den Verkehr und weiß seine Wichtigkeit zu bewerten, weil man einfach und praktisch denkt; bei uns dagegen muß alles in prinzipiellen und bürokratischen Brödeleien (Reparaturkontrollen beim Umsatzsteuergesetz!) ersticken und die wirtschaftliche Triebkraft abgestumpft werden.

Wie bei den Behörden macht sich auch in den herrschenden Parteien diese Überschätzung des starren Dogmas in viel mächtigerer Weise als früher geltend. Es ist der Fluch des Gleichmachereisystems, daß man in weiten Teilen des deutschen Volkes meint, mit Nivellierung und Schematisierung komme man um die großen Aufgaben des Wiederaufbaus herum. Was uns not tut, ist dies: Erkenntnis der tötlichen Gefahr, in der unsere Wirtschaft und mit ihr Unternehmertum wie Arbeiterschaft schweben, mag die Geldentwertung fortschreiten oder eine Stabilisierung der Währung eineintreten. Fällt die Mark weiter, so gähnt insbesondere unserer Automobil-Industrie die Scylla des Versiegens des Inlandmarktes und der Abgrund österreichischer, polnischer oder sonstiger Verhältnisse entgegen. Kommt es zur Ausgleichung von Inlands- und Auslandsgeldwert, so droht uns die Charybdis der Abschneidung des Exportgeschäftes. Der grundlegende Fehler ist stets der, daß man aus parteitaktischen Rücksichten die Meinung festhält, es könne bei gesunkenem Volksvermögen die Arbeitsmenge herabgedrückt und

dabei noch der Lebensstandard, namentlich der jungen Leute, ungebührlich erhöht werden.

Dieser Fehler wird sich in der Automobil-Industrie, die ohnehin ein „heyss' Eisen" in der Weltwirtschaft ist, mit am ersten und vielleicht besonders fühlbar rächen, wenn man nicht beizeiten Einsicht gewinnt und die wirtschaftlichen Interessen über parteitaktische Dogmen stellt. Kommt es etwa in Verbindung mit einer Stabilisierung der Währung zu Arbeitseinschränkungen, so sind diejenigen in erster Linie der Leidtragenden, die durch wochenlangen Streik die Industrie unterhöhlt haben.

Andererseits allerdings muß diese selbst, wie es große Werke der Automobil-Industrie, z. B. die von mir gegründeten Adler-Werke, längst getan haben, sich auch nach neuen industriellen Stützpunkten in Gestalt von anderweitigen Brancheerzeugnissen umtun und dadurch wertvolle Reservepositionen für die großen Unsicherheiten der Zukunft schaffen.

Dr. GERHARD SCHACHER

TSCHECHIEN AN DER DEUTSCHEN BÖRSE

Der Einfluß Tschechiens auf die deutschen Börsen ist nicht zu unterschätzen. Während der letzten beiden Jahre waren es vor allem die feindlichen Brüder Petczeck, die die Börsen in Atem hielten, und ihre Kämpfe um die Aktienmehrheit verschiedener deutscher Braunkohlengesellschaften und ihre unsanften Zusammenstöße in den Generalversammlungen dieser Unternehmungen sind noch heute in allgemeiner Erinnerung. Auch die deutsche Porzellanindustrie ist durch viele Fäden mit der böhmischen verknüpft, eine Tatsache, die den deutschen Interessenten besonders lebhaft vor Augen trat, als vor kurzem die Hutschenreuther-A.-G. ihre böhmische Tochtergründung Altrohlan unter Dach und Fach brachte und ihren Aktionären ein Bezugsrecht auf Aktien dieser Gründung (Tschechokronen!) anbot.

Naturgemäß wurde das Interesse für die vielfachen Verknüpfungen zwischen tschechischer und deutscher Wirtschaft besonders lebhaft, seitdem auch die Tschecho-Slowakei uns gegenüber in der Reihe der „valutastarken" Länder eingetreten ist.

Diese valutarische Überlegenheit hat es den tschechischen Industriellen und Finanzleuten ermöglicht, an den deutschen Börsen zahlreiche Finanzoperationen durchzuführen, die sonst mit erheblich größeren Schwierigkeiten verknüpft gewesen wären. Und nicht nur ihnen, sondern vor allem auch ihrem Staat. Bekanntlich ist die Tschechoslowakei vertragsmäßig verpflichtet, einen beträchtlichen Teil der Kriegs- und Vorkriegsschulden Österreichs und Ungarns zu übernehmen, praktisch gesprochen also eine entsprechende Menge von Anleihetiteln dieser Art an Österreich und Ungarn abzuliefern. Während bis vor einigen Monaten die Ankäufe dieser Stücke fast ausschließlich in Wien erfolgte, hat man sich neuerdings auch die billige Einkaufsmöglichkeit des Berliner Platzes zunutze gemacht. Diese Aufkäufe, beispielsweise in österreichischer Goldrente, erfolgten im Verlaufe des Monats März mit solcher Schnelligkeit und Intensität, daß selbst die sonst gewiß nicht leicht zu verblüffende Berliner Börse außer Fassung geriet. Die österreichische Goldrente sprang damals in 2 bis 3 Wochen von 200 auf fast 700 %, um dann in letzter Zeit ihre Kurssteigerung bis auf nahezu 1000 % fortzusetzen. In zunächst noch beträchtlichem Abstande folgten die minderen österreichischen und schließlich auch ungarischen Renten, bis, besonders am Markte der letzteren, während der beiden soeben vergangenen Wochen mit gleicher Schleunigkeit gekauft wurde, wie im März. Diesmal allerdings war die Spekulation, besonders nach den Erfahrungen mit Türkenwerten, vorbereitet und ließ sich die Möglichkeit des Mitverdienens nicht entgehen.

Sie konnte angesichts der Stagnation auf dem Aktienmarkt diese Anregung auch recht gut brauchen; und ebensowenig wird sicher das geistige Niveau des heutigen Börsenlebens herabgedrückt, wenn Ereignisse dieser Art dazu anspornen, einmal aus dem ewigen Einerlei der alle Geschäftszweige gleichmäßig anregenden Hochkonjunktur herauszutreten und sich mit internationalen Fragen zu beschäftigen, — mindestens ebenso interessanten Fragen, wie die nun zum Übermaß durchkosteten Dividendenerhöhungen und Bezugsrechte der Aktiengesellschaften. Wenn ferner, von hier ausgehend, der Berliner Platz auch wieder eine gewisse Bedeutung als Rentenmarkt gewönne, so wäre auch dies durchaus zu begrüßen; denn auch Lebendigkeit des Rentenmarktes ist notwendig, wen die deutsche Börse wieder, wie vor dem Krieg, erhebliche internationale Geltung gewinnen will.

GLOSSEN

AUS EGON FRIEDELLS STEINBRUCH

Egon Friedell, barocke Erscheinung im zerbröckelnden Wien, Gelehrter und Spaßvogel, Romantiker und Zyniker, Denker und Kabarettist, Weiberknecht und Menschenkenner, gibt soeben im Verlag der „Wiener graphischen Werkstätte" ein kleines Buch heraus, das er „Steinbruch" nennt. Statt jeder besonderen Anzeige — hier ein paar Proben aus dem Buch:

BLEIBE BEI DIR.

Das beklagenswerteste Geschöpf dieser Zeit ist der Reisende. Er „sieht sich die Welt an": aber dies hat zur Folge, daß er sich die einzige Welt, die wirklich ist, nämlich seine eigene, niemals ansieht! Überall trägt man Zylinder und Boas, liebt man die Musik und die Straßenreinigung, hat man mehr oder weniger dieselben Anschauungen über Parlamentarismus, Feldbau und gesellschaftliche Etikette, überall herrscht die gleiche Reisewut; und der Koreaner träumt von einer Reise nach Hamburg, weil er hofft, dort das zu erfahren, weswegen der Hamburger nach Korea möchte. Und wir begreifen den treffsicheren Volksinstinkt, der für Ahasver, der dem guten Heiland sein Dach verweigerte, als schrecklichste Strafe dies ersann, daß er ihn zum ewigen Weltreisenden machte. Und warum fahren die Menschen irgendwohin, wo sie nichts zu suchen haben und wo sie niemand brauchen kann: Weil sie sich selbst nicht ertragen! Aber gerade dieses gefürchtete „eigene Ich", vor dem sie in fremde Länder davonlaufen, fährt als blinder Passagier überallhin mit. Und wenn diese Ablenkung des Menschen nichts nützt, so spielen sie Hasard oder bringen harmlose Tiere um. Und wenn auch das nicht hilft, so machen sie einen Weltkrieg.

*

Artige Verbeugungen machen, nicht mit dem Messer essen, seine Karte abgeben — das ist noch nicht Wohlerzogenheit. Die Seele seines Mitmenschen bekommen, für drei Stunden seine Melancholien, seine Idiosynkrasien, seine Schulden, seinen Ehrgeiz, seine Krankheiten haben: das heißt wohlerzogen sein.

*

Der „böse Mensch" ist der Kitsch der Schöpfung.

*

Es gibt heute schon Naturalisten, die aus lebenswahren Theaterstükken schöpfen.

*

Nur häßliche Frauen sind erziehungsfähig; und bei denen hat es keinen Zweck.

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

DAS AUTO UND DER LANDTAG

Der Verfasserin des Briefes „Das Auto und der Landtag" (Heft Nr. 19 d. T.-B.) muß ich ein soviel mitfühlendes Herz zuerkennen. Es läßt sich vieles für ihre Ausführungen sagen, mehr noch dagegen. Das Leben ist nun einmal dem Autofahren vergleichbar — es kommt nämlich immer darauf an, ob man drin sitzt oder draußen steht. Das bedingt unsere Gesellschaftsordnung, und mit noch so vielen Gesetzen wird es nicht geändert werden. An einem Punkte der Ausführungen meiner Auto-Kollegin muß ich aber energisch einhaken.

Nicht alle Autobesitzer sind Schieber, Kriegs- und Nachrevolutionsgewinnler. Sehr, sehr viele verdienen sich ihr Geld, das ihnen die Unterhaltung eines Kraftwagens ermöglicht, in schwer aufreibender Arbeit. Der Fabrikbesitzer, der Kaufherr hat nie die „Errungenschaft" des Acht-Stunden-Tages gekannt, kennt ihn auch heute nicht. Es freut mich, daß meine Autokollegin ihr Geld auf so mühelose Art verdient, daß sie auch am Montag und Freitag in die Natur hinausfahren kann. Wir können es nicht! Können es viel weniger, als der Acht-Stunden-Arbeiter, der um 4 Uhr seine Tätigkeit beendet hat und daher auch Wochentags ins Freie kann. Uns verantwortlichen Leitern großer Betriebe bleibt höchstens der Sonntag, um aus dem Steinbaukasten der Stadt ins Freie flüchten zu können — und der oft auch nicht einmal.

Also die Sache sieht doch etwas anders aus, und ich muß es aufrichtig bedauern, daß durch die Briefschreiberin der weitverbreitete Irrtum noch bestärkt wird, daß wir Autofahrer nur Drohnen des Wirtschaftslebens seien.

Dr. Fritz Schalscha
Breslau

E r w i d e r u n g :

Die Antwort aus Breslau ist gereizt. Ich habe in meinem Brief weder von Schiebern, noch von Drohnen gesprochen. Fühle mich auch selbst nicht als Drohne, sondern als alte Frau, die als Mutter und Gattin ihr Stück Arbeit und Leiden hinter sich hat. Auf der Frühlingsfahrt nach Werder sah ich viele Frauen in den Wagen, die ganz gut auch Montag hätten durch die Umgebung rasen können. Und viele Männer, die auf den Wink der Frauen ins Auto steigen. Es gibt sehr ehrenwerte Leute in den besitzenden Klassen, die ihren Sonntag Montag halten könnten. Das Gesetz soll diesen Willen verstärken. Aber mein Breslauer Gegner mag beruhigt sein. Dem Landtag fehlt die schöpferische Kraft. Er wird sich nicht rühren.

Frau Angela Bosch
geb. v. Kreilsheim.

TISCH MIT BÜCHERN

Briefe der Liebe. Gesammelt von Ola Alsen. Verlag Dr. Eysler und Comp., Berlin 1922.

Ein kleines Büchlein in lachsrotem Leder. Kupfer von Fragonard, mäßige Reproduktionen. Frau Alsen, Beherrscherin der eleganten Welt, also Sachverständige in amoureusen Dingen. Sie hat Briefe von Mozart und Klabund, von Guy de Maupassant und Kurt Münzer, von Strindberg und Hans von Kahlenberg zusammengestellt. Haupteinwand: Es ist zu viel Literatur in diesen Liebesbriefen. Die Liebe gehört zu den gangbarsten Artikeln im Laden des Literaten, aber eben deshalb gibt es nirgendwo so viel Verfälschungen und Imitationen der begehrtesten Ware als unter Literaten. Die schönsten, will sagen: Die echtesten Liebesbriefe rühren von literaturfreien Schreibern her, z. B. von Verbrechern. Aus dem Pitaval sind ergreifendere Liebesbriefe zu holen als aus den von Philologen herausgegebenen Korrespondenzen berühmter Leute. Es ist eine Zurücksetzung der wirklich liebesfähigen Menschen, daß in dieser Sammlung nur ein Brief eines Unberühmten enthalten ist und der Eine ist von einem Journalisten erfunden. Die berühmten Leute lieben oft nur für die Galerie oder gar für den Biographen. Zweiter Einwand: Es ist zu viel Seele in dem Büchlein. Die germanischen Völker unterschätzen die leibliche Liebe, in all den Briefen ist unerträglich viel Seele. Aus einer solchen Sammlung sollte jeder sentimentale Unfug hinausgewiesen sein, dagegen sollten die frohen Bejahungen der Physis (aus pädagogischen Gründen) den Deutschen vor die tränenumflorten Augen gerückt werden. Deshalb ist Guy de Maupassants Brief an die Baschkitsoff der interessanteste Brief des Büchleins. Aber auch unter den Schriftstellerbriefen fehlen die allerschönsten, z. B. der unsterbliche Brief Grillparzers an Marie (im Tage-Buch veröffentlicht), während ich den Taumel von Kurt Münzer, Klabund und Escher entbehren könnte. Immerhin, die Deutschen lieben die Arbeit mehr als die Liebe, und deshalb ist auch diese Sammlung ein Verdienst.

Claire Goll: Die Neue Welt. Eine Anthologie jüngster amerikanischer Dichtung. S. Fischer Verlag 1921. — Dieses Buch darf im Berg der Neuerscheinungen nicht untergehen. Es hat das Recht zu seinem Titel, es birgt eine neue Welt, hier wird das Wesentliche lebendiger amerikanischer Dichtung vermittelt, über Walt Whitman hinaus, und die Vermittlerin, Claire Goll, hat dichterische Arbeit getan, in keiner Seite nur landläufige Übersetzungsfrohn. Es ist Chaos, Schwung, Urfröhlichkeit, Urkraft in diesen freien Rhythmen. Ein lär-

mendes Buch, aber dieser Lärm birgt Musik.

Francis Jammes: Der Pfarrer von Ozeron. Roman. Dreimasken-Verlag 1921.

Das ist eines der langweiligsten Bücher, die in diesem Jahr erschienen sind. Francis Jammes, ehedem ein Dichter von feinster Heiterkeit, ist hier zum faden Frömmler geworden und sein Pfarrer-Roman, arm an Erfindung, wässerig in den Farben, wird nur von alten Baronessen, die lesen wie sie stricken, geduldig zu Ende gelesen werden. Warum ein junger Schriftsteller von dichterischer Begabung diesen absichtlichen, klerikalen Besserungsroman übersetzt hat, das ist schwer zu begreifen. Noch schwerer, warum ihn ein angesehener deutscher Verlag herausgegeben hat. (Übrigens ist die Übersetzung nicht immer gutes Deutsch. So heißt es an einer Stelle: „Jetzt sind Sie also glücklich, mein Sohn?" — „Glücklich? Bald werde ich es völliger sein." Völlig glücklich genügt; auch beim Pfarrer von Ozeron kann dieses völlige Glück nicht mehr gesteigert werden.)

WARUM HABEN DIE ARMEN LEUTE TIERE?

Die armen Leute haben wenig zu essen und wohnen in dunklen Zimmern und sind schlecht gekleidet. Sie haben wenig Freude und sie mißtrauen den anderen Menschen, namentlich den reichen. Sie fühlen, daß sie von den reichen Menschen nicht gerade gerne gesehen werden, daß die reichen Menschen ihre Gesellschaft meiden, wenn es nur irgend möglich ist. Sie wissen, daß der Reichtum und die Armut feindliche Geschwister sind, die sich nicht leiden mögen, sie wissen, daß die Liebe den schmalen Pfad vom Reichtum zur Armut nur selten und ungerne geht — und meist mit verhüllten Augen, die wenig sehen wollen. Ja, die Liebe will der Armut niemals tief genug in die Augen sehen, die Liebe der reichen Menschen. Es genügen ihr flüchtige Blicke — sie sieht gerne wieder fort — in freundlichere, hellere Augen hinein. Denn Reichtum liebt Reichtum. Und zwischen den Reichen und den Armen schwingt wenig oder gar keine Liebe.

Warum also haben die armen Leute Tiere? Ein Hündlein, ein Kätzchen, ein Vögelchen, ein Häslein, ein Kaninchen, ein Meerschweinchen, eine weiße Maus? Warum? Sie haben doch selbst wenig zu essen, die armen Leute! Warum noch die Obsorge für ein anderes Geschöpf Gottes übernehmen?

Die armen Leute haben Tiere, weil sie etwas auf der Erde haben müssen, dem sie Liebe geben

können! Zu jeder Zeit! Sie müssen etwas haben zur Aufnahme jener Liebe, die sie den reichen Menschen nicht zuwenden können! Ja, diese Liebe, die den anderen Menschen gelten soll, geben die armen Leute den Tieren! Denn seht, die Tiere sind wahrhaft sozial: sie lieben die armen Leute ebenso sehr, wie sie die reichen Leute lieben! Sie sind immer fröhlich, immer treu, immer hingegeben und fragen nicht, ob ihr Besitzer goldene Ringe trägt oder unreine Wäsche: sie lieben ihn, wie er ist, und nehmen seine Liebe allezeit dankbar auf. Sie freuen sich mit dem Armen, sie sind der Liebesgedanke Gottes in seiner dunklen Welt, sie erhellen ihm die Stube. Ihnen darf er Liebe geben, wann immer er will: sie sind da. Sie verachten ihn nicht, sie lassen ihn nicht merken, daß er arm sei und deklassiert. Sie geben ihm das freudige Gefühl des Herrentums und beschenken ihn mit Würde. Sie blicken zu ihm auf als zu ihrem Ernährer, sie sehen ihn mit heiteren, treuherzigen Augen an, sie sind ihm unbedingt ergeben. Ihre Liebe ist unerschöpflich und die Liebkosung der Armen ist ihnen ein immer neues Glück und Geschenk. Hier kann der Arme freigebig sein.

Max Hayer.

ANEKDOTEN

DAS TISCHGEBET

Fürstenberg, der Schlagfertige, war bei einer Generalversammlung im Wuppertal. Es war ein Familienunternehmen, exklusiv und orthodox evangelisch.

Nach Schluß der Sitzung forderte das Familienoberhaupt Fürstenberg zum Mittagessen auf. Als man sich aber setzen wollte, wandte sich die Dame des Hauses höflich an den Ehrengast und forderte ihn auf, vor der Mahlzeit das Tischgebet vorzusprechen.

Da verlor selbst Fürstenberg, der Schlagfertige, die Fassung.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau", brachte er schließlich heraus, „ich bete immer schon morgens im Hotel."

GLÜCK DER POPULARITÄT

Gerhart Hauptmanns Kopf und Statur sind von der Natur so meisterhaft gemeißelt, daß keiner, der die Stirn des Dichters gesehen, sie leicht vergessen kann. Alle Zeitschriften der Welt haben dies ehrwürdige Haupt populär gemacht.

„Ist es Ihnen nicht zuweilen lästig, so berühmt zu sein?" fragte unlängst ein Zimperlicher die Frau des Dichters, „möchten Sie nicht zuweilen mit einer Tarnkappe durchs Gedränge gehn?"

„Ja", sagte Frau Grete Hauptmann lächelnd, „zuweilen. Aber zuweilen ist es auch angenehm. Zum Beispiel, wenn einen der Zollbeamte in dem Augenblicke erkennt, in dem er die Hand in den Koffer steckt. Unlängst ist uns was Hübsches passiert. Wir gingen mittags durch eine Berliner Straße. An einem Neubau vorbei. Die Arbeiter saßen auf dem Gerüst und aßen. Plötzlich hörten wir einen Mann im jovialsten Berliner Dialekt sagen: „Kinners, schaut da 'runter. Da jeht Gerhard!"

INHALT DES LETZTEN HRFTES
(Heft 20):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39.



LUCREZIA BORGIA
DER GRÖSSTE FILM
DER WELTPRODUKTION
Frei nach der Historie und dem gleichnamigen
Roman von Harry Scheff
7 Akte von Richard Oswald.
REGIE:
RICHARD OSWALD
MITWIRKENDE:
LIANE HAID
CONRAD VEIDT
ALBERT BASSERMANN
PAUL WEGENER
HEINRICH GEORGE
A. E. LICHO
WILHELM DIETERLE
LOTHAR MÜTHEL
ALFONS FRYLAND
KÄTE WALDECK-OSWALD
ALEXANDER GRANACH
ANITA BERBER
LYDA SALMONOVA
ELSE BASSERMANN
MARY DOUCE
Dekorationen u. Kostüme nach Entwürfen
von
ROBERT NEPPACH
Bauten:
ROBERT NEPPACH
und BOTHO HÖFER
Technische Leitung der Aufnahmen:
KARL FREUND
Aufnahmen:
KARL FREUND / KARL VASS
KARL DREWS
R
HH

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Juniwoche

Politik der Angst ist das Schlimmste. Ein Volk, das sich tot stellt, stirbt wirklich. Deshalb war diese Woche des frisch herausposaunten Anschlußgedankens besonders lehrreich. Die Neunmalweisen und Immerängstlichen hatten Bedenken geäußert: Der amerikanische Kredit, die Verhandlungen in Paris, der Kontakt mit Lloyd George. Nun sind diese herzstärkenden Rufe von Berlin nach Wien gebraust, Löbes männliche Worte, Kösters erfrischende Rede, Eberts väterlicher Segen — und nirgends in der Welt hat sich ein Gegenwind erhoben. Selbstverständlich haben die Amerikaner sich nicht darum gekümmert, natürlich hat Lloyd George keine Lust gehabt, Anstoß zu nehmen, aber auch in Frankreich hat sich, weder in der Kammer noch in der Presse, hörenswerter Widerspruch erhoben. Das ist ein lehrreiches Exempel, besonders für die ewigen Geheimräte der Politik. Den Anschlußfreunden — welcher Deutsche ist es nicht? — mag's ein Wink sein, die Dosis das nächste Mal zu verdoppeln. Vielleicht wird die Zeit jetzt bald reif zur großen Volksabstimmung hüben und drüben?

Manche Leute sind unglücklich darüber, daß wir im Haag nicht mit am Verhandlungstisch sitzen werden, und sie kreiden es dem Herrn Rathenau teils pathetisch, teils cholerisch für ewige Zeiten an, daß er Deutschland durch seinen Separatvertrag mit Rußland in eine so entsetzliche Situation hineinmanövriert habe. Die entsetzliche Situation ist, um es zu wiederholen: daß wir im Haag nicht dabei sein werden; daß nicht auch unser Stimmchen in dieser neuen Weltdebatte zu hören sein wird; daß wir nicht auch dort wieder Händedrücke wechseln und bei gemeinsamen Diners mitessen dürfen. Aber kann es wirklich Inbegriff aller deutschen Sehnsucht und Zielpunkt alles deutschen Handelns sein, von nun an um Gotteswillen nur ja bei keiner internationalen Veranstaltung mehr zu fehlen? Man sollte meinen, daß das „Dabeisein" nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck sein dürfe. Zweck der Haager Konferenz sind Vereinbarungen mit Rußland über die Bereinigung der Vergangenheit. Dieser Zweck ist für uns offenbar nicht mehr interessant. Wir haben unsere Arrangements bereits getroffen. Wir haben sogar vereinbart, daß alles, was Rußland nach anderer Seite etwa mehr konzedieren sollte, ohne weiteres auch für uns Geltung haben wird. Was sollen wir also noch im Haag? Nur dabei sein

und durch unser Votum diese oder jene Partei ärgern? Die verständliche Sehnsucht nach Gleichberechtigung und internationalem Kontakt darf, glauben wir, nicht in den Wahnsinn ausarten, unter allen Umständen, einerlei ob man sachlich etwas dabei verloren hat oder nicht, nur mit von der Partie sein, nur mittenmang sein zu wollen. Dieser Wahnsinn hat uns zu Panthersprüngen geführt, zu der unglücklichen These vom „Platz an der Sonne". Merkwürdig, daß gerade einige der schärfsten (nachträglichen!) Gegner jener These auch am wütendsten die Politik und die Politiker schmähen, die uns, gegen Eintausch eines sachlich allgemein begrüßten Vertrages, um das bißchen Platz an der Haager Sonne brachten!

Zuweilen gibt es in den Reichstagsausschüssen vertrauliche Sitzungen. Das heißt: Jeder Teilnehmer verpflichtet sich ehrenwörtlich, reinen Mund zu halten. Aber die vertrauliche Sitzung, über die schließlich nicht doch alle möglichen Details in die Presse gelangten, müßte erst noch erfunden werden! Dieser Tage gab es eine ganz besondere Sensation: Die vertrauliche Sitzung des auswärtigen Ausschusses war stürmisch erregt, der Wirtschaftsminister erklärte Stinnes, daß er nicht sein junger Mann sei, Crispien nannte Helfferich einen Drückeberger, und Helfferich wiederum bot Breitscheid Ohrfeigen an. Die „Freiheit" verzeichnete es mit Akribie, die übrige Presse druckte es nach, und je nach der Parteistellung geriet Deutschland einen Tag lang in neue Wut über die Frechheit der jeweils anderen Partei. Aber wozu sind denn vertrauliche Sitzungen da, wenn nicht einmal mehr in ihnen dem Temperament freier Lauf gelassen und ohne Umkleidung herausgeschleudert werden kann, was die Herren wirklich denken? Sollen wir uns in der Tat über „unparlamentarische Ausdrucksformen" in Geheimsitzungen aufregen? Im Gegenteil —: freuen wir uns, daß die Herren noch immer ihre Sache bis in die Nerven spüren, und daß ihnen wenigstens hie und da Gelegenheit gegeben ist, ohne Aufsehen abzureagieren!

Daten lassen sich nicht wegleugnen; aber ob man sie mit Festen begeht, ist Geschmackssache. Die Hapag sah am 27. Mai auf 75 Jahre ruhmvoller Geschichte und wahrhaft erfolgreichen „Dienstes am Vaterlande" zurück; aber angesichts des Niederbruches, den sie im Frieden erlitten (obwohl der neue Aufstieg bereits wieder begonnen hat) und angesichts des Ernstes der Zeit überhaupt verzichtete sie auf Festlichkeiten. Am selben Tag hat man sich anderwärts, ebenfalls in bezug auf maritime Angelegenheiten, zu anderem Geschmack bekannt. Es war natürlich in München; und es handelte sich um den Jahrestag der Skagerackschlacht. „Unter außerordentlich zahlreicher Beteiligung fand am Samstag und Sonntag ein Marinetag statt." Öffentliche Parade, Feier im Odeum, abschließend „eine Familienfeier". (Welcher

Familien?) Teilnehmer, natürlich, Herr Ludendorff, Herr Moehl, Herr Kahr. Und, natürlich, die gesamte Gilde der Nationalsozialisten, die soeben die geplante Reise des Reichspräsidenten zur Münchener Gewerbeschau als „freche Provokation“ bezeichnet und die Bevölkerung für diesen Tag zu einem treudeutschen Haberfeldtreiben aufgefordert hat. Da waren sie denn alle beisammen, die Helden. Nur einer fehlte: Der Admiral von Scheer, der die Skagerackschlacht zufällig gewonnen hat. Aber der Sieger vom Skagerack ist natürlich nicht zugelassen, wenn Ludendorff, Kahr und die Nationalsozialisten Skagerackfeiern abhalten. Er hat zuviel zivilisierten Verstand und zu wenig Schaum vorm schweigsamen Munde. Man benutzt die Tat, sich selbst zu feiern, und wünscht den Täter zu allen Teufeln.

Rosners Kronprinzenbuch verdient auch eine Würdigung als buchhändlerisches Geschäft. Hätte der Kronprinz geruht, sich allerhöchst selbst zu erinnern und das Buch nicht durch seinen Erinnerungsgehilfen Rosner schreiben zu lassen, dann wäre es zwar echter, aber ein wenig gangbarer Artikel gewesen. Für das Geschäft sind die historischen Brocken weniger wichtig gewesen als Rosners Gartenlaubensauce. Drum konnten in den ersten Wochen in Deutschland fast 200 000 Exemplare verkauft werden. Bedenkt man, daß das Buch in einfachem Einband 80 Mark kostet, so wird es Cotta in Kürze nicht weniger als 1 600 000 Mark eingebracht haben. Wenn man annimmt, daß die Firma Rosner & Kronprinz 20 % des Ertrages eingeheimst hat, so haben die beiden Erinnerer in Deutschland allein etwa 300 000 Mark schnell ins Verdienen gebracht. Nur um der sentimentalen Sauce willen war das Buch auch im Ausland gut verkäuflich. Amerika hat die Übersetzung in guten Dollars, Skandinavien in Kronen, Holland in Gulden bezahlt. Man darf den Ertrag des gesamten Auslandsgeschäftes etwa mit 10 000 Dollar einschätzen. Das wären immerhin auch noch drei Millionen Mark. Wenn die Erinnerungen kunstgerecht verhökert wurden — und die Rosnerei kennt den Markt — zuerst an ein Magazin, dann als Buch, so war das Geschäft vielleicht noch glücklicher. Man muß sagen: Es verlohnt sich für einen Prinzen, sich mit Hilfe eines Romanschreibers zu erinnern, und es rentiert sich für einen Belletristen als Erinnerungsgehilfe zu fungieren. . . . Vielleicht ließ sich auch die verzwickte Verrechnung mit den Hohenzollern auf diese Art lösen, daß nämlich nun das Reich auch Wilhelm II. einen Gartenlaubedichter zur Verfügung stellt, der aus den Erinnerungen Papas noch mehr Rührsal holt. Das Manuskript müßte auch filmreif sein — ebenfalls im Hinblick auf Amerika — und dann wäre mit Hilfe von Rudolf Stratz und Lubitsch aus der Erinnerungsbranche weit mehr herauszuschlagen als aus dem preußischen Staat.

PROF. HERMANN KANTOROWICZ

DER FECHENBACHPROZESS KEIN PROPAGANDAMITTEL

Eine Warnung.

Die Rechtsparteien des Reichstages wollen den Fechenbachprozeß für eine große außenpolitische Aktion verwerten. Dem entsprechen Beschlüsse ihrer bayerischen, württembergischen und badischen Gesinnungsgenossen: Die Landesregierungen sollen bei der Reichsregierung darauf dringen, daß die in jenem Prozeß gerichtlich festgestellten „Eisnerschen Fälschungen" zur Anfechtung des Versailler Vertrages benützt werden. Wir hoffen, daß diese Regierungen ein solches Ansinnen von sich weisen werden. Denn die sogenannte Eisnersche Fälschung hat mit der Frage der Revision des Friedensvertrages nicht das mindeste zu tun.

Man behauptet bekanntlich, daß Eisner durch Fortlassung gewisser Stellen in dem bayerischen Gesandtschaftsbericht vom 18. Juli 1914 den Anschein der Alleinschuld Deutschlands hervorgerufen habe, auf der der Vertrag dann aufgebaut worden sei. In Wahrheit konnte Eisner einen solchen Anschein hierdurch weder erstreben noch erreichen, denn in dem ganzen Berichte ist mit keiner Silbe von der Mitschuld der Entente die Rede, er konnte also auch keine sie belastende Stelle fortlassen. Es wird dort umgekehrt die Besorgnis ausgesprochen, Serbien könne „unter russisch-französischem Druck von sich aus eine Genugtuung anbieten"; Unterstaatssekretär Zimmermann nehme an, daß „England und Frankreich, denen ein Krieg z. Zt. kaum erwünscht wäre, auf Rußland in friedlichem Sinne einwirken werde"; es wird ferner gesagt, „England wird Österreich nicht hindern, Serbien zur Rechenschaft zu ziehen".

Fortgelassen hat Eisner vielmehr die Stellen, in denen angegeben wird, Deutschland werde versuchen, den Konflikt auf dem Balkan zu „lokalisieren", d. h. auf Österreich und Serbien, aber, wenn möglich, unter Einbeziehung Bulgariens, zu beschränken. Damit ist über die Frage der Alleinschuld, also den Schuld*anteil*, garnichts gesagt, sondern nur über die Schuld*form*.

Der Bericht bezeugt nämlich, daß die Regierungen der Mittelmächte zwar den Balkankrieg mit „dolus directus" betrieben haben, den „europäischen Krieg" — zwischen den Mittelmächten auf der einen, Rußland und Frankreich auf der anderen Seite — aber mit „dolus eventualis". Wir führen damit in die begrifflich bisher wenig geklärte Kriegsschulderörterung eine Unterscheidung ein, die von einem geläuterten moralischen Bewußtsein gefordert wird. In der deutschen Rechtswissenschaft und Rechtsprechung ist sie vollkommen eingebürgert, auch der neue Strafgesetzentwurf unterscheidet — und zwar ohne Abstufung im Strafmaß — sehr klar: „Vorsätzlich handelt, wer den Tatbestand der strafbaren Handlung mit Wissen und Willen verwirklicht" (*dolus directus*) „oder die Verwirklichung des Tatbestandes zwar nur für möglich hält, je-

doch für den Fall der Verwirklichnug mit ihr einverstanden ist" (dolus eventualis). Beide Fälle waren damals genau so gegeben. Denn in dem gleichen Bericht, der bekanntlich vor Absendung des Ultimatums an Serbien verfaßt ist, heißt es — in Übereinstimmung mit zahlreichen anderen Zeugnissen — einerseits: „das Serbien derartige, mit seiner Würde als unabhängiger Staat unvereinbare Forderungen nicht annehmen kann, liegt auf der Hand. Die Folge wäre also der Krieg." (Dolus directus.) Und andererseits: „Hier" (das heißt in der Wilhelmstraße) „ist man durchaus damit einverstanden, daß Österreich die günstige Stunde nutzt, selbst auf die Gefahr weiterer Verwickelungen hin"; und ferner: „aus diesem Grunde hat man hier, auf eine Anfrage aus Wien, ohne Zögern erklärt, daß wir mit jedem Vorgehen, zu dem man sich dort entschließe, einverstanden seien, auch auf die Gefahr eines Krieges mit Rußland hin." (Dolus eventualis). Genau entsprechend schrieb am gleichen 18. Juli der Staatssekretär des Auswärtigen, Jagow, an Lichnowski: „Wir müssen sehen, den Konflikt zwischen Österreich und Serbien zu lokalisieren . . . Läßt sich die Lokalisierung nicht erreichen, und greift Rußland Österreich an, so tritt der casus foederis ein . . . Ich will keinen Präventivkrieg, aber wenn der Kampf sich bietet, dürfen wir nicht kneifen." Das bedeutete aber natürlich auch den Krieg mit Frankreich (nebst Belgien), also den europäischen Krieg. Dem bayerischen Bericht nach hat also die kaiserliche Regierung — nicht etwa das deutsche Volk — in bezug auf den europäischen Krieg mit eventuellem Vorsatz gehandelt; damit wäre für die juristische Betrachtung, die für die Frage der Anfechtung eines Vertrages entscheidet, in bezug auf den Schuldanteil der kaiserlichen Regierung die höchste Schuldstufe, eben die des Vorsatzes, bejaht; denn, wie wir sehen, sind direkter und eventueller Vorsatz gleich schwere Schuldformen derselben Schuldstufe „Vorsatz".

Die Rechtslage wird noch deutlicher, wenn wir die nächste Schuldstufe, die Fahrlässigkeit, einschließlich der Form der bewußten Fahrlässigkeit vergleichen. Diese liegt, um wieder mit den Worten des Entwurfes zu sprechen, vor, wenn jemand „die Sorgfalt außer Acht läßt, zu der er nach den Umständen und nach seinen persönlichen Verhältnissen verpflichtet und imstande ist, und infolgedessen nicht voraussieht, daß sich der Tatbetand der strafbaren Handlung verwirklichen könne," (bewußte Fahrlässigkeit), „oder, obwohl er dies für möglich hält, darauf vertraut, daß es nicht geschehen werde" (unbewußte Fahrlässigkeit). Genau dies ist nun wiederum, nach den besten Zeugnissen, die Schuldform, die in Bezug auf den „Weltkrieg" vorlag, zu der sich der europäische Krieg durch Englands Eintritt auswuchs. Denn zweifellos hätte die kaiserliche Regierung die Absendung des Ultimatums an Serbien nicht geduldet, wenn sie nicht leichtfertigerweise darauf vertraut hätte, daß England auch bei einem Marsch durch Brüssel nach Calais

neutral bleiben würde. Wenn man also bei „Krieg" sofort an „Weltkrieg" denkt und bei „Schuld" sofort an „vorsätzliche Schuld", dann, aber auch nur dann, kann man allerdings behaupten, daß Deutschland am „Kriege" keine „Schuld" trage, vielmehr nur aus Dummheit hineingestolpert sei.

Nach dem bayerischen Bericht freilich, der in diesem einen Punkt zu schwarz malt, hätte auch in bezug auf England dolus eventualis bestanden: „kommt es gleichwohl dazu" (zu einem europäischen Kriege nämlich), „so würden wir aber nach hiesiger Anschauung die englischen Vettern auf der Seite unserer Gegner finden."

Der Bericht ist eben auch in seiner echten Gestalt die schwerwiegendste Anklage, die die kaiserliche Regierung bisher erfahren hat, und in Verbindung mit dem genannten Privatbrief Jagows das weitaus wichtigste Material zur Beurteilung der Kriegsschuldfrage. Daß Eisner diese Urkunde, nicht wie er sie veröffentlicht hat, ist der tiefere Grund der gegen ihn entfachten Empörung. Demgemäß sind denn auch die Münchener Verhandlungen, wie so viele Unternehmungen unserer Chauvinisten, von ihren feindlichen Brüdern nicht etwa mit Bestürzung aufenommen worden, sondern mit Genugtuung, weil sie die so bedenkliche Urkunde wieder in Erinnerung brachten; die Wochenausgabe der „Times" vom 6. Mai berichtete z. B. über den Prozeß unter der Überschrift: „Ein vernichtender Brief" (a damning letter). So wird es nach Lage der Dinge bei jeder Erörterung der Kriegsschuldfrage unvermeidlich auslaufen; deshalb wird jeder Deutsche, der sein Vaterland liebt und außerdem das Ausland kennt, von ihr keine anderen außerpolitischen Wirkungen als verhängnisvolle besorgen.

Selbstverständlich soll damit nicht bestritten werden, daß solche Erörterungen aus unabweislichen innerpolitischen oder sittlichen Gründen dennoch notwendig bleiben kann. Ebensowenig sollen damit die anderen Mächte von ihrem Schuldanteil irgendwie entlastet werden. Die Sache hat aber doch noch ein „aber". Für die juristisch nicht geläuterte moralische Betrachtung, wie sie die öffentliche Meinung pflegt, ist die Frage der Schuldform keineswegs gleichgültig: die Volksanschauung kann sich weder in Deutschland noch im Auslande dazu entschließen, die Schuldform des dolus eventualis mit der des dolus directus auf eine Stufe zu stellen. Sie wird vielmehr als höchster Grad der viel niedrigen Schuldstufe „Fahrlässigkeit" betrachtet. Die kaiserliche Regierung würde also in der öffentlichen Meinung des Auslandes günstiger dagestanden haben, wenn es hätte gelingen können, dieses zu überzeugen, daß sie in bezug auf den europäischen Krieg (und erst recht auf den Weltkrieg) höchstens dolus eventualis betätigt, mit dolus directus also nur den Balkankrieg betrieben habe, wobei möglicherweise sogar die Hoffnung mitgespielt hätte, durch Herbeiführung des Balkankrieges, unter Vernichtung der serbischen Hilfsmacht Rußlands, dessen drohenden Angriff und damit den europäischen Krieg im

Keime zu ersticken. Ein Beispiel — das kein Vergleich sein soll — wird diesen etwas verwickelten Tatbestand klären. Wenn ein Wilderer in das Schlafzimmer des Försters schießt, den Jagdhund unter dem Bett des Försters tötet und dadurch diesem eine Warnung geben will in der Hoffnung, dieser werde sich beim nächsten Zusammentreffen im Walde um den tötlichen Kampf mit dem Gegner drücken, der Wilderer aber auch damit einverstanden ist, daß der Schuß den Förster selber töte, und dies nun tatsächlich eintritt, so würde die Staatsanwaltschaft Anklage wegen Mordes erheben müssen, das Schwurgericht aber wohl nur auf fahrlässige Tötung erkennen. Natürlich läßt sich der nur für grobe Schlagwörter empfänglichen Öffentlichkeit eine solche Anschauung niemals mundgerecht machen, aber in die wissenschaftlichen und amtlichen Beziehungen hätte sie immerhin besänftigend eindringen können, zumal selbst die Rechtswissenschaft des Auslandes der uns so geläufigen Unterscheidung von dolus eventualis und bewußter Fahrlässigkeit, worauf in dieser Frage alles ankommt, nur zum Teil gewachsen ist.

Deshalb hat Eisner unverantwortlich gehandelt, als er die diese Schuldform erweisenden Stellen unterdrückte. Als mildernder Umstand aber gereicht ihm, daß er bekanntlich hoffte, durch möglichst ungünstige Darstellung der gestürzten deutschen Machthaber Frankreich zu einer günstigeren Behandlung der neuen Machthaber zu veranlassen. Dieser internationalistische Illusionspolitiker glaubte fest daran, daß sich Frankreich durch sentimentale Schuldgeständnisse beeinflussen lassen würde, genau wie heute, unter heftigen Anklagen auf Eisner, unsere nationalistischen Illusionspolitiker fest daran glauben, daß sich Frankreich durch gelehrte Unschuldsbeweise beeinflussen lassen werde. Eisners Kürzung und Verschärfung des bayerischen Berichts war also von einem hemmungs- und bedenkenlosen Patriotismus bestimmt, wie so viele historische Fälschungen. (Eine Fälschung im eigentlichen Sinne hätte übrigens nur dann vorgelegen, wenn Eisner, was nicht der Fall war, eine wörtliche Wiedergabe des Berichtes vorgespiegelt hätte.) Natürlich sind die politischen Generalstäbler der Unschuldskampagne in Deutschland — im Gegensatz zu ihren zahllosen, gutgläubig von reinsten Beweggründen beherrschten Offizieren und Mannschaften, — durchaus keine Illusionisten. Sie wissen vermutlich sehr wohl, daß sie mit noch so gelehrten und scharfsichtigen Unschuldsbeweisen an dem Friedensvertrage garnichts ändern werden, daß dieser — was auch scheinheilige Paragraphen und Ministerreden behaupten mögen — in Wahrheit nicht auf Deutschlands S c h u l d fußt, sondern auf Deutschlands N i e d e r l a g e. Kommen wird einst der Tag, an dem die Versailler Zwingburg dahinsinkt; aber wirtschaftliche und politische Interessen werden sie zu Fall bringen, nicht juristische und moralische Beweisführung. Die naive deutsche Unschuldspropaganda kann durch die Gegenkräfte, die sie auslöst,

das Werk der Furcht und der Rache höchstens verstärken; und wer gar behauptet, daß auch nur eine einzige Bestimmung anders ausgefallen wäre, wenn Eisner jene Veränderung des Anklagematerials unterlassen hätte, der muß gestatten, daß man seine Aufrichtigkeit bezweifelt; denn so befangen, um das glauben zu können, ist nicht einmal ein berufsmäßiger Propagandist. Eine deutsche Regierung aber, die sich den Anschein gäbe, als glaubte sie das wirklich, und darauf eine außenpolitische Aktion aufbaute, würde überall in dem Ruf vollkommener Urteilslosigkeit geraten, wenn nicht in schlimmeren Verdacht. Die Vermutung wird nicht abzuweisen sein, daß die wahren Ziele jener Propaganda innerpolitischer Art sind; man will die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes von dem Schuldanteil der Machthaber des kaiserlichen Deutschlands ablenken, um dadurch ein wesentliches Hindernis ihrer Wiedereinsetzung fortzuräumen, wobei man das wahrlich berechtigte Bestreben eines Volkes, sich gegen übertriebene und einseitige Anklagen zu wehren, als Hebel handhabt. Die Vertreter des neuen Deutschland haben also allen Anlaß, gegen diese ganze für uns innen- und außenpolitisch gleich gefährliche Kampagne auf der Hut zu sein, und so auch gegen ihre jüngste Sensation, den Fechenbachprozeß.

HANS REIMANN

MUNDUS VULT DECIPI

Aufs Gesicht kommt ungeheuerlich viel an.
Ohne Gurke bist du nur ein halber Mann;
Kehrst du ohne Ohren heim, wird deine Braut krakehlen,
Anderseits: ein Spitzbart ist energisch zu empfehlen.
Mit Odol mußt du dir deine Zähne putzen,
Und ein blauer Treuhandstand im Auge wird dir nutzen.
Die gekurvte Nase weckt im Tier den Dinter;
Röte ist verzeihlich allenfalls im Winter.
Reinige die möglichst teutonesken Mienen
Chemisch, aber rasch von Wimmerln und Trichinen.
Hat's der Korporal in Dreß nicht leichter denn jedwediglich Zivilmann?
Siehst du! — Tja, aufs Exterieur kommts ungeheuer viel an.

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

PLAIDOYER FÜR DIE NEUEN REICHEN

„Daß jemand ein Demagoge ist, beweist noch nicht, daß er Unsinn redet." (G. K. Chesterton.)

Leute, die früher nichts besaßen und heute viel besitzen, nennt man neue Reiche. Sie werden von allen Seiten gehaßt.

Erstens von denjenigen, die weder früher etwas besaßen noch heute etwas besitzen. Zweitens von denjenigen, die zwar früher etwas besaßen, aber heute nichts mehr besitzen. Drittens von denjenigen, die schon früher etwas besaßen und noch heute etwas besitzen.

Von den alten Armen, neuen Armen und alten Reichen also.

Einmütig schleudern alte Arme, neue Arme und alte Reiche den großen Bannfluch wider die armen neuen Reichen. Man kann sagen: es ist in allen zivilisierten Ländern die einzige Einheitsfront öffentlicher Meinung.

Aber in diese Einheitsfront muß endlich Bresche gelegt werden. Denn sie ist eine Front der Ungerechtigkeit, der Gedankenlosigkeit, der Unfruchtbarkeit. Und mehr als das: sogar der Verhetzung.

Ich könnte damit anfangen, von den Sünden der Verallgemeinerung zu reden. Ich könnte sagen: so wenig es angeht, „die" Nationalen, „die" Sozialisten, „die" Kapitalisten, „die" Offiziere, „die" Juden in Bausch und Bogen als Lumpen und Schädlinge zu brandmarken, so wenig ist das der sozialen Schicht der neuen Reichen gegenüber möglich. Denn in der Tat geschieht die Verdammung gewöhnlich kollektiv, und man gesteht notfalls gerne zu, daß sich individuell anständige Kerle immerhin auch unter den neuen Reichen befinden.

Aber ich will das Problem gerade von der kollektiven Seite her anpacken. Ich will meinerseits gerne zugestehen, daß sich unter den neuen Reichen eine ganze Menge individuell höchst unsympathischer Kerle befinden. Dagegen plädiere ich kollektiv für die Schicht. Sie hat niemanden mehr Leides angetan, als in der herrschenden Wirtschaftsstruktur irgendwer irgendwem antut. Es gibt keinen Vorwurf wider sie, der nicht ebensogut auch wider andere erhoben werden könnte. Sie ist moralisch nicht minderwertig. Und sie hat volles Recht auf ihre Existenz

Daß die alten Armen, — diejenigen, die nichts besaßen und nichts besitzen, — gerade auf sie besonders böse sind, hat überhaupt keinen Sinn. Die alten Armen mögen auf sämtliche Reichen böse sein, auf den Kapitalismus und den Gott, der ihn wachsen ließ. Keinesfalls nimmt ihnen der neue Reiche mehr weg als der alte. Es scheint dem Manne gegenüber, der schon früher Sekt trank und Villen bewohnte, selbst in radikalen Gemütern subkutan eine gewisse Demut zu herrschen; er ist eben da, und ist wie er ist. Solche Resignation mag das harte Los erleichtern. Aber die Empörung

über denjenigen, der erst später zum Sekt und zu Villen kam, paßt gar nicht dazu, ist inkonsequent.

Logischer scheint, was die neuen Armen empfinden, — diejenigen, die einst besaßen und nun beraubt sind. Sie sehen den neuen Reichen als ihren Erben an, als den Gewinner dessen, was sie verloren haben. Aus gewisser Perspektive betrachtet, ist er das in der Tat. Aber er ist es doch wieder auch nicht allein; denn auch die alten Reichen, sofern sie ihren Reichtum wirklich erhalten haben, befinden sich ja unter den glücklichen Erben. Sonst hätten sie ihn eben nicht erhalten können. Aus dieser selben Perspektive betrachtet könnte ferner übrigens gesagt werden, daß ursprünglich auch die neuen Armen selbst ihren ehemaligen Besitz aus solchem Erbgang, solcher Verdrängung des Vorbesitzers gewonnen haben; und daß ihnen von den neuen Reichen also nur widerfahren ist, was sie oder ihre Eltern vordem anderen hatten widerfahren lassen.

Aber die ganze Perspektive ist unzulänglich. Denn der Groll dieser beklagenswerten neuen Armen gegen die neuen Reichen richtet sich ja nicht so sehr wider die Verschiebung an sich, als vielmehr wider die schuldhafte Gebarung, der sie zur Last gelegt wird. Und diese Anklage ist lediglich Stimmung. Die neuen Reichen haben ihren Besitz genau ebenso erworben, wie irgendwann von irgendwem Besitz erworben worden ist, — nicht schuldhafter und nicht schuldloser, nicht verruchter und nicht tugendhafter. Sie haben eine Konjunktur bis zur Neige ausgeschöpft, und es lag nicht an ihnen, daß die Konjunktur diesmal gewaltiger war als je. Wie alle Verdiener haben sie, wenn sie verdienten, nicht den Wunsch gehabt, andern damit zu schaden; wie alle Verdiener schreckten sie aber auch vor der Möglichkeit, daß es geschehe, nicht mimosenhaft zurück. Sie sind aus keinem anderen Holze geschnitzt, als eben diese ihre Vorgänger selbst, — die, wenn das Rad sich noch einmal dreht, die Verwandtschaft rasch wieder erweisen werden.

Noch weniger aber unterscheiden sie wesentliche Züge von jener dritten (und bittersten) Feindesgruppe: von den alten Reichen, den „Aristokraten". Dieser alte Reichtum, exklusiv, hochmütig, klassenbewußt, führt heute denselben Kampf gegen die Eindringlinge, den früher der Blutadel gegen den Geldadel führte. Es ist darum die hochkapitalistische Presse, die am meisten getan hat, die neuen Reichen diffamieren. Und es ist nicht der Proletarier, sondern der alte Reichtum, der den jungen am freigebigsten stigmatisiert. Hier lächelt man besonders odios: „Kriesgewinnler!"; vergißt aber nicht nur der eigenen Kriegsgewinne, sondern vergißt auch, daß überhaupt neun Zehntel aller bekannten Vermögen aus Gewinnen an Kriegskonjunkturen stammen. Hier verreißt man am unbarmherzigsten schlechte Manieren, deplazierten Anzug, mangelndes Schulwissen; vergißt dabei aber nicht nur der eigenen

Besitzstandsgründer (die für gewöhnlich ebenfalls keine Elegants und Ästheten waren), sondern überschätzt überhaupt maßlos diesen ganzen äußeren Firnis, mit dem schon die nächste Generation der Neuen von oben bis unten sorgfältig lackiert sein wird; so sehr, daß, wenn in fünfzig Jahren wiederum eine neue Schicht heraufgeschleudert werden sollte, die Söhne der Neuen schon ebenso vornehm die Nase werden rümpfen können, wie es heute ihren Vätern gegenüber geschieht! Diese Söhne beginnen schon heute, über Stefan George, Kandinsky und Schönberg eifrig mitzureden; die Technik der Gebildetheit — wie leicht ist sie zu erlernen und wie sehr erschöpft sich geistiges Gehabe auch bei den alten Reichen in Technik! — die Technik der Gebildetheit haben sie schon heute annähernd herausgeknobelt. Und sie zumindest, vielleicht sogar schon ihre Väter, werden sicher noch rascher alle Tricks sogenannter Kultur sich angeeignet haben, wie Nippon die Tricks europäischer Großstaaterei.

Ich sage darum: der Kampf gegen die neuen Reichen ist läppisch.

Ich sage darum: dieser Kampf ist unaufrichtig.

Ich sage: laßt endlich die Schmähung und das billige Pathos; und erkennt an, daß es in unserer sozialen Welt eine gewisse Befriedigung bereiten und den Glauben an Schicksals Gerechtigkit stärken muß, wenn auch einmal eine neue Schicht nach oben kommt und der Besitz irdischer Güter nicht nur einem konstanten (und in normalen Zeiten herzlich wenig regenerierten) Stamme Begünstigter zugutekommt.

Wenn es sich aber darum handelt, die Kulturgüter zu retten, die mit dem Verarmen anderer Schichten zweifellos in Gefahr geraten sind, so kann das wohl auch ohne Ausfälle auf diejenigen geschehen, die von der Welle nun endlich — nach wie langem Ringen? — auch einmal für ein Weilchen hochgespült wurden.

Ja, darf man ein Geheimnis verraten? Diese Schicht der neuen Reichen ist einerseits, gottlob, noch vom schlechten Gewissen des Reichtums erfüllt; viele stehen wie Polykrates auf ihres Daches Zinnen und schauen heimlich nach Möglichkeiten aus, den Neid der Götter zu versöhnen. Andererseits hat sie, ebenso gottlob, noch die naive Freude am Reichtum, und selten hört man den neuen Reichen, so wie der alte es widerwärtigerweise immer tut, über die Schwere der Zeit und die ungeheuren Lasten und die Auswucherung durch Schnorrer, Freunde und Sammlungen stöhnen. (Das tut er nur in Gesellschaft des Altreichen, als eine Art geistiger Mimikry.) Nun wohl denn: wenn wirklich Philantropie für diejenigen notwendig geworden ist, an deren früherer sozialer Rangstelle der Neureiche jetzt steht, (— und mehr als Philantropie ist ja nicht möglich! —) so wird er selbst, — wenn man nur nicht auf ihn schimpft, sondern ihm vernünftig gegenübertritt. — sich meist larger erweisen als die Mehrzahl der Alten.

„Wie überlegen und menschenkennerisch kommt Ihr Euch vor, wenn Ihr über den Seitensprung einer jungen Frau redet." Die junge Frau im grünen hellen Hauskleid schickte den vier Männern, die auf den vier Rohrstühlen der Veranda saßen, strenge Blicke zu. „Ich werde Euch jetzt was erzählen, was mir vor drei Jahren auf einer Rheinfahrt passiert ist. Ich war damals noch mit meinem ersten Mann beisammen. Er langweilte sich, ich langweilte mich. Der Rheindampfer war voll besetzt. Es war ein schöner Juniabend. Ich saß neben meinem Mann auf dem Deck und empfand seine Verschlafenheit als Beleidigung. Da ging zwei- oder dreimal ein junger Norweger oder Schwede an uns vorbei, sehr hoch, sehr blond, sehr schlank. Damals glaubte ich an diesen Typ. Er sah mich sehr aufmerksam an. Mein Mann, stumpf, wie er geworden war, bemerkte nichts. Der Norweger pflanzte sich drei Schritt von uns auf; es wurde abend, aber ich spürte seine Nähe durch die Dunkelheit. Einmal ging ich ganz nach vorn, an den Kiel des Schiffes, ich wußte, daß meine Silhouette gegen den Abendhimmel gut aussah. Sofort stand er neben mir. Aber er wagte nicht, mich zu grüßen. Ich ging zu meinem Mann zurück.

In Bingen sollte alles aussteigen. Die Reisenden auf einem Dampfer sind schon lange vor der Endstation von dem dummen Gedanken an das Aussteigen besessen. „Wir wollen nicht die letzten sein," sagte mein Mann, und wir stellten uns in die Polonaise. Es war schon Nacht.

In dem dunkeln Gedränge spürte ich plötzlich den Norweger neben mir. Ganz nahe. Er sah mich ganz betrunken an, betrunken von dem Sommerabend, von der Rheinfahrt, vielleicht auch von meiner Nähe. Ich trug über dem leichten Kleid eine rote Seidenjacke. Seine Blicke dauerten so lange, daß ich fürchtete, mein Mann werde etwas wittern. Ich schaute weg. Ich steckte die Hände tief in die Taschen meiner Seidenjacke. Plötzlich spüre ich etwas Schweres in meine Tasche gleiten. Es war die Hand des Norwegers. Eine breite, feste, dabei merkwürdig glatte Hand. Seine Hand umklammerte mich. Seine Hand bedeckte meine, ich konnte meine Faust in seiner Hand verstecken. Er drückte fest und gelinde. Er preßte und streichelte zugleich. Ich war einer Ohnmacht nahe.

Mein Mann, der Esel, schlief stehend. Der Norweger stand so geschickt im Dunkel, das Gedränge ausnutzend, daß niemand bemerken konnte, wo seine Hand war.

Nach der Umarmung meiner Hand floh er aus meiner Tasche.

Das Schiff näherte sich Bingen. Mein Mann wachte auf: „Mach' dich bereit." Die Reisenden drängten sich enger zusammen.

Plötzlich fuhr der Norweger noch einmal in meine Tasche. Seine Jähheit war unwiderstehlich. Ich lag in seiner Hand. Meine Hand war seiner stärkeren preisgegeben.

Ich wollte nicht ganz passiv bleiben. Ich zwängte meine Finger zwischen seine knochigen und gab mich ganz seinem Druck hin, seinem sanften, harten Druck. Meine Tasche war das Bett unserer Hände. Plötzlich entfloh seine Hand wieder.

Wir stiegen in Bingen aus. Ich sagte meinem Mann: „Bin zu müde. Bitte, hol' einen Wagen." Gutmütig und blind, wie er war, lief er vom Schiff weg, eine Droschke suchen. Ich stand allein. Eine Laterne beleuchtete mich. Der Norweger mußte sehen, daß ich gut aussah, so gut wie meine Hand. Er kam vorbei, er sah mich, er blieb stehen. Unschlüssig. Ich ging langsam durch das Gäßchen. Niemand war neben uns. Er hätte auf mich zukommen, sich vorstellen, einen Tag des Zusammentreffens vorschlagen können.

Seine Schritte hallten hinter mir durchs Sommernachtgäßchen. Ich ging ganz langsam. Ich gestehe es, ich wartete.

Plötzlich hörte ich seine Schritte nicht mehr. Verschwunden. In einem Haus? In einer Seitengasse? Jedenfalls war er fort. Hab' ihn nicht mehr gesehen. Mein Mann kam, machte mir Vorwürfe, er hatte mich gesucht, warum ich nicht stehen geblieben sei.

Was sagen Sie zu meinem Norweger? Es ist der unerhörteste Ehebruch, der je begangen wurde. Sozusagen vor der Verlobung! Es war eine Treulosigkeit ohnegleichen. Eine Flucht vor dem Anfang. Ich fühlte mich schmählich behandelt. Ein Mann, der nach zwei Minuten von mir genug hatte. Wahrscheinlich war's ein Tenor, der nur sehen wollte, ob er auch im Dunkeln wirkt. Ich hatte zu schnell eingewilligt. Das machte ihn selbstbewußt und da hatte er genug."

Einer der vier Männer sagte: „Wie ungerecht Sie gegen diesen Mann sind. Er hatte etwas Unerhörtes mit Ihnen erlebt. Seine Hand hat mit Ihrer Hand geschlafen. Sie lagen zusammen. In einer Sommernacht. Am Rhein. Von Gefahren umgeben, denn Ihr Mann hätte ihn, hoffe ich, geohrfeigt, wenn er ihn erwischt hätte. Er spürte Ihre kühne Erwiderung. Wenn er jetzt mit Ihnen ein Rendezvous im Kaiserkaffee in Bingen vereinbart hätte, wie banal wäre das gewesen. Und Gespräche nach dieser Stummheit! Und Tagesnüchternheit nach dieser Nacht! So hatte er sein romantisches Erlebnis in der Tasche — ich meine das jetzt bildlich — und wird davon in Stavanger oder Hammerfest bis an sein Ende zehren. Ich finde, man kann sich nicht ritterlicher benehmen."

„Ach was," sagte die junge Frau, „Schmus, Worte, Literatur. Ich bin nicht für Liebe in der Seitentasche."

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Juniwoche

Die Anleiheaussichten sind, immer wieder muß es gesagt werden, weit weniger hoffnungsvoll, als es vielleicht den Anschein hat. Aber selbst wenn die Milliarde Dollar, von der noch die Rede ist, schließlich wirklich aufgelegt, gezeichnet und eingezahlt würde —: was wäre für Deutschland im Grunde gewonnen? Georg Bernhard schrieb kürzlich: „Wenn es gelingt, eine Anleihe von etwa vier Milliarden Mark zu erhalten, die bis in das Jahr 1926 die Barzahlungen aus der deutschen Reparation, die Golddevisenzahlungen für Rohstoffbezüge und für die Sachleistungen und die Clearingverpflichtungen Deutschlands deckt, so bedeutet das eine Umstülpung der deutschen Zahlungsbilanz, die zunächst einmal zweifellos zu einer Stabilisierung der deutschen Valuta führt.“ Wie kann ein wirklich Sachverständiger solchem Optimismus erliegen? Vier Milliarden Mark — das ist der Punkt! — werden eben keineswegs vier Jahre hindurch für Barreparationen, Sachleistungen, Clearing, Besatzung und Rohstoff- und Lebensmittelbezüge ausreichen! Nach dem heutigen Stand der Dinge noch nicht einmal zweie! Erstens: vier mal 720 Millionen für Barreparationen ergeben schon allein einen Bedarf von 2,88 Milliarden. Zweitens: Das Defizit unserer Zahlungsbilanz ohne Reparationen beläuft sich gegenwärtig auf rund 2 Milliarden jährlich, und es wird sich bei Durchführung der unbezahlten Sachleistungen (im Jahresbetrage von 1,45 Milliarden) sogar auf rund 3,5 Milliarden erhöhen; für vier Jahre ergibt das einen weiteren Bedarf von rund 14 Milliarden. Drittens: Das Clearingverfahren wird in den nächsten vier Jahren ebenfalls noch rund 1½ Milliarden erfordern. Viertens: Die Anleihe selbst wird mit 8—10 % verzinst werden müssen. Im ganzen also besteht für unsere gesamte Zahlungsbilanz einschließlich Reparationen während der nächsten vier Jahre mit absoluter Sicherheit ein ungedeckter Bedarf von 17 bis 20 Milliarden; und angesichts dieser Lage sollen 4 Milliarden Anleihegelder genügen, die Zahlungsbilanz „umzustülpen“ und „zweifellos zu einer Stabilisierung der deutschen Valuta zu führen“? Wir sehen nicht, wie das zugehen sollte.

Seltsam ist ferner der Optimismus, mit dem man, für den Fall, daß keine neuen „Katastrophen“ sich ereignen, eine Stilllegung der Notenpresse gegenwärtig für möglich hält. Ein Teil der Presse bemerkt zwar noch, daß dies immerhin dadurch in Frage gestellt sei, daß der Bedarf des Haushaltes ziffernmäßig immer noch wächst. Aber niemand hat bisher noch auf einen anderen, sehr entscheidenden Punkt aufmerksam gemacht — nämlich auf die Wahrscheinlichkeit, daß sich bei wirklicher Stillegung der Notenpresse eine ungeheure Geldknappheit einstellt und

daß unter dem Druck dieser Knappheit ein großer Teil der Schatzwechsel, in denen die schwebende Reichsschuld akkumuliert ist, auf Einlösung drängen wird. Am 31. März, dem Stichtag der „Stillegung", betrug die schwebende Schuld rund 272 Milliarden, davon befanden sich nur rund 142 Milliarden als Deckung des Notenumlaufs im Tresor der Reichsbank, der Rest von 130 Milliarden (der inzwischen noch beträchtlich gestiegen ist), war in privater Hand. Was aber soll geschehen, wenn diese Kleinigkeit, was sicher erwartet werden kann, nach und nach zur Einlösung präsentiert wird und wenn es, was ebenso wahrscheinlich ist, unter dem Drucke der Geldknappheit nicht gelingt, entsprechende Quantitäten von Ersatzwechseln am Markte unterzubringen? Dann bleibt eben doch nichts anderes übrig, als neue Papiergeldausgabe, gegen Überführung der präsentierten Scheine aus der privaten in Reichsbankhand. Welcher Bruchteil jener 130 Milliarden flottierende Wechsel derart wird honoriert werden müssen, läßt sich natürlich nicht absehen; aber man kann einigermaßen sicher mit außerordentlich hohen Beträgen, unzweifelhaft mit vielen, vielen Milliarden rechnen. Das „Stillegungs"problem, das zeigt sich jedenfalls, ist nicht nur ein Problem der künftigen, sondern auch der bisherigen Gebarung; es steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Frage, wie die schwebende Schuld (mindestens in großen Teilen) gebunden werden kann. Ohne Fundierung keine Arretierung.

Ist es möglich, die Entwicklung des Markwertes mathematisch vorauszubestimmen? Die Frage scheint derjenigen nach einem sicheren Roulettesystem ähnlich. Dennoch hat der Frankfurter Indexstatistiker Dr. Moritz Elsas, der auch den Lesern des „Tage-Buch" schon bekannt ist, den Versuch einer Antwort jetzt ernstlich unternommen. Dabei handelt es sich natürlich nicht um den Außenwert, um die valutarische Entwicklung, die schlechthin unberechenbar ist; auch nicht um den Wert in bezug auf die Großhandelspreise, der sich der Valutakurve bis zu gewissem Grade rasch anpaßt. Aber neben Valuta und Großhandelsindex gibt es, als ausschlaggebend namentlich für das Lohnproblem, noch den Lebenshaltungsindex, den Wert der Mark inbezug auf die Kleinhandelspreise und dergleichen. In bezug darauf verläuft die Entwicklung stets langsam und nach gewissen Gesetzen; und man wußte schon immer, daß sie sich ungefähr auf der Diagonale zwischen gegenwärtigem Lebenshaltungs- und Großhandelswert vollzieht. Von dieser vagen Gesetzmäßigkeit ausgehend, ist Dr. Elsas jetzt, ohne Theorie, rein empirisch, nur als Ergebnis 2½jähriger Beobachtung, zu folgender Methode gelangt, den Lebenshaltungswert der Mark für zwei Monate vorauszubestimmen: die zweite Potenz des aus seinem eigenen Lebenshaltungsindex errechneten gegenwärtigen Lebenshaltungswertes der Mark (L^2) multipliziert er mit ihrem aus dem Großhandelsindex der

„Frankfurter Zeitung" errechneten gegenwärtigen Großhandelswert (G) und zieht aus dem Produkt die dritte Wurzel. Formel: $\sqrt[3]{L^2 \cdot G}$. — Das ergibt den voraussichtlichen Lebenshaltungswert nach zwei Monaten. Für den 1. Mai zum Beispiel beträgt der Elsas'sche Lebenshaltungswert der Mark 3,19 Friedenspfennige, der Großhandelswert 1,52 Friedenspfennige. Als Lebenshaltungswert für den 1. Juli wären also 2,49 Pfennige vorauszusehen. In 2½jähriger Kontrolle dieser Methode (die natürlich nur auf diesen zweimonatigen Zeitraum und auf diese beiden Indizes zutrifft — für andere müßten evtl. neue Formeln gefunden werden), — in 2½jährier Kontrolle will Dr. Elsas nur Unstimmigkeiten von höchstens 8½ % zwischen Vorausberechnung und Wirklichkeit festgestellt haben. Trifft das zu, so ist in Wahrheit eine Entdeckung von außerordentlicher sozialer und kommerzieller Wichtigkeit gemacht. Denn es würde dadurch für alle Lohnverhandlungen und Kalkulationen wenigstens innerhalb eines kleinen Zeitraums endlich wieder die sichere Basis gegeben sein, deren Fehlen jetzt zu den schwersten Hemmnissen unseres wirtschaftlichen Lebens gehört.

ARGENTARIUS AD MOENUM

WÄHRUNGSDÄMMERUNG

Im Nachfolgenden ergreift der Leiter einer unserer angesehensten und bedeutendsten Privatbanken das Wort. Die Leser des „Tage-Buch" werden seinen Ausführungen umso bereitwilliger folgen, als sie in vielen Teilen mit hier schon vertretenen, häretischen Ansichten übereinstimmen.

Unendlich viel ist in den letzten Jahren und Monaten über die Währungsfrage geschrieben worden. Fast will es scheinen, als ob das Problem bis in seine letzten Tiefen durchforscht sei und als ob nichts Neues mehr darüber gesagt werden könne. Indessen: einen Ausweg aus den Schwierigkeiten, in denen sich die Mehrzahl der valutaschwachen Länder — ihnen allen voran Deutschland — befindet, hat bis jetzt noch niemand aufzuzeigen gewußt. Das läßt beinahe den Schluß zu, daß die Gedankengänge, die schon fast mit schematischer Ähnlichkeit wiederkehren, vielleicht doch nicht genügend in die Tiefe gedrungen sind.

In einem Punkt herrscht in allen Lagern Ubereinstimmung: die Aufgabe, die deutsche Wirtschaft der Gesundung zuzuführen, ist riesengroß und es bedarf der heroischsten Anstrengungen, um sie erfolgreich zu lösen. Es kann auch nicht verkannt werden, daß nach einer Richtung hin heroischen Gesten bereits Taten gefolgt sind, nämlich auf dem Gebiete des Steuerwesens, jedoch wohl bemerkt, bis jetzt nur bezüglich der Steuergesetzgebung, nicht aber der Steuerzahlung.

Es ist jedoch nicht schlechter Wille der Steuerzahler, sondern die Schwankungen, oder richtiger gesagt, der fortschreitende Entwertungsprozeß der Mark, der das Steuerproblem unlösbar macht. Auch wer es mit seiner Steuerpflicht ernst nimmt, ist nicht in der

Lage — wenn er sein Geschäft als vorsichtiger und solider Kaufmann betreiben will — seine Steuererklärung nach den Grundsätzen aufzustellen, die vor dem Kriege Geltung hatten. Es ist ein heikles Thema, dessen Erörterung jeder Steuerzahler gern vermeidet. Je ehrlicher der kaufmännisch tätige Steuerzahler im Grunde seines Herzens ist, um so klarer wird es ihm, daß das Gesetz heute Unmögliches von ihm verlangt; aber statt dies deutlich auszusprechen, sucht man sich schlecht und recht durchzuschwindeln. Das kann wahrlich nicht als Heroismus bezeichnet werden. Mut hätte nur der, der öffentlich die Wahrheit bekennt, und Wahrheit tut heute mehr not als je. Wenn also schon die Prämisse nicht richtig ist, dann können auch die Folgerungen, die daran geknüpft werden, nur falsch sein.

Mögen noch so viele Meinungsverschiedenheiten im Lager der Entente und im unsrigen herrschen — in einem Punkte sind seltsamerweise Freund und Feind einig: Erst müssen Staats-Einnahmen und -Ausgaben balanziert, dann erst kann an eine Ordnung der Währungsverhältnisse herangetreten werden. Der Gedanke, ob es nicht vielleicht richtiger wäre, umgekehrt vorzugehen und erst die Währung und dann die Staatsfinanzen zu sanieren, scheint noch nirgends aufgetaucht zu sein, denn bei Bekämpfung der Inflation, in deren Natur ein Anwachsen nicht nur in einfacher, sondern vielmehr in geometrischer Progression liegt, hätte vielleicht — so wie es in England der Fall gewesen ist — das Anziehen der Steuerschraube vom Beginn der Ausgabensteigerung an Aussicht auf Erfolg versprochen. Wer in dauernder und intimer Fühlung mit dem Wirtschaftsleben steht, kann jedoch heute die niederdrückende aber immer klarer werdende Empfindung nicht loswerden: Es ist zu spät!

Die Frage, was nun geschehen soll, wenn es nicht gelingt, das Budget zu balanzieren — wie es doch immerhin den Anschein hat — dürften sich bis jetzt wohl erst die wenigsten vorgelegt haben. Statt ein neues Fundament zu legen, nachdem das alte die Riesenlast, die darauf ruht, nicht mehr zu tragen vermag, glaubt man immer noch, mit billigen Rezepten und Schlagwörtern dem Übel wehren zu können. Das beliebteste unter diesen Schlagwörtern ist der Ruf nach „Stabilisierung der Mark“. Ausländer — und nicht die dümmsten unter ihnen — haben bis vor nicht zu langer Zeit geglaubt, Deutschland sei hierzu aus eigener Kraft in der Lage. Daß dies indiskutabel ist, dürfte nachgerade allgemeine Überzeugung geworden sein. So hofft man auf Rettung durch eine Anleihe. In bewunderungswürdigem, durch keine Enttäuschung erschüttertem Optimismus glaubt man in Deutschland auch heute noch, daß uns das Ausland die bisher so streng versagte Hilfe nunmehr gleichzeitig für Zahlungen der Reparation und für die Stabilisierung der Währung leihen werde. Riesensummen werden genannt, die Deutschland von verschiedenen Ländern zur Verfügung gestellt werden sollen, während doch die ganze Welt in ihren entferntesten Teilen unter den schwersten Wirtschaftskrisen, die je zu verzeichnen waren, leidet. Noch hat uns keine Erfahrung, kein Blick auf die so lehrreiche Entwicklung in Österreich — denn Österreich hat schon Auslandskredite erhalten — die Augen geöffnet. Aber selbst gesetzt den Fall, daß es gelänge, die Verfügung über ausreichende Aus-

landsguthaben zu gewinnen, um mit ihrer Hilfe ein weiteres Fallen der Mark hintanzuhalten — mit welchen Mitteln soll ein Anziehen der Mark verhütet werden? Eine Stabilisierung soll ja nach Ansicht der Fachleute nicht nur die Bewegung nach unten, sondern ebensosehr nach oben — zum mindestens eine plötzliche und ungewollte — erfassen. Als einzig wirksames Mittel dagegen bliebe wohl nur die Abgabe von Mark. Es wäre das in gewissem Sinne nichts anderes, als wenn die neutralen Staaten Noten drucken und Kredite ans Ausland geben würden, um ihre Währung nicht zu hoch steigen zu lassen. Ungeachtet aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die sich aus dem hohen Stande der Währung in den neutralen Staaten für diese ergeben haben, wäre aber doch — wie heute wohl jeder einsieht — ein solcher Weg der verkehrteste, den diese Staaten einschlagen könnten.

Zu den am häufigsten gebrauchten Schlagworten der Währungssachverständigen gehört dieses: Die Besserung der Mark darf unter keiner Bedingung schnell, sie muß langsam erfolgen, wenn sie nicht eine verheerende Wirkung auf das ganze Wirtschaftsleben ausüben soll. Es ist recht fraglich, ob sich wohl schon jemand vergegenwärtigt hat, welche Folgen sich für die deutsche Wirtschaft ergeben würden, wenn die Mark sich etwa so allmählich, wie sie sich verschlechtert hat, wieder bessern sollte. Es würde das kein Sterben, wohl aber ein Siechtum der deutschen Industrie bedeuten, durch das ihr die letzten Reserven und die letzte Kraft entzogen würden. Eine Industrie kann zur Not feiern, wie das Beispiel mancher umliegenden Staaten zeigt, ohne zugrunde zu gehen; aber sie kann nicht eine allmähliche, sich über Monate und Jahre erstreckende Preisrückbildung überdauern, ohne in ihren Grundlagen erschüttert zu werden. Eine plötzliche Krisis — mag sie noch so scharf sein und mag sie das derzeitige Preisniveau um die Hälfte oder drei Viertel reduzieren — wird den gut fundierten und gut geleiteten Unternehmungen nichts anzuhaben vermögen, denn mit dem Preisabbau wird ja eine Besserung der Währung oder gar eine Währungsreform Hand in Hand gehen, so daß der Wert der Aktiven — auf der Basis der Weltmarktbewertung — nur wachsen kann. Nur diejenigen Wirtschaftsbetriebe, die sich zu weit vorgewagt und zu stark mit Kredit gearbeitet haben, werden auf der Strecke bleiben.

Daß eine Sanierung unserer Wirtschaftsverhältnisse nicht ohne Opfer zu erreichen sein wird, ist klar. Vom moralischen Standpunkt aus brauchte es jedenfalls nicht bedauert zu werden, wenn von dem Umschwung nicht die Haussiers, sondern diejenigen, die mit der Mark à la baisse gelegen hatten, empfindlich betroffen würden. Also nicht langsam, sondern so schnell wie möglich, gleichsam über Nacht, müßte die Erholung der Mark auf das Niveau, auf dem der Aufbau einer neuen Währung sich vollziehen kann, erfolgen. Schön wäre es ja, wenn bekannt gegeben werden könnte: „Von heute ab tritt der Umschwung ein", damit jeder noch schnell seine Lage bereinigen könnte; aber es wird in solchen Dingen wohl ebensowenig „geschellt" wie an der Börse, wo auch eine Bewegung oftmals unvermittelt durch ihr Extrem abgelöst wird.

Wie kann nun eine Entwicklung der Mark nach oben herbeigeführt werden? Vermutlich, wie die Dinge liegen, nur durch Maßnahmen, die dann wirklich das Prädikat „heroisch" verdienen wür-

den. Deutschland, das bis jetzt aus kluger politischer Erwägung alle Forderungen der Entente angenommen hat, muß schließlich einmal mit der letzten Endes doch unmöglichen Erfüllungspolitik Schluß machen. Nicht was die Alliierten fordern, sondern was wir tatsächlich zu zahlen vermögen, kann die Grenze für unsere Leistungspflicht bezeichnen. Diese Linie ist verhältnismäßig gar nicht so schwer zu finden. Es genügt, von weiteren direkten oder indirekten Verkäufen von Mark ins Ausland durch amtliche Stellen oder auf deren Veranlassung abzusehen, um die Lage zu klären. Wie die Wechselkurse sich entwickeln werden, wenn Deutschland selbst nicht mehr Abgeber von Mark ist — wie etwa an Feiertagen, die in Deutschland, aber nicht in Amerika gehalten werden — hat man in letzter Zeit mehrfach feststellen können. Was nach Bezahlung des dringenden Einfuhrbedarfes Deutschland verbleibt, wird der Entente als Reparationszahlung zur Verfügung gestellt. Darüber hinaus muß es heißen: „Non possumus" — gleichgültig, ob die von den Ententepolitikern festgesetzte Summe erreicht ist oder nicht. Solcher wahrer Erfüllungswille wird — ohne Rücksicht auf die geleisteten Zahlungen — im gesamten Ausland richtig eingeschätzt werden.

Ob mit einer derartigen teilweisen Zahlungseinstellung nach außen auch eine Zahlungseinstellung nach innen Hand in Hand gehen müßte, ist eine Frage mehr praktischer Erwägung. Zweifellos würde eine solche Aktion im Auslande eine sehr starke Wirkung ausüben, ohne — wenn richtig vorbereitet — nach innen eine allzu große Verheerung anzurichten. Sicherlich würde die Bahn, sowohl für Verhandlungen mit der Entente, als auch für den Aufbau einer neuen Währung, dadurch viel schneller frei werden. Selbst wenn uns das Ausland bei der Sanierung der Währungsverhältnisse nicht hilft, erscheint es nicht undenkbar, daß in Deutschland eine neue Währung aus eigener Kraft aufgebaut wird, sofern uns nur unser alter Goldbestand verbleibt und alle Wirtschaftskreise durch Bereitstellung von Goldwerten und echten Warenwechseln die Basis für eine neue Notenausgabe schaffen.

Mut gehört allerdings zu einem solchen Vorgehen; indessen kann der Schritt nicht früher gewagt werden, als nicht die psychologischen Voraussetzungen dafür geschaffen sind, denn sonst wird Deutschland ebenso sicher dem Bolschewismus anheimfallen, wie die Revolution unvermeidlich wurde, nachdem durch Lug und Trug während vier Kriegsjahren die Masse des Volkes über den wahren Ernst der Lage getäuscht worden war. „Keinen besseren Vorkämpfer für den Bolschewismus" — sagt Keynes in seinem ersten Buche — „gibt es, als die Inflation." Wenn es also nicht gelingt, das Reparations- und Währungsproblem in wirklich befriedigender Weise zu lösen, dann verzichtet Deutschland besser auf jede Hilfe aus dem Auslande. Jedes Beschwichtigen oder Schönfärben wäre dann aber ebenso zwecklos wie der Versuch, mit Hilfe wachsender Inflation die Erklärung der Zahlungsunfähigkeit des Deutschen Reiches weiter hinauszuschieben. Das Deutsche Reich wäre dann in der Lage eines Kaufmannes, der überschuldet ist, aber die Kraft zur Schaffung einer neuen Situation in sich fühlt. Es gilt, den Mut zu haben, die Zahlungsunfähigkeit zu bekennen, um zu retten, was zu retten ist und um alsdann den Wiederaufbau beginnen zu können.

GLOSSEN

BRIEFE EINES CHALUZEN

Ich habe noch den schlechten Geschmack von dem blühenden Blüher im Mund, von der aufgedonnerten Seichtheit dieses tyrannischen Jugendschriftstellers und seiner „sezessio judaica", da treibt mir ein glücklicher Zufall Briefe eines jungen Juden in die Hand. Dr. Oswald L., ein geborener Karlsbader, als Konzipient in einem Wiener Anwaltsbüro tätig, entschloß sich eines Tages als landwirtschaftlicher Arbeiter nach Palästina zu gehen. Er führte den Beschluß nicht jäh und unüberlegt aus, sondern bildete sich zuerst auf einem Landgut in Böhmen praktisch aus. Im Sommer 1920 fuhr er nach dem heiligen Land, schloß sich dort der sozialistischen Genossenschaft „Awodah" an und arbeitete im Schweiße seines Angesichts. Ein halbes Jahr später kam ihm seine junge Frau nach. Die Briefe dieses jungen Menschen an seine Angehörigen sind in der vorzüglichen, immer anregenden Monatsschrift „Der Jude" abgedruckt, die Martin Buber im Jüdischen Verlag (Berlin) herausgibt. Nie ist das Palästina von heute schlichter und schöner gemalt worden als in diesen Briefen, die ein durch körperliche Arbeit Erschöpfter abends nach vollbrachtem Tagwerk absatzweise schrieb. Es gibt keine Ruhmredigkeit in diesen Briefen und keine aufgeblasenen Gefühle, aber das Glück eines Menschen, der ein einfaches, hartes, redliches Dasein den absurden Narreteien einer großstädtischen Existenz vorzieht. Nur von den einfachen Dingen ist hier die Rede, von der Hitze in Daganiah, vom Wind, vom Wasser, von den Steinen auf den Feldern, vom Baden, vom Arbeiten. Das Los des Chaluzen, d. i. des jüdischen Einwanderers in Palästina ist ein schweres. Stück um Stück muß das Land wirtlich gemacht, Wüste in fruchtbares Land gewandelt werden. Einmal sagt ein Chaluz: „Wenn in Europa diese Energie, diese Arbeit entfaltet würde wie bei uns, wie müßten sie dort reich sein." Aber der Briefschreiber fügt hinzu: „Doch vielleicht ist es gut, sonst würden wir erschlaffen, und es hat den Juden so in die Höhe getrieben, daß er es immer schwerer als die anderen hatte, wenn ihm nur die Hoffnung geblieben ist, durchzudringen." Die Briefe sind ohne genaues Datum, der Schreiber weiß es nicht, so terminlos verfließt das Jahr, nur durch die paar großen Feste geteilt. Daganiah ist eine kommunistische Kolonie. Aus den Briefen dieses jungen Menschen

vernimmt man nur die seltenen Harmonien, die in dieser kühnen Siedelung entstanden sein müssen, wahrscheinlich hat der Briefschreiber kein Ohr für Dissonanzen. Das Einzige, was ihn bedrückt, ist seine mangelhafte Kenntnis des Hebräischen, das hier überall gesprochen und geschrieben wird. Sein Hebräisch wird noch belacht . . . Hier liegt für mein Gefühl eine der schwersten Fragen des Einwanderers. Kann man denn eine bisher fremde Sprache plötzlich zu seiner Muttersprache ernennen? Noch so triftige, historische und Vernunftgründe können die Trennung vom Deutschen nicht gutmachen. Liest man diese Briefe, die in einem reinen, schlichten, melodischen Deutsch geschrieben sind, dann ermißt man erst das größte Opfer und den tiefsten Verzicht dieses Auswanderers. Er hat eine Heimatwelt an Worten hingegeben. Aber sein tätiges Leben ist von einer Idee durchleuchtet, und also ist er glücklich. Die Briefe dieses Chaluzen, und wahrscheinlich nicht nur seine, sind für jeden, der über Juden und Judenfragen reden will, unentbehrlich. Hier ist ein neuer heiter-heroischer Judentypus herangewachsen, der nicht im Ghetto und nicht auf dem Boulevard gedeihen konnte. Aber wer diesen höchsten Typus nicht kennt, dürfte über Juden und Judenfragen nicht mehr mitreden.

FILM-TAGEBUCH

NOCHMALS: Dr. MABUSES WELT

Manche wandten gegen meinen Artikel in Nr. 18 des „Tage-Buch" ein, daß ich zu freundlich über den Film Dr. Mabuse (1. Teil) geurteilt habe. Aber ich sprach zustimmend ja nicht über das Manuskript, nicht über Leistungen der Filmspieler, sondern über die Bemühungen des Regisseurs Fritz Lang und des Photographen Karl Hoffmann.

Mit vollem Bewußtsein streiche ich so einen Gegenwartsfilm heraus, — angesichts der kommenden Flut historischer Prunkfilme, welche, die Konjunktur der „Lady Hamilton" und des „Fridericus Rex" freventlich und fälschlich nützend, die Entwicklung des deutschen Films wieder in eine überwundene Periode zurücktreiben wird. Es ist die selbstverständliche Pflicht des Kritikers, einen Regisseur zu stützen, der unsere Gegenwart, unsere Erregungen, unsere Gefühle erfindungsreich, geschmackvoll, mit Temperament, wenn auch manchmal danebenhauend, in die Breite sich verlierend, mit film-gemäßen Mitteln für das Kino formt und anschaulich macht.

Und wenn man einwendet, daß sei ja garnicht unsere reale Gegenwartswelt . . . und so stelle sich der kleine Moritz die Welt vor, — so sage ich: dann ist diese kleine Moritz-Welt für das ganze Film-

spiel eben wichtiger und besser als die detaillistisch — getreu abphotographierte; denn der gute Filmregisseur Moritz sieht oder ahnt die Realität der Welt so gesteigert, filtriert, extrahiert, komponiert, daß sie ins Typisch-Phantastische erhöht wird. (Das ist auch das Geheimnis der Komik Chaplins).

Darum: Daffke: nun grade, weil Lang und Hoffmann sich wissentlich bemühen, nicht der Natur gewissenhaft nachgestellte Wirklichkeit abzuphotographieren, sondern Extrakt, Steigerung, Erregung, Komposition geben wollen, nämlich die Elemente, von welchen man im Film allein als „Kunst" reden kann, — so lobe ich die beiden Filmleute auch anläßlich des 2. Teils des „Dr. Mabuse". Es kommen wiederum herrliche Wirkungen aus Licht und Dunkel, in wohlberechneter Bewegung, in Aufteilung des Raumes, im Bildmäßigen zustande. Lang und Hoffmann wissen, daß Film nicht Theater ist, sondern Bildwirkung, in welche Bewegung bildmäßig hineinkomponiert ist.

Die Handlung dieses zweiten Teils ist zwar noch schlechter als die des ersten; man hat gerade die besten Elemente des Jacquesschen Romans fortgelassen und auch den wirkungsvollen Schluß — Entführung und Kampf im Flugzeug hoch in den Lüften — vereinfacht in das konventionelle Ende, daß man den gehetzten Mabuse, irrsinnig geworden, inmitten der Haufen seiner gefälschten Geldscheine findet. Man traute sich wohl an die technischen Schwierigkeiten des Originalschlusses nicht heran; die Amerikaner aber haben — die Gerechtigkeit gebietet es zu sagen — derartige Kämpfe und tolle Kletterkunststücke im Flugzeug — schon oft und gut gemacht.

In diesem zweiten Teil ist Mabuse eigentlich nur ein gewöhnlicher Verbrecher, und manches schon manchmal Gesehene wird hier nochmals gezeigt, — aber grade diese nicht neuen Sachen sind instruktiv für das soeben Gesagte: man sehe, wie viele neue Wirkungen, Spannungs- und Erregungsmotive da nicht aus der Handlung, sondern aus den Möglichkeiten der kinematographischen Technik herausgeholt sind. Der Erfolg dieses Films ergibt sich aus der ungewöhnlichen Vereinigung von Erfindungskraft und Geschmack des Regisseurs mit der technischen Vollkommenheit des Photographen. Wie hier mittelmäßige Schauspieler durch Beherrschung der kinematographischen Möglichkeiten gesteigert sind; wie die Leute von den Gespenstern ihrer Einbildung gejagt werden; wie selbst Titel und Worte unmittelbar mit „spielen"; wie der Staatsanwalt von dem hypnotischen Wort „melior" im Auto durch die Nacht gepeitscht wird, das haben — die Gerechtigkeit gebietet es zu sagen — auch die Amerikaner noch nicht gemacht.

Kurt Pinthus.

PIELS „SCHWARZES COUVERT"

Sensationsfilme haben die Logik der Kraft. Es mögen die unwahrscheinlichsten Dinge geschehen, die Kraftleistung bändigt den Zuschauer und macht ihn unlogische Konstruktionen vergessen.

Die Sensation steht im Vordergrunde der Handlung, alles andere geschieht nur um ihretwillen, ist Füllsel. Wenn der Held ein Mädchen liebt, tut er dies, um sie aus dem brennenden Hause zu retten, der Eisenbahnzug fährt nur, damit irgendwer auf der Lokomotive Kopf stehen kann.

Dieser Maßstab ist an Harry Piel-Filme zu legen. Sie sind der Rahmen für einige halsbrecherische Kunststücke des Hauptdarstellers, und wenn das Publikum, — das tagtäglich in die Frohn geht und nur vor Kraft und Geld Respekt hat — bei irgendeinem Todessturz den Atem anhält, so ist der Zweck erreicht. Die Autoren des schwarzen Kuverts — Alfred Zeisler und Viktor Abel — sind von diesem Grundsatze ausgegangen. Sie haben jede störende literarische Finnesse beiseite gelassen und einen handfesten Film geliefert, der die eingebauten Sensationen geschickt und effektvoll umgibt.

Ich habe irgendwo gelesen, daß Harry Piel der Held der kleinen, willigen Mädchen sei. Das sollte Ironie sein und ist höchstes Lob. Kann einer, der kilometerlang die tollsten und edelsten Dinge treibt, ein Menschenleben nach dem andern rettet, und nie das Genick bricht, ein Wegener sein? Soll er bei seiner Wanderung von Sensation zu Sensation auf Mätzchen verzichten, die bei Caligari deplaciert wären. Nein, solange Piel der Held der kleinen Mädchen bleibt, ist er auf dem richtigen Wege. Wehe, wenn wir Literaten ihn lobten.

Eljen.

EINE FILMOPER

Schon die Bezeichnung Filmoper ist aufreizend. Zwei völlig gegensätzliche Begriffe sind da in ein Wort gedrängt. Ohne jede Berechtigung in ein Wort gedrängt, denn was da diesseits und „jenseits des Stromes" zu sehen ist, ist weder Film noch Oper, ist höchstens in Anbetracht der verschwendeten Mühe eine traurige Angelegenheit.

Zur Charakteristik des Textbuches ein Zitat: „Zerspringe nicht, mein Kopf." So ist das ganze Libretto. Durch das opernmäßige Agieren der Filmdarsteller — rechte Hand auf linke Brust, Mund sperrnagelweit geöffnet — soll es seelische Belebung erfahren. Dazu gibt es irgendeine Begleitmusik, in der sich Fachleute anerkennend äußerten. Mich hat sie gelangweilt.

Wozu das alles? Irgendjemand sagte mir, Filmopern seien in erster Linie für kleine Städte bestimmt, die sich den Luxus eines ständigen Opernensembles und einer teuren Opernausstattung nicht leisten können. Gott bewahre Jüterbog oder Lauscha vor dieser Berliner Erfindung. *Eljen.*

STIL DER ZEIT

Die Berliner Staatsoper, Deutschlands repräsentativstes und angeblich beispielgebendes Musikinstitut, schlägt an allen Litfaßsäulen Plakate an: „Gastspiel des italienischen Meistertenors Bernard de

Muro, erstes Auftreten in Deutschland." Meistertenor? Ja, das ist Zeitgeist! Meisterboxer, Meisterringer, Meisterathlet, — warum also nicht auch Meistertenor? Reklame, Reklame, das ist's, was uns not tut! Nächstens wird das Kaiser-Friedrich-Museum eine Ausstellung des ff. holländischen Meistermalers Rembrandt v. Rhyjn inserieren; Bayreuth wird mit Karten zu Aufführungen des champion-composers Richard Wagner hausieren gehen. Und der schlesische Provinziallandtag, der eine kleine Subvention des Breslauer Hauptmann-Jubiläums ablehnte (da hatte er keene Verwendung fier!), hätte sicher begeistert jede Summe gespendet, wenn man die Veranstaltung als Feier des unbesiegbaren mitteleuropäischen Matador-, Preis- und Weltmeisterschaftsschwergewichtsdichters angekündigt hätte.

DER ANGLER AM ZEITUNGSSTROM

Courths-Mahler und Julius Bab

Einem Ausfrager erzählte Frau Hedwig Courths-Mahler, sie sei ein Jahr lang Mitarbeiterin der „Welt am Montag" gewesen. Sie habe, unter einem Pseudonym, alle vierzehn Tage eine Skizze geliefert. Das klingt sehr wahrscheinlich. Frau Courths-Mahler, die Dichterin der „Welt am Montag", Julius Bab der Kritiker der „Welt am Montag". . . Es ist eine deutsche Tradition, daß politisch radikale Blätter in ästhetischen Fragen herzlich rückständig

und schlecht beraten sind. Es ist als ob diese volkstümlichen Zeitungen ihr frisches Vorkämpfertum in politischen durch ein lahmes Nachhinken in ästhetischen Belangen vor der breiten Masse wieder gutmachen wollten.

ANEKDOTEN

KINDERTRAGÖDIE

Nach Hans Reimann

Max und Else lagen im Walde. Max mußte mal und traute sich nicht. Zuerst versuchte er's mit Wälzen. Das hält eine Weile vor. Dann war's aus. Max redete krampfhaft. Else hörte strahlend zu. Bis sie den kleinen Bach erblickte, der gemächlich unter Maxens Beinen dahinfloß. Erst war sie verblüfft, dann begriff sie. Stand auf, sagte „Ferkel" und ging davon. Max blieb im Bächlein liegen.

Dies ist die ganze Geschichte.

Otto Bogs.

DER NEUE THEATERDICHTER

„I werd jetzt Stuckschreiber", sagt der Altwiener Komiker Willi Thaller zu seinen Kollegen, „es is ja ganz leicht. I stell a großmächtiges Bett in die Mitten der Bühne, leg a Madel im Hemd hinein und stell rechts und links ein Mannsbild hin. Da ist die Komedi fertig."

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 21):

Diesem Heft liegt je ein Prospekt des Malikverlages in Berlin und des Verlages von Fr. Cohen in Bonn bei, auf die wir besonders hinweisen.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39.

Pressestimmen über die Erstaufführung von Arnolt Bronnens Drama „Vatermord“

Fritz Engel im „Berliner Tageblatt“: Bronnen wirkt unmittelbar und damit blieb er gestern heimlicher Sieger auch bei denen, die ihm eine Niederlage bereiten wollten.

Monty Jacobs in der „Vossischen Zeitung“: Hier spricht ein Starker.

Emil Faktor im „Berliner Börsen-Courier“: Mehr noch als der donnernde Beifall bestätigte dem jungen Österreicher Arnolt Bronnen die Schärfe der Entrüstung die Ungewöhnlichkeit seines Temperamentes.

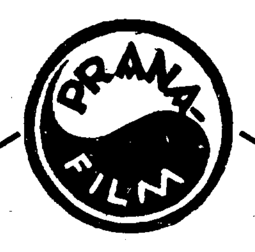
Herbert Ihering im „Tag“: Einen der stärksten Theatereindrücke der Spielzeit hat man der eruptiven Kraft dieses jungen Dichters zu danken.

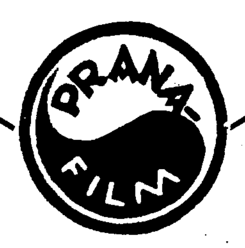
Fechter in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“: Dieser Autor hat durchaus gestaltende Energie, weiß Menschen und ihre Atmosphäre hinzustellen.

„Berliner Börsenzeitung“: Dieser Österreicher ist ein Dramatiker.

„Berliner Morgenpost“: Das Stück lohnte den Sturm, den es hervorrief.

„Reichsbote“: Das Stück ist das Werk eines Dichters.


PRANA-
FILM


PRANA-
FILM

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Juniwoche.

Die Auslandsberichterstattung der deutschen Presse ist kläglich geworden. Armut und noch mehr Knickerei der Verleger, Mangel an journalistischen Talenten und noch mehr Unfähigkeit der Leiter, Talente zu erkennen und zu gewinnen, sind die Ursachen dieses jähen Niedergangs der Zeitungen. Mit Ausnahme der „Frankfurter Zeitung" hat kein deutsches Blatt Berichterstatter im Ausland, die nicht nur telegraphieren, sondern auch werten können. Sonst hätten in den letzten Wochen einige Artikel von Hervé nicht beinahe untergehen können, die charakteristisch sind für den langsam einsetzenden Klärungsprozeß des französischen Geistes. (Während diese Zeilen in Druck gehen, erscheint eine etwas spöttische Würdigung der Hervéschen Artikel im „Berliner Tageblatt.) Gewiß, Hervé ist ein Eingänger, aber Einer mit politischer Witterung und überdies im Kontakt mit dem Quai d'Orsay, wie seine kleinen Stimmungsberichte im „Petit Parisien" beweisen. In seiner „Victoire" ist er ungenierter, phantastischer, persönlicher, Da hat er nun meherere Aufsätze über die Verständigung mit Deutschland losgelassen, in denen er mit Hervéschem Elan verlangt, daß Frankreich Deutschland die Hand zur Versöhnung hinstrecke. Selbstverständlich nach der Regelung der Wiedergutmachung. Dieses Einvernehmen will Hervé auf folgende Grundlage stellen:

1. Frankreich stimmt dem Anschluß Deutschösterreichs zu.
2. Frankreich verzichtet auf die Besetzung des Rheingebietes, vorausgesetzt, daß das Rheinland innerhalb Deutschlands autonom und militärisch neutral bleibe.
3. Das Saargebiet wird an Deutschland (mit kleinen Grenzberichtigungen) zurückgegeben.
4. Der Freistaat Danzig fällt an Deutschland zurück, Polen erhält einen anderen Freihafen.
5. Deutschland erhält Togo und Kamerun zurück.
6. Frankreich verzichtet auf die Meistbegünstigungsklausel des Versailler Vertrages und schließt auf Grund der Geichberechtigung einen Handelsvertrag mit Deutschland.

Dagegen verlangt Hervé Annullierung des Vertrages von Rapallo, Bündnis mit Polen und Rumänien gegen einen Angriff Sowjetrußlands, Wiedergutmachung bis an die Grenze deutscher Leistungsfähigkeit und eine moralische Verurteilung der am Kriegsausbruch

schuldigen Kaiserlichen Regierung . . . Hervé, unverantwortlicher Monologsprecher, hat in Frankreich keine Partei hinter sich. Seine Kundgebungen sind nicht einmal ballon d'essays des Auswärtigen Amtes — des Pariser, versteht sich. Aber wozu wurde jede chauvinistische Ausschweifung Hervés in deutschen Zeitungen breitgetreten, und warum fielen diese Aufsätze fast unter den Tisch? Hervé wird heute noch in Pariser Arbeitervierteln gelesen und deshalb sind seine Projekte und Scherze charakteristisch für die Launen und Stimmungen des Pariser Volkes. Berichterstatter, die werten können, durften diese Aufsätze Hervés nicht ganz beiseite schieben.

Übrigens wertet man in den Redaktionen nicht nur ausländische Zeitungen falsch, die Zeitungsschreiber lesen auch keine Bücher mehr (oder wenigstens nicht für die Zeitung, sondern nur privat, als gebildete Leute, die mit ihrem besten Wissen in der Zeitung nichts anfangen können und dürfen). Wie hätte sonst ein so ausgezeichnetes Buch, wie das vor drei Monaten erschienene Werk: „Die Tragödie Deutschlands" von „einem Deutschen", bei Duncker & Humblot, München, erschienen, so unbemerkt bleiben können? Es ist vorläufig das beste, das umfassendste, das vielseitigste Buch, das über den Zusammenbruch Deutschlands geschrieben wurde. Freilich ist es nicht mit einem sensationellen Autornamen geschmückt. Aber werden denn in Deutschland nur mehr bekannte, d. h. meistens ausgeschriebene Autoren gelesen? Dieser Autor hatte den Ehrgeiz, daß sein Werk, nicht er gewürdigt und verdaut werden sollten, deshalb blieb er im Dunkel. Das Buch gibt eine erfrischende, freimütige Geschichte des Weltkrieges, offenbar von einem höheren deutschen Offizier herrührend. Man möchte den Verfasser in einer höheren geistigen Schicht über Gröner und Seeckt suchen, aber gibt es denn die? Der Verfasser ist aber auch in der politischen Geschichte zuhause. Er hat auch das Wichtigste der englischen und französischen Kriegs- und politischen Literatur zu seinem Bilde verarbeitet. Und er hat — seltener Fall für einen deutschen Offizier und Politiker — psychologischen Blick. Sein Porträt Wilhelm II. ist, ohne Haß, unerbittlich . . . Dies Buch, durchaus sachlich, vom Geiste des jungen Moltke beseelt, national, aber nicht europablind, ist das beste Gegengift wider den politischen Kitsch des Kronprinzenromans, wider die giftigen Ludendorffgeschichten und das banale Hindenburgtheater, das jetzt in der Provinz so gern gespielt wird. Hätten wir eine Republikanische Presse, in der Bücher gelesen werden, dann wäre dieses Werk zum wichtigsten des Jahres ausgerufen worden und nicht nur dieses Jahres. Es gehört zur „Tragödie Deutschlands", daß auch die große Presse mehr oder minder niedergebrochen ist, so daß ein politisches Standardwerk wie dieses kaum beachtet wurde. Und es wäre nötig, dies heilsame, freie, hoch gebaute Werk mit tausend Trompeten zu verkünden.

I. Der Kampf um die Ehre.

Im Jahre 1909 gründet der Ingenieur Otto Wiener die Albatroswerke. Sie sind von Anfang an die bedeutendste deutsche Flugzeugfabrik, beschäftigten vor dem Kriege über tausend Arbeiter, später drei- und viermal so viel Leute. Sein Kompagnon Dr. Walter Huth begnügt sich mit der Einzahlung des halben Gründungskapitals; im Werke selbst läßt er sich nicht sehen, das leitet, organisiert, kommandiert Otto Wiener. Ein Bewunderer nennt ihn schmeichlerisch den „Napoleon des deutschen Flugwesens“. Unbestritten ist, daß seiner Initiative, seiner Fachleidenschaft, seinem kaufmännischen Elan die Schaffung des Werkes zu danken ist, das die Heeresverwaltung im August 1914 hätte aus dem Boden stampfen müssen, wenn dieser zähe Österreicher es nicht längst geschaffen und aufgezüchtet hätte. Solche Schöpfer sind herrische Naturen, müssen es sein. Sogar die Herren vom Kriegsministerium kriegen die Barschheit Wieners zuweilen zu fühlen. So wird der Chef der Albatros knirschend geschätzt. Im Frühjahr 1914, während Wiener in London weilt, bestellen italienische Offiziere in den Albatroswerken einige Flugzeuge, die mit Einrichtungen für Funkentelegraphie versehen sind. Zwar ist's kein Geheimnis, was da geliefert wird, aber es sind ein paar Kupferlitzen aus dem Reichsbestand verwendet worden, deshalb zeigt Wiener den Vorgang nachträglich der Militärbehörde an. Die nimmt die Tatsache zur Kenntnis ohne Wiener ferner Geheimhaltung ans Herz zu legen, geschweige denn eine Affaire zu machen.

August 1914. Fieberhafte Arbeitssteigerung in den Albatroswerken. Spionenkoller allenthalben. Ein entlassener, wie sich später herausstellte, geisteskranker Beamter, denunziert Wiener als Spion. Eine lange Liste von Bezichtigungen. Alle erweisen sich als haltlos. Aber auf eine beißt sich ein Herr im Reichsmarineamt fest: Wiener hat Flugzeuge nach Italien, dem damals noch treu Verbündeten, geliefert, und sie waren mit geheimzuhaltenden Einrichtungen für Funkentelegraphie ausgestattet. Zwar hat Krupp im Kriege noch Kanonen für's Ausland geliefert, Geschütze, die dann pünktlich gegen die deutsche Front gerichtet wurden — besonders Italien hat er noch bis in die Tage der italienischen Kriegserklärung reich bedacht — aber Krupp stand unter kaiserlichem Schutz. Dieser fanatische Österreicher, der alles besser wußte, zum Überdruß noch Jude, in ein paar Jahren hochgekommen, im Begriffe, noch hurtiger hinaufzuklettern, mehr sachlich als liebenswürdig, stand den Kommandeuren im Kriegsministerium im Wege. Am 20. Oktober nahm man Wiener in Haft.

Zur Untersuchung ließ man sich Zeit. Über ein Jahr lang. Beim besten Willen konnte nicht mehr haltbares Material aufgetrieben werden als den Verkauf der fünf Flugzeuge nach Italien. In der Verhandlung, die im Dezember 1915 vor dem Reichsgericht

zu Ende geführt wurde, wies Wiener daraufhin, daß die Entwicklung des Flugzeugwesens ganz öffentlich gewesen sei. Zu dem „internationalen Wettbewerb“, der unter Prinz Heinrichs Protektorat knapp vor dem Kriege in Warnemünde stattgefunden, waren ausländische Flieger erschienen und konnten Flugzeuge mit funkentelegraphischen Einrichtungen besuchen und bewundern. In der Fachpresse, ja in amtlichen Publikationen seien solche Flugzeuge publiziert worden, mit feierlicher Genehmigung des Reichsmarineamtes. Nichts, das die Italiener nicht längst wußten, sei ihnen verraten worden. Dem widersprach der Admiral Dick vom Reichsmarineamt, Warnemünde sei nur ein Sportfest gewesen. Nun, ein sehr lehrreiches. Und schließlich fand sich ein kleiner Beamter des Reichsmarineamtes, ein Herr Besch, der früher schon Zusammenstöße mit dem Chef der Albatros erlebt hatte, und erklärte, er habe Wiener ausdrücklich Geheimhaltung aufgetragen. Zwar gab der dreimal Vernommene drei verschiedene Versionen der angeblichen Warnung an. Immerhin verurteilte das Reichsgericht Otto Wiener wegen Landesverrat. Wenn auch alle Einzelheiten bekannt gewesen seien, so komme es auf die Gesamtheit der Anordnung an. Freilich sei seine Tat „keiner verwerflichen Gesinnung entsprungen“, Wiener habe „nicht aus Gewinnsucht, sondern aus einem Mangel an Überlegung gehandelt, der dazu geführt hätte, die Bedeutung und die Folge seiner Tat zu gering einzuschätzen.“ Eineinhalb Jahr Festung.

Eine schöpferische Existenz vernichtet! Ehe noch das Urteil gefällt war, bestellt der Verhaftete einen Geschäftsführer für die Albatroswerke. Die erste Tat dieses Geschäftsführers — Setzer heißt der Edelmann — ist der Antrag an die Militärbehörden, Wiener auch für den befürchteten Fall des Freispruches bis zur Beendigung des Krieges in Schutzhaft zu nehmen. Von dem Tage der Einsetzung dieses Geschäftsführers beginnt eine Jagd auf den Besitz des lästigen Chefs, die als Organisation zur Plünderung eines Wehrlosen beinahe Bewunderung verdient. Doch dieses Kapitel wird auf dem nächsten Blatt ausführlich beschrieben werden. Es soll keiner der Edelleute dem öffentlichen Pranger entgehen.

Nach Verbüßung der Haft wird Otto Wiener ein Zwangsdomizil in Lübbenau zugewiesen. Er darf nicht einmal telephonieren. Die blühenden Albatroswerke werden in Liquidation getrieben. Das Oberkommando in den Marken hat die Verwegenheit, dem Otto Wiener folgenden denkwürdigen Bescheid zuzustellen:

> „Im Interesse der öffentlichen Sicherheit wird Otto Wiener auf Grund des Gesetzes über den Belagerungszustand verboten, irgendwelche g e r i c h t l i c h e oder außergerichtliche Einwirkung auf die in Liquidation tretende Albatros G. m. b. H. in Berlin oder auf deren Betrieb oder auf die Personen der Liquidatoren zu nehmen.“

Als in der zweiten Reichsgerichtsverhandlung dieser Erlaß des seligen Herrn von Kessel zur Sprache kam, womit einem Deutschen

die Anrufung der ordentlichen Gerichte verboten wurde, da sprang der Vorsitzende auf: „Das ist nicht möglich“, doch er wurde durch Vorlage des Dokumentes schnell belehrt, was alles 1916 deutschen Militärs möglich und statthaft schien. Versteht sich, daß Wiener keinen Schritt in seine Fabrik tun durfte. Jedes Wort der Verständigung mit seinem Geschäftsführer ward ihm untersagt.

Er lechzte aus Lübbenau hinaus. Wollte nach Österreich, an die Front. Die preußische Militärbehörde verwehrte es. Er bot seinen Anteil an den Albatroswerken dem Kaiser an, der möge daraus eine Stiftung für gefallene Flieger gestalten. Abgewiesen. Das preußische Kriegsministerium, in dem die Nutznießer der Plünderung Wieners waren, hatten eine andere, praktischere Stiftung im Sinne. Auf Wieners Ansuchen sollte Wolfgang Heine zum Liquidator ernannt werden. Am Tage vor der Ernennung verkauften die vom Kriegsministerium ernannten Liquidatoren die Albratoswerke. Jetzt durfte Wiener nach Österreich. Er legte seinen Fall dem Ehrenrat seines Regiments vor. Der gab ihm seine volle Ehrenerklärung. Die höhere Instanz bekräftigte den Spruch. Der in Deutschland Verurteilte war in Österreich rehabilitiert.

Mit der fanatischen Energie, die er früher seinem Werke widmen durfte, betrieb Wiener die Wiederaufnahme des Verfahrens. Er schleuderte Meineidsanzeigen gegen die Zeugen vor dem Reichsgericht, er frug allerhöchste Herrschaften, ob sie wissen, „daß er unter Mithilfe preußischer Militärbehörden um sein Vermögen gebracht worden sei“, er beschäftigte ein Vierteldutzend Rechtsanwälte. Die Aktenberge häuften sich in seiner Wohnung. Vor allem: Er verschaffte sich die Zeugnisse aller Flugsachverständigen Deutschlands, die bekundeten, er habe nichts verraten, auch nicht fahrlässig.

Der Ehrenhaftigkeit eines reinen Menschen hat er zuletzt den Sieg zu danken. Admiral Dick, von der Kraft des Gewissens getrieben, erklärte vor dem Reichsgericht, er könne seine frühere Aussage, die er auf Grund von Aussagen seiner Untergebenen getan, nicht mehr aufrechterhalten. Da nahm das Reichsgericht den Schein von Makel von Otto Wiener, es sprach ihn am Ende einer erneuten Verhandlung von der Beschuldigung des Landesverrates f r e i. Alten Richtern sind am Tage der zweiten Urteilsfällung unwillkürlich die Tränen in die Augen getreten. Otto Wiener hatte seinen siebenjährigen Krieg gewonnen.

Die Ehre war wiedergewonnen. Aber sein Werk? Sein ihm entrungenes, mißhandeltes, gebrochenes Werk? Es war die Beute einer fliegenden Organisation geworden. Das Reichsgericht war am Ende zu überzeugen. Aber die Nutznießer des versuchten Justizmordes, die Herren Huth, Setzer, Bachstein, Dietrich, unter Führung des Unrechtsanwaltes Rudolf Byk, hielten mit eisernen Zähnen an der errafften Beute fest.

Dieser Kampf um die Beute ist zu grotesk, er muß ausführlich geschildert werden.

Wie man wohl weiß, bereist zurzeit Herr Professor Brunner die Provinz, um sich dort in zahllosen Versammlungen die Richtigkeit seiner Politik bestätigen zu lassen. Er hat es nötig, denn seine Stellung in Berlin ist erschüttert, es bedarf für ihn alle Anstrengungen, sie erneut zu befestigen. Binnen kurzem wird er also wieder in Berlin auftauchen, ein Bündel Zeitungsausschnitte unter dem Arm, wird alle diese Generalanzeiger, Intelligenzblätter und Neueste Nachrichten vor seinen Vorgesetzten ausbreiten und wird sagen: „Bitte, meine Herren, ich werde von einer Volksbewegung getragen." Und man wird nachschauen und sich überzeugen, daß es stimmt. Und da man in Berlin als Vorort einer demokratischen Republik an Volksvoten selbstverständlich nicht verächtlich vorübergeht, wird man vielleicht sein persönliches Bedauern darüber aussprechen, andererseits aber erklärlicherweise in Anbetracht dessen nicht umhin können .... Denn man muß die Realitäten respektieren. Man wird also künftig in kulturpolitischen Angelegenheiten nicht ohne weiteres über Herrn Brunner zur Tagesordnung übergehen können, denn offenkundig: „Millionen Volksgenossen stehen hinter ihm."

Der Widerspruch, den Herr Brunner in seinen Versammlungen und in der Presse fand, ist tatsächlich auffällig gering. Das mag bedauerlich sein, aber es ist so, und beim Vorlegen seines Materials braucht Herr Brunner garnicht einmal sorgfältig zu sichten. Im Gegenteil, geschickt wie er ist, wird er den geringen Widerspruch erst recht betonen, er wird ihn ganz besonders auswerten, ja, er wird gerade auf diesem Ausbleiben der Opposition fußen. Für diesen Augenblick heißt es achtgeben. Ich schieße die Alarmkanone ab. Brunners Vorträge sind Meisterwerke der Demagogie. Sie sind so raffiniert angelegt, daß man nachgerade Lust bekäme, sie zu bewundern. (Jedenfalls kann man daraus lernen.) Alles, was es überhaupt an Vorurteilen in eines Deutschen Brust geben kann, mobilisiert Brunner gegen seine Gegner. Alle Ressentiments, die überhaupt denkbar sind, läßt er spielen. 1. das partikularistische (in der Provinz gegen Berlin sprechen — Erfolg garantiert.) 2. Das Ressentiment der Depossedierten (Marke: Tod dem Schieber!) 3. das nationale (die notorische französische Lüsternheit; die Verseuchung mit Vaudevillefabrikaten etc. etc.) 4. die völkischen (internationaler Völkerbrei) 5. die politischen (Natürlich ist es ein Kritiker der „Freiheit", der wagt, von der „deutschen Formlosigkeit" zu sprechen. „Pfui, Freiheit". Da hat man es ja.) Herr Brunner sagt: „Vor dem Krieg haben wir solche Zustände nicht gehabt." Aber jedes Ohr hört: „vor der Republik". Herr Brunner sagt: „Denken Sie an die Geschlechstkrankheiten!" Und jedermann ist überzeugt, daß nur deshalb ihm in letzter Zeit die Lustseuchen so bedrohlich auf den Leib gerückt sind, weil in Berlin der „Reigen"

und der „Hühnerhof“ gespielt wird. Garantiert Herr Brunner ein Abflauen der Syphilis, wenn Schnitzler verboten wird? Allein es erübrigt sich, Herrn Brunners Methodik inhaltlich zu charakterisieren. Man müßte Bände füllen. Es erübrigt sich auch, darauf hinzuweisen, daß jeder, der es wagt, nach Herrn Brunner das Katheder zu betreten, um gegen ihn zu sprechen, dem Publikum bereits genau signalisiert ist, entweder als Beauftragter der Redaktion des „Junggesellen“ oder als Verleger von Pornographie (dem das Geschäft verdorben werden soll) oder als Mitglied des Reichsverbandes der Besitzer öffentlicher Häuser oder als Likörstubenbesitzer oder als Vorbestrafter oder gar als homosexuell oder sonstwie pervers oder schlechthin eben als notorisches Schwein. Andere Beweggründe könnten jemand veranlassen? Ausgeschlossen. Ermuntert so etwas zu Diskussionen?

Das Wesentlichste jedoch, das bei der Auswertung des Stimmungsbildes, das Herr Brunner aus dem Land mitbringt, unter keinen Umständen aus dem Auge gelassen werden darf, ist dies: Die öffentlichen Urteile, auf die Brunner sich bezieht, sind nur scheinbar unbeeinflußt, nur scheinbar spontan, nur scheinbar ungestellt. In Wahrheit sind sie geschickt retouchiert, Ergebnisse einer schlauen Regie. Formal unantastbar: Brunner spricht öffentlich, für jedermann, macht Diskussionen, kündigt lange genug vorher öffentlich an. De facto aber das genaue Gegenteil. 1. Das Publikum ist qualifizierte Öffentlichkeit. Wohl kündigt Brunner an, aber sehr verstohlen: kein Plakat an den Litfaßsäulen, ein kleiner Wisch in einer Buchhandlung. Außer den veranstaltenden Vereinen weiß infolgedessen natürlich so gut wie niemand von Herrn Brunners Auftreten. 2. Was sind das für Diskussionen, von denen Herr Brunner behauptet, daß er „ihnen nie ausweiche“? In Darmstadt mußte sie ihm durch Zwischenrufe aufgezwungen werden. Dann durfte ein Redner, sage und schreibe, zehn Minuten sprechen. Ist das eine Diskussion? In andern Städten muß „leider“ die Redezeit von vornherein beschränkt werden. In Freiburg (Breisgau) war „leider“ überhaupt keine Zeit mehr. In Heidelberg muß unerwarteterweise die Veranstaltung mitten in der Diskussion geschlossen werden. Mögen dies aber höhere Gewalten gemacht haben, was sagt man dazu, daß Herr Brunner in Frankfurt in der Paulskirche spach? Dies dürfte ein Ort sein, der jede Diskussion von selbst verbietet, wo jeder Gegner selbst für einen Zwischenruf geknebelt ist. Wird Herr Brunner seinen Chef darauf aufmerksam machen, wie dieses „einhellige und ungetrübte“ Volksurteil in Frankfurt am Main zustande kam?

Man sei auf der Hut. Brunner ist eine öffentliche Gefahr. Die plebiszitären Urteile, die dieser mit allen Wassern gewaschene Apostel von seiner Reise mitbringt, sind gestellt, wertlos, eine Kette von Tricks.

Cassel ist das Gegenteil eines Chaplin-Films.

Offiziell wird es mit C geschrieben. Ebenso offiziell wird es mit K geschrieben. Es ist einerlei.

Die Bewohner der Stadt nennen sich keineswegs Casseler, sondern Casseläner. Und wenn sie, was häufig geschieht, etwas nicht gelöffelt haben, fragen sie: „Wie dann?“ Und hernach löffeln sie's.

Es sind brave Leutchen. Entschieden ein bissel gar zu brav. Sie geben höflich Auskunft; in den Geschäften wird man mit Zuvorkommenheit bedient; die ganze Stadt ist bieder und artig.

Und schlecht gelüftet. Hier sitzt noch der Muff der wilhelminischen Epoche. Eine Atmosphäre wie in den Korridoren eines — brrr! — Generalkommandos. In den Straßen, in den Gebäuden, in den Menschen. Uniformen und zivile Eiserne Kreuze steigen gravitätisch dahin. Elegante Frauen erblickt man in Glücksfällen zwei Stück pro Tag. Es existiert sogar ein Schent mit Monokel. Das ist der Direktor Wacker von der „Perle“, einem intimen und geschmackvollen Kabarett, das zum Kaffee „Hessenland“ gehört und 40 bis 50 Personen faßt, darunter verirrte Nebochanten. Auf den Streichholzschachteln der „Perle“ wird sie als die führende Kleinkunstbühne Deutschlands (Deutschlands!) bezeichnet. Das ist kein Witz. Natürlich ist es doch ein Witz. Nur nicht von mir, sondern vom Besitzer Schneider aus München, der seine Pappenheimer kennt und mit Suggestivmitteln arbeitet.

Außerdem verfügt Cassel über folgende Vergnügungsstätten: Die „Winzerstuben“, die „Kaisersäle“, die „Kammerspiele“ und das Staatstheater.

Da es stets charakteristisch für eine Stadt ist, wie in ihr gemimt wird, begab ich mich einen Tag nach meiner Ankunft zum Intendanten, einem in weitesten Kreisen unbekannten Manne, namens Sieg. Er empfing mich, indem er äußerst beschäftigt tat und kaum den Kopf hob. Auf meine Bitte, mir zu heute Abend eine Kritikerkarte zur Verfügung zu stellen, antwortete er: tja, das müsse er erst nach Berlin berichten, und da sei es denn die große Frage ob der Antrag in bejahendem Sinn erledigt würde. Ich hatte keine Lust, mit einem mißlaunigen Menschen zu debattieren, wendete mich infolgedessen kurz vor Beginn der Vorstellung an einen Regisseur, der mir in freundlicher Weise einen Platz anweisen ließ, allerdings

hinter einer garstigen Logenbrüstung, die mir jeden Genuß veressigte. Es wurde „Tiefland" gegeben. Ohne pp und ohne ff. Doch sauber und brav. Bis auf den unmöglichen Chor. Am folgenden Tag schenkte mir ein Mitglied des Theaters seine Karte, und ich geriet in Fritz von Unruhs „Louis Ferdinand", der innerhalb eines Schilderhauses deklamiert wurde. Über das Theater zu referieren, fällt mir nicht ein. Die Schauspieler mögen sich bei Herrn Sieg bedanken, daß er auswärtige Kritiker von seinem Etablissemang fernzuhalten weiß.

Die „Kammerspiele" werden von dem einseitigen und nicht eben lernfreudigen, aber begabten Schauspieler Bodo Bronsky geleitet. Sie sind in einem Gasthaus-Saal untergebracht und wirken auf den ersten Blick wie Schmiere. Bald sieht man den Irrtum ein und freut sich. „Brand im Opernhaus", „Nachtasyl", Molnars „Teufel", „Lady Windermeres Fächer": das war ihr Repertoire. Im Mai wurde Wedekinds „Erdgeist" bereits die dritte Woche gespielt. Aus dem Rahmen fällt der Künstler Paul Maletzki, der an eine wirklich städtische Bühne gehört. Eine Zeitlang war er an dem inzwischen verkrachten Residenztheater beschäftigt und lieferte dort verkalkte Operetten.

Die „Kaisersäle" bestehen aus Varieté (1. Stock) und Bumms-Tingeltangel (im Erdgeschoß). In den „Winzerstuben" (Bar, Kabarett und prähistorische Jazz-Band) schwingt eine ungemütliche Dame das Szepter. Ich flog hinaus, weil ich sie punkt zwölf Uhr nachts per „Tante" anredete

In dieser seriösen Stadt kann man zum Alkoholiker werden. Man muß nicht unbedingt. Aber es empfiehlt sich. Die Firma Kantorowicz, die ich verehre — wie maskuline Backfische den Rabinadraht verehren —, hatte mir in weiser Voraussicht drei Flaschen Wodka mit auf den Weg gegeben. Das ist ein Trost. Und außerdem ist ja ein Bahnhof vorhanden, der die Flucht ermöglicht. Er schlägt an Langweiligkeit den Münchener Hauptbahnhof, und das will etwas heißen. Obendrein fehlt ihm jegliche Betriebsamkeit. Ein paar mit prahlerischem Gelb anlackierte Autodroschken harren des Fremdenverkehrs, und nachts pilgert die genußsüchtige Jugend nach Erwerbung der obligaten Bahnsteigkarte — in den Wartesaal 2. Klasse, das garantiert einzige Nachtlokal der Stadt Cassel. Oder Kassel.

Ich schlage hiermit die Schreibweise „Zassel" vor.

In Zassel weiß niemand etwas von der Existenz einer Akademie. Dreißig vertrauenswürdig und gebildet aussehende Leute habe ich nach der Akademie gefragt. (Die Wiederholung solchen Experimentes steht den Zasselern zu, die das Vorliegende lesen.) Immer eine falsche oder gar keine Auskunft. Lediglich die Abortfrau am Druselturm, die ich intervievte, kannte sich aus.

Bantzer, der einst in Dresden saß, leitet die Akademie mit Geschick und Toleranz. Sein Sohn, Tiefenbach und Pietschmann (um die Namen begabter Schüler anzuführen) stehen auf dem rechten, Höhmann und Gerhard Sy auf dem linken Flügel.

Eine wichtige Rolle im kulturellen Leben Zassels spielt der Professor Sauter, ein Bayer, mit Hornbrille und grauen Koteletten. Im Residenzkaffee erteilt er zwanglos Audienz, kümmert sich trotz ausgedehnter Arbeitsgebiete um dieses und jenes (sogar um Friedhofkunst), hat ein Paar offene Augen und ist das Gegenteil von einem Beamten. Da er als Chef des Wohnungsamtes fungiert und im Geruche steht, Sozialist zu sein, erfreut er sich einer ehrenvollen Unbeliebtheit.

In diesem Zassel stinkt es. Mein Gott, wie lange ist hier nicht gelüftet worden! In der Hauptpost bekommt man Erstickungsanfälle. Alles ist auf Zuwachs berechnet und von Kahlheit erfüllt. Das Staatstheater ist dreimal zu groß. Das Rathaus knallt vor sinnloser Monumentalität. Einst lagen zwei Infanterie-Regimenter in der Stadt, ein Husaren-Regiment, ein Artillerie-Regiment und ein Train-Bataillon. Die Soldaten sind nicht mehr da. Das merkt man. Aber es riecht nach ihnen. Sie sind nimmer da. Und Zassel hat einen Defekt. Die Soldaten fehlen.

Dafür wimmelt es von pensionierten Offizieren. Zwei Drittel der Bevölkerung sind Beamte. Das dritte Drittel arbeitet in Henschels Fabrik.

Lauter zugezogene Preußen, die Beamten. Daß Scheidemann Oberbürgermeister ist, nimmt einen wunder. Zassel ist alles andere denn rot. Im Gegenteil. Es ist schwarz-weiß bis auf die Knochen.

Der Dr. phil. nat. Artur Dinter (der jetzt in Theosophie macht, und dessen elsässisches Volksstück „D' Schmuggler" vor dem Krieg und während der großen Zeit in Frankreich zwecks deutschfeindlicher Propaganda aufgeführt wurde) ist in Zassel eine hochangesehene Persönlichkeit. Ein Prozeß zwischen ihm und dem aus Essen herbeibeorderten Rabbiner Bruno Lange ist hier ausgefochten

worden. Und die verzweifelte „Sünde wider das Blut" hat Furore gemacht. Schieber kann man in Zassel mit der Lupe suchen.

Wertheim hat ein Warenhaus. Tietz hat ein Warenhaus. Und ein herrliches Geschäft am Königsplatz heißt Gumpert (Mäntel, Kragen, Krawatten, Hüte, Handschuhe, Kostüme).

Und Sarggeschäfte! Ich habe ein Schock Sarggeschäfte gezählt. Allerhand für eine Stadt von 180 000 Einwohnern. Man scheint hier aufs Begräbnis angewiesen zu sein.

Andersen, dessen Ururgroßmutter in Zassel geboren wurde und rechtzeitig mit einem Schauspieler durchgebrannt ist, hat weidlich auf die Stadt geschimpft. Papin hat hier das Dampfschiff erfunden.

Der Casseler Rippespeer hat nichts mit Zassel zu tun. Er ist nach dem Entdecker des Verfahrens betitelt, nach dem tüchtigen Casel.

Sulperknochen mit Sauerkraut bilden das Nationalgericht der Einheimischen. Und Strünkchen. Und Weckewerg, eine Art Wellwurst ohne Pelle.

Die Hauptsache an Zassel ist die Fabrik Henschel, die größte Lokomotivenfabrik Europas. Jeden Tag, den Gott werden läßt, flattert (sozusagen) eine fertige Maschine in die Welt hinaus.

Das Konservatorium (das von Böhmer geleitete, nicht das andere) verdient, erwähnt zu werden. Zassel hält auf gute Musik. Im Winter jagen sich die Konzerte. Hundert Vereine pflegen Musik, und das keineswegs in dilettantischer Weise.

Bezeichnend ist, daß Zassel gänzlich unliterarisch ist. Weder produktiv, noch reproduzierend. Es leben keine Dichter in Zassel, keine Literaten, keine Schriftsteller, keine Schreibenden. (Den Will Scheller ausgenommen.) Die Buchläden Zassels entsprechen etwa dem Niveau von Kötzschenbroda. Hingegen ringsherum ist es schön. Ja, mehr als das: Sehr schön. Im Ernst. Nicht nur Wilhelmshöhe mit dem Herkules.

Auch die Altstadt — prima! Zwar hat man sich seit 66 bemüht, das alte Cassel systematisch zu verhunzen, — hat nichts genutzt: Wildemannsgasse, Zeughausstraße, Müllergasse, Druselgasse, Brink, Judenbrunnen würden mancher Stadt zur Ehre gereichen.

*

Ich habe diesen Aufsatz ohne Lust geschrieben. In Zassel hat man zu nichts Lust. Ich bin froh, wenn ich wieder fortziehe.

Drei Regisseure hat heute das gesamte Deutschland und sie heißen: Hartung, Tralow und Viertel. Ich nenne sie zugleich nach dem höheren Alphabet ihrer Bedeutung. In den letzten Tagen sah ich von jedem der drei eine Schöpfung: „Von Morgen bis Mitternacht", die Viertels, „Die Kassette", die Tralows „1913", das Hartungs Marke trug. Die drei Vorstellungen gaben das Wesen der drei.

Viertel bei Kaisers im ganzen vortrefflichen Drama stand etwa auf der Höhe der Gesinnung seines Dichters. Man hat Kaiser oft meine sklavische Nachahmung vorgeworfen. Das ist falsch. Nur die Intensität der Besessenheit des jeweiligen Helden entlehnte er von mir, keineswegs die Ziele der Dargestellten, und die Sprache nur formal. Wer weiß, daß Sprache begrifflicher Ausdruck der Gesinnung sein soll, erkennt, daß Kaisers Begriffe trotz aller angestrebten Revolution rein bürgerlich bleiben und vom Juste milieu ohne weiteres akzeptiert werden können. Kaiser wertete mit Worten wie „Seele", „Sünde" und „Buße" im Sinne des Bürgers, im Goetheschen Sinn und nicht im gänzlich gewandelten heutiger Zeit, wo es so fossilen Unsinn nicht mehr gibt. Immerhin meint er vielleicht mit verschlissenem Ausdruck Richtiges, das ihm in Zukunft noch deutlicher aufgehen kann. Womit er allerdings seinen Erfolg im Juste milieu gefährdete.

Auch Viertel ist auf bürgerlicher Höhe bedeutend. Seine Inszenierung war etwa vom Geist des Bürgers Schippel beschwingt. Heißer, aber bourgeoiser Haß. Es fehlte ganz Hinweis und Hoffnung auf gründlich Anderes, Späteres. Es war ein Haß en généralement, nicht der spezielle heutige Haß und eine Verzweiflung eines Masereel oder Felix Müller. Groß wie im Drama selbst ragte die Szene der Heilsarmee, wo etwas vorging, wie wenn Lloyd George und Rathenau fort von psychologisch politischem Wirkenwollen sich plötzlich auf die eigene menschliche Einzigkeit, die sie einmal besaßen, besinnen würden. Wenn man die mangelnde Revolution entbehren mochte, waren Autor und sein Einrichter brillant.

Tralows „Kassette" — eine Nummer! Ein Strahl, der hoch über Viertels Elan emporstieg. Ein unwirklicher, an irdische Dinge nicht gekehrter, metaphysischer Haß, der die von ihm Bessenen zu Marionetten verzwergte und die Fakten dieser bürgerlichsten aller Welten belanglos machte. Begriffe, wie aus einer schon ins Jenseits

erlösten Welt hergeblasen, klapperten wie Kastagnetten und Tralow rettete die Zuschauer aus einer infamen, an tollem Beispiel gezeigten Welt in eine besser und hemmungsloser gedachte. Sehr kraß, nicht bürgerlich mehr, doch auch noch nichts Neues, Reales.

Daß Hartung wie Reinhardt groß, größer der jüngere Mann als der alternde sei, haben viele behauptet. Ich selbst beharrte nach der von ihm eingerichtetn „Marquise von Arcis" und auch noch nach dem „Entfesselten Zeitgenossen" und „Kean" in freudiger Spannung, die sich nicht ganz für ihn entscheiden wollte.

Am 29. April 1922 sah ich in Darmstadt „1933" von ihm. Na —! Ich liebe nicht, einem Mann um den Hals zu fallen, erwarte das nicht von mir. An diesem Abend war ich stark in Versuchung. Gott sei Dank gab es aber für einen mörderischen Zank Vorwand, der uns bald für immer entzweit hätte. Also — fahrt nach Darmstadt! Es ist vorläufig nicht anders zu machen. Besonders den Berlinern gönne ich nach ihren wüsten Theatergreueln des Winters diese himmlische, ganz einfach unvergleichliche Erschütterung und Erlösung.

Aber es ist schon eine Woche her und aus des Herzens stummer Bewegung kommt der Wunsch nach Urteil über dieses Wunder hoch. Was war es, das diese Vorstellung zur größten machte, die je einem deutschen Regisseur, auch Hartung gelungen ist?

Hier war keine bürgerliche Seele mehr wie bei Viertel Kaiser in Aufruhr, war auch kein namen- und standloser Ewigkeitswahn wie bei Tralow, hier wuchs in unsere heutige unmögliche Wirklichkeit schon die gewaltige, herrliche Zukunft, hier polterte in ihr zwar noch der Geist des Juste milieu, aber viel mehr Stimme des jüngsten Gerichts drommetete mit Posaunen. Nicht mit verzerrten Gesten, Treppenwitzen, war ein verwaschenes Geplausch in Worten aufgemacht, doch aus Mäulern der Schauspieler krachte Begriff auf Begriff und Urteil auf Urteil, die im Hirn eines wahrhaft genialen Regisseurs verstanden, auch den Darstellern eingegangen waren. So daß aus bisher namenlosen Mimen in Darmstadt jäh lauter Stars geworden waren, die den Berliner Prominenten durchaus ebenbürtig.

Hier war dem Publikum eine Faust durch Vorhemd und Busenhalter jäh ans Herz gefahren, hier hatte mich zum erstenmal seit Reinhardts Schippel ein großer Künstler an meiner eigenen Kunst zu Tränen gerührt.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Juniwoche

Die Reichsregierung hat in ihrer letzten Note an die Reparationskommission die Verpflichtung übernommen, die schwebende Schuld nicht mehr über ihren Stand vom 31. März 1922 anwachsen zu lassen. Nur eine einzige Ausnahme soll gestattet sein: bis zur Gewährung einer ausreichenden Auslandsanleihe sollen diejenigen Papiermarkbeträge, die zur Beschaffung von Reparationsdevisen aufgewandt werden müssen, der schwebenden Schuld noch zugerechnet werden dürfen. Es sind Zweifel erhoben worden, ob diese Verpflichtung sich werde erfüllen lassen; und zur Begründung dieser Zweifel ist darauf hingewiesen worden, daß die schwebende Schuld schon bis zum Erlaß der Note weit höher geworden sei als sie am 31. März war. Der letzte Mai-Ausweis des Finanzministeriums scheint nun wenigstens über diesen einen Punkt Beruhigung zu schaffen. Ende März belief sich die schwebende Schuld auf 271,93 Milliarden, Ende Mai auf 289,25 Milliarden. Zuwachs also: 17,32 Milliarden. Im selben Zeitraum aber wurden „zur Beschaffung von ausländischen Zahlungsmitteln für Reparationszwecke" 17,18 Milliarden aufgewandt, so daß, Zuverlässigkeit dieser Angaben vorausgesetzt, fast der ganze Zuwachs tatsächlich à Conto Reparationen geht, also nach den deutschen Vorschlägen (deren Entwurf von Sir John Bradbury herrührt) keine Kontingentsüberschreitung darstellen würde. Man muß diesen Tatbestand, weil er die Durchführbarkeit der angebotenen Verpflichtung in etwas günstigerem Lichte erscheinen läßt, verzeichnen.

Die „Frankfurter Zeitung" veröffentlicht laufend eine Statistik der Großhandelspreise von 77 typischen und besonders wichtigen Waren. Dieser Index zeigt für Anfang Juni an, daß die deutschen Großhandelspreise durchschnittlich das 68fache des Friedensstandes erreicht haben. Damit sind wir nun also, im großen gesehen, endgültig beim Maximum dessen angelangt, was mit der Markentwertung noch erklärt werden kann; denn bei einem Dollarstande von 285 ist die Mark jetzt auf genau den 68ten Teil ihres Friedenswertes reduziert. Damit ist unzweideutig Klarheit geschaffen, daß, im großen gesehen und bei gleichbleibendem Markwert, von nun an aus valutarischen Gründen keine Preissteigerungen im Großhandel mehr erfolgen können; erfolgen sie dennoch, so sind sie entweder den verschlechterten Betriebsmethoden oder den erhöhten Steuern oder übermäßigen Monopolgewinnen oder einer Kombination aus allen dreien zuzuschreiben. Das würde einerseits deklarierte Konkurrenzunfähigkeit bedeuten, andererseits ausgesprochensten Wucher enthüllen. Wir werden sehen, wie die Dinge sich entwickeln!

Die Bankbilanzen dieses Jahres werden vermutlich noch verstärkt jene Uniformität aufweisen, zu der die ganze Entwicklung der Institute mit ihrer zunehmenden Entpersönlichung und Mechanisierung schon seit langem drängt. Es ist anzunehmen, daß man sich über Dividendenausschüttung, Dotierung der offenen und stillen Reserven und dergleichen ziemlich weitgehend verständigt hat, und es überrascht nicht, die beiden jetzt vorliegenden Ausweise, den der Dresdener Bank und der Commerz- und Privatbank, in all diesen Fragen ziemlich gleiche Wege einschlagen zu sehen. Hier wie dort 16% Dividende; hier wie dort Überweisung eines Betrages von etwa 8—9 % des Aktienkapitals an den Reservefonds (50 Millionen bei der Dresdener Bank, 30 Millionen bei der Commerz- und Privatbank); hier wie dort Anhäufung wahrscheinlich erheblicher verdeckter Reserven. (Die Dresdener Bank zum Beispiel beziffert ihren Effektenbestand, der schon 1920 mit 109 Millionen zu Buch stand, nur mit 115 Millionen, was angesichts der veränderten Kursverhältnisse nicht erschöpfend sein kann; die Commerz- und Privatbank andererseits weist keinerlei Gewinn aus eigenen Börsengeschäften aus.) Ein gewisser Unterschied besteht buchmäßig in der Liquidität, insofern bei der Commerz- und Privatbank nur 64,7 % der schwebenden Verpflichtungen mit sofort greifbaren Mitteln gedeckt sind, bei der Dresdener Bank aber 72,2 %. (Bei beiden Instituten ist die Liquidität infolge verstärkter Inanspruchnahme durch Industrie und Handel übrigens zurückgegangen: bei der Commerzbank betrug sie im Vorjahre 64,7 %, bei der Dresdener 81,5 %.) Dagegen sind die Reserven der Commerz- und Privatbank jetzt auf über 100 % des Aktienkapitals angewachsen, die der Dresdener nur auf 76 %. Was die Wappnung gegen bevorstehende Entwicklungen anbelangt, dürfte man also in beiden Instituten ungefähr gleichgestellt sein. Als wirklich wesentlicher Unterschied im Gepräge beider Bilanzen bleibt also nur übrig, erstens, daß die Expansion der Privat- und Commerzbank, deren Umsatz sich mit 737 Millionen dem Vorjahre gegenüber (383 Millionen) fast verdoppelte, etwas schneller verläuft, als die Expansion der Dresdener, deren Umsatz sich nur von 1090 auf 1664 Millionen hob. Und zweitens, daß das Verhältnis von Papierrente zum Goldkapital sich bei der Commerz- und Privatbank, in der das Goldkapital prozentual geringfügiger ist, naturgemäß sehr viel günstiger stellt als bei der Dresdener Bank. Rechnet man hier wie dort — natürlich nur vom Unternehmen, nicht vom Aktionär aus gesehen — für das Papierkapital die friedensmäßige Dividende von 8 %, so bleibt für das Goldkapital der Dresdener Bank (260 Millionen) eine Dividende von 16 %, für das Goldkapital der Commerz- und Privatbank aber (85 Millionen) eine Dividende von 29,2 % zur Verfügung. Dies bezeichnet aber, um es zu wiederholen, nur die Rentabilität des Unternehmens, nicht die Rente des Aktionärs. Vom Aktionär aus gesehen, besteht kein wesentlicher Unterschied

zwischen beiden Bilanzen, und die ziemlich gleichmäßige Börsenbewertung beider Aktienarten hat ihre Richtigkeit.

Auf der Hamburger Jahresversammlung des Reichsverbandes der deutschen Industrie waren auch diesmal wieder Klagen über die immer noch ungenügende Arbeitsintensität in Deutschland zu hören. Arbeitsintensität: — das ist die Leistung pro Mann und Stunde. Sie hat mit der Arbeitszeit — also, praktisch gesprochen, mit dem Achtstundentag — nur insofern etwas zu tun, als die Verteidiger des Achtstundentages immer behaupteten, bei abgekürzter Arbeitszeit werde die Arbeitsintensität wachsen, während seine Gegner das stets bestritten. In den ersten Jahren des Achtstundentages schien die skeptische Meinung von den Tatsachen wirklich bestätigt zu werden; und es setzte sich ganz allgemein die Ansicht fest, die Arbeitsintensität in Deutschland sei nicht nur nicht gestiegen, sondern sogar, ohne wesentliche Tendenz zum Besseren, zurückgegangen. Indessen fehlte es, obwohl es sich hier um ein sehr entscheidendes Problem unserer ganzen Wirtschaftslage handelt, bisher an jedem Versuch, die gefühlsmäßige Meinung in methodischer Arbeit auf ihre Stichhaltigkeit zu überprüfen. Erst in letzter Zeit ist das endlich unternommen worden, und zwar von der Zeitschrift „Die Wirtschaftskurve", die Ernst Kahn im Verlage der „Frankfurter Zeitung" herausgibt. In der letzten Nummer dieser verdienstreichen Folge findet sich ein Abschnitt „Die Arbeitsleistung", der zum ersten Male Ergebnisse exakter Untersuchungen in vorerst allerdings nur 5 Betrieben des Frankfurter Wirtschaftsbezirkes enthält. Diese Ergebnisse sind teilweise überraschend. Zum Beispiel war die Leistung in der Küferei und Schreinerei eines chemischen Werkes — den Vorkriegsdurchschnitt gleich 100 gesetzt — heute 120. In der Dreherei 110. In der Konfektionsbranche noch höher. Mit einem Wort: Die Friedensintensität ist teilweise schon überschritten, zum mindestens fast überall annähernd erreicht. Die Untersuchung wird allerdings quantitativ und methodisch noch auszubauen sein. Aber schon ihre ersten Resultate zeigen, daß es unmöglich ist, von der gesunkenen Arbeitsintensität in Deutschland auch heute noch mit der zweifelsfreien Gewißheit zu sprechen, mit der es bisher geschah.

Der Beginn der Reisesaison lenkt den Blick auf die Frage, wie es eigentlich mit den Verkehrsverhältnissen gegenwärtig bei uns bestellt ist. Es soll gewiß die Arbeit nicht verkleinert werden, die vom Reichsverkehrsministerium und seinen Unterinstanzen in bezug auf Wiederherstellung des Materials und der Abfahrt- und Ankunft-Pünktlichkeit der Züge seit 1918 geleistet worden ist. Aber eigentliche Verbesserungen des Verkehrs sind leider nicht erfolgt, und viele besuchte Orte sind nur in wahrhaft unleidlichen Reisen zu erreichen. Ein Beispiel: Heringsdorf ist der besuchteste Ostseeplatz; er gilt sozusagen als Vorort von Berlin. Aber wie ge-

langt man dahin? Die Strecke ist 210 Kilometer lang. Ihre erste Etappe (bis Ducherow), 164 Kilometer, wird in 170 Minuten durchfahren. Die zweite Etappe aber, 46 Kilometer, erfordert mit Aufenthalten nicht weniger als 199 Minuten. Anders ausgedrückt: für die 46 Kilometer ist eine halbe Stunde mehr aufzuwenden, als für die 164. Noch anders: auf der ersten Streckenhälfte wird der Kilometer in einer Minute zurückgelegt, auf der zweiten in 4½ Minuten. Ein Radfahrer macht es in der Hälfte dieser Zeit! Die Reichsbahn, scheint uns, sollte ihren Ehrgeiz darein setzen, die Beförderungsschnelligkeit eines Fahrrades allmählich auf allen Linien zu erreichen.

WILHELM VIETOR

AUSSENHANDELSKONTROLLE.

Bekanntlich unterliegt das Gros des deutschen Außenhandels — und auf ihn allein sollen die folgenden Betrachtungen sich beschränken — auch heute noch einer staatlichen Überwachung. Rein wirtschafts-wissenschaftlichen Erwägungen folgend, muß es jeder Volkswirtschaft, die auf dauernde erhebliche Produktionsüberschüsse eingestellt ist, erstrebenswert erscheinen, die Ausübung irgendwelchen Zwanges auf das freie Spiel von Angebot und Nachfrage, vor allem auf dem weiten, vielseitigen und unübersehbaren Gebiete des Weltmarktes, nach Möglichkeit einzuschränken. So waren denn auch für die Einführung der staatlichen Außenhandelskontrolle in Deutschland besondere Gründe maßgebend, die sich, als Folge des unglücklichen Kriegsausgangs und der dadurch bedingten, außerordentlichen Entwertung der deutschen Reichsmark, durchweg zwangsläufig ergaben. Zweifellos war es Aufgabe des Reiches, durch Erlaß von Exportvorschriften und laufende Überwachung ihrer Innehaltung die Verschleuderung deutscher Waren nach den valutastärkeren Teilen des Auslandes tunlichst einzudämmen. Bei der außerordentlichen Differenziertheit der Erzeugungskosten, der Inlands- und Exportkreise innerhalb der verschiedenen Produktionszweige einerseits, bei der Verschiedenartigkeit der einzelnen Warengruppen in ihrer Annäherung an die Deckung des Inlandsbedarfes und ihrer Absatzmöglichkeiten andererseits, sah sich das Reichswirtschaftsministerium, bzw. das alsbald eingesetzte Reichskommissariat für Aus- und Einfuhrbewilligung von vornherein veranlaßt, zur Durchführung der mit den Ausfuhrverboten eingeführten Ausfuhrgenehmigung und Ausfuhrpreisprüfung die Fachverbände der einzelnen Wirtschaftszweige heranzuziehen. Es wurden zu diesem Zweck die Spitzenverbände der einzelnen Industriezweige mit der Einrichtung von behördlich sanktionierten Außenhandelsstellen betraut, und diese letzteren wieder übertrugen die eigentliche Preis-

prüfung im allgemeinen den Geschäftsführern der einzelenen Fachverbände iherer Branche als Preisprüfern und Vertrauensmännern.

Nun mag es zwar verständlich erscheinen, daß die Behörden, durch die Kriegswirtschaft gewohnt, fast ausschließlich mit Industrieverbänden unter Ausschluß des Handels und seiner Organisationen zusammenzuarbeiten, diese Methode auch jetzt beibehielten und die amtlichen und halbamtlichen Ausfuhrkontrollfunktionen hauptsächlich den Industrieorganisationen übertrugen. Aber gerade damit wurde doch auch in zweifellos kurzsichtiger Weise von vornherein der verderbliche Keim der Einseitigkeit in das System gelegt. Die Entwicklung unserer innerpolitischen Verhältnisse und der Einfluß von Parteien, die sich der außerordentlichen Bedeutung des Handels als hervorragendes Element des deutschen Wirtschaftslebens ziemlich allgemein verschließen, haben zu der Erstarrung und Verknöcherung solcher Tendenzen dann noch ein übriges beigetragen. Jedenfalls kam es dahin, daß die überragenden Erfahrungen des Exporthandels aller Branchen, dieses Pioniers auf dem Weltmarkt, bei dem Aufbau des Systems und bei der Handhabung der Kontrolle im einzelnen unberücksichtigt blieben, und daß statt dessen die mit weitgehenden Vollmachten ausgestatteten Spitzen- und Fachverbände der Industrie mittels der von ihnen unter Ausnutzung vielfacher Personalunionen direkt beeinflußten Außenhandelsstellen, Außenhandelsnebenstellen und Preisprüfungsstellen den Wünschen ihrer Interessentenkreise einseitig Geltung verschafften, teilweise unter Mißachtung volkswirtschaftlich durchaus berechtigter Interessen des Handels.

Inzwischen haben sich aber die Verhältnisse, die seinerzeit zur Einführung der Außenhandelskontrolle führten, grundlegend geändert. Wohl ist die Reichsmark nach wie vor außerordentlich entwertet; dagegen ist die Deckung des Inlandsbedarfes — nament-in bezug auf Fertigfabrikate — wieder befriedigend geworden. Das Problem des deutschen Wiederaufbaues besteht darin, wie durch Selbsthilfe die Arbeitsleistung und der Export gesteigert werden kann, um nicht nur unsere weitgehenden Verpflichtungen dem Auslande gegenüber abzutragen, sondern durch Erhöhung der Produktionsmengen auch die Produktionskosten zu ermäßigen. Der Bedarf der Reichsbank an ausländischen Zahlungsmitteln bescherte uns Devisenvorschriften — gehandhabt eben durch die Körperschaften der Außenhandelskontrolle —, ohne daß unsere Zahlungsbilanz dadurch wesentlich entlastet worden wäre. Es drängt sich immer mehr die Frage auf, ob es volkswirtschaftlich nicht fruchtbringender für uns wäre, unter kluger Ausnutzung unserer durch die ausländische Konkurrenz bereits stark beschnittenen Exportmöglichkeiten die Ausfuhr in deutscher Reichsmark zu annehmbaren Preisen denkbar zu fördern und damit große Arbeitsmengen und gleichzeitig bare Gegenwerte vom Weltmarkt hereinzuholen.

anstatt unseren Export durch starre Devisenvorschriften um ein Vielfaches einzuschränken.

Wir stehen offenbar wieder einmal an der Schwelle einer rückläufigen Konjunktur. Sie wird zweifellos zu neuen Lehren über die Bedeutung des Handels in seiner Eigenschaft als Sammelbassin und Ausgleichsventil zur Zeit einer Stockung des industriellen Absatzes führen. Nicht allein die Vertreter des Exporthandels und seine Fachverbände, sondern auch namhafte deutsche Handelskammern haben gerade in letzter Zeit nachdrücklichst auf diese Tatsache hingewiesen und im einzelnen dargelegt, daß das verknöcherte System einseitig in die Hände der Industrie gelegter Außenhandelskontrolle dazu angetan ist, den deutschen Exporthandel immer mehr zu erdrosseln und damit die deutsche Industrie und Volkswirtschaft ihres unentbehrlichen Ausgleichs für die Zeit kommender Absatzstockung zu berauben. Diese Stimmen müssen endlich beachtet werden. Der Handel sollte zwar seinerseits nicht verkennen, daß es kein Leichtes für die Behörden ist, Wandel zu schaffen, nachdem sie sich im Laufe vieler Jahre ziemlich festgelegt haben. Daß Bürokratie und Überorganisation aber stets der Nährboden für eine bedrohliche Korruption sind, haben die namentlich aus den Kreisen des Hamburger Exporthandels vorgebrachten Anklagen gegen das System und eine Reihe seiner Träger von neuem erwiesen.

Fruchtbarste Entwicklungsmöglichkeiten tun sich dem objektiven Beobachter auf im Ausblick auf eine gedeihliche Zusammenarbeit zwischen Industrie und Handel, die denkbar erscheint, wenn beide Teile Opfer bringen, und wenn die Behörden in weitblickender Weise eine Annäherung beider Wirtschaftselemente zu erleichtern sich bemühen, abzielend auf eine Befreiung unseres Wirtschaftslebens von hergebrachten und teilweise als überlebt erwiesenen Fesseln. Einen geeigneteren Weg zu finden, als den seither beschrittenen, wird bei gutem Willen der Beteiligten nicht schwer fallen und eine Lösung um so leichter sein, je neutraler der Boden ist, auf den man sich begibt. Sollte eine Erörterung der Frage, ob der Zeitpunkt zur Wiedereinführung des freien Exportes schon gekommen ist oder aber die vorläufige Beibehaltung einer Kontrolle unseres Außenhandels im volkswirtschaftlichen Interesse vorläufig noch unentbehrlich erscheint, nach Anhörung sämtlicher Beteiligten zugunsten der letzteren Entscheidung ausfallen, so ist sicher und unter allen Umständen wenigstens eine Lockerung der Fesseln geboten, — durch zweckdienliche Dezentralisation und paritätische Berücksichtigung sämtlicher Wirtschaftskreise, beispielsweise durch Übertragung der Kontrollfunktionen auf die Handelskammern.

GLOSSEN

EIN RECHTSUCHER, EIN MENSCH

In einem Wiener Sanatorium starb Eugen Ehrlich, weiland Professor des römischen Rechtes an der Universität Czernowitz. So wenig bekannt in seiner engeren Heimat, daß sich für ihn eine Professur nur an der östlichsten Universität der Monarchie gefunden hatte. Nicht einmal der Hofratstitel, den unbedeutendere seiner Kollegen führten, ward ihm zuteil. Woran aber seine eigene Spottlust vielleicht mitschuldig war. Hat er doch einmal die Wiener Alma mater öffentlich die „Fakultät zu den drei Rhinozerossen" genannt. In Deutschland scheint er noch weniger bekannt gewesen zu sein. Wenigstens fand ich in einer 1914 bei Diederichs erschienenen Sammelschrift über die Freie Rechtsfindung den Namen Ehrlichs als des Gründers ebensowenig genannt wie den Namen Ofners, der diese Bezeichnung als erster gebrauchte. Bekannter war er in Amerika, wo seine Schrift über die freie Rechtsfindung in eine Sammlung klassischer juristischer Schriften aufgenommen wurde. Eine freundlichere Nachwelt wird ihm vielleicht einstens das Prädikat „genial" verleihen, ihm, der das Wort vom „lebenden Recht" gefunden hat und der daran ging, die Wissenschaft zu begründen. Er wollte aus der Jurisprudenz mehr werden lassen als eine Kunstlehre, die sich in der Interpretation von Rechtssätzen erschöpft. Sie sollte eine Naturwissenschaft, eine Wissenschaft vom Leben werden. Sollte zeigen nach welchen ungeschriebenen Normen das Leben und vor allem das wirtschaftliche Leben seinen Gang geht. Wie Recht entsteht und wie entstandenes Recht auf das Leben rückwirkt. Sein Forschungsmaterial fand er dementsprechend nicht in den Gesetzessammlungen, sondern in Vorträgen und ähnlichen Urkunden, in der Organisation von Banken, Fabriken, im Rechtsempfinden des Alltags. Schließlich erhob er die Forderung nach freier Rechtsfindung durch den Richter. Die Krönung dieser Arbeiten — abgesehen von seinem engeren fachwirtschaftlichen Werk — ist in seiner „Soziologie des Rechts" (bei Duncker & Humblot) zu finden, die er selbst nur als einen Anfang ansah. Mehr fördert vielleicht der Nachlaß des unermüdlichen Arbeiters zutage.

Mitten aus der besten Arbeit riß ihn der Krieg. Er mußte sein stilles Haus mit den Buch- und Kunstschätzen verlassen, mußte flüchten. In Wien und in der Schweiz sein Brot suchen. Als er endlich rück-

kehren konnte, war Czernowitz und mit ihm die Universität rumänisch geworden. Die alten Professoren waren fort, alles verändert. Seine Bücher und Sammlungen bäuerlicher Kunst in der Russenzeit verschwunden. So ist der von einem unheilbaren Leiden Geplagte, der aber bis in die letzten Jahre noch focht, müllerte, im Winter bei offenen Fenstern kalte Duschen nahm, rüstig war und jungen Mädchen gern die Hände küßte, dahingegangen.

Ein interessanter und normalen Rechtsgelehrten unähnlicher Mensch auch im gewöhnlichen Leben. Ein Polyhystor, auch einer Unzahl Sprachen, als Autodidakt mächtig. Dabei von einer grenzenlosen Zerstreutheit. Beim Vortrag unmöglich, weil er nie vom Gegenstande sprach. Um doch mit dem Thema fertig zu werden, gab er deshalb immer Ergänzungsvorträge. Hatte die Zuhörer aber immer ganz in seinem Banne. Hunderte von Anekdoten erzählen sich seine Schüler von ihm. Wie er etwa nach London kam, das Gepäck im Hotel abgab und eilends davonrannte. Richtig hatte er dann die Adresse des Hotels vergessen. „Wo wohne ich?" telegraphierte er unerschrocken an seine Schwester nach Czernowitz. Für seine Sammlung kaufte er, wo er sie fand, die schönen handgestickten Bauernhemden. Einmal kaufte er einer Bäuerin das Hemd ab, das sie am Leibe trug und wollte es unbedingt auf der Stelle haben. Unsagbar erstaunt sah er die sich verschämt Weigernde an und erst unser Gelächter brachte ihm Verständnis. Der Mangel äußerer Ehrungen hat ihn wohl kaum sehr gekränkt. Er begnügte sich mit den freundschaftlichen Gefühlen und der Wertschätzung eines engeren Kreises.

Dr. Max Seidmann

DER REICHSTAG UND DIE AUTOS

Zu dem Briefe der Frau Angela Bosch (Heft 19 des „T.-B.") wird dem „T.-B." die folgende Anfrage der Reichstagsabgeordneten S o l l - m a n n und S c h r e c k an die Reichsregierung übermittelt:

„Die große Steigerung der Fahrpreise für alle Bahnen zwingt weite Kreise der Bevölkerung, bei ihren Sonntagsausflügen auf die Benutzung der Bahn zu verzichten. Viel mehr als vor dem Kriege sind an den Sonntagen die Straßen der Umgebung der Städte von großen Scharen Ausflüglern belebt. Diesen Sonntagswanderern wird die Freude an der Natur verleidet und die Erholung unmöglich gemacht durch den Benzingestank und die Staubwolken oder Schlammspritzer der zahllosen Luxusautos, die in kurzen Abständen dahinrasen. Auf manchen Straßen durch landschaftlich bevorzugte Gebiete, zum Bei-

spiel am **Rhein** und an der **Weser**, ist eine genußreiche Wanderung ganz unmöglich. Wir fragen die Reichsregierung, ob sie bereit ist, im Einvernehmen mit den Ländern ein **Verbot des Luxus-Autofahrens an Sonn- und Feiertagen** außerhalb der Städte herbeizuführen.

Berlin, den 27. Mai 1922."

TISCH MIT BÜCHERN

Alfred Polgar: Heut und morgen. Verlag Rudolf Kaemmerer, Dresden. — Jede Zeitung, jedes Blättchen, hat seinen Lessing engagiert. Am Theater Kritik zu üben, dazu fühlt sich jeder Verleger verpflichtet. Aber welche deutsche Zeitung beschäftigt einen Kopf, die Masse der neu erscheinenden Bücher zu sichten? Und doch wäre eine wertende Buchkritik hundertmal wichtiger als das sich wiederholende einfältige Theatergerede. So kommt es, daß die besten und schönsten Bücher unbeachtet bleiben oder zumindest nicht die Beachtung und das Verständnis finden, das sie beanspruchen dürfen. Wo hat ein verständnisvolles Wort über Hermann Stehrs neue Novellen gestanden — um nur eins von den verhältnismäßig beachteteren Büchern zu nennen? Wer hat Carl Einsteins fromm-kühne Christusdichtung, in der der Erlöser dem Bilderhändler und Filmregisseur kontrastiert wird, angezeigt? Ist Professor Brunner der letzte schreibende Bücherleser? Dieser Verfall der Buchkritik erklärt es allein, daß die Bücher von Alfred Polgar, verstreut bei Langen, bei Rütten und Löning, bei Gurlitt erschienen, nicht längst in einer Hand vereinigt und zu einem wienerischen Tschechow ausgerufen worden sind. Der Erfolg oder Nichterfolg kann diesem gefestigten, immer delikater werdenden Autor nichts anhaben. Seine ironische Sicherheit ist nicht zu zerstreuen ,die Welt, die hinter seiner schützenden Ironie gelagert ist, hat das Erdbeben des Krieges überstanden, die große Bitterkeit, die starke Leidenschaft ist vorbei. Geblieben ist eine gelassene Neugier auf die kleinen Konflikte der menschlichen Existenz — und was ist nicht klein? — eine gewisse Botanikerzärtlichkeit für die psychologisch berechtigte, individuell gestimmte Lächerlichkeit. Vorbei die Zeit, in der Polgar ein wenig in der Peter Altenberg-weis' erotisierte. Nur ein Minimum an Frauenverhätschelung gibt den kleinen Dichtungen zuweilen ein ältliches Parfüm. Im ganzen ist Polgar mit diesem Buch zum feinsten Humoristen geworden, zu einem beinahe nicht mehr deutschen Humoristen, nämlich zu einem fast hochdeutschen Altwiener. Alle diese kleinen Arbeiten sind virtuos geschrieben, in dem biegsamsten, nuanciertesten Deutsch, im Ausdruck zuweilen noch witziger als im Thema. Polgar, während des Krieges vergrämt, zuweilen gallig, ist hier im sanften Abendglanze einer unzerstörbaren Wiener Heiterkeit. Der Erfolg dieses melodiösen Buches wird ein Maßstab für den Verfallsgrad der deutschen Leserschaft sein. Für den Wert des Büchleins wird die Tatsache, ob es zehn oder zwanzig Auflagen erlebt, nebensächlich sein, denn es wird sein Österreich und seine Epoche überleben.

FILM-TAGEBUCH

NEGATIV-DRAMATURGIE

Wissen Sie, was in der Filmindustrie „Negativdramaturgie" heißt?

Nein??

Nun, ich werde es Ihnen nicht erklären. Es ist nämlich ziemlich kompliziert.

Nur ein Geheimnis der Negativdramaturgie will ich Ihnen verraten: Daß man aus zwei geschäftlich unsicheren Filmen, etwas aus einem „literarischen", also an sich unergiebigen, und einem zwar „soliden", aber etwas langweiligen, mittels vorsichtigen „Durcheinanderschneidens" der Filmrollen unter Umständen einen einzigen Film, mit „Doppelhandlung" und auf diese Weise zuweilen beide doch noch irgendwie verkaufen kann — nach dem alten, schönen Grundsatz: Schokolade ist gut; Knoblauch ist auch gut — wie gut muß erst Schokolade mit Knoblauch sein! Also beiläufig so, als ob Holländer, zur Befriedigung aller etwaigen Publikumsansprüche, Arnold Bronnen und Verneuil kurzerhand gleich durcheinanderspülte: da eine Szene Bronnen, dort eine von Verneuil ....

Das heißt mit noch anderem zusammen: „Negativdramaturgie".

Entsinnen Sie sich des entzückenden Vorspiels zu Hofmannsthal-Straußens „Ariadne auf Naxos"? Der „Bourgeois Gentilhomme" Molières Komödienfigur hat zu seinem Fest zwei Theatervorführungen angeordnet: eine große heroische Oper und danach eine Stegreifposse.

Aber er hat keine Zeit. Nachher soll ja noch das Feuerwerk abgebrannt werden; es würde also zu spät werden.

Da hat er einen brillanten Einfall: man wird beides durcheinanderspielen; immer eine Arie der großen Oper und eine Szene der Posse.

So kann man Zeit paren, und die Sache wird überdies bunter, handlungsreicher . . .

Und so geschieht es auch.

Der Bourgeois gentilhomme ist also sozusagen der Erfinder dieser Negativdramaturgie.

„Bourgeois gentilhomme" heißt auf deutsch etwa: Parvenü. (Wie es auf alldeutsch heißt, weiß ich nicht.) Der Komödiendichter könnte also immerhin prophetisch an manchen Generaldirektor mancher Filmgesellschaft gedacht haben.

Willy Haas.

DAS PREISAUSSCHREIBEN

Zu dem Preisausschreiben, das die Richard Oswald-A.-G. im Tage-Buch erlassen hat, sind 1676 Manuskripte eingelaufen. Die Preisrichter Stefan Großmann, Hans Kyser, Alfred Polgar, Richard Oswald und Heinz Ullstein sind mit der Sichtung und Prüfung der Eingänge bis in den Sommer beschäftigt. Vor August ist der Spruch des Kollegiums nicht zu erwarten.

UMGANG MIT BAYERN

Ein österreichischer Journalist schreibt dem T.-B.:

In München findet eine Tagung des Reichsverbandes der deutschen Presse statt. Zur Beratung eines Kartellverhältnisses sind die Vertreter journalistischer Organisationen aus Österreich eingeladen. Brüderstämmische, aber immerhin (noch) ausländische Gäste also. Ihr Eintritt in das Deutsche Reich vollzieht sich unter (sonst glücklicher Weise seltenen) Zollschikanen. Ein Zufall nur, natürlich! Aber ein Zufall, dem man in jedem anderen zivilisierten (oder halbzivilisierten, oder unzivilisierten) Land vorgebeugt hätte. Man denke: Presseleute und nationale Ehrengäste! Ein Telegrammchen an die Grenzbehörde vielleicht? Nein, darauf kam niemand. Die Ehrengäste besteigen den Zug nach München. Immerhin, ja, wären an der tschechischen, der polnischen, der rumänischen, auch an der französischen oder spanischen Grenzstation ein Empfangsheer und ein reserviertes Coupé bereit gewesen. Barbaren und Heuchler! (Es lügt der Deutsche, wenn er höflich ist.)

Die Münchener Gewerbeschau gibt ein Festessen. Gewiß, es gibt auch so etwas wie eine Tischordnung. Die reichsdeutschen Führer sitzen auf Ehrenplätzen beisammen. Der Präsident der Organisation Wiener Presse sucht ängstlich nach einem Stuhl, wo er sich niederlassen kann. Nur ruhig Blut, auch er und seine engeren Kollgegen kriegen

schließlich etwas zu essen. (Letzten Herbst fuhren deutsche Journalisten durch Österreich, da waren in allen Hauptstädten Kanzler, Minister, Landeshauptmänner bemüht. Zum Dank verlangte der zu Gast geladene Repräsentant der M. N. N. den schärfsten Visumzwang für das „verjudete" und „korrupte" Bruderland. Darum also vielleicht die unbrüderliche Haltung . . .?)

. . . . . O nein! Sind denn die Deutschen untereinander höflich? Niemand soll ihnen das nachsagen können. Hauptprobe in Oberammergau. 5.10 morgens Abgang des Extrazuges vom Starnberger Bahnhof. Der Extrazug für die nationale (und internationale) Presse führt nur dritte Klasse. Ja, wohin denn sonst gehören Journalisten? (Dachte sich der Herr Kgl. bayerische Verkehrsminister.) Dafür aber halb so viel Plätze als (pünktlich angemeldete) Teilnehmer. Die Hälfte steht also zwischen Bänken, auf Plattformen.

Aber sollten etwa deutsche Journalisten untereinander wohlerzogen und entgegenkommend sein? Unter sich, das wäre wohl lächerlich, Wer einen Sitz erobert hat, der erhebt seinen Hintern nicht mehr vor der Ankunft. Daher kommt es, daß auch zahlreiche Damen (was die Beine angeht, sind sie doch das schwächere Geschlecht!) stehend drei Stunden verbringen.

Eine schöne junge Frau, Korrespondentin eines Wiener und ungarischer Blätter, steht, steht, steht. Endlich erhebt sich ein deutscher Kollege, d. h., um einen Besuch im nächsten Wagen zu machen. (Nicht etwa zu anderem Zwecke, Klosetts führte der Extrazug dritter Klasse nicht!) Die schöne Dame, schwer erschöpft, drängt sich zu dem freigewordenen Platz. Fragt den Nachbar: „Kann ich mich zehn Minuten setzen?" Der Nachbar: „Das kann ich nicht erlauben, der Kollege kommt vielleicht früher zurück." (Ehrenwort, so lautete, wörtlich, das Gespräch!)

Immerhin, die Dame setzt sich. Nach fünf Minuten kommt der Sitzbesitzer zurück. Die Kollegin erhebt sich, halb, zögernd, ungläubig. Der Schnösel, fünfundzwanzigjährig, Zwicker, Schmisse. E K II, schnarrt: „Danke schön!" S e t z t s i c h. (Ihm sollte der Popo auf glühendem Eisen gebraten werden! Drei Stunden lang. Von München bis Oberammergau!)

In Murnau hält der Zug. Die Ungefrühstückten stürzen ans Buffet. „Frisch angesteckt!" Um sieben Uhr morgens, vollgrädiges Bier, aus Gerste, Hopfen, Malz, schön gekühlt. (Ist dies Volk hoffnungslos?) Aber kein Kaffee, kein Tee, weit und breit. Organisation! Deutsche Organisation! (D. h. die Münchener Organisation soll sehr stolz auf ihre Organisation gewesen sein. Der Korpsflaps wahrscheinlich auch auf seine Erziehung, als er, immerhin, „Danke schön!" rülpste. Die Münchener Eisenbahn, als sie 400 Journalisten in zwei Waggons zusammendrängte. Der Reichsverband deutscher Presse, weil er seine Gäste nicht herauswarf, als man zum Essen ging.)

Geht das? Geht das alles? Nun, in Deutschland geht es. A corsaire corsaire et demi. D e r Flegel, d e m Flegel. Nur, bitte, die Tore zugesperrt! Verschärfter Visumzwang? Fremdensteuer? Noch

nicht genug! Wir fordern Eintrittsverbot, damit die Schande sich nicht in der Welt verbreitet.

JOURNALISTEN-ANEKDOTE

DER UNIFORMIERTE

Er war Lokalredakteur und immer beleidigt, weil man ihn nicht als ebenbürtig behandelte. Als Protest hatte er sich ein System zurechtgemacht: alles, was nicht unmittelbar zu seiner Sparte gehörte, wußte er nur, wenn es ihm offiziell mitgeteilt worden war.

1919 schrieb er den Bericht über eine Mordverhandlung. Er schilderte, wie der Schuldige das Todesurteil aufgenommen hatte und fügte hinzu, ein Gnadengesuch bei Sr. Majestät werde wohl günstige Aufnahme finden.

„Was schreiben Sie für einen Quatsch?" sagte der Chef. „Was wollen Sie von Sr. Majestät? Wir sind doch Republik!"

„Wieso Republik? Seit wann sind wir Republik?"

„Seit dreiviertel Jahren sind wir Republik."

„No ja, da haben wir's wieder —: mir wird eben nichts gesagt!"

LLOYD GEORGE-HEFT DAS TAGEBUCH

Das nächste Heft des Tage-Buchs wird als Sondernummer „Lloyd George", mit Beiträgen hervorragender deutscher und englischer Autoren, erscheinen.

Vorausbestellungen zeitig erbeten.

INHALT DES LETZTEN HEFTES:

(Heft 22)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Juniwoche

Pierpont Morgan, Kindersley und Vissering haben die Zentralstadt bankerotter Großmächtigkeit verlassen. der Dollar steigt wieder, die Anleihe ist gescheitert. Gottlob, eine heftige innerdeutsche Fehde ist dadurch ohne Katastrophe beendet. Denn es war schon ein ganz schwerer Konflikt geworden, ob wir die Anleihe annehmen oder ablehnen müssen, ob wir uns freuen oder erschrecken sollen. Theodor Wolff war für Annahme und Freude; jede Nachricht, die es noch zweifelhaft erscheinen ließ, ob die Anleihe denn auch wirklich zustande kommen werde, wurde im „Berliner Tageblatt" überlegen als französische Tendenzmache entlarvt. Hugo Stinnes war für Ablehnung und Schreck; jede Meldung über eine neue Sitzung wurde in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" erschüttert als weitere Etappe auf einem Wege festgenagelt, den Amerika und England nur in der Absicht einschlügen, uns endgültig in den Ruin zu stoßen. Nun sage noch jemand dem Deutschen nach, er liebe es, sich auf den Boden gegebener Tatsachen zu stellen! Beileibe, mitnichten, keineswegs: hier zeigte sich im Gegenteil allerwärts, wie man es liebt, sich auf den Boden nicht gegebener Tatsachen zu stellen. Auf diesem Boden zu schwadronieren, ist ehrenvoll und bringt Gewinn.

Oberbürgermeister Philipp Scheidemann ist in Cassel nicht glücklich. Wer Hans Reimanns herzerschütternde Schilderung im letzten „Tage-Buch" gelesen, fragt sich freilich: Ist denn irgendjemand in Zassel glücklich? Auch das Attentat, das vermutlich von einem nationalistischen Studenten an Scheidemann verübt wurde, hat ihn nicht befriedigt. Von der „Deutschen Tageszeitung" wurde Scheidemann „ein politisch toter Mann" genannt. Lebt man in Cassel, wo man eigentlich nicht leben kann, dann wurmt solche Behauptung. Zudem sieht es ja zuweilen so aus, als sei Scheidemann in seiner eigenen Partei ein wenig beiseite geschoben. Begreiflich, daß Scheidemann das in Abendstunden bitter empfindet. Er hat, subjektiv, nichts Schlimmes begangen, der Klatsch, der ihn zuweilen umspann, war haltlos. Seine Sünde war rein objektiv. Er war der Bethmann Hollweg der deutschen Revolution. Er ahnte schon von Ende 1916 an, daß der Krieg schief ausgehen werde, und er begnügte sich mit Gedanken, mit vertraulichen Reden, mit Resolu-

tionen. Ihm hat in der historischen Stunde, im Sommer 1917 die Kraft gefehlt, die Leidenschaft seiner Erkenntnis. Er war zu früh staatsmännisch geworden. Ihm hat, wie Victor Adler einmal sagte, zum Revolutionär nichts gefehlt als ein bißchen Galle. Etwas Naumännliches, Lau-Männliches hat ihn zu schnell gerecht gemacht und so verlor er an Schlagkraft für seine Klasse. Persönlich ehrenhaft, empfindet er sein Schicksal als unverdientes und unterstreicht nun neuerdings sein Proletariertum mit viel Beflissenheit. In der Rede, die er nach dem Attentat, auf der Freitreppe des Rathauses in Cassel gehalten hat, mangelt es nicht an „ich“ und „mich“.

> *Ich* habe immer da gestanden und werde immer da stehn, wohin mich die Partei ruft. Kein Posten war *mir* zu niedrig und keiner zu hoch, auf den *mich* die Partei rief, weil sie *mir* Vertrauen schenkte, und das wird so bleiben bis an *mein* Lebensende. Nichts Anderes will *ich* als dem Volke dienen, für die Rechte des Volkes kämpfen. Es ist *mir* Lebensbedürfnis, für das schaffende Volk, dem *ich* mit Leib und Seele angehöre, zu arbeiten. *Ich* gelobe, daß ich das tun werde bis zum letzten Atemzug.

Ein bißchen hoch gesungen. Scheidemann durfte bei so seltener Gelegenheit auch lyrische Töne von sich geben, nur keine falschen. Ehe ich so hohe Töne von mir gäbe, da ließ ich mir lieber die Hand verdorren.

Daß der *Erzberger* ermordet wurde, ist durchaus ein Irrtum; er war vielmehr ein Todeskandidat mit Herzverfettung und hat sich aus Angst vor seinem bevorstehenden Ableben selbst erschossen. Schulz und Tillesen, die das aus nächster Nähe zufällig beobachteten, wurden in ihren nervösen Seelen von dem Anblick so verstört, daß sie wie gehetzt ins Ausland jagten; und als sie wieder zu sich kamen, schämten sie sich zurückzukehren, weil sie vonseiten des durch und durch regierungsfreundlichen Kegelklubs, dem sie angehörten, dessen Bestehen im übrigen aber keineswegs erwiesen ist, Vorwürfe darüber befürchteten, daß sie nicht entschlußkräftig genug gewesen seien, die Schreckenstat zu verhindern. Killinger, der bei Erhalt der Todesnachricht so erschüttert war, daß er auf den Münchener Bahnhof kletterte, um die schwarz-rot-goldene Fahne auf Halbmast zu setzen, was ihm aber mißlang, weil sie abriß, worauf er sie, um sie nicht in Feindeshand fallen zu lassen, mit Petroleum übergoß und verbrannte, — Killinger hatte erstens Erzberger wiederholt mündlich vor dem Selbstmord gewarnt, erhielt zweitens erst nachträglich Kenntnis von der Auslandreise der Schulz und Tillesen und wußte drittens, als er ihnen dabei behilflich war, durchaus nichts davon, daß sie im Zusammenhang mit Erzbergers Selbstmord stand. Aus diesen Gründen mußte er tatsächlich freigesprochen werden.



Von allen Charakteren, denen ich begegnete, sind mir Politiker-Charaktere stets als die rätselhaftesten erschienen.
(Gladstone zu Lord Acton.)

Da der gesunde Menschenverstand, trotz staatlicher Determination und historischen Materialismus', die Bedeutung der politischen Persönlichkeit für die politische Praxis berechtigterweise anerkennt: wäre es nicht gesund, verständig und von großer praktischer Bedeutung, auch die Konsequenz daraus zu ziehen und, gerade in kritischen Zeitläuften, den Versuch nicht zu scheuen, in den wahren Charakter der führenden Staatsmänner etwas tiefer einzudringen, als es jetzt geschieht?

Denn bisher sind solche Versuche, gerade was die Führer im gegnerischen Lager anbetrifft, rundum — nicht nur in Deutschland — auffallend selten gewesen. Man geht an der Staatsmannspersönlichkeit gewiß nie ganz vorbei. Aber man analysiert nicht, sondern synthetisiert; man geht vom Subjekt, nicht vom Objekt aus; man häuft, in sich selbst verstrickt, zusammen, was Propaganda gerade gebietet oder Stimmung gerade vortäuscht.

Nicht nur in der Presse und sonstiger öffentlicher Meinung! Auch beamtete Politiker scheinen oft sehr ungenügend über die Persönlichkeit ihrer Gegenspieler im anderen Lager unterrichtet; das unzeitgemäße Wort von „Lloyd George's sinkendem Stern" zum Beispiel, das kürzlich offiziell aus deutschem Ministermunde zu hören war, wäre wahrscheinlich ungesprochen geblieben, wenn der Redner kompetentere Quellen benutzt und weniger einem flüchtigen Augenblickseindruck freien Lauf gelassen hätte. Aber sogar Mißinformation des breiten Publikums kann in einem staatlichen System, in dem der Druck öffentlicher Meinung ein eminenter politischer Faktor ist, zu unglücklichen Handlungen und Unterlassungen führen. Erwünscht ist, daß auch die große Öffentlichkeit ihre Beurteilung fremder Staatsmänner auf wertkonstanteres Material stütze, als auf jene ad-hoc-Betrachtungen, die ihr im Verfolg dieser oder jener, erfreulichen oder unerfreulichen Einzelphase politischen Geschehens vorgesetzt zu werden pflegen.

Den Menschen als Mensch kennen zu lernen, ist da vor allem wichtig. Selbst der Historiker, dem doch ein abgeschlossenes Lebenswerk zur Wertung vorliegt, kann seine Aufgabe ohne menschlich-persönliche Zeugnisse schwerlich lösen, — die markantesten Lichter auf Wollen und Wesen Bismarcks zum Beispiel entquellen seinen Briefen an Johanna und der Kammerdiener —

Akribie Moritz Busch's. Das Tage-Buch hat darum, als es sich zur Herausgabe dieses Sonderheftes entschloß (das nicht Lösungen bringen, sondern nur Beiträge liefern will), Stimmen aus Lloyd George's nächster Umgebung für besonders notwendig gehalten.

Aus ihnen, — wie aus allem was wir sonst wissen, — geht sicher eines überzeugend hervor: die beispiellose taktische, dialektische, psychologische Überlegenheit und der ungeheure innere Manometerdruck („push and throw", pflegt er selbst zu sagen) dieses Mannes, der sich vom kleinen Lehrerssohn und Kirchenschüler mit 21 Jahren zum Anwalt, mit 27 Jahren zum Unterhausmitglied, mit 42 Jahren zum Minister emporschwang; der seither 17 Jahre lang ununterbrochen Kabinettsmitglied gewesen ist; und der mit Antritt der Ministerpräsidentschaft im Jahre 1916, namentlich aber nach Versailles, fast unbestritten die Führerschaft unter den Diplomaten der Welt sich eroberte. Selbst Keynes, sein bitterster Gegner, spricht bewundernd von seiner „Hurtigkeit, Klarheit und Beweglichkeit"; und von Wilson sagt er: „Welche Chance hatte solcher Mann gegen Mr. Lloyd George's niemals irrendes, fast mediumhaftes Feingefühl gegenüber jedem, der nur in seine Nähe kommt? Wenn man den britischen Ersten Minister die Gesellschaft beobachten sah, wenn man sah, wie er mit sechs oder sieben dem gewöhnlichen Sterblichen nicht zur Verfügung stehenden Sinnen Charaktere, Motive und unterbewußte Antriebe beurteilte, wie er aufspürte, was jeder Einzelne gerade dachte, ja, sogar was er demnächst sagen werde, wie er mit telepathischem Instinkt die Argumente oder Appelle herausfand, die der Eitelkeit, Schwäche oder den Eigeninteressen seines Gegners am angemessensten waren —: dann mußte man erkennen, daß der arme Präsident in diesem Spiele die Blindekuh abgeben werde." Niemals ist hymnischer das gepriesen worden, was ich technische Staatsmannsausrüstung nennen möchte, — es gibt keinen Meinungszwiespalt über diesen Punkt.

Das Problem Lloyd George's liegt anderwärts. Es liegt in der Frage, ob er auch mit genügender sittlicher Kraft und genügendem Verantwortungsgefühl ausgerüstet ist, Ziele, die er als erstrebenswert erkannte, selbst dann zu verfolgen, wenn sie unpopulär sind; und ferner, ob er genügend staatsmännische Phantasie besitzt, künftige Entwicklungen zutreffend vorauszusehen und eben dadurch seine Ziele sich zu bestimmen.

Der große Lincoln konnte von sich sagen, Wirkung sei ihm wichtiger als Sympathie. Cavour konnte von sich sagen: „Nie habe ich gestrebt, den Beifall der Menge zu gewinnen, sondern die Zustimmung ehrenwerter und einsichtiger Männer, indem ich der Sache des gesunden Menschenverstandes diente." Die populäre Meinung von Lloyd George ist, daß er nicht berechtigt sei, ähnliches auch von sich zu behaupten. Aber die ihn kennen, bestreiten das mit mannigfachen Details, — darunter nicht zum wenigsten mit der außerordentlichen Religiosität, die ihn beseele. In der Tat ist

niemals der mindeste Beweis dafür erbracht worden, daß Lloyd George nicht subjektiv an seine Ziele glaubt. Seine Schlagworte brauchen nicht als Kniefälle vor dem „Götzen Demos“ gedeutet zu werden, sie können ihm ebensogut Mittel sein, die Masse mit Aufbietung aller Künste, — sei es auch nur nach und nach, — zur Gefolgschaft auf einen ehrlicherweise für richtig gehaltenen Weg zu drängen. (Monarchische Minister müssen mit ihren Herren ebenso verfahren!) Auch was man als seine Unbeständigkeit bezeichnet, kann in Wirklichkeit sehr wohl gerade das Gegenteil sein, —: Festhalten an der eigentlichen Idee, aber Ausbiegen und Übergang zu neuen Methoden, wenn im Augenblick auf bisherigem Wege nichts mehr zu erreichen scheint. Wiederum sei die Stimme seines Kritikers Keynes zitiert, die ihm zugesteht, daß er seit Friedensschluß tatsächlich niemals das Ziel aus den Augen verloren habe, den ruinösen Vertrag nach und nach wieder abzuschwächen: „Mr. Lloyd George kann sagen, er habe gewußt, daß der Vertrag unklug, teilweise sogar unausführbar sei und das Leben Europas gefährde; aber Volksleidenschaft und -unwissenheit spielten eine Rolle in der Welt . . .; der Versailler Vertrag sei die beste Lösung gewesen, die von den Forderungen der Massen und dem Charakter der übrigen Hauptakteure zugelassen worden sei; und was Europa anbelangt, habe er zwei Jahre lang all seine Kraft und Geschicklichkeit angestrengt, die Gefahren zu umgehen oder herabzumindern. Diese Darstellung . . . wäre nicht unbeachtlich . . . Die Geschichte der letzten zwei Jahre zeigt ihn uns, wie er Europa mit einer von wenigen übertroffenen Geschicklichkeit vor so vielen üblen Folgen seines eigenen Vertrages bewahrt, als er zu verhindern vermag . . . Er kann darum für sich beanspruchen, daß er, auf Umwegen, als getreuer Diener des Möglichen der Menschheit Dienste geleistet habe . . . Endgültig läßt sich darüber noch nicht urteilen!“ Es ist der schärfste Kritiker, der so spricht! Nirgendwo, genauer besehen, bestätigt sich die Meinung, daß man diese schillernde Erscheinung einfach als vulgären Demagogen, wenn auch hochbegabten, abtun dürfe; schlimmstenfalls könnte man, in Analogie zum wohlwollenden Despoten, von einem wohlwollenden Demagogen reden. Und ich glaube: weit besser noch ein hochbegabter, wohlwollender Demagoge, als schwachbegabte, nichtswollende Pennibilitäten!

Aber wie ratsam und gerecht es auch sei, von der Insinuation abzulassen, dieser Lloyd George verfolge nur persönliche, keine sachlichen Ziele: die Frage bleibt bestehen, ob es Ziele sind, die mit einer dem ungeheuer entscheidungsschweren, historischen Augenblick adäquaten Vorstellungs- und Verstandeskraft erschaut und durchdacht wurden.

Bismarck vergleicht auswärtige Politik einmal mit Schiffahrt auf unerforschten Meeren; es komme auf das Gefühl an, ob man dem Lande oder dem Sturm entgegensteure. Besitzt Lloyd George dies Gefühl in die Zukunft hinaus? Besitzt er den tiefsten Blick für Ur-

sache und Wirkung? Nitti erklärt: „Lloyd George mit seiner großartigen Intelligenz sah, wie immer, alles ganz klar: er glaubte nicht an den Nutzen, nicht einmal an die Möglichkeit eines Prozesses gegen den Kaiser und die deutschen Offiziere. Er hielt eine riesenhafte oder auch nur recht erhebliche Entschädigung nicht für möglich." Das ist schon viel, und wir wissen heute auch, daß Lloyd George in vielen Punkten tatsächlich mit weit größerer Energie um Abschwächungen des Vertrages kämpfte als Wilson. Aber sah Lloyd George die Folgen, als er — und hier liegt der Schlüssel zur ganzen heutigen Situation Europas! — der Entwaffnung Deutschlands ohne gleichzeitige Entwaffnung auch Frankreichs zustimmte, — in durchaus vager Hoffnung auf spätere Generalabrüstung? Ich fürchte, Lloyd George stöhnt heute in stillen Stunden mehr über diesen Fehler, der Frankreichs Willen nahezu allmächtig machte, als über irgendeinen andern. Die Entwicklung, die daraus folgte, stand sicher nicht klar von seinem Blick, sonst hätte er am Tage des Waffenstillstandes leidenschaftlich die Parole: „disarmament all round" ausgegeben. Damals, mit Entweder-Oder, wäre sie durchzusetzen gewesen; und „fair play all round" hätte sich dann von selbst ergeben. Heute ist es vor allem England selbst, das unter dem Drucke des Foch'schen Säbels steht; und vielleicht, — hoffnungslos allerdings und darum verschwiegen, — denkt Lloyd George zuweilen mit Vorwurf wider sich selbst: „Ich wollte, Foch wäre weg, oder die Preußen wären wieder da!" Er mag sich auf Gladstone, seinen großen Vorgänger und in mancher Hinsicht Ahnherrn, berufen, dessen Größe es keinen Abbruch tat, daß er von sich bekennen mußte: „Ich für meinen Teil habe nie das Glück gehabt, schon vor Akutwerden einer schwierigen Frage hinreichend vorauszusehen, mit welchen Methoden sie geeignet zu behandeln sei." Aber diese Wiederholung des uralten englischen „Wait and see", dessen Folgen so oft einfach von Glück und Wunder beseitigt werden mußten, war für den unvergleichlich kritischen Zeitpunkt nach Abschluß der Weltkonflagration unmöglich. Hier mußte der Staatsmann wahrhaft Dichter, mußte Prophet, Konstruktor sein, Lloyd George war es nicht, seine Blickkraft war matt; er sah nicht den unvermeidlichen Lauf der Entwicklung.

Und so ist die Frage berechtigt, ob er wenigstens in einer anderen Beziehung hellsichtig genug für Schicksals ehernen Schritt, ob also das Ziel, dem er zweifellos dienen will, scharf genug erschaut sei. „Die wahre Stimmung für den Politiker wird durch Ausdauer, Arbeit und Hoffnung geschaffen," — so lautet die Staatsmannsmaxime, die seit fast einem Jahrhundert die Methoden Downingstreets behrrscht. Im Geiste dieser geheiligten Maxime betreibt Lloyd George offenbar auch den Abbau des Versailler Vertrages. Aber die Frage ist, ob er genügend Blick auch für die Bedeutung des Tempos hat, in dem dieser Abbau geschieht; und ob seine Vorstellungskraft nicht von anderen, — pazifischen, indischen,

mesopotamischen, ägyptischen — Interessen allzustark präokkupiert ist. Denn Ausdauer, Arbeit und Hoffnung in hohen Ehren: das Problem dieses Versailler Vertrages ist nicht nur: d a ß, sondern auch: w a n n seine mörderischen Abschnitte berichtigt werden. Ist sich Lloyd George bewußt, welche Ruinen die Verschleppung Tag für Tag neu reißt, sieht er sie körperlich, mahnend vor sich, sieht er die trostlose Zerstörung, die in einem Jahre, in zweien, in dreien zuwege gebracht sein muß? Und orientiert er seine Politik nicht nur in rechter Richtung, sondern auch in rechtem Schrittmaß?

Die Antwort, die auf diese Frage erfolgt, mag entscheidend für die Wertung sein, die der Staatsmannspersönlichkeit David Lloyd George's in künftigen Zeiten zuteil werden wird. Der Fehler in der Entwaffnungsfrage war einmalig, und ein Staatsmann kann sogar groß genannt werden, wenn ihm an einem bestimmten Zeitpunkt einmal der rechte Blick fehlte. Aber der Fehler, der mit dauernd hinter den drängenden Nöten der Entwicklung zurückbleibender Behandlung der Friedensprobleme begangen würde, wäre nicht einmalig, er wäre permanent; und Europas moralische und substanzielle Trümmer würden furchtbar gegen den Machtbegabten zeugen, der außer mit Macht nur noch mit wunderbarem technischem, nicht auch mit ebenso wunderbarem visionärem Staatsmannsgenie begabt war.

GRAF BROCKDORFF-RANTZAU
Reichsaußenminister a. D.

VON VERSAILLES BIS HEUTE

Ihre Aufforderung, mich über Lloyd George zu äußern, sollte mich von Rechts wegen in einige Verlegenheit setzen. Denn die einzige Gelegenheit, bei der ich ihm Aug' im Auge gegenüber trat, ist die Friedensvertrags-Verhandlung (darf man das Wort angesichts der uns damals zugemuteten Rolle verwenden?) zu Versailles gewesen. Ich müßte also meine Aktivlegitimation zu einer Urteilsbildung aus anderer Quelle schöpfen. Das versuche ich, indem ich gegenüberstelle, wie die Vertreter des in Versailles von dem Hohen Rat in der Pose der Totenrichter empfangenen Volkes heute mit ihm als Vertragspartei verhandeln.

Gewiß, die Gewalt der Ereignisse, deren Wirken ich vor und nach jenem tragischen Augenblick der Geschichte vorausgesagt habe, hat zu dieser Entwicklung beigetragen. Gewiß, redliches Bemühen auf unserer Seite um Erfüllung des Unmöglichen ist bisher Katastrophen ausgewichen. Aber was an aktivem staatsmännischem Werk dazugetan wurde, das kommt fast restlos auf Rechnung des Mannes, der schon in und vor Versailles durch die Macht seiner Persönlichkeit, wo nicht immer durch die Stoßkraft der von ihm vertretenen Interessen die überragende Rolle gespielt hat. Ich darf es ihm — keineswegs im Sinne der banalen, von den

Tränendrüsen gespeisten, sondern einer höheren Menschlichkeit, die durch nationales Pflichtgefühl hindurchgeht — als Verdienst anrechnen, daß er es wagt, jenes mit feierlichstem Pomp verkündete „Urteil“ zu widerrufen. Ein Widerruf, der noch mit den Floskeln aus dem Lexikon der traditionsgebundenen englischen Diplomatie verbrämt, aber doch offenkundig genug ist, um über die zu Grunde liegende bessere Einsicht keinen Zweifel zu lassen, — nicht nach Ausflüchten zu suchen, die das Kennzeichen eines kleineren staatsmännischen Formates wären.

Ich verfolge aufmerksam, Tag für Tag, was der britische Premierminister sagt und tut. Was er *sagt*, hat dazu geführt, ihm ein häufiges Umfallen nachzureden. Was Lloyd George *tut*, zeugt von Konsequenz, nachdem er einmal innerlich den Bruch mit dem Mißgriff von Versailles vollzogen hat. Ich sehe ihn heute geraden Weges auf sein Ziel zugehen, wie ich selbst und jeder über die nächste Epoche hinwegblickende Staatsmann es anstrebt. Und wenn er dabei, ursprünglich von der Kriegspsychose der ganzen Welt an der Zerteilung der Nebel verhindert, oft im Zickzack geht, um die von Kleineren auf den Weg geschleuderten Steine zu meiden, so führt diese Zickzacklinie für den Klarblickenden doch unveränderlich auf das Ziel in der Ferne zu — dieses Ziel, das der graue Theoretiker Wilson vielleicht vor ihm erkannt, dessen Erreichung aber der große und zähe Wille und die staatsmännische Potenz Lloyd Georges bisher nahezu ohne Gefolgschaft aus den Reihen der — wirklichen oder sogenannten — Staatsmänner sich zum Vorsatz genommen hat.

Wir dürfen uns dabei nicht verhehlen, und haben es leider am eigenen Leibe erfahren müssen, daß Deutschland auf dem Schachbrett dieses großen Turniers von Lloyd George vielleicht häufiger die Rolle des unbeachteten Bauern zugewiesen wird, als seine weltwirtschaftliche und weltpolitische Bedeutung rechtfertigt.

Man muß in Weltteilen und Jahrhunderten denken lernen, um sich zu objektiver Würdigung des gefährlichsten Gegners von gestern durchzuringen. Man darf nicht zu jenen gehören, die ihre eigene Rolle durch Verkleinerung des einmal stärker gewesenen Gegners zu vergrößern meinen. Und man muß verzichten gelernt haben auf den Beifall von Gruppen jeder Observanz.

Um das Schiff seines Landes, das Schiff der Menschheit durch eine klippenreiche Durchfahrt zu steuern, muß Lloyd George unter der Maske der Bonhomie ein verteufelt feines, oft schwer durchsichtiges Spiel spielen, Feind Freund und Freund Feind nennen. Ich kann es mir gestatten, mein Spiel offen zu zeigen, nachdem der Irrsinn, der es mir in Versailles aus der Hand schlug, offenbar geworden ist.

Anettenhöhe, Schleswig, Ende Mai 1922.

Harold Spender, Lloyd Georges Biograph und vieljähriger Mitarbeiter, gehört zu den Intimen von Criccieth und Chequers. In 30jähriger publizistischer Tätigkeit war er außerdem nacheinander in der Leitung fast aller großen liberalen Zeitungen tätig. Mit Deutschland verknüpfen ihn verwandtschaftliche Bande. Seine Gemahlin ist Tochter des Londoner Rechtsgelehrten und Bankfachmanns Ernst Joseph Schuster, der in Frankfurt a. M. geboren ist und die Hälfte seiner Werke noch in deutscher Sprache verfaßt.

Mr. Lloyd George ist unbesiegbar, — das ist die Gabe, die den Schlüssel zu ihm bildet. Er weiß gar nicht, wenn er unterliegt; und so ist er tatsächlich noch niemals unterlegen. Diese Gabe hat ihn in der inneren Politik zum Erfolge geführt. Diese Gabe hat ihn zum ersten Sieges-Organisator im großen Kriege werden lassen. Weder im Innern noch von Außen her hat er jemals eine Niederlage erlitten.

General Ludendorff schreibt in seinen Memoiren die Niederlage Deutschlands der Tatsache zu, daß es keinen Lloyd George oder Clemenceau hervorzubringen vermochte. Er hat recht. Aber dies Unvermögen war kein Zufall. Solche Männer können nur einem parlamentarischen Staate entwachsen, und das vorrevolutionäre Deutschland war tatsächlich kein parlamentarischer Staat. Das Parlament ist Exerzierplatz, ist Treibhaus solcher Persönlichkeiten. Debatte ist das Fechtspiel, in dem sie zur höchsten Fähigkeit geschult werden. Aber Debatte allein genügt nicht einmal; Debatte allein wird eher Unverantwortlichkeit züchten. England brachte Lloyd George hervor, weil es drei Jahrhunderte lang seine Redner auch mit Macht ausstattete. Das alte Deutschland konnte solche Persönlichkeiten nicht hervorbringen, weil es, wenn es leitende Persönlichkeiten brauchte, sie dem Zivildienst, der Hochfinanz, der Diplomatie, niemals aber dem Reichstag entnahm. Das war des Kaisers größter Fehler.

Ich habe in Downing Street während des kritischen Frühjahrs 1918, nachdem die deutschen Heere unsere Linien bei St. Quentin durchbrochen hatten, viel von Lloyd George gesehen. In jenen Tagen herrschte in London Panik, — Panik selbst dort, wo man anderes erwartet hatte; aber Mr. Lloyd George hielt gelassen Stand. Einige hervorragende Persönlichkeiten wollten, daß man unsere Heere aus Frankreich zurückziehe. „Niemals", sagte Lloyd George. „Wenn sie weiter nach Westen vordringen, werden wir das Land nördlich von Calais überschwemmen. Wenn sie noch weiter vordringen, werden wir uns nach Süden zurückziehen. Aber niemals werden wir Frankreich verlassen!" Doch war er sehr grimmig und äußerst ernst. Er entgeht Niederlagen, weil er Gefahren stets offen ins Gesicht sieht und jede Möglichkeit in Rechnung stellt. Er ist niemals leichtfertig oder überzuversichtlich. Er trägt immer ein kleines Notizbuch mit sich herum, in dem er Tag für Tag eine Bilanz aller Chancen aufstellt, — Chancen der inneren und äußeren Politik. Chancen im Parlament und auf dem Schlachtfeld.

Auch 1908, als ich mit ihm in Deutschland war, besaß er solch kleines, zierliches Notizbuch, und darin legte er den ganzen Umriß des großen Budgets von 1910-1911 nieder, das zu der Verfassungskrisis von 1912 und zur Machtausschaltung des Oberhauses führte. Es mutet heute seltsam an, daß er viele Gedanken für dies Budget aus Deutschland bezogen hatte, und alle Gedanken für das Versicherungsgesetz. Ihr wart in jenen Tagen alle sehr freundlich zu uns!

Der große Unterschied zwischen Lloyd George und den französischen Ministern ist, daß Lloyd George von keinem Erb- und Rassenhaß gegen Deutschland beseelt ist. 1908 war er durchaus bereit, ein Abkommen mit Deutschland zu fördern. Warum auch nicht? Natürlich ein Abkommen, das Teil eines allgemeinen europäischen Friedensplanes gewesen wäre, und das Frankreich ebenso genützt hätte wie Deutschland; (— denn hat Frankreich schließlich so viel Nutzen vom Kriege gehabt? —). Aber der Kaiser war immer irgendwo im nördlichen Nebel; Fürst Bülow, der Reichskanzler, war in Norderney und wollte nicht zurückkommen; und obwohl uns Herr Bethmann Hollweg ein Bankett im Berliner Zoo gab, war seine Redeweise keineswegs friedlich, sondern eher herausfordernd.

Das sind nun alles alte Geschichten, — aber ich kann bezeugen, daß Lloyd George im Jahre 1908 Frieden wünschte und sich bemühte, einer Verständigung zu dienen. Das Unglück war: Die deutschen Staatsmänner machten sich nicht die Mühe, ihm auf halbem Wege entgegenzukommen. Fürst Bülow entsandte einen Abgesandten, der uns in Berlin ein Frühstück gab, und dieser Abgesandte sagte uns klar, daß Deutschland die Flottenfrage nicht einmal diskutieren, noch weniger zu irgend einem Kompromisse sich bereitfinden könne. Und die deutsche Flotte war, was England anbelangt, 1908 natürlich der Kern der ganzen Sache. Man vergleiche diese Haltung mit dem Vorgehen der amerikanischen Regierung während der letztjährigen Washingtoner Konferenz!

Es war der Einfall in Belgien, er allein, der Mr. Lloyd George schließlich zur Kriegspartei hinübertrieb. Aber nachdem der Krieg einmal begonnen hatte, verwandelte er sich in einen glühenden Kriegsmann. Das war es, was die englischen Pazifisten nicht verstehen konnten. Sie erwarteten von ihm, daß er zwiespältiger Stimmung sein werde. Sie konnten ihm nicht vergeben, sie erinnerten sich an seine wütende Gegnerschaft gegen den Burenkrieg. Ich sage aber: wenn er den Krieg mit Deutschland nicht gebilligt hätte, so wäre er ihm mit derselben, heftigen Energie entgegengetreten, mit der er ihn tatsächlich unterstützte. Er ist niemals der Mann halber Maßnahmen. Was unser Historiker Clarendon von John Hampden, dem parlamentarischen Heros unseres Bürgerkrieges im 17. Jahrhundert sagte, gilt auch auf ihn: „Als er das Schwert zog, warf er die Scheide fort!“ Darum wurde Lloyd George Euer furchtbarster, Euer entschlossenster und unerschütterlichster Feind. Darf ich

sagen, daß er die lebendige Nemesis Eures Bruches der belgischen Neutralität geworden ist?

Aber Lloyd George ist nicht unversöhnlich. Obwohl er ein Walliser ist, — vielleicht gerade darum — ist sein Temperament britisch. Es ist unser Stolz, daß wir auf dem Gesicht eines gestürzten Feindes nicht herumtrampeln. Nach Waterloo war es der Herzog von Wellington, der auf der Jena-Brücke in Paris, als Blücher drohte, sie in die Luft zu sprengen, britische Schildwachen aufstellen ließ. Wenn wir überzeugt sein werden, daß das neue Deutschland den Kaiserismus von sich geworfen hat und daß es sich in einer Politik europäischen Friedens uns zugesellt, wird die öffentliche Meinung Englands Mr. Lloyd George in seinem Rufe nach „fair play all round" unbedingt folgen. Aber gegenwärtig ist die öffentliche Meinung Englands noch geteilt. Auf der Gegenseite gibt es noch eine heftige Propaganda, die in der Northcliffepresse zentralisiert ist und von Paris aus genährt wird. Diese Propaganda will die alten Leidenschaften und Ideengänge benützen, um England davon zu überzeugen, daß Deutschland ein reicher, betrügerischer Zahlungsverweigerer ist. Lloyd George andererseits tritt dafür ein, daß Deutschland mindestens anständig gehört werde. Es ist ein Kampf zweier Strömungen, jenem Augenblick vergleichbar, in dem auf dem Meere die Flut beendet ist, die Ebbe aber noch nicht begonnen hat.

Noch ist zweifelhaft, welche Strömung sich durchsetzen wird. Viel hängt von Deutschland selbst ab. Wenn es faire Reparationsangebote macht, wenn es sich einer Rückkehr zum Militarismus ernsthaft widersetzt, wenn es den bolschewistischen Schmeicheleien widersteht: dann wird Lloyd Georges Politik in England sicher als richtig anerkannt werden. Aber vertraut nicht zu sehr auf die neuen Wirtschaftsmotive in Englands Politik! Laßt euch von Frankreich nicht überreden, daß wir nur ein Krämervolk sind! Dieser Glaube war es im Grunde, der auch Napoleon mißleitete und ihn zum Niederbruch führte. Im Großen betrachtet sind die Engländer schließlich doch ein Volk von Seeleuten und Soldaten, — obwohl sie gegenwärtig des Kampfes überdrüssig sind. Dennoch, wenn sie jemals sich davon überzeugen würden, daß es ihre Pflicht ist, würden sie Hauptbuch und Elle noch einmal beiseite werfen und noch einmal dem Donner der Geschütze entgegenmarschieren.

England sucht nicht deshalb Frieden, weil es den Krieg fürchtet. Keineswegs! Es sucht Frieden, weil es vor uns allen das düsterrote Licht des Ruins und des Chaos aufglimmen sieht.

In dieser Beziehung repräsentiert Lloyd George die ganze britische Nation. Diesen Brand vor Augen, arbeitet er jetzt ebenso glühend für Frieden, wie er zwischen 1914 und 1918 für den Krieg arbeitete. Und ich glaube, er wird noch einmal Sieger sein.

Warum? Weil er, wie ich schon sagte, diese furchtbare und wundervolle Gabe der Unbesiegbarkeit besitzt.

Ethel Snowden, Gemahlin des englischen Arbeiterführers und Parlamentsmitgliedes Philippe Snowden, ist in Deutschland nicht unbekannt. Obwohl freundschaftlichst mit Lloyd George verbunden, — jetzt eben, in Genua, war sie wochenlang sein Gast in der Villa de Alberti, — war sie der stärkste Rufer im Kampf gegen seine Kriegspolitik. Seit dem Waffenstillstand hat sie wiederholt den Kontinent bereist und ihre Beobachtungen in einem sehr bekannt gewordenen Buche über Rußland sowie in einem kürzlich erschienenem Werke „A political pilgrim in Europe", niedergelegt.

Jedermann, mit dem ich in Deutschland zusammenkomme, frägt mich nach meiner Ansicht über Mr. Lloyd George. Unter zehn Fragern heben ihn neun in den Himmel, sagen, er sei der größte Staatsmann der Welt und werde Europa retten. Und der zehnte intrepelliert mich etwas ängstlich, ob ich glaube, daß er Poincaré nachgeben und den Franzosen erlauben werde, Deutschland zu zerschlagen.

Hätten mich diese meinungshungrigen Deutschen während des Krieges gefragt, was ich von Mr. Lloyd George denke, so hätte ich ihnen nicht die Antwort geben können, die ich jetzt hunderten von ihnen erteilte. Und wäre ich während des Burenkrieges oder während des Kampfes der Suffragetten ums Frauenwahlrecht gefragt worden, so hätte die Antwort auch in diesen beiden Fällen nach mehrfacher Richtung anders gelautet.

Ich kenne einen Mann, der Mr. Lloyd George im Unterhause dreizehn Jahre lang unmittelbar gegenüber saß, und der am Ende dieser Periode schließlich bekennen mußte, daß ihm Großbritanniens heutiger Premierminister ebenso rätselhaft sei wie je zuvor.

Eines aber weiß ich von ihm, und das ist wirklich eine hervorragende Eigenschaft seines Charakters: er kennt keine Bosheit. Zu niedriger Rache oder zu armseliger persönlicher Gehässigkeit ist er unfähig.

Niemand in England bekämpfte die Kriegspolitik des Ersten Ministers schärfer als ich. Seine Idee vom „Knock-out-blow", die für den Frieden zerstörend sein mußte, fand ich unduldbar. In Ausführungen von beträchtlicher Heftigkeit wandte ich mich auch gegen die Grausamkeit und Perversität der Nachwaffenstillstands-Blockade und des Versailler Vertrages. Dasselbe taten andere, deren Stimme ihm vielleicht noch sicherer zu Ohren kommen mußte. Aber niemals habe ich davon gehört, daß Mr. Lloyd George seine offenen, ehrlichen politischen Gegner geschmäht hätte.

Und noch einer anderen Sache bin ich ganz sicher: Mr. Lloyd George wird im öffentlichen Leben Englands, — zum Guten oder Bösen — immer eine Rolle spielen, — ob er nun nach den nächsten Generalwahlen Ministerpräsident bleibe oder nicht. Ich persönlich glaube: sein tapferer Kampf in Genua hat sein Prestige dermaßen erhöht, daß er im Amte bleiben wird. Aber ob Minister oder nicht:

er wird eine Macht sein, mit der gerechnet werden muß. Ja, ich bin nicht sicher, ob er, im guten Sinne, nicht noch mächtiger wäre, wenn er eine geeinigte liberale Opposition, unterstützt von der Arbeiterpartei, anführen könnte; denn dann würde er sich für eine konstruktive internationalistische Außenpolitik einsetzen. In solcher Stellung, den Mächten der Reaktion Stirn wider Stirn gegenüberstehend, hätte der Radikalismus, der sein eigentlicher Wesenszug ist, freie Bahn; und er würde sich, ungehemmt von unvermeidlichen Koalitions-Kompromissen, durchsetzen.

Denn eines sollte klar verstanden werden: Mr. Lloyd George ist beileibe kein Tory. Er ist bis in die Fingerspitzen von gesundem Radikalismus erfüllt. Man frage nur einen jener ältlichen Herzöge, deren Groll über seine Grundsteuer-Reden in Limehouse ihr pompöses Lob seiner Kriegstätigkeit noch jetzt zuweilen überschattet!

Er vor allen andern war es, der die Nation während des Krieges zusammenhielt. Und das vermochte er kraft der magnetischen Gewalt seiner lebendigen, energischen Persönlichkeit, die sich in glühenden Reden und genialen Schlagworten entlud.

Ich glaube, Mr. Lloyd George ist der größte Schlagwort-Erfinder der Neuzeit. Immer wieder und wieder rüttelte er die Nation, wenn sie kriegsmüde zu erschlaffen begann, mit irgendeiner energischen Sentenz auf, und hielt sie mit irgendeiner erstaunlichen Formel in Leidenschaft und Einigkeit am furchtbaren Werk. Zu diesen Formeln gehört als historisch keineswegs belangloseste auch diejenige, in der er bekannte: „Wir sind alle in den Krieg hineingestolpert."

Und seine Reden, die er unter dem Drucke tiefster Erregung herausschleudert, sind eine Mischung von Dichtung und Prophetie. Es wohnt ihnen eine Gewalt inne, die Tote zum Leben erwecken könnte und die das bleiche Skelett des Zweifels und der Verzweiflung mit dem blühenden Fleische der Hoffnung und des Vertrauens zu umkleiden vermag.

Man stelle sich einen Mann vor, der die sechzig fast erreicht hat, klein von Figur und ein wenig rundlich. Sein weißes, wallendes Haar fällt lose über den Schädel, zuweilen auch über den Anzugkragen. Er hat die fröhlichsten, freundlichsten, blaugrauen Augen, die, je nachdem sein Sinn für's Komische oder sein Abscheu vor Grausamkeit erweckt ist, humorvoll zwinkern oder wütend sich zusammenkneifen.

Er schreitet sehr schnell, bewegt sich bestimmt und handelt immer mit irgendeinem Zweck. Er hat die Energie von zehn Durchschnittsmenschen. Es gibt für ihn kein Schlendern durch's Leben.

Seine Hände sind klein und scharfgeschnitten wie die eines Künstlers. Die Breite seiner Schultern läßt auf ungewöhnliche Muskelstärke schließen. Die Raschheit seiner Bewegung beweist beispiellose Vitalität.

Er ist der Meister-Politiker und kennt das politische Spiel vom ersten bis zum letzten Buchstaben seines Alphabets. Seine Liebe aber gilt der Musik. Ich hörte ihn einmal sagen, daß er weit lieber Musiker als Erster Minister Englands sei. Das war ein sehr anziehendes Schlaglicht auf seinen Charakter.

Volkslieder und glorreiche alte Hymnen, besonders die wallisischen, betet er an. Und er singt sie selber nicht eben schlecht. Meine liebenswürdigste Erinnerung an ihn ist diese: ein ermüdeter Mann, geschmückt mit all den Orden, die er bei einem großen, offiziellen Diner der Genueser Konferenz zu tragen verpflichtet war, singt, ehe er das Haus verläßt, ein einschmeichelndes Liedchen seiner Heimat Wales.

In Chequers, dem offiziellen Landsitz des Ersten Ministers, haben wir die Lieder aller Völker gesungen: auch die düsteren, hoffnungslosen Revolutionsgesänge des leidenden Rußland. Aber am eindrucksvollsten war es, wenn die ganze Gesellschaft eine religiöse Dankhymne anstimmte und wenn Mr. Lloyd George den Gesang mit Stimme und Hand bis zur letzten, triumphierenden Note führte.

In solchen Situationen enthüllt sich der wahre Lloyd George: ein Mann der Gläubigkeit und dankbaren Demut.

Mögen ihm seine zahlreichen Kritiker Schwächen des Temperamentes vorhalten; mögen sie ihn wegen seines Mißerfolges in Paris anklagen und sagen, er habe „in Sünde Kompromisse geschlossen“, die zur Versklavung unsrer Kindeskinder führen müssen; mögen verärgerte, toryistische „die-hards“ seine Limehouse-Reden an's Licht zerren; mögen selbstgerechte Liberale behaupten, sie hätten es besser gemacht (obwohl ihre Vergangenheit sie Lügen straft); mögen Ministeraspiranten aus der Arbeiterpartei darüber grollen, daß er ihnen ihre politischen Lockschilder entwendet; mögen die Franzosen vor Wut über das, was sie in ihrer Verstocktheit als Verrat betrachten, aufschäumen —: seine Gläubigkeit wird ihn immer retten. Und wird auch uns retten. Und Europa.

Denn wichtiger und stärker als alles andere in Mr. Lloyd Georges Charakter ist seine unerschütterliche Religiosität. Durch sie, und allem anderen zum Trotz, wird er (— wenn er nicht schon heute so weit ist —) verstehen lernen, daß er jetzt Europa und nicht mehr nur England gehört.

„Die Träume der Völker wirken Tat!“ Und die Völker Europas träumen, daß der Mann, der England zur Eroberung Deutschlands führte, jetzt beide, England und Deutschland zusammen — und, wenn sie es wollen, auch Rußland, Frankreich und Italien, — zur Eroberung des Friedens führen wird, — zur Eroberung des Friedens, zur Rettung Europas.

In seinem neuen fünfteiligen Dramenwerk „Zurück zu Methusalem", von dem eine deutsche Übersetzung noch nicht vorliegt, wirft Bernard Shaw die Frage auf: Würden die Menschen weiser sein, wenn sie länger lebten? Im zweiten Teil der Pentalogie werden zwei Gelehrte, die Brüder Franklyn und Conrad, eingeführt, die diese Frage bejahen und auch an die Möglichkeit glauben, das menschliche Leben zu verlängern: durch den bewußten Willen zur schöpferischen Entwicklung, zu einer tieferen, weil längeren Erkenntnis. Und es gelingt ihnen, ihre Idee praktisch zu starten, indem sie vor allem zwei hervorragende Staatsmänner überreden, die Idee in die Parteiprogramme aufzunehmen.

Die beiden Staatsmänner sind als Lubin und Jogie Burge bezeichnet. Aber auch ein Nichtengländer erkennt sofort Asquith und Lloyd George. Es sind, trotz aller Satire, beinahe photographische Porträts. Die Hälfte der Worte fast, die sie im Stück sprechen, sind Worte, die Asquith und Lloyd George tatsächlich — auch gegeneinander — gesagt haben.

Franklyn: Sie, Herr Lubin, stehen in Ihrem 70ten Jahr. Herr Jogie Burge ist elf Jahre jünger. Die Nachwelt wird Sie beide zu der Gruppe unreifer Staatsmänner und Monarchen in Europa zählen, die ihre besten Fähigkeiten für ihre Länder einsetzten und damit nicht mehr zustande brachten als: die Zivilisation in Stücke zu brechen und Millionen Menschen ums Leben zu bringen . . . Ich mache Ihnen keinen Vorwurf . . . . Ihre Aufgabe ging über menschliche Fähigkeiten hinaus! . . . Aber es steht jetzt vollkommen fest, daß die politischen und sozialen Probleme, die unsere Zivilisationsepoche aufgeworfen hat, nicht mehr von menschlichen Pilzexistenzen gelöst werden können, die schon sterben, wenn sie sich gerade die erste Ahnung der erforderlichen Regierungsweisheit erworben habe . . . Haben Sie nicht die letzten Biographien gelesen — z. B. die von Dilke — worin die Wahrheit über diese Führer steht?

Lubin (Asqu.): Ich habe keine neuenthüllten Wahrheiten in diesen Büchern finden können, Herr —

Franklyn: Was? Auch nicht die Wahrheit, daß England damals von einer kleinen Frau regiert wurde, die wußte, was sie wollte —

Lubin (Asqu.): Sowas kommt oft vor. Welche Frau meinen Sie?

Franklyn: Königin Victoria, vor der die Ministerpräsidenten wie unartige Buben standen, die sie mit Kopfftücken traktierte, wenn deren Launen und Geschrei unerträglich wurden. Dreizehn Jahre nach dem Tode dieser Frau war Europa bereits zur Hölle geworden.

Burge (Ll. Gg.): Richtig. Sie war eben stramm erzogen und betrachtete sich nur als Werkzeug. Wenn ein Staatsmann immer eingedenk bleibt, daß er nur ein Werkzeug ist, wenn er mit sicherem Gefühl den göttlichen Vorsatz ausdeutet, dann wird es ihm immer gut ausgehen —

Franklyn: So hat der Kaiser gefühlt. Hat er alles gut gemacht?

Burge (Ll. Gg.): Nun, wir wollen gerecht sein, selbst gegen den Kaiser. Wir wollen fair sein.

Franklyn: Waren Sie fair gegen ihn, als Sie einen Wahlkampf unter dem Schlagwort, ihn zu hängen, kämpften und gewannen?

Burge (Ll. Gg.): Ach was! Ich bin der allerletzte, der jemanden aufknüpfen könnte. Die Leute wollten damals noch nichts Vernüftiges hören. Außerdem wußte ich, daß ihn Holland nicht ausliefern würde.

Savry (Franklyns Tochter): Streiten wir doch nicht über den armen alten Willi. Bleiben wir bei unserer Sache.

— —

(Franklyn entwickelt ihnen den Grundgedanken seiner schöpferischen Entwicklungsidee.)

Lubin (Asqu.): Einer der wenigen modernen Autoren, in die ich gelegentlich einen Blick geworfen habe, Rousseau, eine Art Theist wie Burge —

Burge (Ll. Gg.): (heftig unterbrechend): Lubin, hat diese überwältigend wichtige Mitteilung, die der Professor eben machte — eine Mitteilung, für die ich ihm mein Leben lang verpflichtet bleibe, — hat das, sage ich, nicht mehr Eindruck auf Sie gemacht, als daß Sie nur Lust hätten, mich an der Nase zu zupfen und mich als Abtrünnigen zu verdächtigen?

Lubin (Asqu.): Es ist sehr interessant und anregend, Burge, und ich sehe auch etwas Vertretbares darin, — aber wichtig möchte ich es kaum nennen.

Burge (Ll. Gg.): Mein Gott! Hier ist der Professor, ein Mann, ganz fern dem Gezänke unsres politischen Lebens, ganz nur der abstraktesten Wissenschaft hingegeben — und ich erkläre, er ist der größte Politiker, der erleuchtetste Parteiführer im ganzen Königreich. Ich nehme meinen Hut vor ihm ab. Ich, Jogie Burge, lasse ihm den Vortritt. Sie aber sitzen da, schnurren wie eine Angorakatze und können nichts drin finden!

Conrad (fassungslos): Nanu? Womit habe ich diese Anerkennung verdient?

Burge (Ll. Gg.): Womit? Sie haben soeben die Liberale Partei für die nächsten dreißig Jahre wieder in die Macht gebracht, Doktor — dam it

Conrad (entsetzt): Gott behüte!

Burge (Ll. Gg.): Jetzt ist's aus mit dem Pfaffen. Wir treten vor die Nation mit einem einzigen Wahlschrei: Zurück zur Bibel! Denken Sie nur an die Wirkung auf die neureformistischen Stimmen. Die können Sie mit der linken Hand einsammeln. Und die Stimmen der modern wissenschaftlich skeptischen Intelligenz bekommen Sie ebenso leicht. In jedem Dorf treffen sich der Atheist und der Fähnrich der Heilsarmee am Kirchplatz und schütteln sich versöhnt die Hände . . . . Worüber lachen Sie?

Franklyn: Würden Ihnen dreißig Jahre Macht für die Liberale Partei noch so wichtig dünken, Herr Burge, wenn Sie selber noch 2½ Jahrhunderte zu leben hätten?

Burge (Ll. Gg.): (sehr bestimmt): Nein. Diesen Teil Ihrer Idee müssen Sie fallen lassen. Die Wahlversammlungen würden das nicht schlucken.

Lubin (Asqu.): (ernst): Ich weiß doch nicht, ob ich nachweisen könnte, daß sie sogar nur das schlucken werden.

Burge (Ll. Gg.): Davon hätten wir doch nichts. Es ist kein Parteipunkt. Es kommt der gegnerischen Seite auch zu Statten.

Lubin (Asqu.): Nicht unbedingt. Wenn wir zuerst mit dem Gedanken kommen, wird er in der Öffentlichkeit mit unsrer Partei verbunden sein. Nehmen Sie an, ich vertrete als einen Punkt unsres Wahlprogrammes die Ausdehnung des Menschenlebens zu einem Alter von 300 Jahren. Dunreen, als Führer der Gegenpartei, ist dann gezwungen, das zu bekämpfen: er muß mich einen Träumer schimpfen und so. Dann haben wir ihn in der Stellung eines Mannes, der das Volk um 230 Jahre des natürlichen Lebens betrügen will. Die Unionisten werden die Partei des vorzeitigen Todes werden. Wir werden die Langlebigkeits-Partei.

Burge (Ll. Gg.): (erschüttert): Sie glauben, die Wählerschaft würde das schlucken?

Lubin (Asqu.): Mein lieber Burge, was schluckt die Wählerschaft nicht, wenn es ihr vernünftig auseinandergesetzt wird! — — Stellen Sie sich vor, daß ich die nächsten dreihundert Jahre Parteiführer bleiben könnte!

Burge (Ll. Gg.): Was?!! — — Das ist zuviel! Ihre unerhörte Einbildung macht Sie blind für die offenbarsten Notwendigkeiten der politischen Situation.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Franklyn: Wenn wir erst einmal ausgereifte Staatsmänner und Bürger haben werden —

Lubin (Asqu.): (einfallend): Bürger! Sollen die Bürger auch 300 Jahre leben, wie die Staasmänner?

Conrad: Selbstverständlich.

Lubin (Asqu.): Ich gestehe, daran habe ich noch nicht gedacht. (Er setzt sich sichtlich verdrossen nieder.)

Burge (Ll. Gg.): Halten Sie es für klug, gleich von Anfang an so weit zu gehen? Wäre es nicht vorsichtiger, zunächst nur bei den besten Köpfen zu beginnen? — — —

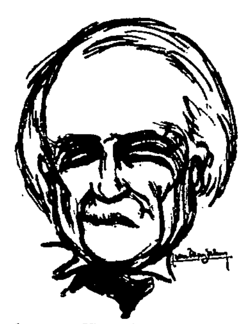
Lubin (Asqu.): Sehr richtig. Wir sollten dies der Wählerschaft zunächst als eine Art religiöser Sehnsucht und persönlicher Hoffnung zeigen, ihre Vorurteile gegen die Alternden damit beseitigen. Aber es wäre direkt gefährlich, gleich jedermann zu berechtigen, länger als bisher zu leben. Denken Sie doch nur an die Frage der Herstellung dieses Spezialmittels oder was es sonst ist. . . .

Burge (Ll. Gg.): Rund 2 Millionen Tonnen von dem Stoff, den alle fordern würden. Die Leute würden Frauen und Kinder in den Straßen niedertrampeln, um zu ihrer Ration zu kommen. Man kann das nicht machen. Es wäre heller Mord. Es kommt nicht in Frage. Wir müssen das Geheimnis für uns selbst behalten! — —

Dr. MARGARETE ROTHBARTH.

LLOYD GEORGE IN DER KARIKATUR.

„O wad some power the giftie gie us
To see oursel's as others see us." — Burns.



Wer ist der populärste Mann der Welt? Wollte man über diese Frage ein Volksentscheid in Europa und Nordamerika herbeiführen, so erhielte man gewiß die gleiche Antwort, die die Karikaturübersichten der „Review of Reviews", der wöchentlichen Ausgabe des „Manchester Guardian" und der „Auslandspost" durch das, was sie aus allen Ländern veröffentlichen, geben: Lloyd George.

In England, wo sein Ruhm natürlich schon viel früher begründet war als auf dem Festlande, hat man sich mit dem überwältigenden Temperament dieses Mannes schon seit Jahren befaßt. Vor allem aber hat er dort seinen — sit venia verbo — Hofkarikaturisten gefunden, den Mann, der den klassischen Typ Lloyd George mit dem zweiköpfigen Koalitionsesel ein für allemal geprägt hat.

Im Herbst 1919 kam ein junger Neuseeländer, David Low, nach England, um für den „Star" die Weltgeschichte in Zeichnungen zu kommentieren. In seiner Heimat hatte ihm der stürmische Deutschenfresser und Premier von Australien, William Hughes, so gut Modell gestanden, daß Groß-Britannien sich beeilte, diese seltsame Frucht seines Dominions ins Mutterland zu importieren. Seitdem erscheinen ununterbrochen im „Star" die köstlichen Zeichnungen Lows, deren erste Auslese unter dem Titel: „Lloyd George & Co." erschienen ist. (London, Allen & Unwin.)

Man kann vielleicht nur dasjenige gut und wirklich karikieren dem man mit Kritik und Liebe gegenüber steht. Reine Bewunderung führt dem Karikaturisten nie die Hand, aber Haß verzerrt zur Fratze. Low übt scharfe Kritik an Lloyd George, vor allem an seiner irischen Politik und seiner militärischen Einstellung. Aber er hat den kleinen Mann mit den kurzen Beinchen, dem gewaltigen Kopf, dem Seehundschnurrbart und dem humoristischen Doppelkinn doch lieb gewonnen. Jedenfalls hat der Typus, den er geschaffen hat, nichts gemein mit den Verzerrungen, die in deutschen Witzblättern und seit etwa einem Jahr auch in französischen zu finden sind.

Es ist schwer, durch das Wort, ohne Hilfe der Reproduktion, einen Begriff von diesen Zeichnungen zu geben, deren Pointe oft in einer einzigen Linie, dem Heben der Hand, einem zwinkernden Auge, dem Sitz des Anzuges liegt. Wie könnte man den „Chapeaugraphic Speech" wiedergeben, dessen Anlaß Lloyd Georges Samm-



lung seltsamer Hüte war? Jedes Wort, jede Gemütsstimmung wird durch eine andere Kopfbedeckung illustriert, so daß es der Unterschrift kaum bedürfte. Als Hexenmeister, als Tänzer, als Rattenfänger von Hameln stellt Low ihn dar, wie andere ihn als Zirkuskünstler, den Mann mit den Seifenblasen und den, der allein ein ganzes Orchester spielt, zeichneten. Der Suggestive hypnotisiert den zweiköpfigen Koalitionssessel, erschläfert den englischen Steuerzahler als Zahnarzt mit Lachgas ein, steht an der Tür eines Altkleiderladens, wo er allegorische Lumpen feilhält, als deren Preis die Stimme für die nächsten Wahlen angegeben ist. Alles sehr liebenswürdig und doch so dargestellt, daß man erkennt, diese charmante und doch etwas ölige Vielseitigkeit müsse irgendwo einen Haken haben. — Low übt aber auch richterlich ernst Kritik, besonders da, wo Lloyd George am meisten versagt hat, in der irischen Frage und in den Versprechungen des Wahlkampfes von 1918, als all seine Reden in dem Versprechen von „Peace und Prosperity" gipfelten. Wo ist der Friede, wo ist der Wohlstand, die Lloyd George in Aussicht gestellt hat? Die Wohnungsnot ist nicht gehoben, der Kriegsgewinnler, auf dessen Knien Lloyd George vergnügt sitzt (seine Vorliebe für die neuen Reichen wird ihm oft vorgeworfen), beherrscht die Spitze eines mit Pfund Sterlingen verzierten Monumentes, das den Steuerzahler erdrückt. Ein Arbeitsloser und ein Soldat vor einer Hundehütte (Home for a Hero!) sind traurige Kommentare zu diesem Kriegsmonument. Oder das Bild in der Schreckenskammer, wo zwischen Nero und Kaiser Wilhelm ein Platz freigehalten ist, dessen Inschrift Lloyd George gedankenvoll liest: „Dieser Platz ist reserviert für den Mann, der die irische Koalitionspolitik durchgeführt hat." Was nützt es, wenn Lloyd George auf seinem dicken Fingerchen ein Friedenstäubchen nach Irland entsendet, an dessen Füßen die Bleikugel des Standrechts hängt, oder wenn er selbst sich dabei auf einem eisenstarrenden Tank be-



Der Zauberkünstler

findet? Was nützt überhaupt ein Wettern gegen den Militarismus, gegen die deutsche Pickelhaube, während er selbst und seine Bundesgenossen bis an die Zähne bewaffnet sind? Die Folge dieser unaufrichtigen und gefährlichen Politik muß zu Lloyd Georges eigenem Sturz führen. Ein ausgezeichnetes Bild zeigt ihn am Fenster, während vier „demobilisierte und arbeitslose Versailler Veteranen", nämlich Wilson, Clemenceau, Orlando und Venizelos, in abgerissener Kleidung vor der Tür stehen und ihm zurufen: „Sie sind der nächste!"

Die Karikaturen Lows haben einen Typus Lloyd George geschaffen, der ähnlich wie der Bismarck mit den drei Haaren des Kladderadatsch immer wiederkehrt und einen bestimmten Eindruck für immer festhält. Die übrigen englischen Blätter haben Lloyd George nicht weniger Aufmerksamkeit zugewandt als der „Star", aber sie verfügen nicht über einen so genialen Zeichner wie Low, so daß sich bei keiner ein so fester Typus herausgeprägt hat.

Die deutschen Witzblätter haben bis vor kurze Zeit sich mit Lloyd George sehr wenig befaßt. Wenn sie ihrem Groll gegen die Entente Luft machen wollten, so haben sie als Personifikation der englischen Politik meistens einen John Bull mit dem herkömmlichen Bullenbeißergesicht gezeichnet. Wo Lloyd George ausdrücklich als Sprecher eingeführt wurde, war er meist völlig unkenntlich und verzerrt bis zur Groteske. Es ist bei dem politischen Stimmungsumschwung in Deutschland nicht zu verwundern, daß in dieser Beziehung in den letzten Monaten auch hier eine Wandlung eingetreten ist. Nicht nur, daß er jetzt viel häufiger auftritt (ein großes Witzblatt brachte ihn im ganzen Jahre 1921 so oft wie jetzt in zwei Aprilnummern), seine Züge sind auch nicht mehr so abstoßend. Ob das freilich auf mildere Gesinnung oder auf den Umstand zurückzuführen ist, das die Zeichner inzwischen dank der vielen Photographien besser wissen, wie Lloyd George tatsächlich aussieht, mag dahin gestellt bleiben. Es fehlt aber überall an charakteristischen Momenten, an Witz. Statt dessen fratzenhafte Verzerrung, jüdische Schachermanieren, rasende Wut und fürchterlichster Zynismus. Diese Karikaturen hat nur der Haß geschaffen.

THOMAS WEHRLIN — ALBATROS

II. Der Compagnon.

Als Otto Wiener die Albatroswerke schuf, beteiligte sich ein Zweiter an der Gründung: Dr. Walther Huth, Hauptmann, Dahlem, Bitterstr. 9. Er steuerte 25 000 M. zur Gründung bei und ließ Wiener arbeiten. Als das Unternehmen wuchs, räumte er ihm einen

Bankkredit ein. Der Krieg brach aus. Das erste, was der vaterländisch gesinnte Offizier tat, war: den Albatroswerken den Bankkredit zu sperren. Man kann nie wissen.

Wiener wurde verhaftet. Dr. Walther Huth war an der Front. Es mußte ein Geschäftsführer für die Albatroswerke bestellt werden. Wiener selbst schlug Herrn Selzer vor, den Angestellten von Huths Schwager. Von dem Tage an, da dieser Geschäftsführer bestellt war und Wiener in Untersuchungshaft wehrlos saß, begann das Ringen der Herren Huth, Bachstein, Selzer, Dietrich um die Beute. Mit wilderer Energie ist der große Krieg nicht geführt worden, auch nicht mit größerer Schlauheit, auch nicht mit ungehemmterer Skrupellosigkeit.

Der Compagnon, Herr Dr. Huth, war der Nutznießer dieses Beutekrieges. Er hat vor ein paar Tagen im „Berliner Tageblatt" eine sentimentalpfiffige Erklärung vorgetragen, in der er der Mitwelt empfohlen hat, dem Unrecht, das seinerzeit durch das erste Urteil Otto Wiener zugefügt worden sei, kein zweites an ihm, Walter Huth, hinzufügen. Der Zartsinnige! Der gerechte Mann! Er hat aus den Albatroswerken, die Otto Wiener geschaffen hat, viele Millionen eingeheimst, und es ist ihm nicht einen Moment eingefallen, seinem Wohltäter, dem Schaffer dieses Reichtums, freimütig zu sagen: Dir dank ich es! Dir hab ich deinen Anteil aufbewahrt. Hingegen hat er, der deutsche Offizier, geduldet, daß mit wahrhaft schändlichen Mitteln eine systematische Plünderung des zu Unrecht Verurteilten erfolgte, und er hat die Hauptbeute nach Hause geschleppt.

Wiener war verhaftet. Hat der Herr Hauptmann Huth versucht, dem in jahrelanger Arbeit erprobten Compagnon beizustehen? Er kannte seine glaubwürdigen, seine ergreifenden, seine sachlich einleuchtenden Unschuldsbeteuerungen. Sprang er dem Kollegen bei? Herr Huth ließ vielmehr, ehe noch Wieners Verurteilung erfolgt war, durch den Geschäftsführer Selzer mit gut gespielter Träne den Antrag an das Oberkommando in den Marken stellen, Wiener möge in Schutzhaft genommen werden, auch wenn er freigesprochen werde!

Wiener war noch nicht verurteilt. Die Freisprechung drohte als möglich. Da schon ließ der ungeduldige Compagnon, der treudeutsche Offizier, ein halbes Jahr vor dem Urteil eine Klage gegen seinen Sozius einbringen, durch die der Schöpfer der Albatroswerke aus ihnen hinausgedrängt werden sollte.

Die Albatroswerke wurden aufgelöst. Es wurden Liquidatoren auf Huths Antrag bestellt darunter der Schwager Huths, Herr Bachstein, Aufsichtsrat der Darmstädter Bank. Diese Liquidatoren sind nach jahrelangem Kampf wegen grober Pflichtverletzung vom Gerichte abgesetzt worden! Hat Herr Dr. Walther Huth, Hauptmann,

Dr. phil., gegen die Methoden seiner Liquidatoren je Einspruch erhoben?

Diese Liquidatoren verkauften die Albratoswerke an eine neu geschaffene Albatros-Gesellschaft, die mit dem Gelde der alten Gesellschaft, also eigentlich zur Hälfte mit Wienerschem Gelde, gegründet wurde. Bei dem Verkauf wurden der Huthschen Partei alle Geschäftspapiere, Geschäftsbücher, Urkunden ohne Verzeichnis eingehändigt. Zufällig sind bei drei verschiedenen, an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten ausgebrochenen Schadenfeuern, die wichtigen Geschäftsbücher verbrannt! Wolfgang Heine sollte auf Wieners Vorschlag endlich zum Mitliquidator ernannt werden. In der Nacht vor seiner Ernennung verkauften Huths Liquidatoren das Werk Johannisthal. Otto Wiener aber waren, da ihm vom Oberkommando jede gerichtliche oder außergerichtliche Einwirkung verboten war, die Hände gefesselt. Es war die Plünderung eines an den Pfahl Gebundenen. Und nun stellt sich Herr Dr. Walther Huth, zu dessen Gunsten und mit dessen Wissen geplündert wurde, im „Berliner Tageblatt" hin und fleht die Mitwelt an, zu dem Justizmorde Wiener nicht ein moralisches Unrecht an Huth hinzuzufügen.

Die Liquidatoren wußten, was sie begingen. Sie deckten sich gut, sie ließen sich von dem Bevollmächtigten des Walther Huth, zu dessen Gunsten sie so hurtig liquidierten, einen Revers ausstellen, nach dem Herr Huth sie von allen etwaigen Regreßansprüchen Wieners zu befreien versprach. Es war eine Plünderung mit Rückversicherung. Und er, der Ahnungslose, der deutsche Offizier, das Kind Walther Huth, stand unwissend in der Welt und ahnte nicht, wieso ihm Millionen in die Tasche flogen.

Aber in einer Erklärung, die das „Berliner Tageblatt" nicht veröffentlicht hat, weil es vielleicht nicht ahnte, in welche Mistgrube es gegriffen hatte, hat Justizrat Cannedt festgestellt, daß Walther Huth, der Compagnon, ein sehr einfaches Mittel gehabt hätte, sich korrekt zu benehmen. Nachdem das Fehlurteil des Reichsgerichtes ergangen war, ließ Wiener dem Compagnon seine Anteile an den Albatroswerken anbieten. Als Gegenleistung sollte Huth die darauf entfallenden Gewinne ausbezahlen und zwei Jahre nach Kriegsende sollte von Sachverständigen der Kaufpreis der Anteile bestimmt werden. Diesen einfachen und rechtschaffenen Vorschlag lehnte Walther Huth ab.

Er war der Compagnon, d. h. er war besessen von dem Plane, den ihm vielleicht ein Anderer eingegeben: Sich an der Tragödie des Sozius zu bereichern, coute que coute, mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln. Er war Offizier, er wollte annektieren!

GLOSSEN

EIFERSUCHTS-ANFALL

Der Maler Michael B. erzählte:

Schon vor dem Anfall sehnte ich mich, Paris wiederzusehen. Gibt es denn einen deutschen Maler, der ohne Paris oder wenigstens ohne Italien ausgekommen wäre? Für mich bedeuten die Jahre 1911 bis 1914 (denn ich fuhr erst am 31. Juli nach Hause) nicht bloß Entdeckung des Lichtes und Verzücktheit der Farbe, mir waren die Jahre im quartier montparnasse die ersten wirklich gelebten. Dort habe ich mein Leben frei ordnen gelernt, dort habe ich in Freiheit gearbeitet — nirgendwo wird leidenschaftlicher gemalt als in Pariser Ateliers — dort habe ich lieben gelernt. Ich will von den liebenswürdigen Erfreulichkeiten der kleinen Liebe nicht reden, ich kenne sie nur vom Hörensagen, denn ich habe kein Talent dazu. Nein, ich bin in Paris Lucille D. begegnet, und das war meine Jugend. Sie war die Frau eines Abgeordneten, eines sehr achtbaren, etwas müden, zu seiner Carrière berechtigten, um seine Carrière besorgten Mannes. Er hatte nicht viel Zeit für Lucille, ich nahm mir Zeit für sie. Mit ihr fuhr ich durch das große Gartenland, mit ihr verkroch ich mich in ein Fischernest in der Bretagne, mit ihr habe ich drei Jahre lang Schwere, Süßigkeit und Bitternis eines Geheimnisses getragen. In Paris selbst fesselten Lucille allerlei repräsentative Pflichten. Aber es kam vor, daß sie an einem Abend, wenn Herr D. Parlamentarier und andere langweilig-wichtige Leute bei sich sah, um halb neun Uhr, nach dem Diner sagte: „Ich habe Kopfschmerzen. Sie müssen die Debatte ohne mich führen," dann zog sie sich zurück, d. h. sie schlich unbemerkt aus dem Hause und war in zwölf Minuten bei mir in Montparnasse. Das war ihre Formel. Wie oft haben wir über diese Kopfschmerzen und über diese Debatten ohne Lucille gelächelt.

Doch ich wollte Ihnen mein Pariser Erlebnis von vorgestern erzählen. Sie wissen, der Maler Karl Weiße, der damals zuweilen in unserem Pariser Kreise verkehrte, ist jetzt in Paris gewesen. Er hoffte, seine Bilder, die er damals im Stiche lassen mußte, zurückzuholen. Vorgestern abend kommt er in mein Atelier, um mir von Paris zu erzählen, von unserem Winkel im Montparnasse, vom Café suédois, wo wir abends Absinth tranken, vom Coq d'or, wo wir unsere kleinen Diners gaben, von unseren Pariser Freunden. „Ja, richtig," sagt mein Freund, „ich war auf einem Abend bei dem Abgeordneten D., den du ja auch kennst, ich habe dich sogar im Verdacht, daß du Lucille D. besser gekannt hast als wir anderen."

„Hast du sie gesehen?"

„Ja, sie sah sehr gut aus, ihr braunrotes Haar würde dich noch immer schwach machen. Leider sah ich sie nur kurze Zeit. Es waren eine Menge Leute bei dem Souper. Vielleicht hat sie das gelangweilt. Jedenfalls stand sie so-



fort nach dem Essen auf und verschwand."

„Wie? Sie verschwand? Ohne Erklärung?"

„Doch sie schien wirklich müde zu sein, sie sagte lächelnd: „Ich habe Kopfschmerzen, Sie werden die Debatte ohne mich führen müssen."

Etwas riß in meinem Herzen. Wörtlich die alte Formel! Ich sah Lucille vor mir, wie sie den Herren lässig und müde die Hand reichte, aber ich sah sie auch, wie sie dann hurtig die Treppe hinauflief, ihr Cape umnahm, durchs Haustor schlüpfte, in den nächsten Fiacre stieg. Nach Montparnasse? Zu wem? Eine brennende Qual, der heftigste Eifersuchtsanfall, den ich je erlebt, überfiel mich. Ich lag die Nacht wach, ich hörte Lucilles gekicherte Stichworte, ich griff in ihre Haarfülle, ich fühlte ihre Hüfte. Ich muß übermorgen nach Paris.

Carlotto Graetz.

STILKE UND ULLSTEIN

I.

Am 9. Juni d. J. erschien in der „Vossischen Zeitung" ein „Wort an den Reichsverkehrsminister" unter der Aufschrift: „Das Bahnhofsmonopol". Es war ein Angriff gegen die Verlagsbuchhandlung Georg Stilke, der nachgesagt wurde, sie habe von 581 Bahnhofsbuchhandlungen allein 258, also fast 50 % gepachtet. Überdies sei Stilke an einer Anzahl Bahnhofsbuchhandlungen beteiligt, andere habe er unter anderem Namen gepachtet. Dieses Monopol, an sich noch nicht rügenswert, wende staatsschädlich durch die Niedrigkeit der Stilkeschen Pachtsätze. Während die anderen Pächter 6,27 bis 11,96 % Pauschale von den Umsätzen bezahlen müssen, entrichte Stilke bloß 2,51 %, also etwa ein Drittel. Nun wolle Stilke im Augenblick die 258 Pachtverträge in einen zusammenlegen und mit dem Reich einen auf 10 Jahre laufenden Generalvertrag abschließen. Stilke würde dann 10 Jahre dem reisenden Publikum in Deutschland vorschreiben, was es zu lesen habe, und entscheidend sei hierfür der Rabatt, den er vom Verleger erhalte, nicht die Qualität des Buches.

Als Zweck des Aufsatzes in der „Vossischen Zeitung" wurde bezeichnet, „im Interesse des reisenden Publikums, der Reichseisenbahnverwaltung, der deutschen Schriftsteller und Verleger" zu verhindern, daß Stilkes schon jetzt so starke Stellung verewigt oder doch auf eine lange Reihe von Jahren vertraglich festgelegt werde.

II.

Auf diesen Angriff hat der Verlag Georg Stilke öffentlich nicht geantwortet. Doch kursiert in dem Kreise der großstädtischen Zeitungsverleger ein Memorandum, in dem die Vorgeschichte des Artikels der „Voss. Ztg." erzählt wird.

Am 2. Juni d. J. erschien Herr

Louis Ullstein bei dem Inhaber der Firma Georg Stilke und erklärte, es sei seiner Firma bekannt geworden, daß Stilke einen längeren Vertrag mit den Eisenbahnbehörden anstrebe. Darin sehe die Firma Ullstein für sich eine Gefahr, denn der Bahnhofsbuchhandel, der sich nach der Auffassung der Herren Ullstein nicht genügend für die sämtlichen Presseerzeugnisse der Firma Ullstein interessiere, könne ja dann eines Tages den Verlag Ullstein fallen lassen, bezw. ihn boykottieren.

Herr Stilke erwiderte, daß die Eisenbahnbehörden den Buchhändlern absolute Parität bei Auslegen der Tageszeitungen zur Pflicht mache und daß selbstverständlich auch der Buchverlag von Ullstein nicht übergangen werden könne. Stilke wäre stets für Ullstein eingetreten, so daß ihm während des Krieges sogar der Vorwurf gemacht worden sei, er wäre der größte Verbreiter der „Ullstein-Pest".

Ein Verlag könne allerdings nicht verlangen, daß er, zum Schaden aller anderen, allein eine besonders bevorzugte Stellung einnehme. Stilke erklärte sich sogar bereit, Aktien der „Aktiengesellschaft Ullstein" zu erwerben, wenn dies den Herren eine größere Sicherung gewähren würde. Darauf erwiderte Ullstein, daß seine Firma eine Familiengründung sei und er nicht wisse, ob seine Brüder bereit seien, Aktien abzugeben. Sie wollten sich die Sache überlegen, er bat um eine neue Besprechung nach Pfingsten am 7. oder 8. Juni. Nebenbei erwähnte er, daß sein Haus im Begriffe sei, sich mit dem Verlag S. Fischer zu vereinigen.

Am 8. Juni, vormittags 10 Uhr, fand eine neuerliche Besprechung im Hause Ullstein statt. Da machte der Direktor der Ullstein A.-G., Herr Richard A. Müller, im Namen seiner Firma Herrn Stilke folgenden Vorschlag:

Die Firma Ullstein wünscht für eine noch zu gründende Gesellschaft, die aus Zeitungsverlegern, Schriftstellern und Buchhändlern zusammengesetzt bezw. von deren Verbänden zusammengestellt werden solle, die Hälfte des Stilkeschen Unternehmens kostenlos zu übernehmen. Die andere Hälfte dürfe Herr Stilke behalten. Die Firma Ullstein hätte dann die Garantie, daß ihre Druckerzeugnisse, seien es Zeitungen, Zeitschriften oder Bücher, genügend berücksichtigt würden. Schon hieraus, wie aus dem ganzen Zusammenhang ergibt sich, daß die Firma auf die Zusammensetzung dieser Gesellschaft den größten Einfluß nehmen wollte.

Herr Stilke erwiderte, daß es vollkommen ausgeschlossen sei, daß er sein in 50 Jahren aufgebautes Geschäft zur Hälfte, ohne jeden zwingenden Grund, der Firma Ullstein ausliefere. Er lehne entschieden ab. Es würde ihn inter-

essieren, zu erfahren, welche Antwort Herr Ullstein geben würde, wenn er, Stilke, die Hälfte des Ullstein-Hauses kostenlos zur weiteren Verfügung, zur Gründung einer Gesellschaft (seinethalben unter Beteiligung der Autoren) usw. verlangen würde. Nun wies Herr Müller darauf hin, daß die Firma Ullstein ihre Ansprüche durch die ihr zur Verfügung stehende Presse wahrnehmen würde! Als Herr Stilke erwiderte, das sei eine Bedrohung, eine unzulässige Pression, wurde ihm zur Antwort, die Firma Stilke werde in den betreffenden Artikeln gar nicht erwähnt werden. Die Angriffe würden sich nur gegen die Eisenbahnverwaltung richten.

Die Herren Ullstein und Müller beharrten auf ihrem Projekt. Schließlich wurde die Verhandlung abgebrochen und eine neue Besprechung für den 10. Juni vereinbart.

Aber bereits am selben Tage (8. Juni), nachmittags 4 Uhr, erhielt Herr Stilke einen Brief, worin Ullstein diesen Termin aufhob und volle Handlungsfreiheit für sich in Anspruch nahm.

Am nächsten Tage, am Morgen des 9. Juni, erschien der vorher angekündigte Angriff in der „Vossischen Zeitung".

AN DAS SCHLECHTE „GEWISSEN"

Zu Rosners Kronprinzenbuch fordert eine Gruppe von pathetischen Flachköpfen, die vorgeben, „Gewissen" zu haben, eine von allen Rosnereien gereinigte andere Ausgabe, die nichts enthalten soll, als die Urfassung der Erinnerungen des Kronprinzen. (Das kann ein dünnes Büchel werden.) Der Vorschlag, so drollig er ist, wird ernsthaft vorgebracht. Als ob Rosner wirklich nur als Auslagenarrangeur fürs ausgestellte Innenleben des Kronprinzen gewirkt hätte! Es ist auch der Inhalt des Buches verrosnert. Im besonderen der funkelnagelneue Demokratismus, den der olle ehrliche Heydebrand mit Erstaunen gewahrte, stammt doch ebenso gut aus Rosners Garten und Gartenlaube wie die tränenseligen Heimträumereien. Die Verfälschung ist eben keine bloß äußerliche, sondern Form und Inhalt sind nach demselben Rezept gebraut. Die alten, grade gewachsenen Konservativen fühlen das ganz instinktiv und wenden sich drum mit leisem Schaudern von dem gepantschten Buch. Aber ein Kronprinz findet immer devote Fechter. Seh ich mir diese immer aufgeregten Herren vom „Gewissen" an, so denk ich immer an Heinrich Laubes Wort: „Das Gewissen spricht, der Vorteil schreit."

FILM

HERZOG FERRANTES ENDE

Paul Wegener ist der pathetische Romantiker des Films.

Pathetische Romantik neigt zum Archaismus. (Victor Hugo, Walter Scott.) Sie sucht in Vergangenem ihren Stoff, bisweilen auch ihre Mittel. Wegeners neuer Film „Herzog Ferrantes Ende", eine romantische Ballade dem Format nach, begnügt sich mit der robusten dramatischen Psychologie eines Thomas Kyd, die von Shakespeare verspottet und übertroffen wurde. Die Menschen dieses Filmdramas besitzen die erhabene Geste und einen Charakter von imposanter Eindeutigkeit. Sadistische Schurken stehen edlen Herzen gegenüber.

Tertium non datur. Solche Eindeutigkeit aber ist freiwillige Beschränkung und gefährdet die Wirkung eines dramatischen Kunstwerkes in gleicher Weise, wie etwa gewollte Naivität die Wirkung bildender Kunst. Der Herzog Ferrante, der Tiere und Menschen martert, die Leichen seiner Opfer höhnt, ist Bösewicht, nichts als das, und wird Mensch in kaum einem Augenblick. Ihm entgegen stehen Gestalten, von Edelmut so sehr erfüllt, daß auch in ihnen kein Raum für Menschliches bleibt. Daher kommt es, daß der Fall des Herzogs, der Triumph des Colonna keine Furcht erregt und kein Mitleid.

Grandios — nicht geglaubt, noch ergreifend — ist diese romantische Ballade. Die Wirkung, die sie dennoch auslöst, ist mittelbar wie der Eindruck jener Bilder, in denen man Fra Filippo Lippi, Pinturicchio und Bellini wiedererkennt. (Die präraffaelitisch schwindsüchtigen Kulissenbäume allerdings stechen ein wenig grotesk von der Wirklichkeit menschlichen Körpers ab.) ... Die Einwände solch scharfer Prüfung zu sagen lohnt nur darum, weil sie gegen ein Objekt von Bedeutung erhoben werden. Bildhaftes von unübertroffener Schönheit und Wirkung. Der Zug der Landsknechte, das Heranschleichen der Angreifer unter der weißen Mauer, der Tumult der Aufrührer, der Kampf um das Kastell, — niemals noch habe ich packendere Bilder gesehen.

Sein zweites Verdienst: Er ist echt im Stile der Zeit, ohne Anachronismen. Von wissender und künstlerisch bedeutender Regie gemacht. (Ausgenommen ein paar Titel, wie: „Bist du mir nicht zu

Willen, so müssen Vater und Bruder sterben".) Das Spiel der Darsteller vermag nur bisweilen durch die romantisch-archaistische Geste, die es hemmt, zu blutnaher Wirkung durchzubrechen. Augenblicke allerlebendigsten Spiels: Wenn Wegener-Ferrante, das Panzerhemd zu erproben, lüstern nach dem Herzen des Vasallen sticht; oder wenn Orlando (Ernst Deutsch) vor der grausig geputzten Leiche des Bruders steht, gepackt von ungeheurem Weh und gelähmt von infernalischem Schauder. *Franz Schulz.*

DER DICHTER.

Wir — Friedrich Holländer, Blandine Ebinger, meine Frau und ich — erzählen dem Poeten Walter Mehring vom Münchner Hirschgarten, wo rudelweise die zahmen Hirsche umherlaufen, sich streicheln lassen und aus der Hand fressen. Das will er persönlich sehen. Gestern fuhren wir in den Park der „geweihten" Tiere. Die Frauen können sich nicht beruhigen vor Begeisterung, werden es nicht satt „Ach, wie süß . . .!" zu rufen und Holländer und ich schleppen pfundweise altes Brot herbei, um die bettelnden Scharen der uns umdrängenden Hirsche zu füttern. Ein herzerfrischendes Bild der Zutraulichkeit! Bloß Walter Mehring steht mißmutig abseits und stößt schließlich gallig hervor: „Unverschämter Nepp. . .!" *Paul Morgan.*

MÜNCHENER INTRIGUE.

In der biederen „Münchener Post" vom 9. Juni lesen wir:

> Dr. R. Hilferding spricht am Montag im Stadtkeller (früher Eberlbräuhaus) über Weltwirtschaft. Eintritt 5 Mark. Der Vortrag ist ohne Restauration.

Weltwirtschaft ohne Restauration? Im Juni? Das ist schlimmer als Boykott, das ist Bräukott.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Juniwoche.

Die bedeutendste und für Deutschlands Bluterneuerung lehrreichste Rede hat Lloyd George am 13. Juni im englischen Unterhaus gehalten. Sie ist in der deutschen Presse kaum beachtet worden. Ein Grund mehr, auf sie hinzuweisen. Ein Mitglied des Unterhauses hatte gesagt: „Liebhaber mischen sich in die auswärtige Politik." Das war für Lloyd George das Stichwort zur Aufrollung des Problems: Amateur oder Sachverständiger? Er bekannte sich beherzt als Amateur. Die britische Verfassung, meinte Lloyd George, gründe sich auf die Stellung von Amateuren an der Spitze der Ministerien, die von Sachverständigen verwaltet werden. In Deutschland herrschten die Sachverständigen an den Spitzen und dieses System sei zusammengebrochen. Der Amateur, der englische, habe gesiegt. Diese Rede Lloyd George ist auf englische Zuhörer bedacht gewesen, aber sie trifft ins Zentrum des Deutschland vor 1914. Es war Deutschlands Fluch, daß es in seiner schülerhaften Schlichtheit allenthalben alles den Spezialisten überließ. Die Diplomatie gehörte bloß den Diplomaten, die Rechtsprechung den amtlichen Juristen, die Religion den Theologen, das Heer den Militaristen. Der Nicht-Fachmann hatte zu gehorchen, er war nur „Menschenmaterial" und wurde, wenn er sich lebendig regte, als peinliche Behelligung empfunden. Als Beispiel erwähnte Lloyd George die Institution der Geschworenengerichte, Amateurrichter, von Sachverständigen beraten. Nun, wer heute Berichte über deutsche Gerichtsverhandlungen vor 1914 nachliest, spürt aus jedem Wort der Verhandlungsleiter den Widerwillen der Fachjuristen gegen die Volksrichter heraus, denselben instinktiven Widerwillen, den die Diplomaten gegen die gewählten Politiker, die evangelischen Kirchengebieter gegen die freireligiös Empfindenden, die medizinischen Bonzen gegen den Nicht-Professor, die Schulregenten gegen die freien Erzieher, ja, sogar die Komödianten gegen jedes nicht genossenschaftlich anerkannte Schauspielertalent hegten und äußerten. Diese Übertreibung des Fachmännertums verhinderte die Entstehung vielseitiger Begabungen. Aus dieser törichten Beschränkung und Beschränktheit heraus überließen die Führer der Wirtschaft den Fachmännern der Politik die öffentliche Meinung, so erstarrte das religiöse Leben, so wurde die Justiz volksfremd und verhaßt, so entstanden die Ludendorffe, nämlich die nichts-als-nur militärischen Fachmänner, die von politischer wie menschlicher

Psychologie gleich ferne theoretisierten. Gewiß: Wir haben jetzt vielfach Amateure an der Spitze, noch sind die Fachleute vom Größenwahn ihres Spezialistentums besessen, daher das Widerstreben der Geheimräte, der Groll der Schulräte, die Verbissenheit der Superintendenten, der Ingrimm der höheren Richter, die drohende Faust der Generäle von gestern. Aber hier liegt das große Muß. Deutschlands Bluterneuerung verlangt die Anerkennung des Amateurs. Diese freie innere Ordnung müssen wir finden.

Die Zeitung als Problem — die Frage wird mit jedem Tag lebendiger. Kein Zweifel, der deutschen Zeitung geht es schlecht und das hat zur Folge: Sie wird mit jedem Tag schlechter. Nun, es kommt ein großes Sterben der Provinzzeitungen. Wir haben unzweifelhaft viel zu viel Zeitungen in Deutschland, jedes Städtchen hat seine drei oder vier Blättchen. Das ist unrationell und bei dem geistigen Tiefstand der Provinzpresse ist es nicht ergreifend, wenn der (sagen wir) Generalanzeiger von Görlitz den Görlitzer Nachrichten erliegt. Görlitz (wir sprechen von einem Typus, nicht vom realen Görlitz) braucht höchstens zwei Blätter, nicht fünf, und vielleicht nicht einmal zwei. Diesen kleinen Blättern fehlt die associated press, der Zusammenschluß der Blätter zu einem ordentlichen Nachrichtendienst, deshalb baut jedes Blatt seinen individuellen Kohl, und so wird in Görlitz, Rostock, Glauchau, Kassel, aber auch in größeren Städten, alltäglich ein unsagbarer Mist erzeugt, mit dem die nationale Leserschaft verheert wird. In der Provinzzeitung steht neben dem unsagbaren Courths-Mahler-Roman (es gibt 100 Courthsmahlerinnen in Deutschland) ein Sammelsurium blödsinniger Notizen, betitelt „Vermischtes Allerlei", ein abgeschmackter Leitartikel, der meistens Eigengewächs des ohne Buch und ohne geistigen Umgang vertrottelten Redakteurs ist, und dazu einige klägliche Telegramme des Wolffbüros. Hätten wir eine halbwegs funktionierende Organisation der deutschen Presse, dann wäre auch das W.T.B. nicht so miserabel. Dann wären die Abnehmer des Wolffbüros eine Macht, wie es die organisierte Kundschaft überall ist, und dann hätte sich die Leitung des W.T.B. längst entschließen müssen, der Verkalkung des Unternehmens durch Zuführung frischer, lebendiger, fähiger Kräfte entgegenzuwirken. Nur die Geistesträgheit deutscher Zeitungsverleger läßt sich diesen beschämend schlechten Nachrichtenapparat bieten. Vielleicht reimt sich Journalismus und deutsches Wesen niemals, jedenfalls gibt es keine ernst zu nehmende Verständigung zwischen Zeitung und Dichtung, zwischen Zeitung und Wissenschaft, ja nicht einmal zwischen Zeitung und Politik. Nehmen Sie nur die amtliche Organisation unseres Pressedienstes. In Genua hat sie vor aller Welt versagt. In Berlin versagt sie allwöchentlich vor den Fachleuten. Man hat den amtlichen Pressedienst seinerzeit vereinheitlichen wollen und hat die Pressestelle des Auswärtigen

Amtes mit dem Dienst nach innen vereinigt, man hat nach Ulrich Rauschers elegantem Spaziergängertum den gewissenhaften, kenntnisreichen und als Berater wertvollen Oskar Müller an die Spitze des Amtes gestellt. Aber man hat daneben eine Menge Pressestellen bestehen lassen. Natürlich gibt es neben der Pressestelle der Reichsregierung noch eine Pressestelle der Preußischen Staatsregierung, woraus schon mancherlei Konfusion und Stellungskrieg, will sagen: Krieg um der Stellung willen, entstanden ist. Daneben aber hat noch jedes einzelne Ministerium seine Pressestelle und überall treibt der Pressechef seine eigene Reichs-, Landes- oder Ressortpolitik, das erzeugt hundert Maulwurfshügel und -gänge. Selbst ein sterbendes Ministerium, wie das Ernährungsministerium, muß seine eigene Pressestelle, seinen Pressechef und natürlich seine eigene Politik, Rancünen und unterirdischen Absichten haben. Neun Zehntel dieser Pressestellen sind für die Katz. Sie sind da, damit sie da sind. L'art pour l'art. Pressestellen für die Pressestellen. Aber selbst wenn diese Apparate gut funktionieren würden, es kommt immer auf den Mann an, der sie bedient. Was nützt das schönste Klavier, wenn der Mann davor nicht spielen kann? Zum Pressechef gehört ein ganz eigenes Talent. Man muß wissen, wie man Zeitungsschreiber behandeln soll: Nicht zu zynisch und nicht zu ernst. Sachlich und nicht nur sachlich. Im ganzen sind die Journalisten arme, aber redliche Handlanger, jeder in einem besonderen althergebrachten Irrsinn groß geworden, man muß die psychologischen Zugänge zu diesen Irrsinnswelten kennen. Ein jovialer dicker Regierungsrat richtet da in einer halben Stunde am Telephon mehr aus als ein emsig arbeitender Apparat in wochenlangen Äußerungen. Die Persönlichkeit ist gerade auf diesem Gebiet alles, die Organisation ohne sie ist nichts.

Ein Herr Max Fröhlich hat uns um ein historisches Dokument bereichert. Er hat, indem er sie bei sich entdecken ließ, Wilhelms II. Feldflasche ans Licht gebracht. Das martialische Ding lag in einem Samtetui, war aus Gold, der Stöpsel mit Edelsteinen besetzt, — just so, wie man sich die Ausrüstung eines Kriegshelden im wilden Weltkrieg nun einmal denkt. Auch Friedrich der Große, als er sich nach Hochkirch, auf einer Trommel sitzend, restaurierte, verweigerte bekanntlich den Trunk, den ihm ein Grenadier im Tschacko darbrachte, weil der Tschacko nicht aus Gold und nicht edelsteinbesetzt war. Wilhelm I. schlief auf seinen Feldzügen in dem vielerwähnten goldenen Feldbett. Wilhelm II. hat die Tradition nur aufrechterhalten; und seine treue Umgebung hat sich sogar bemüht, ihm den ganzen Krieg nach dem Modell der Feldflasche vorzuführen: im Samtetui, vergoldet und mit Edelsteinen geschmückt.

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

KRONEN-RETTUNG? NEIN, — SO NICHT!

Zwei, drei Tage konnte man glauben, es sei in Wien ein Beschluß von Doppelbedeutung gefaßt worden. Von Bedeutung als letztem, heroischen Versuch, das unglückliche Land aus eigenen Kräften dem Finanzschlamm zu entreißen; ferner aber auch als Experiment, dessen Verlauf unter Umständen auch Deutschland und anderen valutastarken Staaten neue Wege hätte weisen können. Denn es schien, als ob hinter dem Beschluß, eine neue Notenbank zu gründen, das Projekt sich verberge, neben der alten Kronenwährung ein neues, privates, gesundes, von der Staatswirtschaft absolut unabhängiges Umlaufmittel zu schaffen.

Präzedenzien solcher Vorgänge, obwohl sie theoretisch überaus kompliziert sind, kennt die Finanzgeschichte. Die Assignaten zum Beispiel sind diesen Weg gegangen.

Lange bevor die Assignaten den Tiefstand der heutigen Krone erreicht hatten, wurden in Frankreich neue Privatbanken gegründet: die Caisse des comptes courants, die Caisse d'escompte du commerce und das Comptoir commercial. Diese Banken gaben eigenes Notengeld aus, das nach gesunden Grundsätzen emittiert war, und das später, als man die „Bank de France" geschaffen hatte, in Noten dieses Zentralinstituts umgetauscht wurde. Währenddessen wurden die Assignaten nach und nach, obwohl schon drei Jahre zuvor jeder Neudruck eingestellt worden war, immer wertloser, und sie verschwanden unter dem Vordrang der neuen Zahlungsmittel schließlich ebenso, wie Eis und Schnee unter der Frühlingssonne zerrinnen.

Ich will nicht die Argumente vorbringen, die das Gelingen solcher Prodezur in einem modernen Staate und in moderner Wirtschaft fraglich erscheinen lassen. Denn es ist schon klar geworden, daß nichts dergleichen überhaupt beabsichtigt ist. Die Aufmachung der ersten Nachrichten war — mit Bewußtsein — irreführend. Bei genauerer Prüfung mußte man einsehen, daß die neue Bank nicht als Zentralinstitut einer neuen, sondern eben der unveränderten alten Kronenwährung gedacht ist.

Wenn es Länder mit einem Zentralzettelinstitut, aber ohne wesentlichen Zettelumlauf gibt, so ist von Österreich nämlich gerade das Umgekehrte zu sagen: es hat einen Zettelumlauf, aber kein eigentliches Zentralzettelinstitut.

Die alte Österreichisch-Ungarische Bank, die unter so unsäglichen Schwierigkeiten im Jahre 1878 gegründet worden ist, befindet sich in Liquidation. Die „Österreichisch-Ungarische Bank, Österreichische Abteilung," die bisher die Geschäfte eines Zentralinstituts wahrgenommen hat, ist kapitallos und in keiner Weise juristisch definiert. Dem ganzen Zettelwesen fehlt also eigentlich der Unterbau. Nun soll der Unterbau geschaffen, dem Kinde ein Vater gegeben werden —: das ist der einfache Tatbestand. Was

ist mit ihm für die Valuta geleistet? Nicht mehr, als für die deutsche durch die Existenz einer Reichsbank!

An sich schon ist es ein Unding, die Valuta vom Notenumlauf aus kurieren zu wollen. Nach langen Irrfahrten hat sich jetzt endlich auch die Reparationskommission zu dieser Einsicht durchgerungen. Sie hat von der deutschen Regierung im Monat Mai nicht das verlangt, was hunderttausend Zeitungsartikel drei Jahre lang als das Wichtigste bezeichneten: „Stillegung der Notenpresse". Sondern: „Festlegung der schwebenden Schuld" ,— was etwas wesentlich anderes ist. Denn das Defizit des Staates verwandelt sich nur teilweise in neues Papiergeld, teilweise dagegen auch in Schatzscheine.

Und selbst damit — also mit dem gesamten Defizit der Staatswirtschaft — ist die Quelle der Valutaentwertung noch nicht einmal erschöpft. Es kommt dazu noch das Realwirtschafts-Defizit, das Defizit der gesamten Volkswirtschaft: — der Verbrauch über die Erzeugung hinaus. Der muß mit Käufen im Ausland gedeckt werden; ruiniert mithin, durch fortwährende Übernachfrage nach fremden Devisen, die eigene Devise immer mehr.

Will man die Valuta also schon, irrigerweise, vom Finanz- und Geldwesen des Staates her sanieren, so handelt es sich nicht nur darum, die Notenpresse stillzulegen, sondern die Gesamtbalance des Etats herzustellen. Aber auch das ist in Wahrheit nur eine Teilnotwendigkeit. Die wichtigere ist: Balance zwischen nationalem Verbrauch und nationaler Erzeugung zu erreichen.

Den österreichischen Etat in den nächsten Jahren zu balancieren, halte ich für eine Unmöglichkeit. Ich bin kein Kenner des österreichischen Etats, — aber das wenige, was allgemein bekannt ist, genügt durchaus zu solchem Urteil. Allein für Beamtenbesoldung zum Beispiel wird Österreich jetzt rund 1100 Milliarden Kronen per annum aufwenden müssen. Die Bevölkerung zählt nach einer soeben veröffentlichten Erhebung 5,4 Millionen. Es entfällt also, ausschließlich für Beamtenbesoldung, eine Quote von rund 180 000 Kronen auf den Kopf. Auf eine fünfköpfige Familie: 900 000 Kronen! Ich glaube, man wird es als unmöglich anerkennen, auch nur diese Quote, geschweige die Erfordernisse des übrigen Etats, mit Steuern und Abgaben aus der Bevölkerung herauszuziehen.

Darum wird wahrscheinlich nicht einmal versucht werden können, die neue Bank vom Staate insofern unabhängig zu machen, als man ihr untersagte, die Schatzwechsel, mit denen der Staat sein Defizit ausgleicht, zu diskontieren. Es wird allerdings vage davon gesprochen, daß die Regierung ein neues, die Balance garantierendes Budgetprogramm ausarbeiten solle; aber es ist nicht mehr die Rede davon, daß die Innehaltung dieses Programms (die unmöglich sein wird, wie immer es auch beschaffen sei) zur Voraussetzung der neuen Gründung gemacht werden soll.

Und selbst wenn das trotz allem doch geschähe und auch durchführbar wäre, bliebe noch immer das Defizit der Zahlungsbilanz übrig, das jede Aussicht auf Währungsfixierung zerstört. Da dies Difizit aber von keiner Bankgründung — die immer eine technische Angelegenheit bleibt — aus der Welt zu schaffen ist, wird es zur zweifelsfrei endgültigen Gewißheit, daß die Krone auch auf diesem Wege nicht zu retten ist. Daß sie überhaupt nicht zu retten ist, wenn Österreich nicht die hundertfach versprochene Hilfe endlich zuteil wird, — eine Hilfe, die fürs erste in vollem Ausgleich des Passivsaldos seiner Zahlungsbilanz bestehen müßte. Und wenn ihm nicht außerdem die Vereinigung mit einem Produktivorganismus gestattet wird, in dessen Gefüge es ein werkfähiges Glied der Arbeitsteilung sein könnte, nicht, wie jetzt, ein ökonomischer Krüppel!

Es wäre gesünder, dies alles offen zu sagen, als durch Erweckung selbstbeschwichtigender, aber unerfüllbarer Hoffnungen über eine Krise vorübergehend wieder einmal wegzuvoltigieren, und der ersten rein „bürgerlichen" Regierung seit dem Umsturz zu einem demonstrativen Presse-Erfolg zu verhelfen. Das alles wird kurze Beine haben; und es wird die wahre Lage den Entfernteren — auf die es ja ankommt — nur noch etwas länger nicht ganz zu Bewußtsein kommen lassen.

ERNST WEISS

ROUSSEAU

J.-J. Rousseau wurde vor 210 Jahren am achtundzwanzigsten Juni geboren.. Es ist vielleicht heute leichter als vor zehn Jahren, diese einzigartige Gestalt vom untersten Fundament bis zu den feinsten Spitzen zu übersehen. Denn diese zehn Jahre haben die bewohnte Welt, die gesamte Menschheit ebenso revolutioniert wie die hundert Jahre vorher. Nicht allein im bösen, auch im guten, im gesegneten Sinn ist mit der Welt von 1910 ein zwar noch ragender, aber schon unterwühlter Bau gestürzt, ein ungeheurer Koloß gefallen; und während die letzten Staubwolken sich zu heben, die letzten Dünste lange verborgener Verwesung sich zu entwölken beginnen, ersteht klarer, freudiger alles das, was überlebt hat. Zu diesem wenigen, dem wir das Wort Unsterblichkeit an die Stirn zu schreiben wagen dürfen, weil es über unser eigenes Leben in ein künftiges hinüberzuschreiten scheint, gehört Rousseau.

Ein Mann nicht nur von europäischer oder kontinentaler Bedeutung, sondern eine geschichtliche Persönlichkeit, deren Schatten, weiter schwebend, größere Bezirke menschlichen Denkens überbreitet als der Napoleons, dessen Lebensziele heute, 1922, durch Konstellation, Konjunktur, historische Paradoxie erreicht, erledigt sind, während Rousseaus menschliche, staatliche und gesellschaftliche Ziele uns Heutigen seelisch ebenso nah, praktisch ebenso fern sind als dem Manne aus Genf, uns ebenso wichtig, ebenso unverrückte Stern-

bilder, Heiligkeiten, nicht von heute, gestern und morgen. Sie waren ihm, sie sind uns nicht leere Idole, Eitelkeiten, wie die „heilige Nation“, sondern sie atmen, sie sind innerlich beseelt, sie leben. Politik wird künftig Erziehung sein oder sie wird nicht sein. J. J. Rousseau war, was alle großen Männer von morgen sein werden, ein Erzieher im tiefsten Sinn. Nicht Eroberer, sondern Ordner. Er hatte Rhythmus, er fand das Maß, den Takt, die Regel der Beziehung von Mensch zu Mensch, von dem einzelnen zur Gesamtheit. Alles, was heute Sozialismus heißt, ist nicht denkbar ohne ihn. Der Titel contrat social ist eine Bindung von vorher ungeahnter Gewalt, ein positives, das wohl Strategen und Marschälle, Pedanten und Schulgeneräle, Handwerker und Schuster, nicht aber die Seelen der Völker vergessen werden.

Rousseau war noch ein drittes, ein zeugender, genialer Schöpfer, er hatte etwas, das dem ebenso universalen Goethe fehlte, einen musikalischen Atem, ein von Dämonen besessenes, aber durch rhythmische Kraft gebändigtes Herz. Germanisch im Ergreifen des Daseins, romanisch in seinen Formen des Ausdrucks, an der schwingenden Grenze der Völker, ein Schweizer nicht nur der Geburt, sondern mehr noch der Struktur des Kernes nach. Ein Abenteurer vom Stil Casanovas, aber nicht wie dieses rein romanische Genie nur dem von außen zu Erobernden blind und scheu, frech und atemlos nachjagend. Nein, ein Unterworfener, Süchtiger, ein Empfangender im Leibhaften, ein Zeugender im Geistigen, wandelbar wie Wetter und Wind, doch sich selbst im ernstesten treu, Dionysos und Apollo ewig kämpfend, ewig vereint. So war er bestimmt, gleich der geliebten, wilden schönen Welt immer außer der Versöhnung zu leben. Und doch, er ersehnte es, das harmonische Ineinander der geschiedenen Sphären. So sind seine Worte, seine Gebilde, seine Bekenntnisse Phantasmagorie und Dokument zugleich von ihm, eitel, bescheiden, leichtsinnig, schwermütig, aristokratisch, plebejisch, gesunder Menschenverstand und bis zum Verfolgungswahn gesteigerte Ich-Dämonie. Er, mehr als ein großer, tiefer als ein dämonischer, ergreifender als ein tragischer Mensch: ein exemplarisches Dasein, Symbol des lautersten Kampfes unvereinbarer Kräfte und Gegenkräfte, immer selbstverständlich, nie auf eine Formel zu bringen, ein Stück Natur mit seinem Widerspruch, Rückenmark und Geist, Fleisch und Idee, Musik und Staatsrecht, Menschenliebe und Menschenhaß bis zur Bosheit, Weisheit und völlige Unvernunft.

Solche Menschen werden einmal in heiligen Zeiten geboren; nichts kann sie halten, nichts wird sie fördern, nichts sie unterdrücken. Das Leben selbst preßt sie mit seinen Raubtierpranken zu tiefster Beseligung und zu tiefstem Schmerz an die Brust. Halb sind sie Begnadigte, halb Sträflinge. Sie sind nicht zu belehren und sind doch Erzieher, ja, alle großen Erzieher sind wie sie vom Geschlechte des heiligen

Augustinus. Jeder Schritt, den solch ein Mensch tut, ist neu. Nicht neu im Sinne des noch nie dagewesenen, sondern neu im Sinn des wahrhaft mühelos fruchtbaren, weit über die umgrenzte Zeit hinweg lebenden. Wenn das Wort erlaubt ist, möchte ich es sagen, ein Tropfen Mozartschen Blutes, nur ein Tropfen, aber doch ein Tropfen, fließt in diesen Adern, und er fehlt in den Adern Goethes, Bismarcks und Napoleons. Es ist das Gnadenhafte, das in reinerem Sinne Zufällige. Zu allem Aussprechbaren gesellt sich ein Atom Unausdrückbares, ein Pfennig gerade vom geheimnisvollsten Schatz der stummen Natur, etwas, das den Menschen heiligt, ihm seine singuläre Stellung über alle bekannte Umwelt gibt. Gerade das hat Rousseau, er hat es fast wider Willen; denn sein äußeres Leben ist alles eher als gesteuert, aber aus unzählbaren Mißverständnissen, Irrtümern, Schwächen, Paradoxien folgert etwas Selbstverständliches, Einleuchtendes, Leuchtendes, Beglückendes, Unvergängliches und, das schwerste: das Vollendete.

Uhrmachersohn, Hirt auf den Weiden, wandernder Junge, „gelernter" Graveur, Landstreicher, Bettler, Apostat, nie bekehrt, Lakai, nie mit dem Herzen einem andern Menschen dienstbar außer sich selbst, Musikprofessor, Schützling einer schönen, holden, alternden Frau, verzehrt von Begierden, die keine Wirklichkeit je erfüllt, mit Schwäche geschlagen, belastet mit Seele und Gefühl (alle späteren zogen Genuß daraus), Einsiedler in den Hütten, aber aus Muß, Mann der ersten Gesellschaft, er, der ungeschickteste aller Salonmenschen, der erdhafteste aller Denker; Gesandschaftssekretär, Ehemann der Proletarierin, Vater von fünf Kindern, die er verstößt.

Aber ist nicht er selbst von allem verstoßen, der verlassene Vater, der seelisch einsame Gatte, der verlorene Bürger, wankend im rasenden Leben, immer schuldig, weil er immer Mensch ist, und sonst nichts als das? Tausend Berufe und noch immer nicht der eigene. Tausend Menschen, immer noch nicht er selbst. Mit 37 Jahren seine erste Arbeit, nachdem 37 Jahre lang die tausend Wirklichkeiten und abertausend Masken des Lebens an ihm gearbeitet hatten. Mit 41 Jahren hört er, der eben berühmt gewordene Philosoph, seine Oper im kleinen, silbernen Rokokotempel in Fontaine-bleau „devant le roi", er, dessen ganzes Leben von innen heraus gegen dieses devant le roi ging. Aber bei ihm wurde dieser Zwiespalt, auch dieser Zwiespalt zwischen dem heiligen Ich und der weltlichen Gesellschaft, in wundervoller Weise fruchtbar. (Um wieviel fruchtbarer als bei dem ihm seelisch fern verwandten Tolstoi.)

Mit 45 Jahren, wenn andere es vergessen, entdeckt er das heilige Ich im Roman. Der Musiker ist der Schöpfer der Seele im Roman, der Philosoph wirkt und bildet herrlichstes. Wer „la nouvelle Heloise" heute liest, wird überwältigt von den Gesichten dieser glühenden großen Seele. Von dem getretenen, eitlen, leidenden,

jubelnden, jammernden, ewig sich selbst widersprechenden Ich, von dieser in allen Lügen wahren Geschichte zweier Herzen. Dieser Roman ist nie übertroffen worden. Von Goethes Werther bis heute ist nur die Form ähnlicher Werke gewachsen, nicht der Gehalt, denn aus Rousseaus Buch spricht der wahre, das ist der letzte Mensch.

Mit 50 Jahren, mit der gleichen Selbstverständlichkeit, aus derselben Fülle der Welt heraus: le contrat social und das reinste, höchste Werk: L'Emile. Nie ward die schöne, schwere, liebende Hand eines Vaters klarer fühlbar, nie die natürliche Güte eines einzelnen wärmer, nie die Freude am Werdenden beglückender als hier. Er selbst konnte jetzt in unbeschreiblicher Verwirrung durch Europa rasen. Seine Tat bestand in Klarheit, unvergleichbar. Ein beispielhafter Mensch. Ein Zeichen der Größe des Menschen. Trotz namenloser körperlicher und seelischer Leiden ein Stolz der Welt. Ein Vater, ein liebender, lebender Geist. Eine Mutter, mühelos quellendes, überreich zeugendes Fleisch. Ein Gesegneter, ein Verfluchter. Einer, der in tausend Jahren einmal geboren wird.

SIEGFRIED VON DEGESACK

DER DORFBADER

Der Dorfbader, Alois Prindl, der ist ein Mann,
Der alles kann:
Zur Ader lassen, barbieren,
Ochsen, Hengste, Schweine und Kater kastrieren,
Kröpfe mit Wagenschmiere kurieren,
Und dann und wann
Hilft er sogar beim Akkuschieren.

Aber am liebsten ist ihm doch das Kastrieren.
Dazu nimmt er Schmalz, — dann geht's besser,
Ein Griff mit dem Messer,
Und ehe das Schwein es sich versehn,
Ist alles geschehn.

Bei den Katern nimmt er einen alten Stiefel mit:
Steckt den Kopf vom Kater hinein,
Klemmt den Stiefel zwischen sein Bein,
Ein Schnitt, —
Und der Kater ist seiner Katerschaft quitt.

Solch ein Kater, der kein Kater mehr,
Geht dann feierlich umher.
Nur im März, wenn die Katzen von den Dächern schrein,
Zuckt es in seinem Bein,
Aber er weiß nicht, wieso?
Und ist froh,
Ein frommer, abgeklärter Mönch zu sein.

Dialoge in einem Filmatelier.

I.

Man darf einer Dame nicht die Hand küssen —!

Man darf nachmittags im Pyjama Gäste empfangen. Man darf beim Déjeuner im Frack erscheinen und beim Souper im Morgenrock. Man darf Lord Buckingham heißen und aussehen wie der Filmkomparse Pachulke aus dem Berliner Osten.

Aber man darf einer Dame um Gottes willen die Hand nicht küssen . . .

Man darf seinen Kammerdiener schon von morgens sechs Uhr ab in großer Gala herumlaufen lassen (— obgleich sogar die Wiener Hoflakaien an gewöhnlichen Vormittagen nie anders als in kurzem schwarzen Jakett zu sehen waren). Man darf sich schminken wie ein Strichjunge und die Beine zeigen wie eine Friedrichstraßendame, wenn man die Herzogin und den Herzog von Montmorency darstellt . . .

Aber einer Dame die Hand küssen — das darf man nicht . . .!!

Warum darf man das nicht?

Weil man einen Film, in dem ein Herr einer Dame die Hand küßt, angeblich in Amerika nicht verkaufen kann. Dort soll das nämlich als Zeichen großer Intimität gelten . . .

Seitdem sich das herumgesprochen hat, hofft die Lya de Pankow-Film-G. m. b. H. doch endlich mal einen Film nach Amerika zu verkaufen: in dem sie die Herren den Damen niemals mehr die Hand küssen läßt . . .

„Aber Herr Direktor . . . es ist doch seine eigene Ehefrau, der der Held in Szene 143 die Hand küßt . . .!!“ „Herr, wollen Sie mich ruinieren?? Ich will nach Amerika exportieren!!!“

II.

„Herr Dramaturg! In Szene 225 dankt die Heldin dem Chinesen Wutse und reicht ihm sogar die Hand! Das ist ganz ausgeschlossen! Ich könnte den Film niemals nach Amerika verkaufen! Jeder Amerikaner wird eine Szene, in der eine weiße Frau einem farbigen Manne die Hand reicht, rücksichtslos niederzischen!“

„Aber Herr Direktor . . . der Chinese hat diese Frau aus der Hand der Räuber gerettet; er hat sie, schwimmend, über den Niagara getragen; ist in ein brennendes Haus geklettert, um sie hinauszuholen . . . und sie sollte ihm zum Dank nicht mal die Hand reichen . . .?“

„Aber Herr, bedenken Sie — eine weiße Frau einem gelben Hund . . .“

„Verzeihen Sie, Herr Direktor . . . Lao-tse, Konfuzius, Li-tai-po.“

„Lieber Dramaturg, Sie sind ein Literat. Ich aber bin ein Geschäftsmann! Haben Sie vielleicht zehn Millionen in dem Film stecken? Lassen Sie mich nur machen — die Szene wird geändert . . .“

Erziehung zu allmenschlicher Gesinnung — durch den Exportstil . . .

III.

„Lieber Filmautor . . . ihr Held ist in Australien verlobt. Trotzdem verliebt er sich im dritten Akt in Wien in eine Österreicherin. So was kann man in Amerika nicht zeigen. Man hat dort sehr strenge Anschauungen über diesen Punkt . . .“

„Aber, verehrtester Direktor . . . zwischen dem ersten und dritten Akt liegen fünf Jahre . . . er hat also seine Braut fünf Jahre nicht mehr gesehen . . . und überdies, er hat ja mit der Wienerin gar kein Verhältnis. Er berührt sie gar nicht. Er ist nur ein ganz klein wenig verliebt . . . und hat nachher furchtbare Gewissensbisse seiner Braut wegen, der er schließlich alles brieflich berichtet . . .“

„Einerlei — er ist kein Gentleman mehr! Zumindest nach amerikanischer Anschauung nicht! Er verliert die Sympathie des Publikums . . .!“

„Man könnte die Braut verschollen sein lassen? Seit fünf Jahren verschollen . . .“

Einerlei. Ein amerikanischer Gentleman tut so was nicht!“

„ . . . oder selbst untreu ihrem Verlobten . . .?!“

„Wissen Sie, Filmdichter, nun hören Sie aber mit ihren schlechten Witzen auf! Nun wollen Sie auch noch die Braut unsympathisch machen! Der Amerikaner will nur sympathische Helden und Heldinnen sehen . . . Kurz, Sie müssen das ganze Manuskript umarbeiten! Basta!“

*

Wieviel an diesem Quatsch wahr ist, kann jeder beurteilen, der je einen großen amerikanischen Gesellschaftsfilm gesehen hat; etwa einen Pickford-Film, oder den reizenden Paranmount-Film „Verbotene Frucht“ — der jetzt in Berlin läuft: Da wird die Hand geküßt, nicht immer, aber beim kleinsten Flirt. Da verliebt sich die Heldin, ein verheirater Engel, in einen anderen Mann. Da sind Yankees und Farbige oft eng befreundet.

Ich glaube, sie werden uns drüben bald auslachen . . . wegen unseres cant . . .

Ob einer Friedrich August heißt (und Geenij war) oder Hans Reimann (und Literate ist) oder Fritz Viehweg (und ein Theater leitet) oder Adolf Leichsenring (und sich als Markthelfer betätigt), tut nichts zur Sache.

Die Sachsen sind einander sämtlich gleich, und ein jeglicher vertritt den Typus seines Heimatlandes.

Uns allen hat der liebe Gott ins Hirn gespuckt.

Daher der Dialekt, der schnöde.

Jedes Volk spricht den Dialekt, den es verdient.

Wir Sachsen sind unseres Dialektes wert. Er ist breiig, schwabbelig, verwaschen.

Plattdütsch kann man nachmachen, Köllsch und Königsbargsch und Weanerisch. Aber der Nichtsachse, und er sei noch so musikalisch, wird beim Imitieren des sächsischen Idioms stets in Fehler oder Übertreibungen fallen und die weiche Melodie vergeblich zu treffen suchen.

Niemand ist imstande, den sächsischen Dialekt zu imitieren. Und manchen feinhörigen Fremdling hat es bedünken wollen, als ob sogar die waschechten Sachsen keinen wirklichen Dialekt redeten, sondern nur selbstparodistische Scherze trieben.

In P. L. Berckenmeyers „Curieusen Antiquarius" (Hamburg 1746) findet sich die Bemerkung:

> „Die Linden-Stadt ist berühmt wegen der Zierlichkeit der Deutschen Sprache, sintemal man allhier, zu Halle und Dresden, das schönste Deutsch redet."

Vielleicht war dies damals ernst gemeint.

Heute trifft es nimmer zu.

In Sachsen wird ein über die Maßen unschönes Deutsch gelabert.

Daher auch der Mangel an Lyrik.

Der Dialekt ist so trivial, daß es unmöglich ist, ihn ernsten Zwecken dienstbar zu machen.

Wer je Gelegenheit hatte, eine Oper Richard Wagners in Paris zu hören, wird sich bis an sein seliges Ende die Erinnerung an die groteskerweise französisch singenden Edelgeschöpfe und Götterattrappen wachhalten.

Nun stelle man sich (beispielsweise) den „Lohengrin" im sächsischen Dialekt geschmettert vor, und die Knatsch-Operette ist fertig.

Oder das Lied: „Am Brunnen vor dem Tore".

Es würde lauten: „Fohrn Dohre, nicht weid fonnr Linde, da schdehd enne Blummbe . . ."

Weil ein Brunnen eine Plumpe ist.

*

Die ganze Welt lacht über den Sachsen.

Mit Recht?

Mit Recht. Denn er hat sich selber lächerlich gemacht. Durch seine Sprache und durch sein Benehmen. Und hernach haben traurige Dialektschriftsteller dafür gesorgt, die Lächerlichkeit schwarz auf weiß zu bestätigen. Und schließlich hat sich bis in die Urwälder Zentralafrikas die Kunde verbreitet, daß die Sachsen komische Gewächse seien.

Gegen den (trotz seinem minderwertigen Stil) großen Karl May ist oft der Vorwurf erhoben worden, er sei garnicht in den fernen Landen gewesen, die er so überzeugend und getreulich schildert. Abgesehen davon, daß dieser dumme Vorwurf allerhand für die dichterischen Qualitäten des Radebeuler Globetrotters beweist, — abgesehen davon erfüllt es mich mit Genugtuung, zu wissen, daß Old Shatterhand keine Zeit gehabt hat, den reisigen Sachsen zu repräsentieren. Ich garantiere dafür, daß Winnetou ehebaldigst gelernt hätte, „Laadschn" zu sagen statt Mokassins und „Eifrdimmich" statt eines indianischen Fluches.

Wo der Bayer „Himmelherrgottsackerament!" schreit, flötet der Sachse „Eifrdimmich!". Das nebenbei.

Auf dem Globus sind, meine ich, genügend Sachsen in Jägerhemden und mit obligatem Patent-Huthalter herumgekraxelt, um ganz Deutschland vor der auswärtigen Menschheit zu kompromittieren.

In Venedig, an einer etwas allzu ansichtskartenhaften Partie des Canale grande stand ein Fremdling und pastellierte. Ein Ehepaar schritt vorüber. Die frischgebackene Gattin machte Halt und schlunzte auf die Staffelei. Dann sockte sie dem Gebieter nach und rief strahlend: „Ehrich! Das iss awwr braggdsch! Dähr mahld sj seine Andängkn sellwr!"

Hundert Beispiele könnte ich erzählen, wo Landsleute bewirkten, daß man an ihrer Statt sanft errötete

Jawohl, die Sachsen haben sich systematisch lächerlich gemacht. Nicht nur reisenderweise und auf legalem Wege, sondern auch hintenherum. Edwin Bormann, Georg Bötticher und der Erfinder des Partikularisten Bliemchen sind Jahrzehnte hindurch am Werk gewesen, und sogar der Bajuvare Ludwig Thoma griff hin und wieder auf den Trick, sächsische Barchentgemüter zu lüften, zurück. Daß Theodor Thomas Heine ein Sachse und als solcher imstande ist, seine Landsleute weithin sichtbar am Galgen unfreiwilliger Komik aufzuhängen, erhellt aus mancher Zeichnung des alten „Simplicissimus". Was mich betrifft, so bin ich nie darauf ausgegangen, die Sachsen um billigen Gelächters willen zu verhöhnen, vielmehr das Typische (zum erstenmal) in richtiger Schreibweise festzuhalten.

Hingegen die sächsischen Komiker mit ihrem Knaatsch! In jeder Stadt, in jeder Stadt Deutschlands — von Königsberg bis

Düsseldorf, im Weinkabarett wie im Bummslokal — tritt unablässig der beste sächsische Komiker auf und nennt sich stolzschlicht ein Unikum. Rund vierhundert sächsische Unikümer existieren, auf Applaus und Geschäft hurtig bedacht, und auch Junghähnels Dresdener Komiker-Plantage ist manche saftige Nummer entsprossen; allen voran der unerreichte Paul Beckers, der sich leider in breitgewalzten Szenen verplempert, statt konzentriert zu arbeiten.

Der sächsische Knaatsch ist in Deutschland weiter verbreitet als Lao-Tse und unserblicher denn Yohimbindranath.

Vielleicht bildet er einen Bestandteil unseres Volkes.

Die Gegend möchte ich gezeigt bekommen, die es wagte, eine Stadt Kötzschenbroda zu betiteln. Oder Wurzen, oder Potschappel.

Das sind keine Städte.

Das sind Zustände.

Ich mache mich anheischig, zu beweisen, daß man einem in Kötzschenbroda oder in Wurzen geborenen und daselbst ansässigen homo sapiens anmerkt, in welchem Maße er aus Kötzschenbroda oder aus Wurzen ist.

Man spreche einmal den Namen „Wurzen" oder den Namen „Kötzschenbroda" langsam und bewußt aus, Buchstaben um Buchstaben auf der Zunge schmelzen lassend! Eines palmströmartigen Lächelns wird man sich schwerlich erwehren. Ingleichen ist die Sächsische Schweiz ein unwahrscheinliches Dessin. Sie besteht aus Papiermaché mit erschütternd dürftiger Wasserspülung.

Wie der sächsische Charakter.

*

August der Starke hat sich zwar redlich bemüht: daß jedoch die gegenwärtig lebende Bevölkerung Sachsens ausnahmslos von ihm abstamme, ist eine tendenziöse Aufbauschung.

*

Letzten Jänner fuhr ich, da die Straßenbahnen brach gelegt waren, eine Zeit lang allmitternachts gemeinsam mit dem Schauspieler Fritz Reiff in einer Taxe vom Alten Theater bis zur Kronprinzenstraße. Und immer waren wir aufs neue gespannt, was der Droschkenkutscher verlangen werde. Es war ständig eine unerwartete Summe. Einmal achtundzwanzig, einmal sechsunddreißig Mark fünfundsiebzig, ein drittes Mal zweiunddreißig Mark dreißig.

Schließlich fragten wir, wie eigentlich das Resultat errechnet werde.

„Das iss ganz eefach, „verkündete der biedere Fuhrmann, „de Daxe werd mulldeblidzierd, unn dann gimmd ähm noch ä Zuhschlahch drzu."

„Warum bezahlen wir denn aber nicht jeden Abend die nämliche Summe?"

„Was ähm de Uhr zeijjd!"

„Ja, die Taxe müßte doch bei gleicher Strecke und bei gleichem Tempo immer dasselbe zeigen!"

Der Onkel auf dem Bock, nach einer Pause, außerordentlich loyal, doch mit belehrender Nuancierung: „Ä! Unsere Uhrn gehn doch alle nahchn Monde!" —

Die Leipziger Droschkenkutscher sind Sachsen von reinstem Pleiße-Wasser. Sie haben weder die süddeutsche Hämorrhoidalität, noch die Berliner Keßheit. Und dennoch von beiden Sorten ein Quentchen. Siehe Schulatlas! Sachsen ist nicht Fisch und nicht Fleisch. Es ist zwischig.

Kompott mit Mayonnaise.

*

Theodor Käsebier, Zigarren und Zigaretten (direkter Import), dampft von Hamburg gen Amerika.

Er ist vorn am Bugspriet (oder wie das heißt) befindlich und schaut sich die Geographie an.

Da gibt es eine Explosion und das Achterteil des Schiffes sackt weg.

Sodann das Mittelteil.

Nur das Bugspriet bleibt übrig. Mit dem Zigarrenhändler Käsebier. Die Wogen trauen sich nicht recht an den Sachsen.

Zuguterletzt geht auch das Bugspriet mit (sozusagen) Grundeis. Und im selben Augenblick, wo Käsebier von den mißtrauischen Fluten hinweggespült wird, sagt er kleinlaut und mit elegischer Ruhe: „Eejndlich wolldj mich ja frbrenn lassn . . ."

Und sackt weg.

*

Der sächsische Stoizismus ist ein Stoizismus ohne Fonds, ohne Doppelboden, ohne Rückwand.

Man kennt ihn aus einem erlauchten Zitat.

Als die glorreiche Zeit vorüber war und u. a. Friedrich August abdanken mußte, brummelte der Geenij: „Da solln se ihrn Dregg allene machn.!"

Ein typischer Ausspruch. Der Zigarrenhändler Käsebier oder der Grünewarenmann Pippig hätte in ähnlicher Situation dieselben Worte von sich gegeben. Und Fritz Viehweg auch. Und ich auch.

*

Vor Jahr und Tag ward ein Denkmal des Königs Georg enthüllt, ein Reiterstandbild, das den Landesferschten halbnackt zeigte.

August äußerte: „Ich hahwe ja mein seeljn Fahdr in dn frschiednsdn Siddwazjohn gesähn; awwr dassr Fährde in de Schwemme geriddn hadd, das iss mr nei."

Die sächsische Manier, sich banal einzustellen, kann wie Mutterwitz wirken, ist jedoch nichts als Mangel an Ernst, an Sachlichkeit, an Ehrfurcht.

*

Luwise war durchgebrannt, da brachten die angestammten Dresdener ihrem damaligen Grohnbrinzen die stürmischsten Ovationen. August trat auf den Balkong. Guckte sich das Vulk an.

Ein Adjutant wies darauf hin, welch erhabenes Gefühl es sei, die Herzen der Landeskinder für sich schlagen zu wissen.

August winkte ab.

„Ich duhe dähn Leidn bloß leid!"

*

Während des Krieges besichtigte er das Lazarett am Nordplatz zu Leibzj. Ließ sich einzelne „interessante" Verletzungen erklären.

Sooft ihm besonders schwere Wunden gezeigt wurden, nuschelte er, in tiefes Staunen verstrickt:

„Großaardj . . . . großaardj!"

*

In Plauen fand die Einweihung einer Brücke statt. Bürgermeister, Honoratioren, Kriegervereine, Ehrenjungfern.

Der Geenij naht.

Stellt sich vor die Front und schlägt sein H_2O ab.

Hat vergessen, was los ist.

Wird informiert.

Aha, die Brücke!

Setzt sich in Positur.

Sagt: „Na, da wolln mr mah driwwr loofn!"

*

Aus den Histörchen, die über unseren verflossenen König im Schwange sind, ließe sich Sachsen beweisen.

Denn Friedrich August war die Inkarnation des Sachsentums, und falls er die Aussprüche, die ihm untergelegt werden, garnicht getan hat, so erhellt doch aus Verbreitung und Verbreitetheit exköniglicher Anekdoten, wie sympathisch den Landeskindern eine Verschmelzung ihrer Idealfigur (weißer Gips) mit der leibhaftigen Person (purpurwangig) war.

Der Markthelfer Adolf Leichsenring, der unzweifelhaft hie und da Hemmungen verspürt, hätte sich in diversen Lagen just so unfeierlich benommen wie der König, der Hemmungen nicht zu verspüren brauchte.

Emil Rosenow zerrt in seinem „Kater Lampe" die sächsische Psyche mit schonungsloser Liebe ans Rampenlicht. Kein Winkelchen, das nicht erleuchtet würde. Zum Schauern prächtig liegt das Panorama sächsischen Innenlebens ausgebreitet: Feigheit, Bequemlichkeit, Wille zur Verträglichkeit, Klatschsucht, Gemütlichkeit, Ungemütlichkeit, Schläue, minutenlange Genialität.

Wer des gründlicheren hinter die Kulissen des Sachsentums zu spähen begehrt, sei auf meinen einschlägigen Roman „Tyll" (Kurt

Wolff Verlag) sowie auf meine „Sächsischen Miniaturen“ (Paul Steegemann Verlag) verwiesen.

*

Jawohl, mir Sachsen sein gemiedlich.

Aber dabei falsche Luhdrsch.

Wir sind neugierig, haben keinerlei Sinn für Distanz, profanieren das Erhabene, ziehen dem Pathos den Frack aus, sind scheißfreundlich, sind indiskret, können den Schnabel nicht halten und behaupten hinterdrein ganz arglos, es sei nich beese gemeint gewesen.

*

Dem Kastellan einer Leipziger Bühne verdanke ich die Symbolisierung meiner Landsleute.

Nämlich: Der Mann hat seine Dienstwohnung im Theatergebäude. Und wird von früh bis spät von unerwünschten Besuchern belästigt.

Bis ihm die Geduld riß.

Unter Aufbietung von Kalligraphie verfertigte er ein sauberes großes Schild und hängte es vor seine Tür.

Auf dem Schilde stand zu lesen:

BITTE NICHT EINTRETEN!
BISSIGER HUND!

Die listige Drohung, daß ein zur Tollwut geneigter Köter jedwedem Eindringling an die Waden fahre, mußte schleunigst wettgemacht werden durch Hinzufügen eines versöhnlichen „Bitte“.

Der Sachse strotzt von Gutmütigkeit.

Gutmütigkeit ist die Karikatur der Güte.

Und die sächsische Gutmütigkeit schließt keineswegs aus, daß ein Hundeviech, an dessen Existenz niemand so recht glauben mag, plötzlich aus dem Hinterhalt springt und dir an die Krawatte fährt.

Und so du hinstürzest und blutenden Hauptes am Boden liegst, wird dir wärmstens versichert, es sei nich beese gemeint gewesen.

*

Wenn du zum Sachsen gehst, vergiß die Peitsche nicht!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Juniwoche

Bis diese Zeilen im Druck erscheinen, ist der parlamentarische Kampf um die Umlage wahrscheinlich beendet, — eine Mehrheit wird sich wohl doch noch zusammenfinden. Fraglich bleibt dann nur noch, ob die Regierung auch stark genug zum Vollzug des Gesetzes sein wird; und das ist bei der unerhörten Propaganda, die unter den Bauern betrieben worden ist, viel weniger sicher als man wünschen möchte. Im Grunde genommen entstellt es die Sachlage natürlich, wenn man behauptet, es gehe hier prinzipiell um „freie" oder „Zwangswirtschaft". Es geht um den Preis, um weiter nichts. Aber das Wort „Zwangswirtschaft" ist ja nun einmal zum Popanz gemacht worden, und nichts putscht die Gemüter mehr auf als mannhafter Kampf und Agitation wider ihn. In fünfhundert Kreisblättchen und hundert Stadtzeitungen wird auch diesmal wieder darauf geschimpft werden — im selben Augenblick, in dem die Berufsorganisationen dieser Meinungsbildner in einer Frage, die sie selbst angeht, — nämlich in der Papierfrage — verzweifelt nach Rückkehr zur Zwangswirtschaft rufen. Es ist eine kleine Illustration zu der ekelhaft verwüsteten Manier, mit der jetzt in Deutschland über Wirtschaft geredet wird! Die Zeitungen untergraben mit ihrem Schimpfen geflissentlich die psychologischen Voraussetzungen behördlich regulierter Notstandswirtschaft; wenn sie ihren Willen endlich durchgesetzt und böse Erfahrungen gesammelt haben, schimpfen sie noch einmal, daß die Regierung ihrem Willen nachgab; gleichzeitig schimpfen sie aber auch, daß diese selbe Regierung, erschreckt eben von früheren Erfahrungen, in noch wichtigeren Berufszweigen nicht das nämliche System aufgeben will, dessen Wiedereinführung sie in ihrem eigenen doch fordern. An diesem Wesen wird Deutschland genesen!

Nachwort zum Problem des Fremdenverkehrs: Ihr habt es also glücklich verstanden, sie hinauszuekeln! In der bayerischen Kammer bringt ihr jetzt einen Antrag ein, daß der Fremdenstrom ausgeblieben ist und was die Regierung zu tun gedenke. Sie gedenkt gar nichts, laßt's euch nur gesagt sein, — weder die bayerische, noch die preußische, noch die des Reiches! Wenn sie was gedächte, hätte sie's schon vor Monaten bewiesen. Sie hätte etwas von der Art der Vorschläge getan, die seit dem Herbst vorigen Jahres immer wieder hier wiederholt wurden: Erlaß einer offenen und gemeinnützigen Währungsausgleichabgabe, die niemand zu ent-

richten sich geweigert haben würde. Aber eure Hoteliers haben erklärt, daß sich das nicht machen läßt; und die Hoteliers waren stärker als die Vernunft. Sie haben in die eigne Tasche hinein Valuta ausgeglichen, und das ließen die Fremden sich nicht gefallen. Namentlich der Mittelstand nicht, der in diesem Jahre Deutschland zu besuchen bereit war. Jetzt wird auf den amerikanischen Paßstellen vor dem Besuche Deutschlands gewarnt. Jetzt sind in Holland, Dänemark und Schweden die Blätter vom deutschen Nepp erfüllt. Und jetzt wollt ihr, daß man den „übertriebenen Gerüchten entgegentrete"? Jetzt schlagen eure Bäder Plakate an: „Keineswegs überfüllt?" Ihr seid versöhnend kindliche Epimetheuse. Deutschland konnte in diesem Sommer einige hundert Goldmillionen einnehmen; ihr brauchtet aber notwendiger einige tausend Papierfetzen. Deutschland konnte zahllose Freunde gewinnen; euch war es lieber, in der ganzen Welt verschrien zu werden! Die Sorge ums Fremdenproblem sind wir los. Im nächsten Jahr gibt's kein Fremdenproblem. Da bleiben wir hübsch unter uns zusammen und spielen mit der Zahlungsbilanz!

Politik in der Wirtschaft hat immer etwas Rührendes. Es gehört eine rührende Naivetät zu dem Glauben, daß die Leute ihr Geld nicht an den Ort des größten Verdienstes, sondern der größten Überzeugungstreue tragen werden! Doch gibt es wirklich solche Naivetät! Und sie findet sich, wie manche andre, in der guten „Deutschen Tageszeitung", — wenn auch ausnahmsweise im Inseratenteil. Da ergeht eine Aufforderung an Rittergutsbesitzer, Landwirte, Industrielle und Offiziere, die Referenzen aus nationalen und christlichen Kreisen beibringen können, sich an einer Deutsch-ungarischen Großbank zu beteiligen. Als besonders lockend wird in dem Inserat mitgeteilt, daß hohe deutsche Offiziere, die sich während und nach dem Kriege um ihr Vaterland verdient gemacht hätten, auch im zukünftigen Deutschland ihren Mann zu stellen gedächten, weshalb sie auf die Leitung der Bank einen entscheidenden Einfluß ausüben würden. Diese Generale sind sicher nach Verdienst populär. Aber ob sie populär genug sein werden, eine Großbank zu starten, erscheint offenbar nur ihrem eigenen schönen Selbstgefühl nicht zweifelhaft. Vorerst vertrauen selbst höchste Standesgenossen ihre Sparpfennige lieber Grusser Philippsohn als der Deutschvölkischen Bank an. Und so lange sich, wenn es um ernste Dinge geht, Wilhelm II. noch vom Rechtsanwalt Lubzinski, Jagow vom Justizrat Grünspach und mancher andere Parteifreund vom Doktor Alsberg sekundieren lassen, so lange ist wenig Hoffnung dafür gegeben, daß Deutsch-Ungarn im zukünftigen Deutschland seinen Mann wird stellen können.

I.

Die Großbanken haben ihre Abschlüsse jetzt veröffentlicht, und die Zeitungen haben ihre Kommentare dazu gegeben.

Daß es bei der Flüssigkeit des Wertmaßes Mark nicht gerade leicht ist, aus den Zahlenkolumnen der Bilanzen sich ein zutreffendes Bild zu destillieren, ist auch an dieser Stelle schon hervorgehoben worden. Trotzdem kann nicht gerade behauptet werden, daß die Bilanzanalysen der Presse alle Betrachtungsmöglichkeiten erschöpft hätten.

Für gewöhnlich hörten sie sogar gerade da auf, wo sie ihren Witz recht eigentlich erst hätten entfalten sollen. Nämlich erstens: vor dem Vergleich mit der Friedenszeit. Und zweitens: vor dem Vergleich der Institute untereinander.

Nur eine einzige deutsche Zeitung, die man kaum erst beim Namen zu nennen braucht, hat den letzteren ernsthaft durchgeführt. Eine andere, ebenfalls einzige, hat für den ersteren wenigstens das Material — wenn auch ohne Folgerungen — den diesjährigen Zahlen zugefügt. Im übrigen überall das übliche Gerede, — rasch hingeworfen, ohne System, ohne Lichter auf Vergangenheit und Konkurrenz.

Das Versäumte in einiger Hinsicht wenigstens nachzuholen, soweit der Raum es eben gestattet, sei Aufgabe dieser kleinen Betrachtung.

II.

Die Deutsche Bank, die als Beispiel gewählt sei, weist für 1913 und 1921 folgende wesentliche Abschlußposten auf:

		1913 (Mill.)	1921 (Mill.)	Veränderung in %	Bemerkungen
Eigenkap.	Aktienkapital	200	400	+ 100 %	Reserven in % des Akt. Kap.
	Reserven	110	450	+ 309 %	1913: 55 %; 1921: 112,5 %
	Summa	330	850	+ 160 %	
Verbdlk.	Akzepte, Schecks	299	218	— 27 %	Verbindlichkeit in % des Eigenkapitals
	Fremde Gelder	1680	38617	+2200 %	
	Summa	1979	38835	+1862 %	1913: 600 %; 1921: 4569 %
Aktiva	Bar- und Bankguth.	189	5342	+2700 %	Flüssige Aktiva in % der
	Wechs., Schatzanw.	639	24244	+3700 %	Verbindlichk. (Liquidität):
	Schatzanw., verz.,	110	33	— 70 %	1913: 71 %; 1921: 79,7 %
	Effekten	51	124	+ 143 %	Wechs. in % d. fremd. Geld.:
	Reports, Lombards	233	302	+ 30 %	
	Warenvorschüsse	217	1022	+ 370 %	1913: 38 %; 1921: 63 %
	Sum. d. flüss. Aktiv.	1439	31067	+2055 %	Debitoren in % d. Eigenkap.
	Debitoren	638	8679	+1262 %	1913: 193 %; 1921: 1020 %
	Beteiligungen etc.	136	219	+ 61 %	Beteiligung i. % d. Eigenkap.:
					1913: 41 %; 1921: 29 %

Die Gegenüberstellung dieser beiden Abschlüsse, namentlich die Spalte „Veränderung in Prozenten", zeigt sofort die Verschiebung, die das ganze Bankgeschäft in den letzten Jahren erfahren hat.

Kapital und Reserven spielen überhaupt keine Rolle mehr. Sie haben sich insgesamt nur aufs 2,6 fache ihres letzten Friedensstandes erhöht; während die Passiven aufs 19,6 fache gestiegen sind. Diese Passiven, die sich im Jahre 1913 aufs 6 fache des Eigenkapitals beliefen, haben Ende 1921 das 45 fache überschritten.

Darunter ist der Posten „fremde Gelder" aufs 22 fache angeschwollen. Womit gesagt ist: die Depositen sind ungefähr mit der Geldentwertung gewachsen. Ebenso vermutlich auch die von der Bank in Anspruch genommenen Kredite. Dagegen muß auffallen, daß alle Positionen, die sich nicht auf die technische Vermittlungs-, sondern auf die wirtschaftbelebende Finanzierungsfunktion eines Bankinstitutes beziehen, in erstaunlichstem Maßstab hinter der Geldentwertung zurückgeblieben sind. Wachstum der Beteligungen z. B.: nur 61 % (gegen eine Geldentwertung von etwa 3000 %!). Wachstum der Warenvorschüsse: nur 370 %. Wachstum der Reports und Lombards: nur 30 %. Was geht aus dieser Feststellung hervor? Es scheint mir, unleugbar ganz einfach dies: daß die eigentlich wirtschaftsstimulierende Rolle der Bank zugunsten einer lediglich mechanischen Postscheckamt- und Maklertätigkeit stark ins Hintertreffen geraten ist! Das ist — obwohl sicher doch äußerst wichtig — bisher noch nirgends konstatiert worden und spricht doch beredt aus allen Ziffern!

Selbst der einzige Posten, der anderes anzudeuten scheint, — der Posten „Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen" — hat wenig mit Handel und Industrie zu tun. Der Geschäftsbericht stellt erläuternd fest (— warum scheut man aber die klare Trennung in der Bilanz? —), daß dieser Posten „noch immer im wesentlichen Reichsschatzanweisungen umfaßt". Es liegt also im Grunde eine Finanzierungstätigkeit vorwiegend für das Reich vor —: der Posten „Wechsel", der im Jahre 1913 nur 38 % der fremden Gelder auffraß (und damals waren es überwiegend Handelswechsel!), erfordert heute 63 % (und heute sind es „im wesentlichen" Reichswechsel!).

Kommt dazu — worauf teilweise auch die erhöhte Liquidation zurückzuführen ist — eine viel stärkere Bereitstellung von Zahlungsmitteln in Bar, in Sorten, Kupons und Bankguthaben (1913 waren es nur 9 %, jetzt sind es 13 % der Verbindlichkeiten), so ergibt sich mathematisch und endgültig dies: die Mittel, die der Privatwirtschaft zur Verfügung gestellt werden, sind weit knapper geworden als in Friedenszeiten. Kapital, Reserven und Verbindlichkeiten zusammen beliefen sich im letzten Friedensjahr auf 2309 Millionen; und davon waren nur 828 Millionen, also 35 % von den beiden Positionen „Bar und Bankguthaben etc." und „Wechsel etc." in Anspruch genommen; für die

übrigen Bedürfnisse der Privatwirtschaft blieben also 65 % frei (wobei aber, wie bereits bemerkt, auch die Wechsel schon größtenteils Handelswechsel waren). Jetzt aber zehren diese beiden Positionen allein 29 586 von 39 685 Millionen Gesamtpassiven auf; mit anderen Worten: 75 %. Und nur 25 % bleiben für die Befruchtung der Privatwirtschaft übrig!

Mit 65 % ihres Kapitals und ihrer Einlagen (und mit mehr noch, vergleiche die Position „Wechsel") diente die Deutsche Bank früher der Produktivwirtschaft; mit 25 % dient sie ihr heute! Und ganz ähnliche Feststellungen ergeben sich auch für die übrigen Großinstitute, wenn man ihre Bilanzen mit gleicher Methode durchprüft!

	9131				1921			
	Kapital und Passiven	Bar etc. und Wechsel etc.	Zur Verfügung (in % v. Kapital u. Passiv.)		Kapital und Passiven	Bar etc. und Wechsel etc.	Zur Verfügung (in % v. Kapital u. Passiv.)	
	(Mill.)	(Mill.)	für Bar und Wechsel	für andere Zwecke	(Mill.)	(Mill.)	für Bar und Wechsel	für andere Zwecke
Dtsche. Bank	2309	828	35%	65%	39685	29586	75%	25%
Discto.-Ges.	1196	378	32%	68%	22906	14749	64%	36%
Dresdn. Bank	1507	506	33%	67%	20364	12052	59%	41%
Darmst. Bk.	966	285	30%	70%	14808	7010	48%	52%
Com. u. Pr. Bk.	498	133	26%	74%	10273	3935	38%	62%

Noch einmal sei darauf hingewiesen, daß der Posten „Wechsel", der in Friedenszeiten überwiegend Handelswechsel umfaßte, das Bild noch zugunsten der Gegenwart verschiebt. Aber selbst unter dieser Trübung — die unvermeidlich ist, weil die Banken Reichsschatzscheine und Handelswechsel in ihren Bilanzen immer noch nicht gesondert aufführen — zeigt sich in allen Abschlüssen evident, wie sehr die dem Handel und der Industrie zur Verfügung gestellten, wirtschaftsstimulierenden Mittel in allen Instituten zurückgegangen sind.

Doch war der Rückgang nicht überall gleichmäßig. Bei der Deutschen Bank standen nur noch 25 % der Einlagen und des Kapitals dafür zur Verfügung (gegen 65 % im Frieden), bei der Diskontogesellschaft 36 (gegen 68), bei der Dresdener 41 (gegen 67), bei der Darmstädter 52 (gegen 70), bei der Commerz- und Privatbank 62 (gegen 74). Bei den kleineren Banken ist also der Rückgang nicht so beträchtlich wie bei den großen. So bestätigt sich mathematisch der bisher nur gefühlsmäßig aufgetauchte und von der Kritik nie untersuchte Eindruck: daß der Kontakt der Banken mit der eigentlichen Wirtschaft bei allen Aktieninstituten, steigend aber mit ihrer Größe, gegen früher scharf nachgelassen hat. Das ist eine äußerst wichtige Feststellung!

Es wird sich zeigen, ob sich gleich Wesentliches auch dann ergibt, wenn die hier angewandte Vergleichsmethode nicht nur auf den Status, sondern auch auf die Gewinn- und Verlustrechnung Anwendung findet. Das soll einem zweiten Aufsatz vorbehalten sein!

Dr. GERH. SCHACHER

DISKONTSÄTZE UND RENTENMÄRKTE

„Die Zeiten für internationale Anleihen sind günstiger als je."
(Aus dem Gutachten des Morgan-Komitees.)

Draußen, auf dem Weltmarkt des Geldes, können wir, wie auch auf manchen anderen Marktgebieten, gegenwärtig fast das genaue Gegenspiel unserer eigenen Verhältnisse betrachten: hier Inflation, dort Deflation; hier Geldknappheit, dort Flüssigkeit; hier ständige Erhöhung der Zinssätze, dort Ermäßigungen des Diskonts. Während in Deutschland, selbst bei schärfster Anspannung des Geldmarktes, die Industrie bei weitem nicht in der Lage ist, ihre Ansprüche zu befriedigen und von den Banken, selbst bei beträchtlichen Opfern, längst nicht genügend mit Krediten versehen wird, läuft man in der übrigen Welt den Anleiheschuldnern geradezu nach.

Die neuerliche Herabsetzung des Diskontsatzes der Bank von England liegt ganz und gar auf der Linie dieser Entwicklung. Das Überangebot von Geld wird auch dadurch nicht verringert werden. Die erste und wohl wichtigste Folge trat jedoch in einer neuen Befestigung der internationalen Anlagemärkte in Erscheinung; und man geht, vom deutschen Standpunkt aus gesehen, gewiß nicht fehl, wenn man die Tatsache, daß die deutschen Titres infolge des Scheiterns der Anleihe nicht noch weit schärfere Kurzstürze erlitten haben, mit dem wiedererwachten Interesse für Rentenwerte jeder Art begründet.

In der Tat waren die deutschen Reichsanleihen an den Auslandsmärkten bisher ein Stiefkind dieser Bewegung. Daß eine Finanzautorität vom Range Morgans vor kurzem nun erklärt hat, die deutschen Finanzen und somit die deutsche Währung seien unter den jetzigen Verhältnissen unsanierbar, hat nun wieder aufs neue diejenigen Kreise abgeschreckt, die unter Benutzung der günstigen, vom Morgan-Komitee ebenfalls klar zugegebenen Verhältnisse für Rentenwerte überhaupt, auch für die deutschen Titel Interesse hätten nehmen und wecken können. Schon heute stehen die Anleihen bankerotter oder nahezu bankerotter Staaten — man denke nur an die Türkei! — mehrfach so hoch, wie die 3 %igen deutschen Renten, die man vor dem Kriege den ersten Standardwerten des Anleihemarktes zuzählen durfte!

Von der Flüssigkeit des internationalen Geldmarktes profitieren wir also nichts. Eine der wenigen Folgen für uns liegt darin, daß das Ausland seit Wochen mit zähester Ausdauer die spärlichen, noch in deutschem Besitz befindlichen (dereinst mit gutem deutschen Goldgelde bezahlten) Rentenwerte fremder Staaten in Berlin und Frankfurt aufkauft. Wenn die Börse sie ihnen etwas verteuert, so ist das, von einem höheren Gesichtspunkt gesehen, nicht einmal unpatriotisch zu nennen.

GLOSSEN

SEINE GRÖSSTE ÜBERRASCHUNG

Der intime Kreis war in ein intimes Gespräch hineingeraten, man sprach über ungereimte Erfahrungen, über unerwartete Einblicke.

„In der Eisenbahn“, sagte langsam, zögernd Hartmann Klerodt, „hatte ich einmal die größte Überraschung meines Lebens. Ich habe sie noch nie erzählt . . ., d. h. nur meiner Frau . . ., so etwas ist nicht recht zum erzählen, es war, gewissermaßen, eine Liebesgeschichte.“

Diese Ankündigung war uns auf jeden Fall glattweg überraschend. Obwohl Hartmann Klerodt ungewöhnlich gut aussieht, vermutlich, Genaues weiß man nicht, mancherlei novellistische Episoden verzeichnen könnte, ist er, leider, auch nicht im Geringsten autobiographisch veranlagt.

„Außer mir“, erzählte er nun, ruhig und bedächtig, „waren im Abteil einige Herren, in der Ecke saß eine Dame; vielleicht Ende der Zwanzig. Sie war sehr hübsch, aber noch ungewöhnlicher war ihre seltene Distinktion, ihre entzückend ruhige, leise Eleganz. Das war der stärkste Eindruck. Ganz gewiß lag ihr an keiner Gesprächsanknüpfung mit einem fremden Herrn. Der gegenübersitzende Herr und ich kamen jedoch ins Gespräch und zwar in ein sehr lebhaftes, auch ungewöhnliches, da es, sozusagen, Fragen der Weltauffassung, des anständigen Handelns berührte. Wir waren beide sehr bei der Sache, ich glaube es war eine recht angeregte Unterhaltung, wenigstens hörten die übrigen aufmerksam zu. Nachher vertiefte aber jeder sich wieder in seine Zeitung oder sein Buch oder seine Geschäftspapiere. Als ich einmal nach dem Fenster hinsah, merkte ich, daß die Dame mich forschend, nachdenklich betrachtete, (natürlich hoffte ich, daß ich mich im Wortgefecht nicht allzu töricht benommen hätte).

Es wurde Abend, der Schaffner durchlochte die Karten. Es zeigte sich, daß die Dame ebenfalls in Wiesbaden aussteigen wollte. Ehe wir hineinfuhren, bat ich sie, ihr Handgepäck mit herausnehmen zu dürfen; sie nickte dankend und wortlos, ich hatte noch nicht ihre Stimme gehört. Als ich mit ihrem und meinem Handgepäck an der Ausgangstür des Zuges stand, trat sie hinzu und sagte mir leise, aber deutlich jedes Wort unterstreichend: „Ich übernachte in der Rose.“

Ja, da war ich so fassungslos überrascht, daß mir die Sachen fast aus den Händen glitten, daß ich die Tür nicht aufbekommen konnte. Ich gab ein fast unmerkliches Zeichen des Verständnisses mit den Augen — natürlich war es kein Zwinkern, war ehrfurchtsvoll, korrekt. Ich reichte ihr die Sachen in den Omnibus der Rose, nahm mir, so erschien es mir taktvoller, eine Droschke, langte früher an, wartete dort, im Hintergrund stehend. Sie trat ein, war im Büro bekannt, ich hörte ihren Namen, die Nummer ihres Zimmers.

Ich aß auswärts zu Abend, las anscheinend die Zeitung, konnte aber

die Sätze nicht begreifen, war erregt, konfus, ja befangen, wie der grünste Jüngling vor seiner ersten Erfahrung.

Nicht zu früh, aber auch nicht zu spät, hatte ich eine vollkommene Leere des Hotelflurs abgepaßt, hatte lautlos ihre Tür geöffnet, stand vor ihr. Sie sah noch weit schöner aus als im Reisekleid; nie habe ich einen Menschen so zittern gesehen, nie sah ich einen so rührend blaß; es war nicht die Unschuld des jungen Mädchens, aber die ebenso edle, eindrucksvolle der vornehmdenkenden Frau. Dreimal versuchte sie zu sprechen, dann erst fand sie Worte — aber es waren nur wenige. „Ich bin sechs Jahre verheiratet und bin kinderlos. Mein Mann wünscht sich sehnlichst Kinder, er grämt sich, er klagt sich an; mein Leben ist wertlos ohne ein Kind.“ . . . Dann hörte die unsichere Stimme auf, noch immer sah sie zu Boden.

Auch ich habe kaum gesprochen, ich stammelte nur ein paar Worte.“

Er hielt einige Sekunden an.

„Am nächsten Morgen schickte ich ihr, natürlich ohne Namensnennung, einen Strauß von — halten Sie mich nicht für sentimental — schneeweißen Blumen.

Ihren Wohnort hatte ich ermittelt, der Name ihres Mannes war mir, wie jedem in der Rheinprovinz, bekannt. Einige Jahre später hörte ich Näheres über das Paar. Nach einer Aufsichtsratssitzung kam die Rede auf die Beiden; man sprach von der schönen Frau, jetzt ginge es ja auch mit der Ehe vorzüglich, jetzt sei ja der Stammhalter da. „Seit wann,“ frug einer?“ „Seit“, er rechnete nach, „seit ziemlich genau vier Jahren.“ Auch ich rechnete nach, über den grünen Tisch gebückt, vor Freude glaube ich, errötend — es stimmte genau.

Dann habe ich im vorigen Jahr ihn und das Kind gesehen. Es war auf der Kölner Ausstellung. Mein Begleiter grüßte einen Herrn, nannte mir nachher seinen Namen; in den Ausstellungsräumen und nachher auf der Terrasse kreuzten sich oft noch unsere Wege, ich konnte ihn mir gut besehen. Er interessierte mich ja gar nicht, wohl aber der Knabe, ein hübscher Knabe, der so eifrig mit seinem Vater plauderte, der dessen Hand immer hielt. Der Mann muß es fabelhaft gut verstehen, mit Kindern umzugehen, oder es ist eben sein Glück. Meine drei Jungens haben mich, glaube ich, wirklich ganz gern, soviel ich weiß, billigen sie mich auch im Großen und Ganzen. Aber die drei schließen sich zu einem festen Ganzen zusammen, das sind sie, und ich bin „das andere“. Dieser Vater und dieser Sohn hingegen schienen eine Einheit zu bilden.

Sie habe ich nie wieder gesehen.“

Nach einer kleinen Pause frug einer. „Versuchten Sie denn wirklich nicht, irgendwie . . . anzuknüpfen . . . eine harmlose Begegnung wäre doch möglich gewesen?“ . . .

Hartmann Klerodt wandte sich kurz, ärgerlich zum Fragenden. „Habe ich mich denn so mangelhaft ausgedrückt? Sie war eine wirkliche Dame, eine überaus anständige Dame.“

Marie von Bunsen.

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

DER ARME KRONPRINZ

Eine denkende Frau schreibt dem „T.-B.“:

Seitdem das gefühlvolle Buch des Kronprinzen erschienen ist (die Einsenderin meint die in Rosners Gartenlaube geschriebene Fälschung. Anm. des „T.-B.“), höre ich in meiner Umgebung fortwährend Seufzer über das traurige Geschick des Kronprinzen, der auf seiner einsamen Insel, fern von Weib und Kind, leben müsse. Ich weiß nicht, ob das wahr ist. Ich kann nicht beurteilen, ob der Kronprinz Besuche empfangen kann und empfängt, ich weiß auch nicht, ob er dort als Mönch lebt, aber ich sage mir einfach folgendes: Würde denn die holländische Regierung verbieten, daß ihm seine Frau nachfolgt? Wenn seine bittere Einsamkeit so groß ist, dann könnte Kronprinz Wilhelm doch ebenso wie es sein Vater getan hat, seine Frau zu sich kommen lassen! Es scheint aber, daß die Melancholie der Einsamkeit ihm noch immer lieber ist als das Glück des Zusammenseins. Ob nun zwei Gatten glücklicher sind, wenn sie beieinander leben, oder wenn sie voneinander getrennt sind, das ist ihre Sache. Manche Leute lieben sich am innigsten, wenn sie sich sehr selten sehen. Wir armen Zuschauer und Leser bitten nur, daß man uns mit diesem sentimentalen Roman verschone, der ja durch einen einfachen Entschluß des Kronprinzen beendet sein könnte. Es können auch nicht Geldschwierigkeiten sein, die das Beisammensein verhindern. Erstens hat der Kronprinz selbst, wie im „T.-B.“ zu lesen war, mit seinen Erinnerungen ein paar Millionen verdient, dann hat sein Vater, wie jetzt bekannt wird, für sein Buch an die 80 Millionen Mark bekommen, dann hat die deutsche Güterverwaltung der Hohenzollern im vorigen Jahr 20 Millionen Reinverdienst gehabt, und es ist nicht anzunehmen, daß die Familienverhältnisse der Hohenzollern so tief verbittert und innerlich zerfressen sind, daß der alte Herr, so knapp er sonst den ältesten Sohn hält, zur Anwesenheit der Schwiegertochter gar nichts beisteuern würde. Diese rührselige Geschichte muß in der Nähe viel komplizierter sein, und man soll in Wieringen nicht glauben, daß wir deutschen Frauen auf jeden sentimentalen Roman hineinfallen.

Helene von Böhler

PHILHARMONISCHES

Rechtsanwält Ludwig Kempner teilt uns im Auftrage des Philharmonischen Orchesters mit, daß die in Heft 12 des „Tage-Buch“ in einem Brief an das „Tage-Buch“ ausgesprochene Vermutung, die Mitglieder des Philharmonischen Orchesters

hätten beschlossen, zum Nachfolger Nikischs keinen Juden zu wählen, falsch sei. Wir geben dieser bündigen Erklärung Raum, obwohl der Schreiber des Briefes an das „Tage-Buch" eine in musikalischen Dingen sonst wohl unterrichtete Persönlichkeit ist.

FILM-VOLKSBÜHNE

Es war naheliegend, daß der Volksbühne eine Gründung nachgeschaffen werde, die einem organisierten Publikum gute Filme zu wohlfeilen Preisen vorführen soll. Hätten die Freien Volksbühnen noch ein wenig Initiative, hätten sie die Unternehmungslust des privaten Unternehmers, so müßten sie sich längst des Gedankens und seiner Ausführung bemächtigt haben. Das organisierte Publikum für den Film ist ja überall da, in allen Gewerkschaftsversammlungen, in allen Genossenschaften, in allen Gesangs- und Unterhaltungsvereinen. Es ist auch bis in den kleinsten Ort der Vorführungsraum für den Film da, nämlich der Saal des Gewerkschaftshauses oder der politischen Zentralen. Fehlt nur die frische Initiative, die lebendige Kraft zur Sammlung. Nun, die Volksbühnen sind sehr große, leider aber auch sehr unbewegliche Organisationen geworden und an ihrer Spitze stehen mittelmäßige Leute; Mittelmaß an Geschmack, Mittelmaß an Energie. Sie sahen die große Aufgabe kommen und waren jedenfalls zu müde oder zu träge, frisch zuzugreifen.

Nun hat sich im Berliner Gewerkschaftshaus ein Verein „Volksfilmbühne" gebildet, der die „Schaffung und Verbreitung hochwertiger Filme" für das werktätige Volk zum Zwecke hat. Er ist nach dem Vorbild der Volksbühnen organisiert und sein Haupt besteht aus einem Verwaltungsausschuß und einem Kunstauschuß. Unter den Leuten, die in den Kunstausschuß gewählt wurden, vermißt man den produktiven Film-Könner, der die Sache in Schwung bringen könnte. Schon in der eigentlichen Volksbühne hat sich der „Kunstausschuß", in dem die trivialen Julius Babe über Güte oder Mattheit eines Kunstwerks abstimmten, wenig bewährt. Diese Dutzendästheten haben dazu geführt, daß die Volksbühne bloß „theatralische Konsumgenossenschaften" wurden und daß ihnen jede Belebung der Produktion, jede natürliche Einwirkung auf die Produktion versagt blieb. Um einen schöpferischen Volksbühnenleiter hätten sich die jungen Dichter geschart. Würde dieser langweilige Kunst-Bürokratismus auf die Film-Volksbühne übertragen, wäre das der Tod der jungen Bewegung, die an sich förderungswürdig und begrüßenswert wäre. Gelänge es durch erzieherische Kraft der Ar-

beiterbewegung eine starke Strömung gegen den Schundfilm zu erzeugen, so müßten sich alle kunstfreudigen Elemente des deutschen Films der jungen Bewegung anschließen. Aber soll es zu einem nennenswerten Resultat kommen, so braucht diese Bewegung einen Kopf, der ihr mit Leidenschaft, mit Einfällen und mit Energie dienen soll — einen Kopf, daneben, in Gottesnamen, auch einen Vereinsausschuß. Diesen notwendigen produktiven Kerl suche man mit der Laterne und räume ihm dann einen möglichst selbständigen Wirkungskreis ein. Mit der Lauheit und Flauheit langweiliger Ausschüsse wird dieses famose Werk nicht getan werden — im Film noch weniger als auf dem Theater, denn das Theater ist eine alte Dame, mit Spielplan-Vergangenheit, der Film aber ist jung, lasterhaft und ausschweifend. Wer ihn bezwingen will, muß selber jung sein und strotzend von Energie.

ULLSTEIN UND S. FISCHER

Zu der Erörterung Stilke-Ullstein im letzten T.-B. (Heft 24) wird uns mitgeteilt, daß zwischen dem Verlag S. Fischer und Ullstein Besprechungen über eine Kombination mit dem (Ullstein gehörigen) Propyläenverlag stattgefunden, jedoch zu keinem Resultat geführt haben.

KÜNSTLER-ANEKDOTEN

STREIK DER ANDEREN

Bei einem Abendessen soll Max Liebermann der achten oder neunten Frau eines berühmten Musikers vorgestellt werden. Aber Liebermann sträubt sich: „Ach nee, hören Sie, die 'überspring' ick."

DER STURZ

Richard Strauß erzählt gern folgende Geschichte: Eines Tages kommt Paderewski zu Clemenceau, um sich ihm als Präsident der polnischen Republik vorzustellen. Clemenceau empfängt ihn ungemein liebenswürdig: „Oh, ich freue mich, den großen Meister des Klaviers kennen zu lernen." Paderewski erwidert etwas verschnupft: „Nein, mein Herr, ich bin der Präsident von Polen." Clemenceau sieht ihn an und erwidert unbeirrt: „Welch ein Sturz!"

AN DIE LESER

Der Abonnementspreis des T.-B. muß ab 1. Juli auf

M. 50,—

fürs Vierteljahr erhöht werden. Der Abonnent fährt noch immer wesentlich billiger als der Käufer des Einzelheftes. Eine Zahlkarte liegt dem Hefte bei.

Die Verwaltung des T.-B.

INHALT DES LETZTEN HEFTES:
(Heft 24):

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des Verlages H. Haessel, Leipzig, „Für Reise und Ferienzeit" und ein Prospekt des Verlages Eugen Diederichs in Jena „Vom neuen Werden in Rußland" bei.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39.